

**Lukas Geddert**



**Pruden mitten in der Welt**

**Ein Dorf im Schäßburger Stuhl  
in Siebenbürgen**

## **PRUDEN – MITTEN IN DER WELT**

**Der Titel ist eine Abwandlung der von Josef Haltrich in seiner Schrift  
ZUR VOLKSKUNDE DER SIEBENBÜRGER SACHSEN,**

**Verlag Carl Graeser, Wien 1885 festgehaltenen Aussage:**

**„Pruden hat das beneidenswerte Glück, mitten in der Welt zu liegen und ist eines  
der ältesten deutschen Dörfer im Lande.“**



**Pruden 1946**

**PRUDEN  
MITTEN IN DER WELT**



# **PRUDEN MITTEN IN DER WELT**

## **Eine deutsche Gemeinde im Schäßburger Stuhl in Siebenbürgen**

Herausgeber:  
**Lukas Geddert**

Beiträge von:

**Hannelore Baier, Hermann Baier, Michael Bloos, Andreas Botschner, Sofia Botschner, Michael Dengel, Dagmar-Herta Geddert, Lukas Geddert, Horst Göbbel, Rebekka Gross, Prof. Dr. Ing. Georg Gutt, Elfi Hartmann, Julius Henning, Helmut Höhr, Roland Hönig, Anna Junesch, Katharina und Johann Keul, Elke Krempels, Dr. Michael Kroner, Anneliese Kudlimay, Fritz Leutner, Rose Lingner, Mathilde Mattes, Pfarrer Johann-Eckehard Menning, Fritz Menning, Harald Nötzold, Gernot Nussbächer, Michael Paul, Wilhelm Paul, Nora Rehner, Richard Roth, Dr. August Schuller, Adolf Schuster, Hans-Werner Schuster, Alfred Tatter, Helmut Tatter, Gertrud Wagner, Johann Weprich, Sara Weprich**

Selbstverlag der Heimatortsgemeinschaft Pruden

Nürnberg 2009

Die Finanzierung und Drucklegung dieses Buches wurde von der Firma  
RINGFOTO GEDDERT-ZENTRALER REPARATUR-SERVICE FÜRTH  
gefördert.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**PRUDEN**  
**MITTEN IN DER WELT**  
Eine deutsche Gemeinde im Schäßburger Stuhl in Siebenbürgen  
Nürnberg 2009

**ISBN 978-3-00-027348-3**

Copyright c 2009 by Selbstverlag Heimatortsgemeinschaft Pruden  
Nürnberg 2009

Alle Rechte vorbehalten

**Herausgeber:**  
Lukas Geddert

**Beiträge von:**  
Hannelore Baier, Hermann Baier, Michael Bloos, Andreas Botschner, Sofia Botschner,  
Michael Dengel, Dagmar-Herta Geddert, Lukas Geddert, Horst Göbbel, Rebekka Gross,  
Prof. Dr. Ing. Georg Gutt, Elfi Hartmann, Julius Henning, Helmut Höhr, Roland Hönig,  
Anna Junesch, Katharina und Johann Keul, Elke Krempels, Dr. Michael Kroner, Anneliese  
Kudlimay, Fritz Leutner, Rose Lingner, Mathilde Mattes, Pfarrer Johann-Eckehard  
Menning, Fritz Menning, Harald Nötzold, Gernot Nussbächer, Michael Paul, Wilhelm Paul,  
Nora Rehner, Richard Roth, Dr. August Schuller, Adolf Schuster, Hans-Werner Schuster,  
Alfred Tatter, Helmut Tatter, Gertrud Wagner, Johann Weprich, Sara Weprich

**Redaktion:**  
Lukas Geddert – Dagmar-Herta Geddert – Horst Göbbel

**Bildernachweis:**  
Lukas Geddert und einzelne weitere entsprechend gekennzeichnete Fotos

**Layout:**  
Lukas Geddert – Dieter Wolff

**Gesamtherstellung:**  
Druckerei Schobert Nürnberg  
Inhaber Gerhard Adam  
Bullmannstr. 32, 90459 Nürnberg  
Telefon: 0911-440669  
E-Mail: [info@schobert-druck.de](mailto:info@schobert-druck.de)

**Vertrieb:**  
Lukas Geddert  
Höfener Str. 170  
90431 Nürnberg  
Telefon: 0911-317946  
E-Mail: [geddert@gmx.de](mailto:geddert@gmx.de)

## Inhaltsverzeichnis

	Zum Geleit .....	7
	Worte des Dankes	
1	Pruden in Siebenbürgen .....	21
	Geografische Einordnung - Pruden und seine Umgebung im Bild, Häuser - Friedhof	
2	Pruden einst und heute .....	93
	Aus der Geschichte Siebenbürgens und Prudens	
3	Prudens Bewohner .....	211
	Deutsche – Rumänen – Zigeuner	
4	Wirtschaft, Wohnkultur und Lebensart in Pruden.....	249
	Wohnkultur und Lebensart in Pruden Landwirtschaft - Feldbau - Weinbau – Obstbau – Gartenanbau – Viehzucht - Gewerbe - Handel	
5	Kirche und Schule in Pruden .....	302
	Kirche – Kirchengemeinde – Kirchliches Leben – Pfarrer in Pruden – Kindergarten – Schule – Lehrer	
6	Von der Wiege bis ins Grab – Brauchtum in Pruden .....	371
	Geburt – Taufe – Konfirmation – Verlobung – Heirat/Hochzeit – Beerdigung – Feste und Feierlichkeiten – Weihnachten und Neujahr – Fasching – Ostern – Pfingsten ...	
7	Aussiedlung der Deutschen aus Pruden .....	420
	Prudner in der Zerstreuung – Die HOG Pruden	
8	Denkwürdige Ereignisse – Wahre Begebenheiten – Lustige Geschichten – Heitere Erzählungen – Anekdoten – Persönlichkeiten – Verschiedenes.....	469
9	Vermächtnis und Ausblick .....	556
10	Quellenachweis .....	559



## Zum Geleit

Das Heimatbuch „Pruden, mitten in der Welt“ widme ich unseren Eltern, für die jüngeren Leser, unseren Großeltern, letztlich all unseren Vorfahren. Diese Menschen haben beispielsweise während des 2. Weltkrieges viel Leid ertragen müssen, nachher die Verschleppung nach Russland, wo sie unter unmenschlichen Bedingungen schufteten mussten. Nach der Rückkehr von Russland erwartete sie in der Heimat nochmals ein unbeschreiblich schweres Schicksal. Meine Familie etwa wurde, wie tausende andere siebenbürgisch-sächsischen Familien, besonders hart getroffen. Mein Vater ist bei Stalingrad gefallen, ich habe ihn gar nicht gekannt; von ihm ist mir nur ein Brief von der Front als einzige Erinnerung geblieben, von dem ich einen Auszug hier wiedergeben möchte:

*„Lieber Sohn, ich wünsche Dir viel Glück zu Deinem Namenstag, damit Du ihn noch viele Jahre bei bester Gesundheit erleben mögest. Wie ich ihn erleben werde - und wo - weiß der liebe Gott. Diesen Zettel sollst Du Dir aufbewahren, damit ich Dir später einmal sagen kann, wo wir unter unmenschlichen Bedingungen ausharren mußten.“*

Vielen Kindern ist nicht einmal ein Brief vom Vater oder von der Mutter geblieben.

Als 1945 meine Mutter mit den vielen anderen nach Russland verschleppt wurde, war ich noch keine 5 Jahre alt, ich kann mich trotzdem noch genau daran erinnern. Meine Mutter hatte einen Gitterkuchen für die Reise gebacken, von dem ich auch ein Stückchen abbekommen hatte. Eine letzte klare Erinnerung an diesen Tag.

Und noch ein Fall aus meiner Familie: Meine Frau, Dagmar, wurde sogar in Russland geboren. Ihre Mutter wurde auch verschleppt, obwohl sie nach den verkündeten Vorschriften nicht hätte fahren müssen, da sie im dritten Monat schwanger war und eine zweijährige Tochter noch zu Hause hatte. Die Leute wurden versammelt und wie das Vieh nach Elisabethstadt getrieben, die Kinder und Mütter weinten alle.

Für einige war dies ein Weg ohne Rückkehr!

In unserem Buch sind mehrere sehr emotionale Beschreibungen über die Deportation und die Russlandjahre vorhanden. Aus Pruden wurden die meisten Personen, die erst 17 waren, verschleppt. Aus einer Familie wurden sogar sechs Personen verschleppt.\* Nach der Rückkehr unserer Eltern aus Russland wohnten Zigeuner in ihren Häusern und unsere Eltern kriegten nur im günstigsten Fall ein Zimmer in ihrem Haus. 1957 wurden ihnen die Häuser vom Staat zurückgegeben. Sie befanden sich in einem desolaten Zustand, so mussten viele Renovierungsarbeiten vorgenommen werden, bevor man überhaupt drin wohnen konnte. In den Jahren nach 1970 begann langsam eine Aussiedlungswelle Richtung Deutschland zu rollen. In der Bundesrepublik angekommen, war die Anpassung für unsere Eltern etwas schwierig, die meisten kamen von kleineren Ortschaften, wo jeder jeden kannte, hier war alles plötzlich anonym. Meine Generation musste sich beruflich neu orientieren, anpassen

---

\* *Im Schlüsseldokument, dem Deportationsbefehl Stalins vom 16. Dezember 1944 wird lapidar befohlen „Mobilisierung und Internierung aller arbeitsfähigen Deutschen Männer im Alter von 17-45, Frauen im Alter von 18-30, die sich auf den von der Roten Armee befreiten Territorien Rumäniens, Jugoslawiens, Ungarns, Bulgariens und der Tschechoslowakei befinden, um sie zur Arbeit in die UdSSR zu transportieren.“ Zurückgestellt wurden in der Regel nur Schwangere, Frauen mit Kleinkindern, offensichtlich Kranke und Körperbehinderte. Der Anteil der Frauen überwog sehr stark (Günter Klein/Freiburg „Die Gründe für die Deportation. Ein Resümee“ Vortrag am 22.01.2005 im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg)*

und noch vieles lernen. Unsere Kinder sind hier zur Schule gegangen, somit war ihre Integration einfacher.

Ich bin stolz auf unsere Prudner und deren Nachkommen, diese haben sich hervorragend in Deutschland integriert und sind zuverlässige Bürger geworden, die tagein tagaus ihrer redlichen Arbeit nachgehen, gleichgültig welchen Beruf sie ausüben.

Ich hoffe, dass die Leser dieses Buches – insbesondere die Jüngeren – sich mit aller Kraft dafür einsetzen, den Frieden in unserem Land und in der Welt zu erhalten, damit solche Schicksale, wie die ihrer Eltern oder Großeltern, sich nie mehr wiederholen.

In diesem Buch habe ich absichtlich sehr viele Bilder verwendet, es war mir wichtig, die Ortschaft, die Kirche, den Friedhof, die Täler und Umgebung sowie die fleißigen Prudner ins rechte Licht zu rücken. Die ersten Fotos habe ich im Jahr 1976 aufgenommen, die anderen 1989 und im April 2008 bin ich extra nach Pruden gefahren, um neue Bilder einzufangen. Ich habe festgestellt, dass dies nicht mehr unser Pruden ist, das Pruden, das wir gekannt und geliebt haben. Wir müssen uns mit den Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, für die Kirche und den Friedhof einsetzen, soweit wie möglich alles noch zu erhalten, zu bewahren und zu pflegen. Die Bilder vom Buchumschlag hinten (innen) zeigen den Unterschied von Pruden zwischen den Jahren 1977 und 2008, dies erinnert mich an eine Perlenkette, in der die meisten Perlen fehlen. Sieht man außerdem die vielen jetzigen dunkelhäutigen Prudner, so stellt man fest, hier bin ich ein Fremder. Wir sind dankbar, dass wir alle

von der Bundesrepublik Deutschland aufgenommen wurden, so ist dies jetzt unsere neue Heimat, wo wir als freie Bürger leben und arbeiten können, und das ist gut so!

Ich bedauere sehr, dass unser Buch nicht früher erschienen ist. Es hat über 20 Jahre gedauert, bis es soweit gereift war. Leider können dies nur wenige Leute lesen, denen es gewidmet ist, denn viele weilen schon nicht mehr unter den Lebenden. Aber ihre Nachkommen sind da. Ich bin mir sicher, unsere Prudner werden von da oben mit einem weinenden und einem lachenden Auge zu uns herunterschauen und zufrieden mit dem Kopfnicken.  
Nürnberg, Februar 2009

Lukas Geddert



*OB Dr. Christoph Hammer verleiht Lukas Geddert die Goldene Ehrennadel der Stadt Dinkelsbühl - Mitte: Dagmar-Herta Geddert (28.11.2008)*

## Danksagungen

Mein Dank gilt allen, die mich bei der Erstellung dieses Buches unterstützt haben, sei es durch Beiträge die übernommen wurden oder durch ihre mündlichen Auskünfte und besonders möchte ich mich bedanken bei den Personen, die mir Bilder zur Verfügung gestellt haben.

Dank gebührt dem Initiator dieses Heimatbuches, Herrn Johann Tatter. Leider kann er dieses Buch nicht mehr in Empfang nehmen, da er viel zu früh verstorben ist. Herr Tatter war die treibende Kraft und hat als erster Material für dies Heimatbuch gesammelt. Auf seine Daten gestützt, haben wir den Inhalt zusammengestellt.

Herrn Hermann Löw sei hiermit ebenso gedacht, er hat sich bemüht, um uns Unterlagen aus dem Kirchenarchiv zu besorgen.



*Hier an meinem Arbeitsplatz entstand unser Prudner Buch  
Schnappschuss von Horst Göbbel (16.11.2008)*

Verschiedene weitere Beiträge wurden geliefert von: Rose Lingner, Roland Hönig, Dr. Michael Kroner, Hermann Baier, Hans-Werner Schuster, Sara Weprich, Michael Bloos, Nora Rehner, Johann Weprich, Elfi Hartmann, Michael Paul, Rebekka Gross, Hannelore Baier, Gernot Nussbächer, Helmut Tatter, Gertrud Wagner, Horst Leutner, Alfred Tatter, Professor Dr. Ing. Georg Gutt, Anneliese Kudlimay, Richard Roth, Elke Krempels, Fritz

Menning, Sofia Botschner, Harald Nötzold, Julius Henning, Anna Junesch, Katharina und Johann Keul, Adolf Schuster, Mathilde Mattes (geb. Paul) und Wilhelm Paul.

Allen ein herzliches Dankeschön. Sie alle haben aktiv beigetragen und haben recht interessante Artikel beige-steuert. Ihre reiche Lebenserfahrung und die Schilderung vieler wichtiger Ereignisse sowie der Sitten und Bräuche in unserer Gemeinde waren uns eine große Hilfe.

Besonders möchte ich Fritz Leutner, der zum Gelingen dieses Buches beigetragen hat, danken.

Mein inniger Dank geht auch an Ully Klein, der mich zweimal nach Pruden begleitete, um die Fotodokumentation zu erstellen.

Weiterhin bin ich zu Dank verpflichtet den Herren Siegbert Bruss von der Siebenbürgischen Zeitung, Dr. Theilemann vom Teutsch-Haus in Hermannstadt, Laszlo Dudas für die gelieferten Aufnahmen aus dem Archiv Hermannstadt, Michael Dengel und Helmut Höhr für die geleistete Mitarbeit im Lektorat, Studiendirektor Horst Göbbel für Beiträge und besondere Begleitung bei der Erstellung dieses Heimatbuches und die vielen guten Ratschläge in Verbindung mit diesem Buch.

Dank möchte ich noch meiner Ehefrau Dagmar-Herta und Tochter Wenke sagen, die ebenfalls einen großen Beitrag geleistet haben.

Mein ganz besonderer persönlicher Dank gilt Herrn Oberbürgermeister Dr. Christoph Hammer aus Dinkelsbühl und dem Bundesvorsitzenden des Verbandes der Siebenbürger Sachsen in Deutschland, Herrn Dr. Bernd Fabritius, für ihre Grußworte.

Dieses Heimatbuch erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Wir hätten noch manches berichten können und danken all denjenigen, die uns ein reiches Fotomaterial zur Verfügung gestellt haben.

Die Aufgabe, ein Heimatbuch zu schreiben, kann von einem Menschen allein kaum bewältigt werden. Ich bin dankbar, dass ich – mit Hilfe Ihrer Unterstützung – diese Arbeit für unsere Prudner zu einem guten Ende bringen durfte.

Allen, die unser „Heimatbuch“ lesen, wünsche ich viel Freude. Mein Wunsch ist, unser geliebtes Pruden in lebendiger Erinnerung zu behalten. Trotz der schweren Jahre, hatten wir auch glückliche Zeiten in Pruden erlebt, viele von uns sind durch ihre Prudner Zeit geprägt. Und diese Prägung war ein solides Lebensfundament.

Möge unser Heimatbuch bei den Lesern Anklang finden und die Erinnerung an die verlorene Heimat und unser unvergessliches Pruden bewahren.

Lukas Geddert  
Nürnberg, Februar 2009

## **„... aber die Liebe ist die Größte unter ihnen.“**

**Predigt für das Prudner Treffen**

**am 02. Mai 2009 in Nürnberg**

**Dr. August Schuller**

Predigttext: 1. Korinther 13, 13: Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die Größte unter ihnen.

Liebe Gemeinde, liebe Landsleute,

diese vielen schönen und erfreulichen Begegnungen, wie wir sie heute miteinander dankbar erleben durften, sind für uns und für euch schon zur Tradition geworden. Zum 25. Mal seid ihr Prudner zusammen gekommen. Und das heißt: keine räumliche und zeitliche Entfernung kann die Erinnerungen verwischen, durch die ihr miteinander verbunden seid. Gewiss, die Jahre haben uns ihre Spuren aufgedrückt. Wir haben uns verändert. Und doch war es schön im Laufe des Treffens und der vielen Gespräche feststellen zu können, dass nicht alle Spuren von den Wellen der Zeit verwischt worden sind. Obwohl wir noch alle unter dem tiefen Eindruck dieser Begegnung stehen, war und ist es euer Wunsch, dass wir diesem Treffen auch eine geistliche Mitte geben. So feiern wir diesen Gottesdienst miteinander. Und ich darf alle herzlich einladen, unsere alltäglichen Gedanken und Laufereien zu unterbrechen, um uns zu besinnen, das heißt einen neuen Blickwinkel für uns zu gewinnen, um Atem zu holen und vielleicht auch neuen Lebensmut zu schöpfen. Ich glaube, nur wer in seinem Lebenslauf immer wieder solche Unterbrechungen sucht und zulässt, bleibt auf dem Laufenden.

Liebe Gemeinde, wir alle sind mit einer gemeinsamen Erfahrung hierher gekommen, einer Erfahrung, die uns seit Jahrzehnten schicksalsmäßig miteinander verbindet. Wir sind nämlich Wanderer zwischen Welten und Werten geworden. Wir erleben und erfahren jeden Tag neu, wie unterschiedliche Orientierungsangebote und Wertvorstellungen auf uns zukommen und wie hilflos wir manches Mal in dieser pluralistischen Gesellschaft dastehen. Da ist die Frage in diesem Gottesdienst schon erlaubt, ja sie drängt sich direkt auf: Was ist wichtig für unser Leben? Was ist lebenswichtig für uns Menschen? Was brauchen wir mehr als alles andere für unseren Lebensweg? Bevor ich im Leben so fragen kann, haben mir andere Menschen darauf schon längst eine Antwort gegeben: die Mutter, der Vater, Familienmitglieder sagen mir, worauf es ankommt im Leben, worin der Sinn liegt. Ihre Antworten haben mich auf meinem Lebensweg beeinflusst und begleitet. Dafür bin ich sehr dankbar. Irgendwann aber stimmten diese Auskünfte nicht mehr. Die Welt der Kindheit zerbrach eines Tages und mit ihr viele Sinnhaftigkeiten. Wenn wir heute auf unser Leben zurückblicken und vergangener Jahre gedenken, müssen wir ehrlich bekennen: Wir haben viel verloren und auch viel zerbrechen sehen. Und viel dazu gelernt. In den Scherben, nach denen ich mich manches Mal bücke, muss ich selber suchen was Sinn macht. Neue Sinngebungen erschienen und erscheinen auf der Bühne unseres Lebens; der Beruf, der Lebens-

partner, die Kinder, neue Lebensplanungen – auch das sind, wie wir wissen, zerbrechliche Dinge. Dann und wann gehen auch sie zu Bruch und die Frage stellt sich immer wieder neu: Was brauchen wir mehr als alles andere für unser Leben? Ich möchte eine Antwort versuchen, indem ich eine kurze Geschichte erzähle: Geschichten helfen, Dinge anschaulich werden zu lassen, die sonst nur schwer in Worte zu fassen sind.

Meine Geschichte erzählt von zwei Mönchen. Die beiden lasen in einem alten Buch von einem Ort am Ende der Welt, wo Himmel und Erde sich berühren. Dort sei eine Tür, und wem sie aufgetan werde, der gelange hinein in den Glanz Gottes. Die beiden Mönche machen sich auf eine lange Reise voller Entsagungen. Sie bestehen tausend Gefahren und kommen schließlich ans Ziel. Da ist die Tür, gleich werden sie im Glanze Gottes stehen. Wie Kinder fassen sie einander an der Hand und mit geschlossenen Augen treten sie über die Schwelle. Als sie aufblicken, befinden sie sich in der Zelle ihres Klosters, aus dem sie vor langer Zeit aufgebrochen waren. Auf dem Tisch liegt die aufgeschlagene Bibel. Und die Glocke ruft zum Morgengebet.

Diese Geschichte sagt, dass der Sinn des Lebens nicht irgendwo jenseits meines



*Dr. August Schuller*

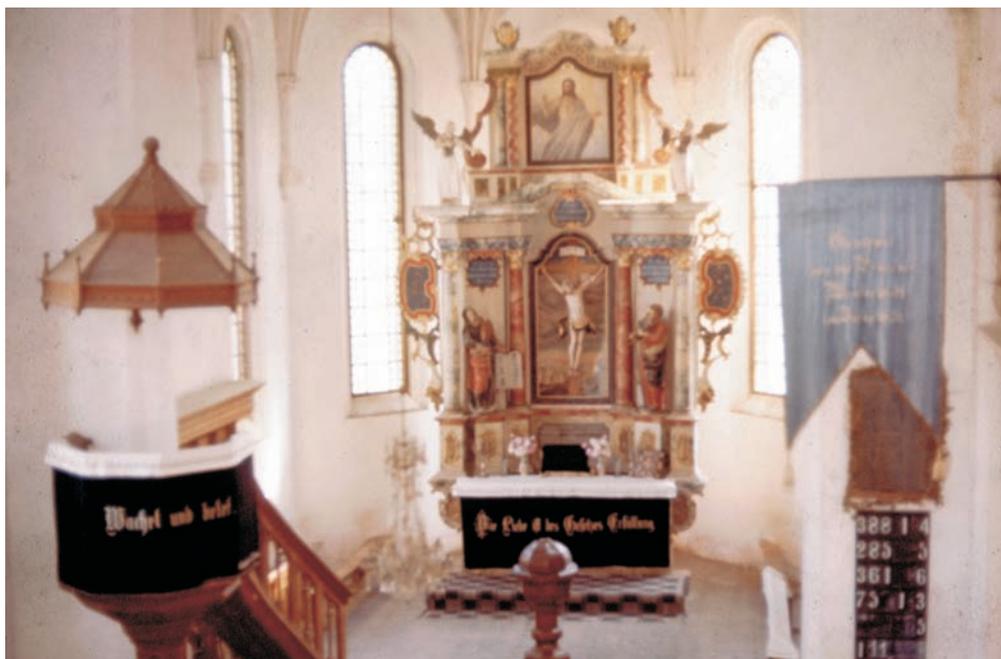
Alltags zu finden ist, außerhalb oder oberhalb des Lebens. Jede noch so weite Reise bringt mich doch immer wieder nur zurück in meine Gegenwart. Meine Lebensreise findet ihre Erfüllung nicht irgendwo am Ende der Welt, sondern mitten in diesem Leben. Gott ist im Diesseits jenseitig, hat Dietrich Bonhoeffer das einmal ausgedrückt. Er ist die Tiefe meines Lebens. Er ist das Geheimnis meiner Gegenwart, der „Schatz im Acker“, von dem Jesus im Gleichnis einmal spricht. Manches Mal allerdings ist eine Reise um tausend Ecken mit vielen Umwegen und Abwegen nötig, um das zu entdecken. Diese Geschichte gibt mir einen Hinweis, wo ich suchen muss, wenn ich den Sinn finden soll: nirgendwo anders als hier und heute.

Auch wir stehen im Hier und Heute vor der aufgeschlagenen Bibel und lesen, was der Apostel Paulus im 1. Korintherbrief im 13. Kapitel schreibt: Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe diese drei; aber die Liebe ist die Größte unter ihnen. Liebe Gemeinde, ich glaube, das ist ein gutes Wort für unsere Befindlichkeit, aber auch für unseren Weg, der vor uns liegt: Glaube, Hoffnung, Liebe. Diese drei Begriffe kommen mir vor wie Signale,

Wegweiser und Richtungsschilder, ja wie ein Glockenklang aus der Tiefe des Daseins. Denn sie weisen darauf hin, was im Leben wirklich zählt, was bleibt, was wirklich wichtig ist. Wichtig im Leben ist ja nicht nur das, was man wiegen, zählen und messen kann und dann in Euro bezahlen kann. Wichtig sind ja auch die Dinge, die man nicht kaufen und verkaufen kann, wie Glaube, Hoffnung und Liebe.

Da ist zum Ersten **der Glaube**: Diejenigen unter uns, die harte Jahre der Entbehrungen und Verluste durchgestanden haben wissen, wie wichtig es im Leben ist, ein tragendes Fundament, also festen Boden unter die Füße zu kriegen. Das beste Material für einen Hausbau taugt nichts, auch die schönste Fassade täuscht, wenn das Fundament schlecht ist, auf Sand gebaut ist. Mathias Claudius schrieb im Wandsbecker Boten an seinen Sohn Johannes die bemerkenswerten Worte, die auch heute gültig sind: „Ich habe die Welt länger gesehen als du, lieber Sohn. Es ist nicht alles Gold, was glänzet und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen“. „Etwas Festes muss der Mensch haben“ – an das er sich hält und von dem er gehalten wird. Darum liebe Gemeinde, gehört der Glaube an Gott zum Fundament unseres Lebens. Ohne dieses Vertrauen, dieses Urvertrauen zu Gott, dem Woher und Wohin unseres Daseins, bleibt unser Leben bruchstückhaft. Richard Alexander Schröder, dichtete in schweren Jahren deutscher Geschichte das Kirchenlied:

Es mag sein, dass alles fällt, dass die Burgen dieser Welt  
Um dich her in Trümmer brechen: Halte du den Glauben fest,  
dass dich Gott nicht fallen lässt: ER hält sein Versprechen.



*Altar 1979*

Das Zweite ist **die christliche Hoffnung**: Wo ich als Mensch um den Ort meiner Zugehörigkeit weiß, weiß wem und wohin ich gehöre, da trägt mich die Hoffnung. Wenn der Glaube auf den Wegen und Irrwegen des Lebens müde wird und die Liebe anfängt zu zweifeln, ist es die Hoffnung, die mich weiter trägt. Denn der Mensch wird nicht nackt geboren, diese Hoffnung kleidet ihn. Und diese Hoffnung lässt nicht zuschanden werden ( Römer 5, 5). Und darum stimmt es schon was der Dichterpfarrer Lothar Zenetti einmal sagt:

„Menschen, die aus der Hoffnung leben sehen weiter,

Menschen, die aus der Liebe leben, sehen tiefer,

Menschen die aus dem Glauben leben, sehen alles in einem andern Licht“.

Und damit haben wir auch schon den 3. Punkt angedeutet, **die Liebe**. „ Da gibt es“ sagt der Apostel Paulus in diesem Kapitel „Menschen auf dieser Erde, die Unglaubliches können, die große Gaben haben, perfekte Christen sind, die einen unwahrscheinlichen Einsatz zeigen. Sie reden wie mit Menschen und mit Engelszungen. Sie können für ihren Glauben werben, sie beurteilen Entwicklungen mit fast prophetischer Kraft, sie haben Bibelkenntnisse, dass man selbst erblasst...“ Und doch: Irgendwie umgibt diese Menschen eine merkwürdige Kühle. Aber ich sage euch: **Liebe ist alles, ohne Liebe ist alles nichts**.

Der große jüdische Philosoph Martin Buber erzählt die Geschichte von zwei Dorfleuten, die sich in der Gastwirtschaft gegenüber sitzen. Der eine fragt den andern: Sag mir, liebst du mich? Der andere antwortet: Ich liebe dich sehr, denn wir sind gute Nachbarn. Aber weißt du auch, was mir weh tut? Da entgegnet der andere: Wie kann ich wissen, was dir weh tut? Dann belehrt ihn der Freund: Wenn du nicht weißt, was mir weh tut, wie darfst du sagen, dass du mich liebst? Versteht ihr, fragt Buber in dieser chassidischen Legende: Lieben, wirklich lieben, heißt wissen, was dem andern weh tut. Liebe hat immer einen langen Atem. Liebe macht darum einen Menschen einmalig; die Liebe, die ihm persönlich gilt und die Liebe, die er schenkt. Liebe, ein göttlicher Funke, der jedoch viele helle Flammen entfacht. Diese Liebe, müssen wir deshalb nicht neu erfinden: Sie ist durch Gottes Geist ausgegossen, in unsere Herzen. Und wer in dieser Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm ( 1. Johannes 4, 16).

Eine gute und schöne Nachricht, mit der unser Predigttext endet: Liebe ist wie ein schützendes Dach. Da kann man unterkommen, da kann man bleiben. Liebe ist unsere zeitliche und ewige Bleibe, der Schlüssel zum Leben und zum Sterben.

Und damit komme ich zum Schluss. Liebe Landsleute, liebe Gemeinde, wenn wir nach diesem Treffen wieder auseinander gehen, wieder in alle Himmelsrichtungen zerstreut werden, wollen wir diesen Bibelvers als Leitwort auf unseren Weg mitnehmen. „Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe diese drei; aber die Liebe ist die Größte unter ihnen“. Das ist eine Orientierung die durchs Leben trägt, ein roter Faden, der Weg und Ziel zeigt. Darum: Geht getrost euren Weg. Amen.

Dr. August Schuller, ehemals Stadtpfarrer und Bezirksdechant in Schäßburg  
( 1974– 1990)

## Pruden

Ich träum' als Kind mich zurücke  
und schüttele mein greises Haupt;  
wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,  
die lang' ich vergessen geglaubt!

Dort ragt aus schatt'gen Gehegen  
Ein schimmerndes Dorf hervor;  
ich kenne die Kirche, den Friedhof,  
die steinernen Brunnen, das Tor.

Dort eilt der Weg dem Dorfe zu.  
Hier ist die Stelle. Der Soldat tritt  
mit entschlossenem Schritt zwischen  
Kinder und Mutter, denn die muss mit.

Gemächlich führt der Hum zum Platz.  
Wer kennt die Mitte nicht?  
Wo im November im stattlichen Kreis  
die Jugend preiset des Immergrünen Licht.

Es schauet aus wuchtiger Höhe  
die Kirche so traulich mich an.  
Ich grüße die alte Bekannte  
und eile den Kirchturm hinan.

Ich lasse die Blicke schweifen  
bis an des Dorfes Saum.  
Dort hinter diesen Fenstern  
verträumt' ich den ersten Traum.

Ich höre die Glocken läuten  
gar ernst und auch so bang.  
Der Orgel mächtig' Rauschen  
noch lang im Ohr mir klang.

Dort drüben die alte Schule,  
der Kindheit Ernst und Freud.  
Der Spielplatz lockt' auch später  
die Jugend, als wär's erst heut.

Ich eile zum Friedhof da oben  
Und bleibe sinnend gebannt kein  
Staubkorn im Erdreich verwoben,  
das nicht heimlich mit uns verwandt.

Mich locken die Brunnen, die alten,  
mit Wasser so frisch und so klar,  
wenn abends nach Mühe und Arbeit  
der Durst so köstlich war.

So stehst du, o Dorf meiner Väter,  
mir treu und fest in dem Sinn  
und bist von der Erde verschwunden,  
der Pflug geht über dich hin!

Sei fruchtbar, o teurer Boden!  
Ich segne dich mild und gerührt  
und segn` ihn zwiefach, wer immer  
den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffén,  
meine Heimat als teures Pfand,  
Die Weiten der Erde durchschweifen  
und erzählen von Land zu Land.

**Frei nach Adalbert von Chamisso's  
„Schloss Boncourt“  
Von Michael Dengel**

## Grußwort des Oberbürgermeisters der Großen Kreisstadt Dinkelsbühl Dr. Christoph Hammer

Liebe Prudner,

Vielleicht wundern Sie sich über das Grußwort des Oberbürgermeisters der Großen Kreisstadt Dinkelsbühl. Ich wäre vermessen, wenn ich sagen würde, es ist ein „muss“. Ich sage vielmehr, es ist angebracht und dies vor allem, weil die Siebenbürger Sachsen insgesamt in Dinkelsbühl ihre „zweite Heimat“ gefunden haben. Nicht umsonst findet seit mehr als 50 Jahren alljährlich an Pfingsten das Heimattreffen des Verbandes der Siebenbürger Sachsen in Deutschland in Dinkelsbühl statt; nicht umsonst besteht seit vielen Jahren eine Patenschaft seitens der Stadt Dinkelsbühl zum Verband der



Foto: Lukas Geddert

Siebenbürger Sachsen in Deutschland. Dinkelsbühl ist den Siebenbürger Sachsen in Ihren Stadtmauern insgesamt zu großem Dank verpflichtet. Trugen sie nicht unwesentlich zur Entwicklung unserer Heimatstadt nach dem 2. Weltkrieg bei. Mit Fleiß und Ausdauer, Bodenständigkeit und Ehrlichkeit wurden sie ein Teil unserer Stadt.

Bisher war ich immer der Auffassung, Dinkelsbühl sei der „Mittelpunkt der Welt“. Gerne trete ich dieses Attribut ab an Sie, liebe Prudner, die Sie Ihren Heimatort in Siebenbürgen als 'Pruden, mitten in der Welt' bezeichnen. Insofern betrachte ich es als eine große Ehre, dass ich überhaupt zu einem Grußwort für einen Ort, der mitten in der Welt liegt, gebeten wurde.

Was Heimat bedeutet ist Ihnen bewusster als uns, die wir damit nie konkret konfrontiert wurden. Sie haben Ihre angestammte Heimat verloren und deshalb geben Sie ein Heimatbuch heraus, um Ihren Kindern und Kindeskindern zu dokumentieren, wo ihre Wurzeln liegen. Ich finde dieses Ansinnen großartig und gratuliere bereits jetzt Lukas Geddert und allen Autoren herzlich zur Veröffentlichung. Dem Heimatbuch wünsche ich eine weite Verbreitung und den Lesern ein paar vergnügte aber auch besinnliche Stunden und Gedanken beim Schmökern über „Pruden, mitten in der Welt“.

Ihr

  
Dr. Christoph Hammer  
Oberbürgermeister

## **Grußwort des Bundesvorsitzenden des Verbandes der Siebenbürger Sachsen in Deutschland Dr. Bernd Fabritius**

Liebe Prudner Landsleute und Freunde,

Zur Veröffentlichung des Heimatbuches „Pruden, mitten in der Welt“ überbringe ich die besten Grüße des Bundesvorstandes des Verbandes der Siebenbürger Sachsen in Deutschland e.V.



Ich gratuliere herzlich zu dieser Veröffentlichung, leisten Sie doch damit einen wesentlichen Beitrag dafür, unsere Herkunft und insbesondere Ihren ursprünglichen Heimatort Pruden, die von dort kommenden Landsleute und alles, was diesen wichtig ist und war, zu beleuchten und für kommende Generation verfügbar zu halten. Heimatbücher zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie aus Bereichen wie Geschichte, Landeskunde, Geographie, Volkskunde, Sprache und gesellschaftlicher Entwicklung erzählen und dadurch ein wichtiges Instrument der Kulturpflege sind. Durch die Veröffentlichung eines solchen Heimatbuches sichern Sie die darin enthaltenen Dokumentationen, Bilder, Erzählungen und Momentaufnahmen einer örtlichen Gemeinschaft aus Siebenbürgen gleichsam als kulturelles Erbe für Ihre Nachkommen und machen es gleichzeitig einer breiten Öffentlichkeit zugänglich. Sie laden dadurch Gäste aus der ganzen Welt ein, ihre Gemeinschaft kennen und schätzen zu lernen.

Diese Einladung nehme auch ich gerne an, freue mich schon auf Ihr Heimatbuch und wünsche allen Landsleuten aus Pruden sowie allen Leserinnen und Lesern dieses Heimatbuches viel Freude und alles Gute.

Ihr

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Bernd Fabritius'. The signature is written in a cursive, slightly stylized script.

Dr. Bernd Fabritius  
Bundesvorsitzender

## **Abschied mit Zuversicht** **Horst Göbbel**

Sobald ein Gut zur Neige geht, merkt man erst, wie wertvoll es ist. Dies gilt nicht nur für den Ozonschirm der Erde oder die Freiheit ihrer Bewohner, nein, dies gilt auch für die menschliche Verbundenheit innerhalb der siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaft. Wohl noch nie bisher hat man im siebenbürgisch-sächsischen Milieu so viel über das eigene Volk, seine Geschichte, seine Gegenwart und Zukunft nachgedacht, nachdenken müssen, als heute, kurz nach dem Ende des zweiten Jahrtausends nach Christus. Heute, da all dies in gewissem Sinne auf dem Spiel steht. Heute, da unsere Existenz als siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaft in Frage gestellt wird. Heute, da wir uns als kleines Völkchen gewissermaßen in der Phase der Verabschiedung aus der aktiven Geschichte befinden.

Nach mehr als 850 Jahren siebenbürgisch-sächsischer Geschichte ist die Zeit des *Finis Saxoniae* in das Blickfeld der Betroffenen gerückt. Seit Jahrzehnten kehren die Siebenbürger Sachsen – wie auch Hunderttausende andere Deutsche aus dem Osten Europas – zurück an ihren Ursprung. Manche beklagen diese Entwicklung und führen den Niedergang der Siebenbürger Sachsen auf die Aussiedlung zurück. Dem kann hier nicht beigepflichtet werden, denn die Aussiedlung ist nicht Ursache, sondern Folge des Niedergangs der Siebenbürger Sachsen in Siebenbürgen. „Das Schiff geht nicht unter, weil die Menschen es verlassen. Die Menschen verlassen das Schiff, weil es untergeht.“ (Hans Hartl) Auch heute, nachdem nun Rumänien seit 2007 auch Mitglied der Europäischen Union geworden ist, kann diese Entwicklung wohl nicht rückgängig gemacht werden.

Ist dies ein Grund zur Trauer, zum Jammern? Ein Grund zur Trauer eventuell, zum Jammern keinesfalls. Trotz der an sich bedauernswerten Tatsache, dass wir die Zeit des *Finis Saxoniae* erleben müssen, sollten wir nicht ständig jammern, uns nicht ständig selbst bemitleiden - sondern auch froh und dankbar sein: Froh sein, dass es zur Zeit unseres Auszuges, unseres Abgangs aus der aktiven Geschichte Siebenbürgens ein Deutschland gab und gibt, das uns aufgenommen und - individuell gesehen - zu Freiheit und nie dagewesenem Wohlstand verholfen hat. Dies ist nicht selbstverständlich! Anders gesagt: Wenn wir schon aus der Geschichte austreten müssen, dann sollten wir zumindest einsehen, dass wir dabei die großartige Chance der Rückkehr zu unseren Wurzeln haben und unsere deutsche Identität behalten können!!!

Wir kehren nach 850 Jahren zurück in die Geborgenheit des von uns immer als solches angesehenen Mutterlandes Deutschland. Denn es war unsere Hoffnung! Es ist und bleibt unsere Zukunft! Seien wir dankbar dafür.

Und ein letztes: Unsere siebenbürgische Zeit ist reif, uns zu verabschieden, unsere Kultur, unsere Zivilisation jedoch bleibt. Sie bleibt als bemerkenswerter und hoch einzuschätzender Beitrag zur Weltgeschichte unsere größte historische Leistung. Als Individuen, als einzelne Menschen streifen wir unsere siebenbürgisch-sächsische Identität nolens volens allmählich und unweigerlich ab. Zunächst versuchen wir - solange wir uns noch als Siebenbürger Sachsen fühlen - anderen Siebenbürger Sachsen

dieses Zusammengehörigkeitsgefühl weiter zu vermitteln, manche Sitten und Bräuche zu pflegen, in Not geratenen Landsleuten in Siebenbürgen und hier politische, materielle und geistige Hilfe zukommen zu lassen. Wir versuchen unsere Heimatortsgemeinschaften zu stärken, das Zusammengehörigkeitsgefühl hoch zu halten. In diesem Sinne wirken viele Heimatortsgemeinschaften, darunter auch diejenige des stattlichen Pruden.



*Lukas Geddert's Arbeit am Buch über Pruden wird 2008 in Dinkelsbühl begutachtet  
v.l. Lukas Geddert, Horst Göbbel, Michael Dengel und Siegbert Bruss SBZ.*

Insgesamt bleibt uns jedoch als wahrhaft historische Aufgabe letztlich, auf den Beitrag der Siebenbürger Sachsen zur Weltgeschichte hinzuweisen und ihr kulturhistorisches Erbe als nachahmenswerte Leistung an die kommenden Generationen weiterzugeben. Dies tun wir als Landsmannschaft, als Verband der Siebenbürger Sachsen, als Heimatortsgemeinschaften, als einzelne Siebenbürger Sachsen.

Diese von Lukas Geddert herausgegebene reich bebilderte Monografie des Heimatortes Pruden in Siebenbürgen soll ein konkreter Beitrag dazu sein. Seine Tatkraft, sein fester Glaube an die so wichtige Aufgabe, für seine Prudner Landsleute und darüber hinaus das, was Pruden in seinem Innersten zusammenhielt, die siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaft dem Vergessen zu entreißen, sein unermüdlicher Einsatz für etwas Bleibendes ist vorzüglich und beispielgebend. Ebenso sei allen, die dem Herausgeber und den Autoren mit Rat und Tat sowie mit finanzieller Unterstützung bei der Entstehung dieses Buches beigetragen sind, hiermit Dank und Anerkennung ausgesprochen.

Nürnberg, im April 2009  
Horst Göbbel, Studiendirektor

## Wo ist die Heimat?

Wo ist deine Bleibe  
Siebenbürger Sachse du?  
In deiner alten Heimat  
Gibt man dir keine Ruh.

Und auch der Kindersegen  
Er blieb bestimmt nicht aus.  
Die muntere Schar der Kleinen  
belebte froh dein Haus.

Deine Habe, deine Rechte  
wo sind sie alle hin?  
Dein Brauchtum, ja das Echte  
alles flog dahin.

Der Stall steht leer und öde;  
Warum Bruder, warum?  
Deine Zunge, deine Rede  
muss bleiben still und stumm.

Einst warst du Herr der Stätte  
Der Gemeinschaft einverleibt,  
ein Glied der festen Kette  
von der man liest und schreibt.

Dein Haus wird auch nicht bleiben  
schon siehst du die Gefahr.  
Auch dein Kirchlein wird bald fallen  
Mit samt dem heiligen Altar.

Einst blühte deine Wirtschaft,  
Schön war dein Hof, dein Haus,  
Mit freudigem Elane  
schafftest du jahrein, jahraus.

Deiner Toten sanfte Ruhe  
in Frage ist gestellt.  
Durch sinnlose Getue  
in dieser bösen Welt.

Dein Rind und deine Pferde  
erfreuten deinen Blick,  
Wenn abends dann die Herde  
Von der Weide kam zurück.

Wo wirst du Frieden finden  
in dieser Welt voll List?  
Wo ist dir der Ort beschieden  
wo du zuhause bist?

So füg dich in dein Schicksal  
Es trifft uns allgemein.  
Eine echte neue Heimat  
Wird schwer zu finden sein.

Von Anna Junesch (Guess), Augsburg

# **Pruden in Siebenbürgen**

Pruden liegt eingebettet in eine große Vielfalt an geografischen Formationen im Kokelhochland in Südsiebenbürgen im Schäßburger Kirchenbezirk nordwestlich von Groß-Alisch. Der Prudener Bach fließt nach Süden und mündet in die Große Kokel zwischen Dunnesdorf und Großlasseln. Die Nachbarn Prudens sind: Groß-Alisch (SO), Zendersch (N), Hundorf (NW) und Halvelagen (SW). Pruden liegt etwa 18 km nordwestlich von Schäßburg.

## **Pruden mit seinen Tälern, Bergen und Wäldern Fritz Leutner**

Pruden, du kleine, schöne Ortschaft in Siebenbürgen, Rumänien, in einem Tal umgeben von Bergen und Wäldern.

Im Osten ist das Tal offen, da geht die Straße bergab in das Kokeltal in Richtung Groß-Alisch und Dunnesdorf. Da komme ich zu den Bergen, die Pruden umkreisen. Von Osten nach Süden (im Uhrzeigersinn) kommt als erstes die Große Breite, die oben auf dem Berg liegt. Weiter südlich kommt der Bundjel und anschließend folgt der Dolabesch mit dem Ristich. Danach kommen wir an die Halvelagener Hulla, wo die Strasse über den Berg nach Halvelagen führt. Westlich von Pruden führt uns der Weg nach Hundorf und Maldorf. Anschließend kommt der große Tannenberg mit den vielen schönen Tannen, der fast die Hälfte der Ortschaft umkreist. Gleich daneben befindet sich die große Viehweide, auf der im Sommer das Vieh auf die Weide getrieben wurde, das von den Bauern nicht für die Arbeit gebraucht wurde. Anschließend kommt der Hohnberg und daneben geht in Richtung Norden die Straße nach Zendersch. Am Berg angekommen, muss man in 11 Kurven / Serpentinaen den Berg ersteigen und wenn man oben ist, geht es bergab bis nach Zendersch. Weiter östlich liegt Groß-Alisch. Dann folgt der Haselbruchwald mit dem Daulerech, ein schöner hoher Berg. Anschließend folgt der Schulwald und danach die oberen Weinberge, dann das Häwes und das Kokeltal, wo die vielen Weinberge sind, aus denen manch guter Tropfen geflossen ist, mit dem sich unsere Vorfahren gut unterhalten haben.

Durch Pruden fließt ein kleiner Bach, der nördlich von Zendersch entspringt. Er fließt bis an den Rand der Ortschaft, wo er dann in einen anderen Bach mündet und dann zusammen durch das Dorf fließen. Fast am Ende des Dorfes mündet noch ein kleiner Bach dazu und alle drei fließen bergab in Richtung Grosse Kokel.

Bevor man zu den Weinbergen kommt, gab es früher zwischen den zwei Weltkriegen eine kleine Wassermühle, die der Kirchengemeinde angehörte. Sie

wurde von einem ungarischen Müller, namens Josca, verwaltet. Da die Mühle ziemlich weit vom Dorf entfernt lag, musste er immer mit dem Wagen ins Dorf kommen, um den Mais von den Bauern abzuholen. Nachdem der Mais gemahlen wurde, brachte er ihn wieder zurück. Die Mühle wurde mit Wasser betrieben. Wenn es im Sommer nicht so oft regnete, musste man das Wasser anstauen. Darum wurde ein großer Staudamm gebaut und als er voll war, dann ging es los auf das Mühlenrad und es wurde gemahlen. Da aber der Müller auch alt wurde und durch den zweiten Weltkrieg die Mühle verließ, so ist sie schön langsam von der Erde verschwunden, so dass heute nicht einmal Ruinen zu sehen sind.

Fritz Leutner



„Siebenbürgen - süsse Heimat“



Satellitenbild Pruden und Umgebung  
Quelle Google World



*Ortskern Pruden Foto Dr. Georg Gerster, Zürich*



*Kirche und Pfarrhaus Foto Dr. Georg Gerster, Zürich*

# Pruden in Siebenbürgen

## Pruden Gesamtansicht



*Der Hum*



*Der Plotz*



*Die Leimkoi*



*Ortskern 1977 ▲ und 2008 ▼*



*Aufnahme vom Friedhof*



*Gesamtansicht von 1977*



*Der Hum*



*Der Hohe Berg im Hintergrund*



*Der Hohe Berg im Hintergrund*



*Rumänische Kirche*



**Die Umgebung von Pruden**  
Fotos vorw. von Lukas Geddert

▲ *Der Weg nach Groß-Alisch* ▼



*Die Aa*



*Der Winkel vor Groß-Alisch*



*Hopfenanlage*



*Wiese*



*Fruchtbares Ackerland*



▲ *Im Bundel* ▼





*Die Breite*



▲ Schafhirte auf der Breite ▼





*Im Heiwes*



*Hinepecker Brücke*



*Links: Ehemalige Weinberge an der Kokel*



*Ackerland an der Kokel*



*Die Kokel*



*Im Daul*



▲ Hutweide ▼





*Der Weg nach Halvelagen*



*Unter der Hill*

## Häuser, Häuser, Häuser - Fotos vorw. von Lukas Geddert



▲ Fotos aufgenommen vom Plotz / 1977 ▼





*Pfarrhaus*



*Haus der Familie Tatter 1977 Mitte rechts  
und 2008 Bild unten*





*Der Platz*



*Haus der Familie Höhr*



*Eltern und Geburtshaus von  
Michael, Hans Keul und  
Elisabeth Botschner geb. Keul.  
Haupthaus und Nebenhaus Bild  
oben rechts. Hauptstr. Nr. 3  
Nebengebäude wurde 1990 abge-  
tragen.  
Bildmitte:  
Renoviertes Hauptgebäude von  
Neuprudnern,  
Familie Nötzold 2005*



*Bild unten  
Der Ronebrunnen und  
Haus von Hans Weber*



*Bild oben links:  
Haus der Familie Welter  
und der Familie Seiler 1977*



*Bildmitte:  
Beide Häuser 10 Jahre später!*



*Der Hum*



▲ v.li. Häuser der Familie Löw und Keul ▼



▲ 2008 ▼



*Der Hum*



*Der Hum*



*Haus der Familie  
Thomas Geddert*



*v.l. Haus der Fam. Georg Keul und Georg Geddert*



*Der Hum*



*Der Hum*



*v.l. Haus der Familie Hartmann*



▲ Haus der Familie Kaspar oben links und Mitte 2008 ▼

Letzte Häuser im Hum ▲



Ruine vom Haus Johann Geddert ▼





*Der Plotz*



◀ *Haus der Familie Zenn*



*Haus der Familie Tatter*



*Haus der Familie Zikeli*



*Gänselieschen*





*Links Bodega und rechts Haus der Familie Keul*



*Anwesen der Familie Keul*



*Die Mühle ganz links*



*Verlassener Keul-Garten*



*Die Mühle*





*Haus der Familie Wepprich re.*



*v.l. Häuser der Familien: Fieltsch, Mattes und Schuller*



*Haus der Familie Andreas Botschner*



*v.l. Häuser der Familien Botschner und Keul*



◀ *Haus der Familie Leutner*

▼ *Haus der Familie Zakel 2008* ▼





*Haus der Familie Tatter*



*v.l. Häuser der Familien: Johann Geddert, Regina Weprich und Michael Tatter*



*v.l. Häuser der Familien: Bell, Geddert und Botschner*



*Rumänische Schule*



*li. Rumänische Schule, re. Haus der Familie Weprich*



*v.l. Häuser der Familien Gierscher, Wolff und Keul*



*Rumänische Kirche 2008*





*li. Rumänische Schule*



*Häuser der Familien: 1. Leutner, 2. Botschner, 3. Geddert, 4. Keul, 5. Türk, 6. Tatter und 7. Gierscher*



2008



*Haus der Familie Geddert 1975 und 10 Jahre später*



*Gott segne dieses Haus  
und alle, die da gehen  
ein und aus*

*Haus der Familie Menning*



*Haus der Familie Botschner*



*Haus der Familie Manchen (Mitte)*



*Haus der Familie Menning*



*Haus der Familie Leutner*



*v.l. Häuser der Familien: Weprich und Leutner*



*Haus der Familie Rudolf Menning*



▲ *Haus der Familie Manchen*



*Reidel Haus*



*Ansicht vom Friedhof*



*Ansicht vom Kirchturm*





▲1977 ▼



*Die Waage hat auch bessere Zeiten erlebt!*





*Gesamtansicht*



*Rumänische Schule*





*Häuser der Familien Gutt und Bloos*



*Häuser der Familien Bloos und Geiger*



*Häuser der Familien Tatter und Lang*



*Haus der Familie Lang*



*Haus der Familie Seiler*



▲Unterm Häfel ▼





*Haus der Familie Ernst, Mitte*



*v.l. Häuser der Familien Weber und Mattes*



▲ Die Kompesta ▼



*Die Kompesta*



2008



2006



2008

# Deutsche Inschriften aus Siebenbürgen

## J. Haltrich

### Pruden - An Wohnhäusern

1

Segne Vater mein Bemühen  
Segne unserer Hände Fleiss  
Lass' den golden Frieden blühen (1848)

2

Was Adam that, das thu auch ich  
Und baue Gottes Erde  
Die gute Mutter nähret mich  
Mit Weib und Kind und Herde

3

Auf Gott vertraut  
Heisst wohlgebaut

4

Auf Gott vertraut  
Hab ich gebaut  
Mit guter Freunde Hilfe (1853)

5

Ein Haus zu bauen, war Freude mir  
Es steht nun da, Gott Dank sei dir

6

Wir bauen Häuser fest  
Und sind nur fremde Gäst  
Und da wir sollen ewig sein  
Da bauen wir oft wenig ein

7

Den Bauer zwar verachtet wohl  
So mancher Müssiggänger  
Allein, bedächte der,  
Was er für Nutzen schaffet, würde er  
Ihn, nicht verachten länger.

8

Wo Liebe ist da ist Ewigkeit  
Wo Ewigkeit ist, da ist Friede,  
Wo Friede ist, da ist Segen  
Und an Gottes Segen  
Ist alles gelegen (1797)

9

Lasst uns zusammenhalten,  
solange das Leben währt.  
Hand in Hand  
können wir mehr vollbringen,  
als jeder für sich allein.

**Prudner Friedhof**  
**Fotos: Lukas Geddert**



*Tornaz 17 Mai 1984*





*Fotos vom 17. Mai 1984 (L. G.)*





*Fotos vom 17. Mai 1984 (L. G.)*





*Foto vom 17. Mai 1984 (L. G.)*



*Foto vom 27. April 2008 (L. G.)*



Foto vom 17. Mai 1994 (L. G.)





Fotos vom 17. Mai 1994 (L. G.)





*Foto vom 17. Mai 1994 (L. G.)*



*Foto vom 27. April 2008 (L. G.)*



*Fotos vom 17. Mai 1994 (L. G.)*





*Fotos vom 17. Mai 1984 (L. G.)*





*Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)*





Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)





Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)



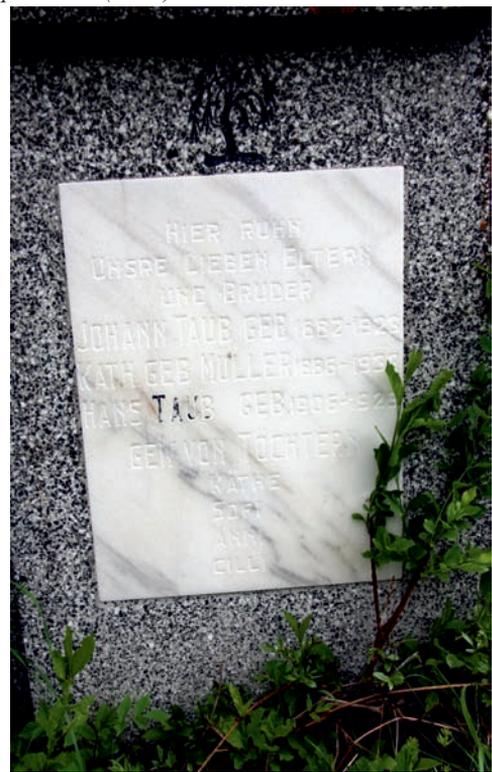


Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)





Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)





Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)





Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)





*Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)*





Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)





Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)



Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)





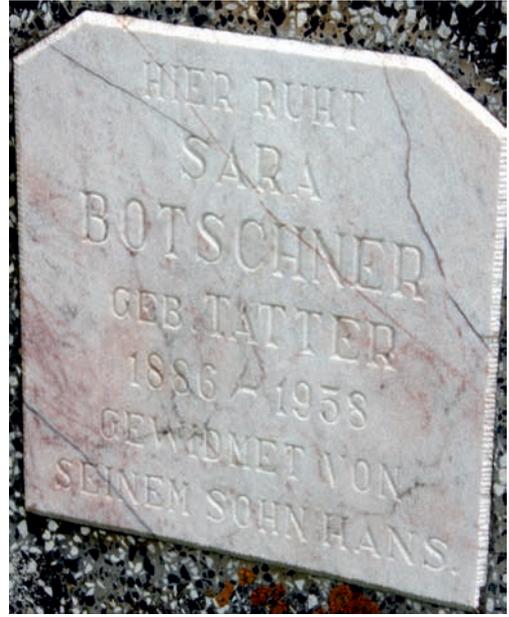
Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)





Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)





Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)



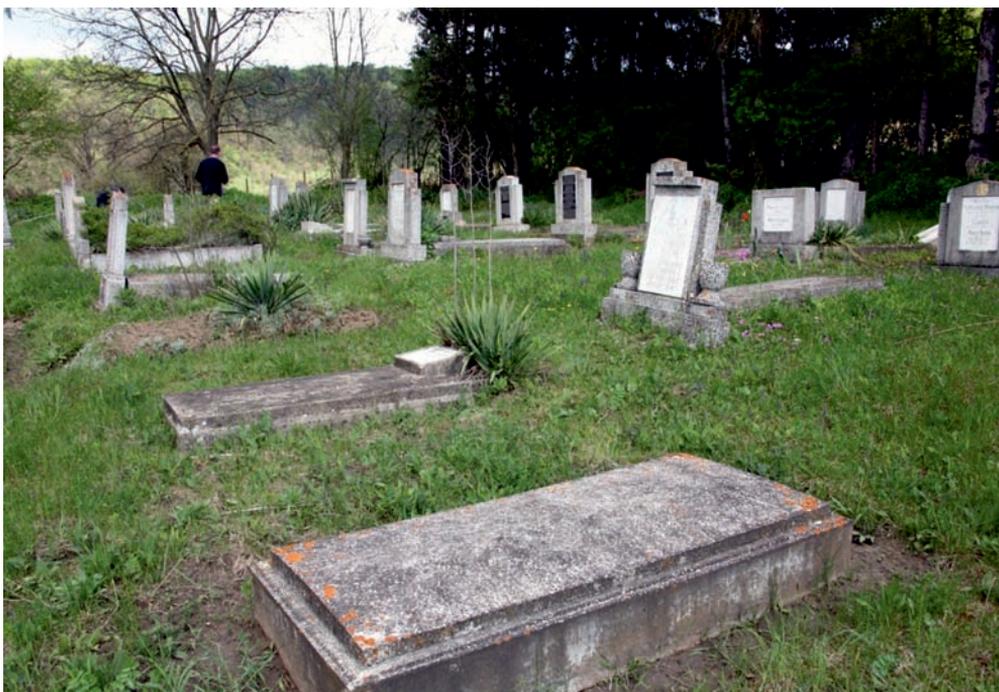


Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)

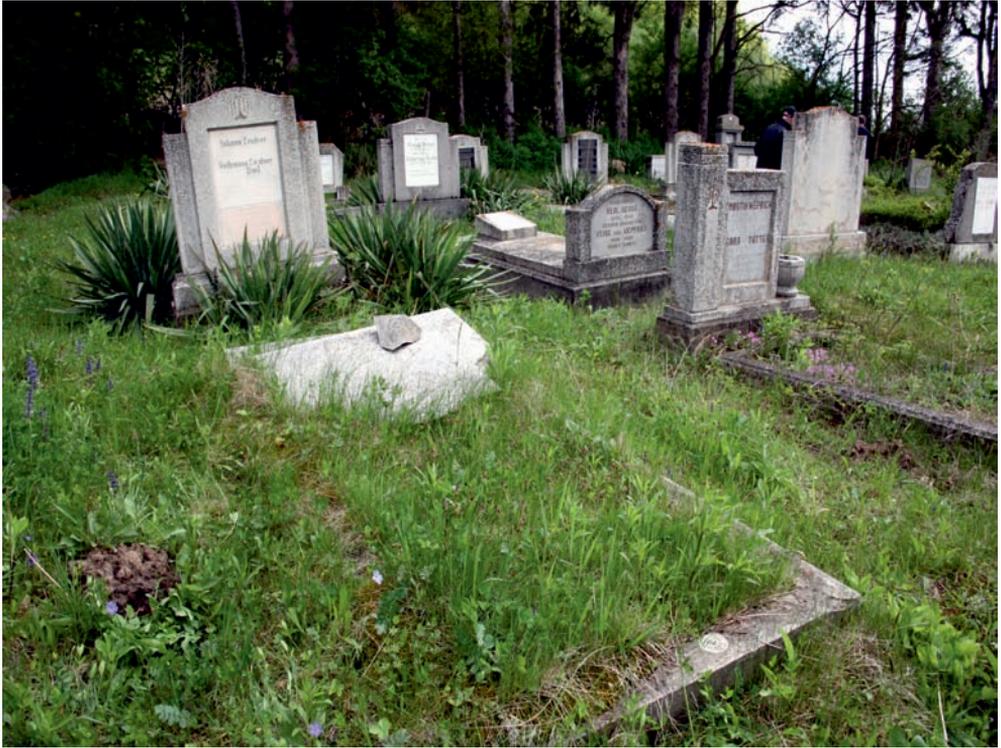


Hier Ruht  
Eliese Botschner  
geb. 1902 gest. 1955  
Ruhe Sanft

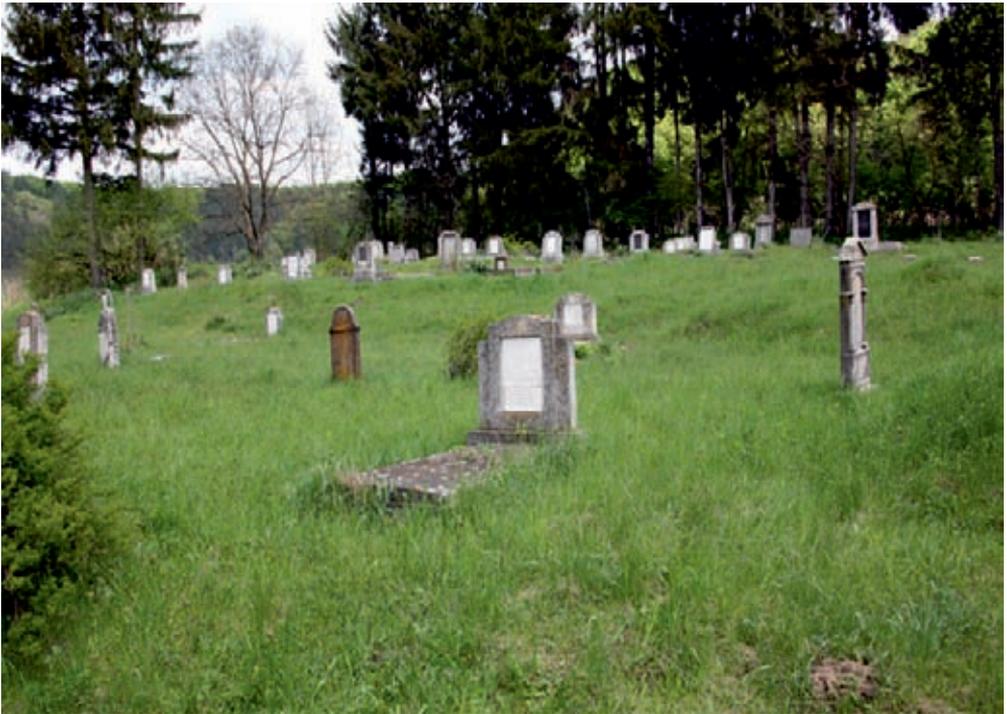
Hier Ruht  
Georg Botschner  
geb. 1895. gest. 1975  
Ruhe Sanft

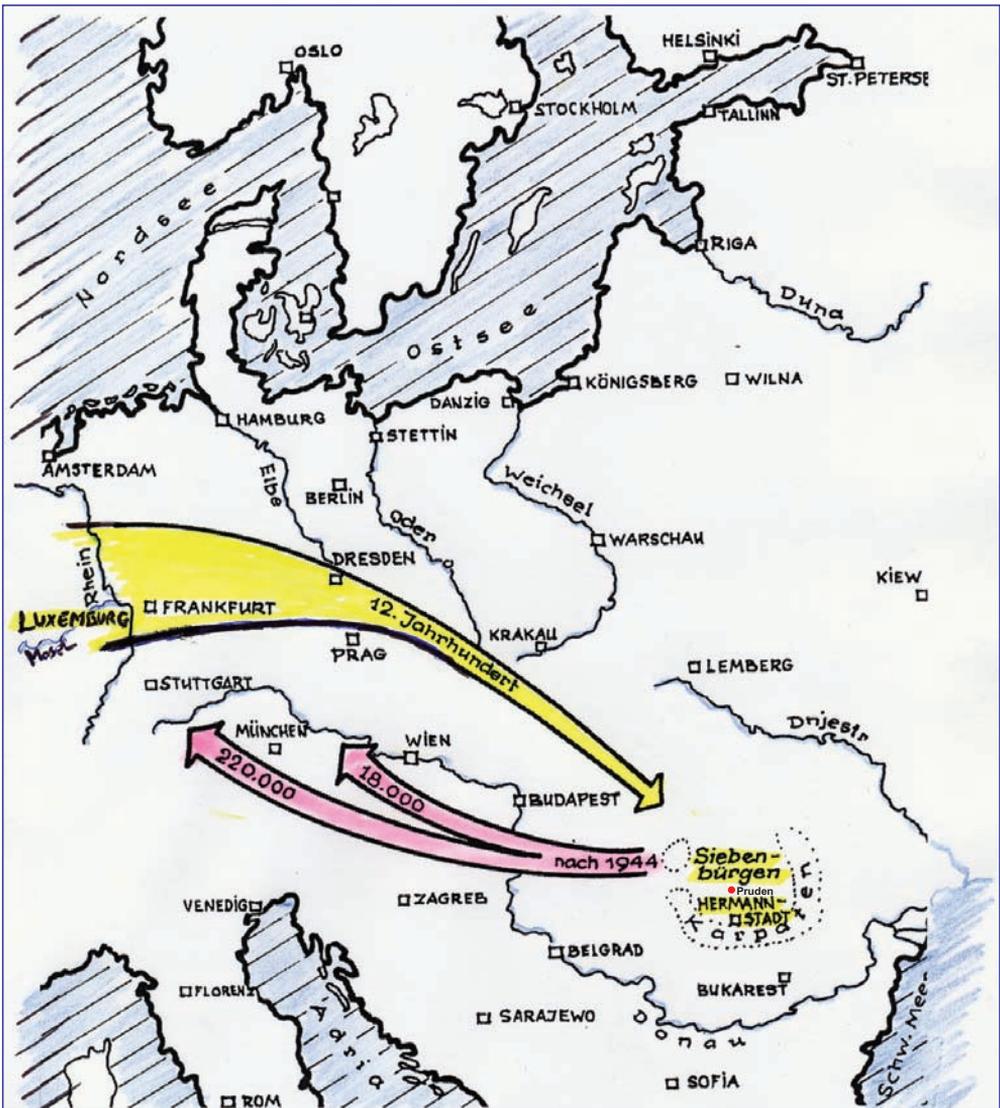


Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)



*Fotos vom 27. April 2008 (L. G.)*





Im 12. Jahrhundert folgten deutsche Siedler dem Ruf des ungarischen Königs Geisa II. nach Siebenbürgen. Dort fanden sie eine Heimstätte und schufen in 800 Jahren ein blühendes Gemeinwesen. Die Kriege und Wirren des 20. Jahrhunderts haben die Siebenbürger Sachsen in alle Welt verstreut, die Mehrzahl lebt heute in Deutschland.

# **Pruden einst und heute**

## **Die Deutschen im Auslande (1886)**

Felix Dahn

Ihr Deutschen unter fremden Sternen,  
In meergeschiedenen weiten Fernen,  
Ihr sollt die Sprache nie verlernen,  
Die wohllautreiche, starke, milde  
Die schönheitvollen Klangebilde,  
Die in des alten Lands Gefilde  
Dereinst zu euch die Mutter sprach;  
In euren Herzen tönt sie nach:  
Wer sie vergisst – dem Weh und Schmach!  
Die Sprache Shakespeares trägt der Brite –  
Ich lob' ihn drum! – wie seine Sitte  
Getreu in fremder Lande Mitte:  
Und Schiller soll vergessen sein?  
Ihr deutschen Männer rufet: „Nein!“  
Ihr deutschen Frauen, stimmt ein,  
Und eure Mädchen soll'n und Knaben  
Als köstlichste von allen Gaben  
Das Kleinod deutscher Sprache haben!

*Felix Dahn (1834-1912), bekannt durch seinen historischen Roman „Ein Kampf um Rom“ (1876), schrieb vor hundert Jahren, ganz aus dem Geist eines sehr national denkenden Jahrhunderts heraus, das obenstehende Gedicht. Es wendet sich wohl auch an die Siebenbürger Sachsen.*

## **Von der Ansiedelung bis zur Aussiedlung - 850 Jahre Siebenbürger Sachsen**

**Dr. Michael Kroner**

### **Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen**

Im Jahre 1141 bestieg König Geysa II. den ungarischen Thron und regierte bis 1162. Während seiner 20jährigen Herrschaftszeit, die vor 850 Jahren begann, wurden die ersten deutschen Kolonisten nach Siebenbürgen gerufen, „vocati“ heißt es in dem „Goldenen Freibrief“. Es war dies jene Siedlergruppe, denen der Landstreifen zwischen Broos und Draas in Siebenbürgen zugewiesen wurde. Es war dies zugleich auch der wichtigste Siedlungsakt.

Die Sage erzählt, dass bei ihrer Ankunft in der Zibinsebene die beiden Anführer ihre Schwerter kreuzweise in die Erde steckten und darauf den Schwur leisteten, dem Kö-



Hermannstadt 1666 Kupferstich von H. J. Scholtenberger

de, wird in Urkunden „desertum“ (d. h. Wüste, also unbewohnt) genannt. Auch wenn man diese Formulierung nicht wörtlich nimmt, mussten die deutschen Siedler niemanden verdrängen, um Boden unter den Pflug zu nehmen. Im Gegenteil, sie mussten erst den Boden urbar machen, bevor sie ernten konnten. Zusammen mit ihnen siedelten in Siebenbürgen nomadisierende Rumänen und Slawen, außerdem waren vor und mit ihnen Szekler und Magyaren im „Land jenseits des Waldes“, Transsilvanien, ansässig geworden. Es war für alle Raum genug, jeder, der das Land bebaute, war gefragt. Man sollte daher nicht, wie es die politisierte rumänische Geschichtsschreibung tut, danach fragen, wer zuerst in Siebenbürgen war, sondern vielmehr, wer mehr geleistet hat?

Die deutsche Besiedlung Siebenbürgens reiht sich in die große Ostkolonisation des Kaiserreiches ein. Die Masse der Einwanderer kam aus dem Gebiet der Mosel und des unteren Rheins mit Hunsrück, aus dem Westerwald bis ins Westfälische. Im 13. Jahrhundert dürften sich dem Zug nach Osten auch Bayern angeschlossen haben. Unter den Siedlern befanden sich desgleichen Wallonen und Flamen, die in den Urkunden „latini“ und „flandrenses“ bezeichnet werden. Aus Sachsen sind bestenfalls Bergleute gekommen. Der Name „Sachsen“ leitet sich aber nicht etwa von solchen Siedlern ab, sondern ist eine Schöpfung der mittelalterlichen ungarischen Kanzleisprache, die mit „Sachsen“ die Deutschen schlechthin bezeichnete.

Die Ursachen der deutschen Ostsiedlung sind in einem Bevölkerungsüberschuss und in einer zunehmenden Bedrückung der landlosen Bevölkerung im westlichen Teil Deutschlands zu suchen. Zu gleicher Zeit wurden den Siedlern in Ost- und Südosteuropa eine Reihe von Rechten und Freiheiten versprochen. In der Hoffnung, im Osten ein freieres Leben führen zu können, verließen die Risikofreudigen ihre Heimat und gründeten im Osten unter fremden slawischen, ungarischen, rumänischen Völkerschaften neue Ortschaften nach deutschem Siedlerrecht. Die Zahl der ersten deutschen Siedler war nicht groß. Die neuesten Forschungsergebnisse nennen etwa 2500 bis 3000 Seelen, es war also keine Masseneinwanderung und bei einer Ortsgründung handelt es sich um 10 bis 20 Familien.

Es blieb aber nicht nur bei dem einen, geysianischen Siedlungsakt. Wann Nordsiebenbürgen besiedelt wurde, lässt sich nicht feststellen, ob es schon vor Geysa II. geschah oder danach, wird, da es darüber keine historischen Unterlagen gibt, wohl nie geklärt werden können.

Das Burzenland wurde erst am Anfang des 13. Jahrhunderts durch den aus dem Heiligen Land kommenden Deutschen Ritterorden erschlossen. Als der Orden 1225 den Landstrich verlassen musste, ließ er eine Reihe neugegründeter, deutscher Ortschaften zurück. Durch Zuzug aus Deutschland oder durch Innerkolonisation weitete sich das ursprüngliche Siedlungsgebiet aus, um 1200 bis an die Große Kokel und in den folgenden Jahrzehnten auch in das Zwischenkokelgebiet.

Auch nach dieser „großen Kolonisation“ des Mittelalters haben die deutschen Siedler Siebenbürgens, die in der neuen Heimat zu einem neuen Stamm zusammenwuchsen, der sich „Siebenbürger Sachsen“ nannte, die Verbindung zu dem Land ihrer Väter, zum Mutterland, ununterbrochen aufrechterhalten. So sind aus Deutschland, Österreich, Böhmen und der Zips Einzelpersonen, aber auch kleinere Gruppen zugewandert. Zu nennen sind die Zuzüge der Baden-Durlacher aus Deutschland und der sogenannten „Landler“ aus Österreich im 18. Jahrhundert oder die etwa 1000 Württembergischen Schwaben Mitte des vorigen Jahrhunderts sowie zahlreicher Zipser Familien um die Jahrhundertwende nach Nordsiebenbürgen. Nürnberg gehört zwar nicht zu dem urheimatlichen Kerngebiet der Siebenbürger Sachsen, dafür hat es aber zwischen der fränkischen Metropole und Siebenbürgen in späterer Zeit enge Kontakte gegeben. So ließ sich beispielsweise Peter Haller, ein Sprössling der reichen und angesehenen Nürnberger Familie, im 16. Jahrhundert als Kaufmann in Hermannstadt nieder und brachte es nicht nur zu Reichtum, von dem er seiner Vaterstadt einen Kredit gewährte, die diesen nie zurückgezahlt hat, sondern er brachte es bis zum höchsten Amt, das die Siebenbürger zu vergeben hatten, dem des Sachsengrafen.

Drei Söhne des Nürnberger Holzschnitzers Veit Stoß ließen sich in Siebenbürgen nieder und fertigten Altäre an. Namhafte Nürnberger Familien wie die Schürstab, Grotlandt und der bekannte Plattnermeister des 16. Jahrhunderts, Valentin Sibenburg, sollen dem siebenbürgischen Deutschtum entstammen. Sogar der Vater Albrecht Dürers gehört dem um Großwardein siedelnden Deutschtum an.

### **Der „Goldene Freibrief“. Unus sit populus**

Um Kolonisten in das von Feinden bedrohte und von Wäldern überwucherte Siebenbürgen zu locken, stellte der ungarische König den deutschen „Gästen“ verschiedene Rechte und Freiheiten in Aussicht. Die wichtigsten waren: bürgerliche Freiheit, Selbstverwaltung, eigene Gerichtsbarkeit, freie Wahl der Amtsmänner, Richter und Pfarrer, das ausschließliche Besitz- und Bürgerrecht auf dem zugeteilten Territorium, direkte Unterstellung unter die Königskrone, d. h. Reichsunmittelbarkeit.

Die weitaus beste Rechtsstellung sicherte der von König Andreas II. 1224 den Siedlern von „Broos bis Draas“ ausgestellte „Goldene Freibrief“. Es ist daher verständlich, dass die anderen Siedlerverbände danach strebten, auch in den Genuß dieses Privilegs zu gelangen. Das gelang ihnen im Lauf einer Entwicklung von fast 300 Jahren: 1318 den zwei Stühlen Mediasch und Schelk, 1366 dem Bistritzer Distrikt, 1393 dem Winzer Distrikt und 1422 dem Burzenland. Auf diese Weise wuchsen die sächsischen Gebiete zu einer politischen und rechtlichen Gemeinschaft zusammen, die 1486 von Mathias Corvinus als sächsische „Nationsuniversität“ anerkannt wurde. Von nun an war die „Nationsuniversität“ für alle Sachsen des Königsbodens die höchste politische, admi-

nistrative, richterliche und gesetzliche Instanz, die aus Vertretern der Stühle und Distrikte bestand. Die „Nationsuniversität“ wählte als höchsten Beamten den „Komes“ oder Sachsengrafen. Mit Nationsuniversität bezeichnet man aber auch die Gemeinschaft (Universitas) der Sachsen auf Königsboden. Damit wurde die im „Goldenen Freibrief“ ausgesprochene politische Gemeinschaft - unus sit populus - für den Großteil der deutschen Siedler Transsilvaniens verwirklicht. Die bürgerliche Ordnung auf Sachsenboden mit freien Bauern und Stadtbewohnern, mit ihren freigewählten Körperschaften und Vertretungen gehört zu den Vorformen demokratischer Staatswesen und die „Nationsuniversität“ kann als Vorläufer des modernen Parlamentarismus betrachtet werden. Es konnten jedoch nicht alle sächsischen Siedlungen Siebenbürgens ihr Freitum aufrechterhalten bzw. dem Sachsenboden angeschlossen werden. Etwa ein Drittel der Sachsen lebte als Hörige auf Adelsboden in den Komitaten. Sie sind erst 1848 freie Bauern geworden. Die deutschen „Hospites“ (Gäste) wurden von ungarischen Königen gerufen, um das „Land jenseits des Waldes“ urbar zu machen, um fortgeschritteneren Ackerbau einzuführen, das Gewerbe zu entwickeln, Städte aufzurichten, westliche Lebensformen hierher zu verpflanzen, sowie zum Schutz des Grenzlandes („ad retinendam coronam“) beizutragen. Diesen Erwartungen sind sie vollaufgerecht geworden. Daher haben Könige und Fürsten ihnen die Privilegien immer wieder erneuert und sie gegen adlige Angriffe geschützt.

### Vorbild auf wirtschaftlichem Gebiet

Innerhalb der siebenbürgischen Feudalgesellschaft bildete der Sachsenboden Inseln freier städtischer und bäuerlicher Gemeinwesen, die sich selbst verwalteten. Hier, wo der Bauer, Handwerker und Kaufmann als freier Mann über Besitz und Eigentum frei verfügen konnte, wo er den Ertrag seiner Arbeit selbst erntete, konnten Unternehmergeist, Privatinitiative, schöpferische und fortschrittliche Kräfte gedeihen. Durch die ununterbrochenen Kontakte mit dem Abendland wurden dessen zivilisatorische Errungen-



*Kronstadt 1666, Kupferstich von H. J. Scholtenberger*

schaften, wenn auch mit einiger Verspätung, im Sachsenland bekannt und übernommen. Es entstand auf diese Weise an der Grenze des orientalisch geprägten Balkan eine abendländische Enklave, die an dem Städte- und Dorfbild bis heute zu erkennen ist. Alle bedeutsamen westeuropäischen geistigen, künftlerischen und kirchlichen Strömungen haben bei den Siebenbürger Sachsen Widerhall gefunden, so in der bildenden Kunst und in der Architektur: die Romanik, Gotik, Renaissance, in geringerem Maße der aristokratisch geprägte Barock, auf geistigem Gebiet Humanismus, Reformation, Aufklärung; in der Dichtkunst, Mundart- und Volkskulturforschung des 19. Jahrhunderts, die deutsche Romantik. Auch auf dem Gebiete des Schul-, Genossenschafts-

und Vereinswesens, der Jugend- und Wanderbewegung sind Impulse aus „dem Reich“, wie man in Siebenbürgen zu sagen pflegte, unverkennbar. Die Sachsen haben alles, was aus Deutschland kam, in romantischer Verklärung verherrlicht, für sie war und ist Deutschland das Traumland. Die von Wehrmauern und Bastionen umringten siebenbürgisch-sächsischen Städte mit ihren gotischen Kirchen, dem Marktplatz mit Rathaus, den Bürgerhäusern sind Ebenbilder deutscher Städte. Das Nürnberger, Magdeburger und Iglauer Stadtrecht diente ihnen als Muster bei der Ausarbeitung eigener Rechtsnormen.

Mit 19 Zünften und 35 Gewerben, die in der ersten erhaltenen Zunftordnung von 1376 erwähnt werden, hält beispielsweise Hermannstadt einem Vergleich mit Augsburg und Straßburg stand, in denen zu gleicher Zeit 16 bzw. 20 Gewerbe bekannt waren. Sächsische Kaufleute vermittelten jahrhundertlang den Handelsaustausch zwischen Okzident und Orient. Das sächsische Gewerbe hat seine Vormachtstellung bis Ende des Zweiten Weltkrieges gehalten. Sächsische Unternehmer gründeten im 19. Jahrhundert die ersten Fabriken in Siebenbürgen. In Rumänien ist Siebenbürgen bis heute die wirtschaftlich am meisten entwickelte Provinz. Im Jahre 1933 befanden sich im sächsi-



*Schäßburg 1887 von Hermann Roth*

schen Siedlungsraum Südsiebenbürgens von 187 Industrieunternehmen 124 in deutschen Händen. Besonders stark war ihre Stellung in der Textilindustrie. Von 18 Unternehmen der Tuchfabrikation waren 17 in sächsischem Besitz. Überwiegend sächsisch waren noch die Lederindustrie, der Maschinenbau, einige Zweige der Nahrungsmittelindustrie sowie die Steine- und Erde- Industrie. Auch die kleingewerblichen und kauf-

männischen Betriebe waren in der Zwischenkriegszeit noch zum guten Teil in sächsischer Hand: 3530 von 5074 gewerblichen und 1612 von 4614 kaufmännischen Unternehmen im Jahre 1924 in Südsiebenbürgen. Dabei stellte er fest, dass die Sachsen im Jahre 1930 bloß 8 % der Bevölkerung Siebenbürgens ausmachten.

Auch auf dem Gebiete der Landwirtschaft hat die siebenbürgisch-sächsische Bauernschaft ihre führende Rolle bis zu ihrer Enteignung im Jahre 1945 behalten. So schrieb beispielsweise 1842 der den Sachsen nicht gerade freundlich gesinnte englische Lord John Paget, der mit einer magyrischen Gräfin verheiratet war und die Verhältnisse gut kannte: „Im Übrigen sind die Sachsen unzweifelhaft die fleißigsten, beständigsten und mäßigsten aller Bewohner Siebenbürgens und sie sind daher auch die am besten wohnenden, am besten gekleideten und unterrichteten. In meinem Leben sah ich nie blühendere Dörfer als hier im Sachsenlande und selbst die Walachen, die sich unter ihnen niedergelassen, haben diesen Geist in etwa angenommen und sehen fast behaglich und glücklich aus“. Und aus dem Szeklergebiet ins Burzenland kommend, stellte er fest, daß dieses im Vergleich zu jenem "ein Garten zu sein schein" und "mehr einer Landschaft im besten Theile Belgiens gleiche, als dem, was man so nahe an den Grenzen der Türkei vermutet hätte."

Mehr als 60 Jahre später (1906) bestätigte nach seinen Reisen in Siebenbürgen der renommierte, rumänische Historiker und Politiker Nicolae Iorga diese Tatsachen: „Überall sieht man den Stempel der Sachsen auf kleinen, gutgepflegten, gedüngten und mit höchster Wirtschaftlichkeit genutzten Feldern, auf Äckern mit Mais, Getreide, Gemüse, in Flecken mit Weinbergen und schönen Obstgärten. Ein Gebiet mit beharrlichen, fleißigen und wirtschaftlichen Menschen, die einst in die rumänische „Wüste“ hervorragende Erfahrungen und Unternehmergeist gebracht haben aus fernen Ländern einer geheiligten, beharrlichen menschlichen Arbeit“. Im Jahre 1936 erklärte Nicolae Iorga im rumänischen Senat: „Ich habe auch bei anderer Gelegenheit gesagt, dass es ein Segen ist, inmitten unserer so zahlreichen und fleißigen (rumänischen) Bauernbevölkerung (in Siebenbürgen) dreihunderttausend (Sachsen) zu haben, Bürger oder Bauern, die zu den arbeitsamsten und rechtschaffendsten gehören, die beste Landwirte sind und deren Achtung vor öffentlicher Ordnung und staatlicher Autorität etwas Selbstverständliches ist.“

### **Kirchenburgen, Reformation, Schulwesen**

Eine besondere Note erhält die siebenbürgisch-sächsische Kulturlandschaft durch die große Anzahl von Kirchenburgen. Es gibt zwar auch in andern Teilen Europas, vor allem in Deutschland, Wehrkirchen und Kirchenburgen, sie haben sich aber kaum anderswo so gut erhalten. Viel wichtiger jedoch ist, dass die Sachsen diese Bauwerke als Symbole ihrer Gemeinschaft und ihrer völkisch-kirchlichen Identität betrachten, als Zeugnisse ihres jahrhundertelangen Behauptungswillens gegen die Widrigkeiten des ihnen auferlegten Schicksals. Hier wurden die Worte Luthers „Eine feste Burg ist unser Gott“ wörtlich genommen und die Gotteshäuser zu wahren Schutzburgen.

Die Wehrhaftmachung der Städte und Kirchen ist insonderheit zum Schutz gegen Überfälle der Türken erfolgt, die vom Ende des 14. bis Ende 17. Jahrhunderts das Land immer wieder heimsuchten. Diese Anlagen bildeten ein geschlossenes Wehrsystem, das

VIGILATE ET ORATE  
- IOHANNES - HONTERI



JOHANNES HONTERUS (1498-1549)

HUMANIST UND REFORMATOR  
DER SIEBENBÜRGER SACHSEN

im türkischen Abwehrkampf eine wichtige Rolle gespielt hat. Hermannstadt galt für die Türken als uneinnehmbar und Papst Eugen IV. bezeichnete die Stadt als „der gesamten Christenheit schirmendes Bollwerk“. Außerdem waren die sächsischen Städte die wichtigsten Waffenschmiede des Landes.

Humanismus und Reformation haben das geistige und geistliche Leben der Sachsen grundlegend umgestaltet. In dem geistig bedeutsamsten Sachsen jener Zeit, Johannes Honterus, gehen die beiden Strömungen eine enge Verbindung ein. Er gründet nach Hermannstadt (1529) die zweite Buchdruckerei Siebenbürgens in Kronstadt (1539), schreibt und druckt Schulbücher, Rechtstraktate, eine „Kosmographie“ (Weltbeschreibung), die bisher das meist aufgelegte Buch eines Sachsen ist, ferner reformatorische Schriften und zeichnet Karten. Als Stadtpfarrer von Kronstadt führt er die lutherische Reformation ein und ist maßgeblich an der Ausbreitung der Reforma-

tion im Sachsenland beteiligt. 1547 treten die Sachsen auf Beschluss der Nationsuniversität geschlossen zur lutherischen Reformation über. Auch die unfreien Sachsen des Komitatsbodens übernehmen die lutherische Konfession. Da die neugebildete, evangelische Kirche fast ausnahmslos Sachsen umfaßt, erhält sie einen ausgeprägt völkischen Charakter, so daß bald sächsisch und evangelisch gleichgesetzt wurden. Die evangelisch-sächsische Kirche mit eigenem Bischof wird so neben der Nationsuniversität zum zweiten einigenden Band, das sogar über den Königsboden hinausgeht. Zu erwähnen ist ferner die Tatsache, dass auf Initiative der Sächsischen Nationsuniversität der Landtag von Thorenburg sich im Jahre 1557 zum Grundsatz der Toleranz, der religiösen Duldung aller Konfessionen des Landes, bekannte. In Siebenbürgen hat es trotz religiöser Vielfalt keine religiös bestimmten Kriege gegeben.

Die Reformation hat vor allem dem Schulwesen starke Impulse gegeben. Aufgrund von Honterus Schulordnung wurde das Kronstädter Gymnasium umgestaltet und diente allen anderen Städten des Sachsenlandes als Vorbild. Bereits zur Zeit der Reformation dürfte es in der Mehrzahl der sächsischen Gemeinden Dorfschulen gegeben haben. 1722 beschließt die Synode, die allgemeine Schulpflicht für Knaben und Mädchen einzuführen. Damit gehörten die Siebenbürger Sachsen zu den ersten Völkern Europas, die eine solche Maßnahme ergriffen. Neben den Dorfschulen gab es fünf städtische Gymnasien, die zum Besuch ausländischer Universitäten befähigten. Davon ha-



*Mediasch 1890*

ben sächsische Jünglinge ausgiebig Gebrauch gemacht und dadurch nicht nur den akademischen Nachwuchs für Schule und Kirche gesichert, sondern auch die geistige Verbindung mit Deutschland ständig aufrechterhalten. Das war letztlich die wichtigste Quelle für den Bestand des siebenbürgischen Deutschtums.

Die Siebenbürger Sachsen hatten in ihrem jeweiligen Vaterland bis Ende des Zweiten Weltkrieges das entwickeltste Schulwesen. Im 19. Jahrhundert wurde das Schulnetz durch Gewerbe-, Landwirtschafts- und Handelsschulen, ein selbständiges Lehrerseminar und 1904 durch eine Lehrerinnenbildungsanstalt erweitert.

Während das Analphabetentum bei den Sachsen bereits im vorigen Jahrhundert unerheblich war, betrug dessen Anteil 1890 im damaligen Ungarn bei den Magyaren 46,6 % und bei den Rumänen 85,9 %. Auch 1944 war ein Viertel der Bevölkerung Rumäniens des Lesens und Schreibens unkundig.

Die ersten Zeitschriften und Zeitungen Siebenbürgens haben die Sachsen in Hermannstadt herausgegeben (1774, 1784), dazu nicht nur in deutscher, sondern auch in ungarischer und rumänischer Sprache. Die im Jahre 1817 der Öffentlichkeit übergebene Brukenthal-Sammlung war das erste Museum des Landes. Das erste Theater Siebenbürgens wurde 1761 in der damaligen Landeshauptstadt Hermannstadt eröffnet.

Wir sehen davon ab, weiterhin aufzuzählen, auf welchen Gebieten die Siebenbürger Sachsen überall führend waren und auf welcher vielfältigen Weise sie auch ihre andersnationalen Mitbewohner befruchtet haben. Es würde jedenfalls eine lange Liste werden, ebenso, wenn man alle nichtdeutschen Schüler auflisten würde, die sächsische Schu-

len besucht haben. Obwohl die Sachsen in 850 Jahren viele berühmte Persönlichkeiten hervorgebracht haben, zählt vor allem ihre Gemeinschaftsleistung. Daneben ist aber auch das Werk ihres größten Sohnes hervorzuheben, der in das Pantheon der Titanen der Wissenschaft eingegangen ist - Professor D. h. c. Hermann Oberth, der Vater der Weltraumfahrt.

### **Von der ständischen Nation zur nationalen Minderheit**

Zusammen mit dem ungarischen Adel und den Szeklern gehörten die Sachsen bis zum vorigen Jahrhundert zu den privilegierten Ständen oder „Nationen“ Siebenbürgens, deren Vertreter den Landtag bildeten. Die Sachsen gehörten somit zu den staatstragenden Säulen des Landes, das bis 1542 als Wojewodat zu Ungarn gehörte, danach bis 1687 ein selbstständiges Fürstentum war, um dann an Österreich angeschlossen zu werden. Die Habsburger bestätigten durch das „Leopoldinische Diplom“ (1791) die Privilegien der ständischen Nationen.

Die Entwicklung Österreichs und Ungarns zum modernen Staat im 19. Jahrhundert führte zur Auflösung der ständischen Verfassung Siebenbürgens. Beginnend seit 1848 wurde der privilegierte Status der Sachsen aufgehoben, zuletzt durch die Auflösung der Selbstverwaltung des Sachsenbodens und der Nationsuniversität (1876). Die Sachsen wurden aus einer privilegierten Nation zu einer nationalen Minderheit mit allen daraus sich ergebenden Konsequenzen. Es mussten folglich andere „Wehrburgen“ anstelle der aufgehobenen Privilegien für das völkische Weiterbestehen gesucht werden. Bereits 1848 schrieb Stephan Ludwig Roth: „Wenn also unsere Nation künftig durch keine gesetzlichen Bestimmungen mehr geschützt ist ... und wir nicht mehr hinter dem Schutz von Mauern und begünstigenden Wällen und Gräben fechten, ... können wir uns nunmehr im Kampf auf offenem Feld nur durch selbsteigene Tapferkeit und Kriegskunst erhalten. Diese Kriegskunst ist aber der Unterricht der Schule und diese Tapferkeit ist die Sittlichkeit der Kirche ...“

Die evangelisch-sächsische Kirche ist tatsächlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter Bischof Georg Daniel Teutsch zu einer Volkskirche und nationalen Institution umgestaltet worden. Anstelle der aufgelösten Nationsuniversität und des Sachsenkomes übernahm sie und ihr Bischof die völkische Vertretung und sorgte durch die ihr unterstellten sächsischen Schulen, nachbarschaftlichen, sozialen und kulturellen Einrichtungen und Verbände für die Fortführung deutschen Lebens. Die Sachsen konnten auf diese Weise ohne große Verluste bis 1918 zunächst dem Druck der Magyarisierung und danach der Romanisierung widerstehen, ohne jedoch die Gefahr zu beseitigen. In ihrer bedrohten Lage als deutscher Volksstamm haben sich die Sachsen seit dem vorigen Jahrhundert verstärkt ans deutsche Mutterland gewandt und dort Hilfe gesucht. Sie sind oft enttäuscht worden, da ihre Anliegen meistens wenig Verständnis fanden. So wandten sie sich beispielsweise 1848 an das Frankfurter Parlament durch Entsendung von Schreiben und Delegationen. Obwohl man in der Paulskirche ihre Appelle zur Kenntnis genommen hat, haben diese Kontakte keine praktische Bedeutung gehabt. In ihnen hat jedoch das Gefühl der Verbundenheit mit dem „großen, deutschen Volk“ Ausdruck gefunden, am klarsten in dem Sendschreiben des Siebenbürgisch-Deutschen Jugendbundes vom August 1848. Darin heißt es: „Auch wir Siebenbürger Sachsen, seit Jahrhunderten ein vorgeschobener deutscher Posten im Osten, be-

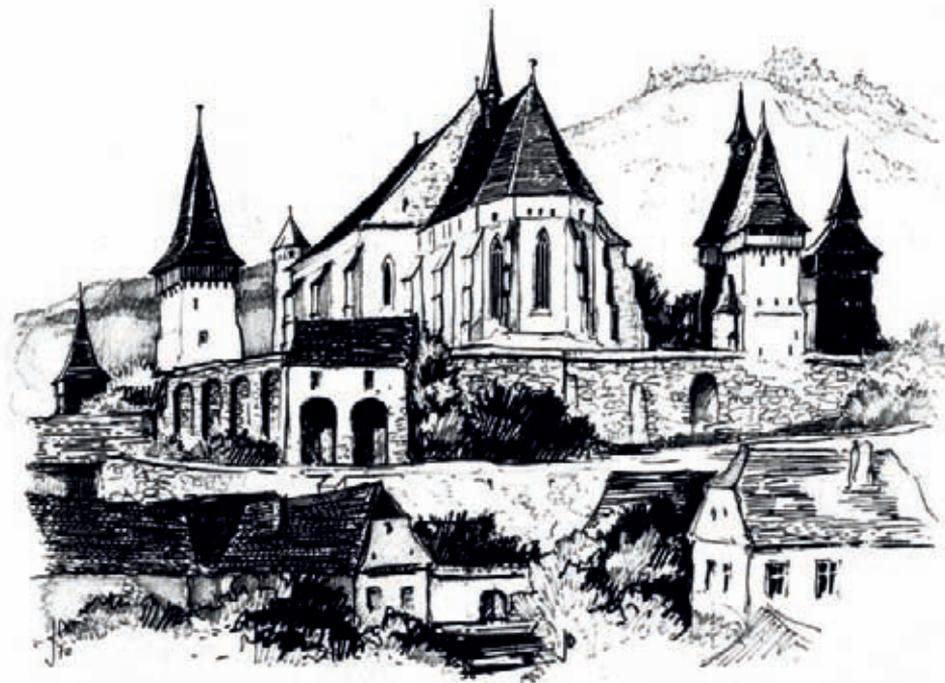
grüßen mit Begeisterung dies Morgenrot der schönen Zukunft unseres großen Mutterlandes und folgen mit gespannter Aufmerksamkeit jeden Schritt, der von der hohen Versammlung in Frankfurt gethan wird, um das zerstückelte und zerrissene Deutschland zur Einigkeit und Einheit zu bringen ... Wir erblicken in der Vollendung des begonnenen Neubaus auch eine Bürgerschaft unseres nationalen Fortbestandes, eine Stütze unserer eigenen deutschümlichen Fortentwicklung. Das große deutsche Volk hat seine Wurzeln unter Meeren und Gebirgen weithin ausgebreitet. Alle Welt ist deutscher Kinder voll. Auch wir sind Sprösslinge dieser Wurzel...., Die Festversammlung „850 Jahre Siebenbürger Sachsen“ fand daher nicht zufällig am 27. Oktober 1991 in der Paulskirche in Frankfurt am Main statt. An der beeindruckenden Feier, die unter der Schirmherrschaft von Außenminister Hans Dietrich Genscher stand, haben neben Altbundespräsident Karl Carstens zahlreiche andere prominente Gäste aus Politik und Kultur teilgenommen.

Im historischen Museum der Stadt Frankfurt wurde sodann am 16. Nov. 1991 aus Anlass des genannten Jubiläums eine Ausstellung eröffnet. Es ist dies bisher die bedeutendste siebenbürgisch-sächsische Schau dieser Art in Deutschland. Dazu erschien auch ein ausführliches Begleitbuch als Kulturgeschichte der Siebenbürger Sachsen.

Urteilte man in siebenbürgisch-sächsischen Kreisen sachlich - das tägliche Ringen zwang dazu - erkannte man, daß das Mutterland keine politische Schutzfunktion übernehmen konnte oder wollte. Das geistige Band zu Deutschland durfte aber unter keinen Umständen reißen und man glaubte auf die Stätten deutscher Kultur ein völkisches und moralisches Recht zu haben. „Das Deutschtum in Siebenbürgen ist in großer Gefahr, vom Magyaren und Walachenthum erdrückt zu werden, wenn uns nicht das deutsche Mutterland - sei es auch nur moralisch und durch Wort und Fürsprache - unterstützt“, schrieb der Volkskundler und Sprachforscher Joseph Haltrich im Jahre 1860 an einen Freund in Nürnberg. „Was an uns liegt, wir wollen uns ehrlich wehren; an Mut gebriecht es uns nicht“.

Für die Siebenbürger Sachsen blieb Deutschland nach wie vor in romantischer Verklärung das Land der Sehnsucht und Hoffnungen. Alles, was aus dem Mutterland kam, war gut, die Menschen, die Bücher, die Ideen. Deutschlandbesucher wurden bejubelt. Als sich das nationalsozialistische Deutschland besonders intensiv um das Auslandsdeutschtum kümmerte, fand es in Siebenbürgen unkritische Bewunderer. Für die Sachsen war das „Dritte Reich“ Deutschland schlechthin. Das sie zu dessen Politik missbraucht wurden, haben sie zu spät erkannt.

Im Spannungsfeld zwischen Vater- und Mutterland haben die Sachsen zum Konzept einer Doppelloyalität gefunden. Von der Erkenntnis ausgehend, dass Siebenbürgen nie einem deutschen Staatsgebilde angehören wird, haben sie sich um ein gutes Verhältnis zu der jeweiligen Staatsnation bemüht, dabei die Loyalität zum Vaterland (bis 1918 Ungarn, danach Rumänien) mit dem Bekenntnis zum deutschen Volk und geistiger Verbundenheit mit dem Mutterland verknüpft. In dem genannten Sendschreiben an das Frankfurter Parlament, das Stephan Ludwig Roth verfasst hatte, hieß es an anderer Stelle: „Wir wollen sein und bleiben, was wir immer gewesen sind, ein ehrlich deutsches Volk und auch ehrliche Bürger desjenigen Staates, dem wir angehören. Eines verträgt sich sehr gut mit dem andern; ja, eines ist nur möglich mit dem andern.“



*Birihalm Kirchenburg*

Im ungarischen und rumänischen Parlament hatte die kleine Gruppe von sächsischen bzw. rumäniendeutschen Abgeordneten kein Gewicht. Sie zogen es vor, statt einer fruchtlosen Opposition sich der jeweiligen Regierungspartei anzuschließen, die ihnen als Gegenleistung gewisse Zugeständnisse machte. Die Sachsen sind mit dieser politischen Strategie und Taktik gut gefahren, denn sie haben dadurch manche minderheitenfeindliche Maßnahme für sich abschwächen können.

Damit wären auch einige Anmerkungen über die Beziehungen der Sachsen zu den andersnationalen Mitbewohnern fällig. Sie haben Jahrhunderte mit Rumänen, Magyaren, Szeklern, Zigeunern, Juden u. a. Völkern zusammengelebt. Dieses Zusammenleben hat natürlich die sächsische Lebensweise beeinflusst, und in der Mundart, Kleidung, Essen, Volkskultur u. a. Niederschlag gefunden. Nichtsdestoweniger hat der höhere Kulturstand der Sachsen die andersvölkischen Bewohner im Geistigen, Sozialen und Wirtschaftlichen positiv beeinflusst. Der bereits wiederholte Male zitierte Nicolae Iorga hat auf die Verdienste der Siebenbürger Sachsen aufmerksam gemacht, als in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg das Minderheitenschutzgesetz in der rumänischen Öffentlichkeit zur Debatte stand. Er schrieb beispielsweise: „Die Sachsen haben Recht auf Achtung jener ihrer Forderungen, die naturgebunden sind, nicht Dank der Toleranz des rumänischen Volkes ... das Recht der deutschsprachigen Bevölkerung Siebenbürgens leitet sich im Gegenteil von dem her, was diese Bevölkerung selbst in kultureller Hinsicht auf siebenbürgischem Boden geleistet hat“

## Finale in Rumänien

All das wurde nach dem Waffenwechsel Rumäniens vom 23. August 1944 vergessen. Nicht ohne eine gewisse Mitschuld wurden die Rumäniendeutschen pauschal zu Kollaborateuren Deutschlands erklärt und für das Desaster verantwortlich gemacht, in das Rumänien als Verbündeter Deutschlands geraten war. Schlimmste Repressivmaßnahmen, Verfolgungen, Entrechtungen, Demütigungen, die totale Enteignung des landwirtschaftlichen und gewerblichen Besitzes, Deportation der arbeitsfähigen Männer und Frauen zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion waren die Folgen. In sächsischen Betrieben und in Höfen machten sich Rumänen breit und verhöhnten die „Herrn“ von gestern. Wenn ihre Zahl nicht ausreichte, wurden von auswärts rumänische „Kolonisten“ gebracht und so die sächsischen Kirchenburgen im wahrsten Sinne des Wortes besetzt. Die Rumäniendeutschen, bis Ende des Krieges in der Wirtschaft führend, wurden per Gesetz zu Proletariern und Bürgern zweiter Klasse. Dieses Vorgehen hat das Vertrauensverhältnis der Rumäniendeutschen zu ihrem Vaterland endgültig gebrochen. Ungebrochen blieb hingegen das Vertrauen in das deutsche Mutterland, obwohl ein offenes Bekenntnis dazu zeitweise mit hohen Kerkerstrafen geahndet wurde. Kommunistische Diktatur und Misswirtschaft, gepaart mit einer vom Staat geförderten Romanisierungspolitik, haben letztlich den Sachsen all das geraubt, was ihre völkische Existenz als Deutsche jahrhundertlang gesichert hat und Siebenbürgen zur „süßen Heimat“ machte, wie es in ihrer Volkshymne heißt. Sie entschlossen sich daher zur Rückkehr in die Urheimat, um hier als Deutsche unter Deutschen in Freiheit zu leben.

Der Exodus konnte auch nach dem Sturz des Ceausescu Regimes nicht gestoppt werden, da die neue Staatsführung alles andere als Zuversicht bietet. Ganz im Gegenteil, der rumänische Nationalismus nimmt bedrohliche Formen an. Damit ist das Ende des siebenbürgischen Deutschtums absehbar.

### Völker kamen und gingen

#### Siebenbürgische Elegie von Adolf Meschendörfer

Anders rauschen die Brunnen, anders rinnt hier die Zeit.  
Früh fast den staunenden Knaben Schauer der Ewigkeit.  
Wohlvermauert in Grüften modert der Väter Gebein,  
Zögernd nur schlagen die Uhren, zögernd bröckelt der Stein.  
Siehst du das Wappen am Tore? Längst verwelkte die Hand.  
Völker kamen und gingen, selbst ihr Name verschwand.  
Aber der fromme Bauer sät in den Totenschrein,  
Schneidet aus ihm sein Korn, keltert aus ihm seinen Wein.  
Anders schmeckt hier der Märzwind, anders der Duft vom Heu,  
Anders klingt hier das Wort von Liebe und ewiger Treu.  
Roter Mond, vieler Nächte einziggeliebter Freund,  
Bleichte die Stirne dem Jüngling, die der Mittag gebräunt,  
Reifte ihn wie der gewaltige Tod mit betäubendem Ruch,  
Wie in grünlichem Dämmer Eichbaum mit weisem Spruch.  
Ehern wie die Gestirne zogen die Jahre herauf.  
Ach, schon ist es September. Langsam neigt sich ihr Lauf.

Wir haben dieses besinnliche Gedicht, in dem von Völkern die Rede ist, die in Siebenbürgen kamen und gingen, bisher so verstanden, als ob es sich auf die Vergangenheit bezöge und nicht auch wir damit gemeint sein könnten. Auch die Bilder vom „bröckelnden Stein“ und der „verwelkten Hand“ im Wappen haben wir wörtlich auf unsere Bauten bezogen und nicht als eine unsere Existenz betreffende Vision des Dichters verstanden oder verstehen wollen. In seinem Roman „Die Stadt im Osten“ läßt Meschendörfer den Rektor des Kronstädter Gymnasiums am Morgen des Honterusfestes folgende Worte an die versammelte Schülerschar sprechen: „Seit 700 Jahren steht in den Bergen dieses Landes ein einsamer Baum, doch noch schmückt sich der alte Baum alljährlich mit tausend Knospen - ihr, liebe Schüler und Schülerinnen, seid der Schmuck, den der sächsische Lebensbaum alljährlich anlegt und auf euch richtet sich stets der prüfende Blick; wie lange wird es mit euch noch dauern?“

Heute können wir die Frage beantworten. Als Meschendörfer seine Elegie und seinen Roman schrieb, war die Katastrophe, die der Zweite Weltkrieg für die Sachsen bringen sollte, noch nicht voraussehbar und trotzdem diese pessimistische Vorahnung. Diese Untergangsstimmung hat die Sachsen schon im vorigen Jahrhundert erfaßt, als sie ihre Sonderstellung verloren und als nationale Minderheit einer minderheitenfeindlichen Umwelt sich gegenübergestellt sahen. Zu der Schwächung der Siebenbürger Sachsen haben schon im Mittelalter die verheerenden Türkeneinfälle und Bürgerkriege sowie Pest und andere Seuchen beigetragen. Hinzu kam die geringere Vermehrung im Vergleich mit den Rumänen. Wenn man all diese Fakten berücksichtigt, gelangt man zur Erkenntnis, daß unsere 850jährige Präsenz in Siebenbürgen nicht so felsenfest und für die Ewigkeit angelegt war, wie wir vielleicht angenommen haben. Angesichts der gegenwärtigen Entwicklung müssen wir uns der allgemeinen Erkenntnis beugen, so bitter sie sein mag, daß wir kein „ausgewähltes Volk“ sind, daß Völker in der Geschichte auftreten und wieder abtreten, einige haben hochentwickelte Zivilisationen geschaffen und sind dann von der Geschichtsszene verschwunden. Ihre geistig-kulturellen Errungenschaften haben andere Völker übernommen und weitergeführt, so dass sie in ihrem hinterlassenen Werk und Erbe weiterleben.

Gegenwärtig sind wir nun dran, von Siebenbürgen Abschied zu nehmen. Dabei ist die Frage berechtigt, ob 850 Jahre, historisch betrachtet, nicht eine beachtliche Zeitspanne darstellen, die sich, was die Dauer betrifft, mit manchem Reich der Geschichte vergleichen läßt? Das, was wir in Siebenbürgen geschaffen haben, ist vom Raum her zwar nur ein kleines Fleckchen, von der Leistung aber eine beachtliche deutsche Kulturtat.

Unsere 850jährige Erhaltung ist nicht ungerechtfertigt als Wunder betrachtet worden, denn kaum ein Volk von nur solcher Größe hat sich in fremdvölkischer Umgebung so lange erhalten. Wunder währen aber auch nicht ewig. Einmal musste es zu dem kommen, was wir heute erleben. Das mag uns vielleicht zum Trost gereichen, jedoch jemandem eine Schuld zu geben, würde bedeuten, historische Zwangsläufigkeiten nicht anzuerkennen. Die menschliche Gesellschaft entwickelt sich nicht aufgrund menschlicher Planung, nach menschlichen Wunschvorstellungen und Utopien, sondern es walten andere Kräfte. Wir brauchen daher kein schlechtes Gewissen zu haben, unsere siebenbürgische Heimat aufzugeben und dem vermeindlichen Vermächtnis unserer Vorfahren nicht entsprochen zu haben. Ein solches Vermächtnis gibt es nicht, das hat sich

bestenfalls jede Generation sendungsbewusst gesucht und auferlegt. Wenn es für eine Sache keine Motivation mehr gibt, kann sie schwerlich aufrecht erhalten bleiben. In unserem Fall erweist sich die Beschwörung unserer 850jährigen Geschichte und unseres Kulturerbes mit den Kirchenburgen und anderen Denkmälern als Motivation fürs Bleiben gegenüber dem Wunsch nach einem freien und besseren Leben als „Deutscher unter Deutschen“ in Deutschland nicht so stark, um die Abwanderung aufzuhalten. Wir hinterlassen jedenfalls in Siebenbürgen eine zum guten Teil von uns geprägte Kulturlandschaft, die vielleicht einmal die Wissenschaft so beschäftigen wird, wie man sich heute mit untergegangenen Kulturen befasst. Es bleibt zu hoffen, daß in Zukunft ein von Vorurteilen und Minderwertigkeitskomplexen freies rumänisches Volk sich bewusst wird, was eine jahrhundertlange deutsche Präsenz innerhalb des Karpatenbogens dem Lande gegeben hat. Noch ist es leider nicht so weit. Mit Befremden verfolgen unsere noch in Siebenbürgen lebenden Landsleute den wachsenden rumänischen Nationalismus und Chauvinismus und werden, wenn sie den ihnen nach dem neuen Bodengesetz zustehenden Grund in Anspruch nehmen wollen, nicht selten bedroht oder abgewiesen mit der Bemerkung, sie hätten den Boden ja nicht auf dem Rücken aus ihrer Urheimat mitgebracht.

In Siebenbürgen werden die Sachsen als Volk das 9. Jahrhundert ihres Bestehens nicht überleben. Es werden in absehbarer Zeit nur noch kleine Gruppen in einigen größeren Ortschaften und Städten bleiben. Das heißt nicht, dass wir sie darum abgeschrieben haben. Im Gegenteil, wir bilden weiterhin ein Volk, jetzt aber nicht wie einst nur von „Broos bis Draas“ sondern, wenn Sie so wollen, „von Bonn oder Berlin bis Draas“, oder wenn wir den Bogen weiterspannen, von Kanada, den USA über Deutschland und Österreich bis nach Siebenbürgen. Solange noch eine deutsche Seele in Siebenbürgen lebt, verdient sie unsere Anteilnahme und Solidarität und soweit nötig, auch unsere Hilfe sei diese moralischer, geistiger oder wirtschaftlicher Art.

Wir wollen keinen Totengesang auf das Ende unserer 850jährigen Geschichte anstimmen, sondern vielmehr in die Zukunft blicken, ist doch dieses Volk nicht ehrlos untergegangen, sondern es hat sich in das Mutterland Deutschland gerettet. Wir sollten schon darum unter den gegebenen Umständen unser Schicksal nicht beweinen, weil wir auf der Sonnenseite gelandet sind, um die uns unsere andersnationalen, siebenbürgischen Mitbewohner beneiden. Wir haben die Möglichkeit und die Chance, in einem demokratischen, freien Mutterland, das nun unser Vaterland geworden ist, unsere Eigenart zu pflegen. Es gilt also die sächsische Gemeinschaft hier in Deutschland weiter zu pflegen, ohne sich dabei unrealistischen Illusionen hinzugeben oder verärgert zu sein, wenn die Jugend nicht mitmacht.

Und mit Blick auf ein zukünftiges, vereintes Europa mit Einschluss Rumäniens ist es denkbar, dass auf den Spuren deutscher Investoren im Karpatenraum neue deutsche Kolonien entstehen, so wie solche am Ende des vorigen und Anfang unseres Jahrhunderts im rumänischen Altreich zur Zeit der Hohenzollernherrschaft Karls I. entstanden sind. Ein Sachsenland wird aber in Siebenbürgen sicherlich nicht mehr entstehen, bestenfalls deutsche Facharbeiterkolonien neben den weiterbestehenden, sächsischen Restgemeinden. Weiter möchte ich mit Prophezeihungen nicht gehen, denn die Geschichte und Realität spielen einem oft ein Schnippchen. Wir wollen gleichzeitig vor

Augen haben, dass es sich bei unserer Aussiedlung um nicht mehr und nicht weniger handelt, als um die Umkehr der Ostsiedlung. So wie einst vor 850 Jahren unsere Ahnen im Osten ein Land der Freiheit und bessere Lebensbedingungen suchten und fanden, so kehren wir heute in diese Urheimat zurück, nachdem man uns in Siebenbürgen un-



*Kirchenburg Tartlau*

ser elterliches Erbe enteignet, unsere völkische Identität in Frage gestellt und die Freiheit geraubt hat und weil wir in der Bundesrepublik in Freiheit, als freie Deutsche unter freien Deutschen leben wollen. Und wer will es uns verübeln, wenn wir als Angehörige des deutschen Volkes an dessen Wohlstand auch teilhaben dürfen und als Geschädigte des Zweiten Weltkrieges, denen in ihrem Heimatland keine oder nur halbherzige Wiedergutmachung zuteil wurde, das im Grundgesetz verankerte Recht auf Obhut seitens Deutschlands in Anspruch nehmen? Wer uns mit Asylsuchenden gleichsetzt und das Tor für Aussiedler schließen möchte, der kennt die historischen Zusammenhänge nicht und hat kein Herz für Menschen, die in ihrem neuen Vaterland sicher zu den treuesten, anhänglichsten Bürgern gezählt werden können, die das, was ihnen Deutschland bietet, zu schätzen wissen. Wie sagte doch Prof. Dr. Dr. Harald Zimmermann in seinem Festvortrag in der Paulskirche Ende Oktober: „Was es heißt, Deutscher zu sein, weiß man besser, spürt man anders als hierzulande, jenseits und fern aller deutschen Grenzen.“

Mit den Schlussworten des genannten Festvortrages wollen wir unsere Betrachtungen schließen: „Wir würden das 850jährige Jubiläum grundfalsch feiern, wenn unserer Feier nicht der Gebetwunsch eingeschlossen wäre, der wortwörtlich zur Tatsache werden muss, den die letzte Strophe der siebenbürgisch-sächsischen Hymne ausspricht, alle Grenzen überschreitend, alle Grenzen der Staaten, alle Grenzen der Völker, das nämlich überall im teuren Vaterland, das wir auch heute grüßen in all' seiner Schöne, in all' seiner Schöne, daß um all' seine Söhne hier und dort und überall, sich der Eintracht Band schlinge“.

*Text von Dr. Michael Kroner „Von der Ansiedlung bis zur Aussiedlung - Festvortrag anlässlich der Gedenkfeier 850 Jahre Siebenbürger Sachsen in Nürnberg am 7. Dezember 1991“. Als Broschüre erschienen in Nürnberg 1992.*

# Siebenbürgen und die Siebenbürger Sachsen

## Roland Hönig

### Siebenbürgen, eine Kulturlandschaft in Europa

Siebenbürgen, heute die Zentralprovinz Rumäniens, ist ein von den Karpaten umgebenes, liebliches Bergland mit fruchtbaren Hochebenen, die von unzähligen Flüssen und kleineren Gewässern durchschnitten werden. Mit einer Fläche von 52.986 Quadratkilometern ist es größer als die Bundesländer Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Saarland zusammen. Im Vergleich sind die folgenden Flächenangaben zu betrachten:

Flächen Stand 1996/Gebiet	Bundesrepublik	Rumänien	Siebenbürgen
Quadratkilometer	357.000 km	237.500	52.986



*Europa*

Mit etwa 80 Einwohnern/Quadratkilometer im Jahre 1979 ist Siebenbürgen dreimal dünner besiedelt als die genannten Bundesländer.

Siebenbürgen fiel nach dem Zerfall der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn an Rumänien und ist seit 1919 Rumäniens Zentralprovinz. Dieses Land, das auch die „Siebenbürger Sachsen“ als ihre Heimat betrachten, trug viele Namen, denn die Völker, die es durchwanderten oder darin ihre Bleibe fanden, sprachen mancherlei Sprachen. Meis-

tens verstanden oder sprachen sie die Sprache der anderen, sie bekannten sich zu verschiedenen Religionen, aber sie beteten zu dem gleichen Gott. Die Menschen aber, die mit den Völkern kamen, gingen und vergingen, schenkten diesem Lande inmitten der Karpatenwälder ein Stück ihres Herzens. Solange die jeweiligen Machthaber in Siebenbürgen die Eigenständigkeit der anderen förderten oder mindestens respektierten, machte die Kraft der Menschenherzen Siebenbürgen reicher und schöner und das fleißige Tun vieler Menschenhände wandelte dieses Gebiet allmählich in eine Kulturlandschaft und zeichnete Spuren in das Antlitz dieses Landes, die Jahrhunderte überdauerten.

### **Siebenbürgens Geschichte im Zeitraffer Aus der Frühgeschichte Siebenbürgens**

Die reichen Bodenschätze und die Fruchtbarkeit dieses Landes waren seit je ein Anziehungspunkt für die Menschen. Wie die überall im Lande zu Tage geförderten Fundstücke, wie Waffen, Geräte des Alltagslebens und Schmuckgegenstände beweisen, war das Gebiet bereits in der älteren Steinzeit besiedelt. In frühgeschichtlicher Zeit waren es die Kelten und Skythen, deren Existenz in diesem Gebiet aus Funden nachweisbar ist. Die ersten schriftlichen Berichte über das Land finden wir bei den griechischen und römischen Geschichtsschreibern der Antike. Diese nennen die Daker und Geten, die im 3. Jh. v. Chr. hier ihr Reich hatten, welches natürlich nicht nur das heutige Siebenbürgen umfasste. Das politisch-militärische, wirtschaftliche und geistige Zentrum dieses dako-getischen Reiches war Sarmisegetusa (gelegen in Siebenbürgen in der Nähe von Broos (rumänisch Orastie) und Begründer dieses Reiches war Burebista.

### **Siebenbürgen im 2. Jahrhundert n. Chr.**

Im Jahre 107 n. Chr. besiegte Trajan den dakischen Herrscher Decebalus und nach dessen vernichtender Niederlage wurde das gesamte Gebiet, also auch Siebenbürgen, als die Provinz Dazien mit der Hauptstadt Ulpia-Traiana in das römische Weltreich eingegliedert. Die römische Herrschaft dauerte 170 Jahre und durch zahlreiche Funde und schriftliche Quellen haben wir ein ziemlich genaues Bild über diese Zeit. Wie in allen anderen Provinzen des römischen Weltreichs, wurde in Dazien die lateinische Sprache als Verwaltungssprache eingeführt. Wirtschaft, Währung, Verwaltung und Verteidigung wurden nach römischem Recht vereinheitlicht. Desgleichen wurde auch die einheitliche römische Steuerreform eingeführt.

Dazien wurde eine blühende Provinz. Im Jahre 275 n. Chr. sah sich Kaiser Aurelian wegen der Einbrüche der Westgoten und Karpen in die römische Provinz Dazien genötigt, diese zu räumen und die Grenzen des römischen Reiches an die Donau zurückzulegen. Der römische Geschichtsschreiber Eutropius berichtet über die Aussiedlung der Bevölkerung von Dazien nach Obermoesien, südlich der Donau gelegen, heute Serbien und Bulgarien. Es gibt keine eindeutigen Befunde, die den Erhalt einer lateinisch sprechenden Bevölkerung in Siebenbürgen beweisen können, aber auch keine, die das Gegenteil beweisen. Die in diesem Gebiet verbliebenen Bevölkerungsreste aus dieser Zeit dürften die Wirren der folgenden Jahrhunderte kaum als unveränderte „romanisierte Dako-Geten“ überlebt haben.

### **Siebenbürgen vom 3. – 9. Jahrhundert**

Westgoten und Karpen besiedeln ab 275 n. Chr. unter anderen Gebieten auch die ehemalige Provinz Dazien. Etwa 100 Jahre später mussten sie vor dem Druck der Hunnen und ihrer Hilfsvölker nach Südwesten ausweichen. Die Gepiden unterwarfen sich den Hunnen und gründeten im Gebiet der nördlichen Theiß ein Reich, zu dem ab 480 auch große Teile Siebenbürgens gehörten. Es wurde 567 von den Awaren zerstört, die sich in der pannonisch/ungarischen Tiefebene festsetzten.

Nach dem Jahre 600 sickerten slawische Stämme ein, die sich allmählich mit der eingewanderten Bevölkerung vermischten. Im 9. und 10. Jahrhundert entstanden Knezate und Wojwodate, welche zum Teil von einer petschenegischen Oberschicht beherrscht wurden. Diese gerieten immer öfter in die Einflussphäre oder den Machtbereich größerer Reichsgebilde. Zu erwähnen wäre hier das Hunnisch-Bulgarische Reich, das große Teile des Balkans und die Gebiete an der unteren Donau umfasste. Aus diesem geht das Bulgarenreich hervor. Die altslawische Sprache wird im gesamten slawischen Machtbereich, also auch in den Gebieten des heutigen rumänischen Staates (Siebenbürgen, Moldau und Walachei) Verwaltungssprache und Religionssprache des sich von Byzanz nach Norden ausbreitenden christlichen Glaubens der griechisch-orthodoxen Kirche. Benutzt wurde die kyrillische Schrift.

### **Siebenbürgen vom 9. – 11. Jahrhundert**

Das Ende des 9. Jahrhunderts brachte eine wichtige Wende in der Geschichte Siebenbürgens. Vom Ural über die Steppen vom Don und Dnjepr kommend dringen die Ungarn/Magyaren, aus Asien kommende finnisch-ugrische Reiter-Nomaden, durch die slawischen Gebiete bis in das heutige Ungarn vor. Sie nahmen dieses Land, das damals eine Randprovinz des Bulgarischen Reiches war, in Besitz und wichen bis zum heutigen Tage nicht mehr aus ihm. Von Nordwesten drangen die Ungarn auch in Siebenbürgen ein. Der Widerstand bulgarischer Heere wurde bald niedergeschlagen und die ansässigen slawischen Splittergruppen gingen in der ungarischen Bevölkerung auf. Die Ungarn unternahmen in der Folgezeit weite kriegerische Raubzüge nach Nord-, West- und Südeuropa und erst ihre Niederlage auf dem Lechfeld 955 durch Otto den Großen führte zu ihrer Umstellung auf den westlichen Kulturkreis. Sie wurden sesshaft und betrieben Ackerbau und Viehzucht.

Großfürst Geza/Geisa (972 – 997), einer der Begründer des ungarischen Feudalstaates, rief katholische Missionare aus dem Westen ins Land. Sein Sohn, Istvan I./Stefan I., der Heilige (1000 – 1038), christianisierte dieses Gebiet, wofür er vom Papst Krone und Titel eines apostolischen Königs bekam. Wie sein Vater förderte er die Öffnung seines Landes für den westlichen Kulturkreis. Die bayerische Prinzessin Gisela wurde seine Gemahlin und brachte in ihrem Gefolge Priester, Ritter, Bauern und Handwerker an den ungarischen Hof und in die ungarischen Lande mit Stefan I. unterwarf in seinem gesamten Machtbereich den Stammesadel und organisierte mit westlicher Hilfe den ungarischen Feudalstaat nach deutschem Vorbild. Die lateinische Schrift und Sprache wurde in der Verwaltung des gesamten Feudalstaates, wie auch in der Organisation der katholischen Kirche, eingesetzt. Siebenbürgen war der Teil des ungarischen Reiches, der besonders von feindlichen Überfällen aus dem Osten und Süden bedroht war. So kam

es in diesen Grenzgebieten Siebenbürgens zu einer Grenzsicherung ganz besonderer Art: Um das häufige Eindringen von Feinden zu verhindern, wurde ein 10– 40 km breiter, wüst gelassener Niemandsland-Schutzgürtel angelegt. Dieser Grenzverhau wurde immer weiter hinausgeschoben, bis er an ein natürliches Hindernis, die Karpaten stieß und zur Grenze des Reiches befestigt wurde. Die hinzugewonnenen Flächen beanspruchte der ungarische König für sich. Als so genannter „Königsboden“/„fundus regius“ stand er ihm zur freien Verfügung. Auf diesen Flächen siedelten die befehligen Ungarn Grenzwächter an.

Die Bewachung des Grenzgebietes oblag anfangs einem ungarischen Volksstamm mit eigener Sippenverfassung, den Szeklern. Diese zogen später in das westliche Vorland der Ostkarpaten, wo sie noch heute ansässig sind und den Hauptteil der ungarischen Minderheit in Rumänien bilden.

### Deutsche Besiedlung im 12. Jahrhundert

Der ungarische König Geza II./Geysa II. beruft Mitte des 12. Jahrhunderts deutsche Kolonisten „zum Schutze der Krone“, zwecks Grenzsicherung, nach Siebenbürgen.



Sie kamen aus dem Rheinland und aus Moselfranken, aus Flandern und aus Luxemburg, aus Thüringen und aus Niedersachsen, aber auch aus anderen Gebieten des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ und wurden am Fuße der Hohen Tatra und im Karpatenbogen angesiedelt. In Siebenbürgen verschmelzen sie zu einem deut-

schen Neustamm, für den sich die Bezeichnung „Saxones“ (Siebenbürger Sachsen) einbürgert. Der Name „Saxones“/„Sachsen“ für die deutschen Siedler ist nach Konrad Gündisch mit dem Rechtsstatus dieser Siedler im angesiedelten Gebiet gleichzusetzen und nicht unbedingt als ein Hinweis auf die Herkunft der Siedler zu werten, da diese nicht nur aus Sachsen kamen.

### **Deutsche Besiedlung auf dem Territorium des heutigen Rumänien**

Außer der Wahrnehmung von Verteidigungsaufgaben versprach sich die ungarische Krone durch die deutschen Siedler eine Belebung der gesamten Wirtschaft und steigende Einnahmen durch ein höheres Steueraufkommen in diesem Gebiet.

Die im Karpatenbogen angesiedelten „Saxones“ der ersten Stunde erhielten für die damalige Zeit unglaubliche Privilegien:

- Ansiedlung auf „Königsboden“ (ca. 30.000 qkm) als unabhängige Bürger.
- Freie Organisation der Ansiedlung und Verteidigung.
- Selbstständigkeit in der Verwaltung.
- Eigenes Recht, freie Richter- und Pfarrerwahl.
- Vererbbarer Besitz.
- Zoll- und Handelsfreiheit in ganz Ungarn und vieles mehr.

Nach diesem Recht strebten auch die deutschen Siedler der Folgezeit, auch dann wenn sie nicht mehr in den zu schützenden Grenzgebieten Siebenbürgens siedelten, wie die deutschen Siedler im Gebiet der Großen Kokel. So also auch die deutschen Siedler in Rauthal. Sogar wenn sie auf Adelsboden/Komitatsboden siedelten, erhielten die deutschen Siedler von den Grundherren hin und wieder einige der oben genannten Privilegien und wurden in vielen Fällen als so genannte „Libertini“ angesiedelt, also hatten sie auch in diesen Gebieten eine Sonderstellung. Diese Sonderstellung erkaufte sie sich durch hohe zusätzliche Abgaben. Wurde von den ungarischen Grundherren diese Sonderregelung nicht zugelassen, galt für diese deutschen Siedler der auf Adelsboden gültige Hörigenstatus.

### **Das 13. Jahrhundert und der „Goldene Freibrief“ der „Saxones“**

Im Jahre 1224 wurden die Privilegien der „Saxones“ vom ungarischen König Andras II./Andreas II. im „Goldenen Freibrief“/„Andreanum“ für das Gebiet der Hermannstädter Provinz zum verbrieften Recht, welches auf die erweiterte „Hermannstädter Provinz“, die später das Gebiet der „Sieben Stühle“ hieß, ausgedehnt wurde.

Alle deutschen Gebietskörperschaften in Siebenbürgen suchten den Anschluss an diese Gebiete: die Siedler der „Zwei Stühle“ (Kokelgebiet), des Burzenlandes, des Reener Ländchens und des Nösner Landes in Nordsiebenbürgen und mit sehnsuchtsvollem Blick wohl auch die deutschen Siedler auf Komitatsboden, für die der Freibrief keine Gültigkeit hatte. Etwa jeder vierte Siebenbürger Sachse war auf Komitatsboden angesiedelt. Um geschichtlicher Wahrheit gerecht zu werden, sollte hier eine weitere Urkunde erwähnt werden, welche die Präsenz der Rumänen in Siebenbürgen schon zu diesem Zeitpunkt erwähnt. Es ist die älteste Originalurkunde im Hermannstädter Staatsarchiv und stammt aus einer Michelsberger Nachbarschaftslade. Diese Urkunde wurde im Herbst des Jahres 1223 eigenhändig von Cletus, dem Hofkanzler von König Andreas II., geschrieben. Diese Urkunde bestätigt mehrere Schenkungen und erwähnt auch ein

Gebiet, welches aus dem „Fogarascher Land der Blacci“ ausgeschieden worden war (Heimatbuch „Michelsberg am Silberbach“ von Georg Krauss und Roland Hönig).

### **Siedlungsräume der Siebenbürger Sachsen ab dem 12. Jahrhundert**

Waren bei der Landnahme durch die Ungaren diese Gebiete doch nicht so leer und öde, wie in der ungarischen Geschichtsschreibung immer erwähnt wurde und wie auch die Siebenbürger Sachsen es immer gerne hörten?

Die Kommunität der Siebenbürger Sachsen auf „Königsboden“ bildet im Rahmen der ungarischen Reichsmonarchie eine von Adelsherrschaft und Leibeigenschaft freie, nur dem König unterstellte demokratische Enklave. Der „Deutsche Ritterorden“, vom König ebenfalls nach Siebenbürgen berufen, muss nach kurzem Aufenthalt wegen eines Konfliktes mit der ungarischen Krone nach Ostpreußen ausweichen.

In der Zeit der Mongolenstürme 1241 und 1285 entstehen befestigte Städte (Hermannstadt, Kronstadt, Mediasch, Schäßburg, Bistritz) und ca. 300 mit Kirchenburgen bewehrte Dörfer. Im Jahre 1300 gab es in Siebenbürgen laut Urkunden der königlichen Hofkanzlei in Budapest ca. 1000 Ortschaften, davon sechs walachische/rumänische Orte in der Nähe der Karpatenpässe. Die Rechnung der ungarischen Krone ging voll auf. Die „Saxones“ rodeten ausgedehnte Wald- und Verhauzonen der Grenzgebiete, entwässerten Sümpfe, bewässerten Heideflächen, legten Straßen an und gründeten bis 1300 mehr als 300 Ortschaften.

Für die ungarische Krone brachte dieser Aufschwung eine sich selbst tragende Grenzsicherung, wie auch erhöhte Steuereinnahmen. Vom gesamten Steueraufkommen Siebenbürgens erbrachten die Siebenbürger Sachsen 58 %, obwohl sie nur 1/4 der Bevölkerung ausmachten. Die deutsche Minderheit war der wichtigste Wirtschaftsfaktor in diesem Gebiet und daran sollte sich auch in den folgenden Jahrhunderten nichts ändern.

Die „Blacci, Blasii oder Wlachen“ (Walachen, die sich später selbst Rumänen, heute Rumänen nennen) lebten zu dieser Zeit, abgesehen von den erwähnten sechs Ortschaften, noch als nicht sesshafte, umherschweifende Hirten. Letztere brauchten im Mittelalter in Siebenbürgen keine Steuern zu zahlen, sie waren aber verpflichtet, bei einem Besitz von 50 Schafen eines an die jeweiligen Besitzer des Gebietes, auf dem sie sich am einheitlich festgelegten Jahrestichtag mit ihren Herden befanden, abzugeben. Sie wurden ganz allmählich sesshaft und bauten ihre Häuser am Rande der Kernzonen der siebenbürgischen Orte, soweit es sich nicht um rein rumänische Orte handelte.

### **Siebenbürgen im 14. – 15. Jahrhundert**

Hochentwickeltes deutsches Zunftwesen in den Städten (z. B. in Hermannstadt: 19 Zünfte, 23 Gewerbearten). Sächsische Kaufleute dehnen ihren Handel bis Vorderasien und Westeuropa aus. Entwicklung eines eigenständigen deutschen Schulwesens der „Saxones“ in Siebenbürgen, welches für die damalige Zeit in Europa eine Vorreiterrolle einnahm. Für die Siebenbürger Sachsen, die nicht auf Komitatsboden angesiedelt waren, wurde der „Goldene Freibrief“ im Jahre 1486 von König Mathias Corvinus feierlich bestätigt. Erste Einfälle türkischer Heere, Abwehrrfolge und Niederlagen. Hermannstadt widersteht einer achtjährigen Belagerung und wird von Papst Eugen IV. „Bollwerk der Christenheit“ genannt. Vernichtung des bis dahin größten Türkenheeres

in der Schlacht auf dem Brodfeld (1479). In diese Zeit fällt die Bildung einer Union der drei ständischen Nationen: ungarischer Adel, Szekler und Siebenbürger Sachsen.

### **Johannes Honterus und die Reformation im 16. Jahrhundert**

Vordringen der Türken bis Wien. Nach der Schlacht von Mohacsy 1526, wird Ungarn für 150 Jahre türkisches Paschalik. Siebenbürgen behauptet sich als selbstständiges, freilich tributpflichtiges Fürstentum.

Die Siebenbürger Sachsen treten im Jahre 1547 geschlossen zum Luthertum über. Johannes Honterus (1498 – 1549) bleibt der geistig bedeutsamste Sachse jener Zeit. Honterus gründete nach Hermannstadt (1529) die zweite Buchdruckerei Siebenbürgens in Kronstadt (1539), schrieb und druckte Schulbücher, eine Weltbeschreibung „Kosmographie“, reformatorische Schriften, Rechtstraktate und zeichnete Karten. Honterus war ein Vertreter des Toleranzgedankens, der für alle mitwohnenden Nationen Siebenbürgens Geltung haben musste, also auch für die damals noch rechtlosen Rumänen. In seiner Druckerei in Kronstadt beschäftigte er den aus Türgoviște in der Walachei zugezogenen Rumänen Coresi, den seine Landsleute später ehrfurchtsvoll „diaconu Core-si“ nannten und ihn als Vater des rumänischen Buchdrucks und der rumänischen Literatursprache ansehen. Wissentlich wird in allen rumänischen Schulbüchern und Nachschlagwerken der Anteil des Sachsen Johannes Honterus an dieser Entwicklung verschwiegen. Mit Honterus Einverständnis und Dank seiner Mitarbeit erschienen in Kronstadt religiöse Bücher in rumänischer Sprache, die vorab mit Sicherheit ein künstliches Gebilde war. Parallelen zu der Entstehung der deutschen Hochsprache durch Luthers Bibelübersetzung sind nicht zu übersehen.

Alle sächsischen Stadt- und Landgemeinden werden auf der Grundlage des sächsischen Verfassungskodexes politisch in der damals „Nationsuniversität“ genannten Gemeinschaft aller Sachsen und kirchlich in der „Ecclesia Dei Nationis Saxonum“, der gemeinsamen Kirche, zusammengefasst. Da die neu gebildete, evangelische Kirche ausnahmslos Sachsen umfasste, erhielt sie einen ausgeprägt völkischen Charakter und sicherte oft das Überleben der Sachsen als nationale Minderheit in Siebenbürgen.

Die evangelisch-sächsische Kirche ward so neben der Nationsuniversität zu dem zweiten einigenden Band aller Sachsen, das sogar über den Königsboden hinausging. An ihrer Spitze stand und steht der Sachsenbischof. Die beiden ersten Bischöfe (Paul Wiener, gewählt 1553 und nach dessen Tod Mathias Hebler, gewählt 1556) der neuen evangelischen Kirche waren zugleich Stadtpfarrer von Hermannstadt. Der Ort wurde Bischofssitz. Auf Betreiben der evangelisch-sächsischen Kirche beschloss der Siebenbürgische Landtag 1557, „daß jeder den Glauben behalten könne, den er wolle, jedoch ohne Beleidigung irgendjemandes“. Damit wurde erstmals in einem europäischen Land der Grundsatz der religiösen Toleranz ausgesprochen und auch bis in die Gegenwart durchgehalten. Neben der katholischen Kirche galten die evangelische, reformierte und unitarische als rezipiert (anerkannt), die griechisch-orthodoxe war aber nur toleriert (geduldet).

Im Jahre 1572 wurde Lukas Ungleich zum Bischof gewählt, blieb Pfarrer in BIRTHÄLM, Ortschaft die dann 300 Jahre lang Sitz des „Sachsenbischofs“ war. Danach wurde der Bischofssitz wieder nach Hermannstadt verlegt, wo er bis heute verblieben ist. Die evangelische Synode von Siebenbürgen nahm 1572 das Augsburgische Glaubensbe-

kenntnis an. Siebenbürgen erlebt eine Hochblüte des Wirtschafts- und Kulturwesens. Die ungarische Krone zieht aus dieser Entwicklung der Siebenbürger Sachsen große finanzielle Vorteile.

### **Siebenbürgen vom 17. – 18. Jahrhundert**

Schwere Heimsuchungen durch Seuchen und Kriege. Nach dem Tod des Fürsten Michael I. Apafi von Siebenbürgen (1662 – 1690, Residenz in Elisabethstadt) nahm Leopold I. im Jahre 1691 auch den Titel eines Fürsten von Siebenbürgen an. Er bestätigt 1691 durch das „Leopoldinische Diplom“ die Privilegien der ständischen Nationen in Siebenbürgen. Das sächsische Freitum muss sich fortan mühsam behaupten. Das Ende der Türkenzeit (Prinz Eugen) und die Einbeziehung Siebenbürgens in das Habsburgerreich (1688) bringen keine Befriedung, weil sich die Ungarn auflehnen und besonders im sächsischen Siedlungsgebiet mordbrennen. Bilanz der Schreckenszeit: 1711 werden nur noch 100.000 der ursprünglich 200.000 Sachsen und nur noch 228 von 300 ihrer Gründungsorte gezählt. Hoffnungslosigkeit und Resignation breiten sich aus. Neuen Auftrieb gibt den Sachsen Samuel Freiherr von Brukenthal, den Maria Theresia im Jahre 1769 zum Gouverneur von Siebenbürgen bestellt.

Der Sohn eines sächsischen Dorfrichters, der in Deutschland studiert, sodann die Siebenbürgische Kanzlei am Wiener Hof geleitet hatte, sorgt für den Ausbau des sächsischen Kultur- und Bildungswesens und verteidigt mit Erfolg die sächsischen Rechtspositionen. Zu seinen wichtigsten Leistungen zählte:

- Die Schaffung eines gerechteren Steuersystems und Erleichterung der Lasten der Grundhörigen.
- Die sinnvolle Modernisierung der Verwaltung.
- Die Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse, um die Wirtschaft nach dem Niedergang der vergangenen schweren Jahre anzukurbeln.
- Er verhinderte manche von Wien kommende, gleichmacherische und bürokratische Regelung oder er milderte ihre negativen Auswirkungen. Aber auch er kann nicht verhindern, dass Kaiser Joseph II., nach dem Tod seiner Mutter, die verbrieften Rechte der Sachsen für aufgehoben erklärt.
- Durch die Einführung des Einzelstimmrechts im Siebenbürgischen Landtag gerieten die Vertreter der Sachsen hoffnungslos in die Minderheit.
- Die Mehrheit der Bevölkerung Siebenbürgens, die Rumänen, wurden auch jetzt durch politische Kurzsichtigkeit in allen Reformbestrebungen übersehen. Die hatten kein Wahlrecht und waren im Siebenbürgischen Landtag durch ihre Bischöfe nur mit beratender Stimme vertreten.
- Die Einführung der deutschen Amtssprache anstelle der toten lateinischen. Dies ließ den schon immer existenten Nationalismus der ungarischen Bevölkerung in Siebenbürgen gefährliche Formen annehmen.
- Die Aufhebung der erblichen Leibeigenschaft und die Neuregelung grundherrlicher Lasten auf Siebenbürgens Adelsboden war ein Eingriff in die Interessen des ungarischen Adels, brachte aber für die sächsischen Siedler viele Nachteile.

Mehrere Dörfer des Kokeburger Komitates im Zwischenkokegebiet streiten gegen die Grundherren, die begonnen hatten, die althergebrachten Freiheiten der sächsischen Un-

tertanen zu missachten. Die sich zur Verteidigung zusammenschließenden Orte werden von nun an die „Dreizehn Dörfer“ genannt. Kaiserin Maria Theresia erlässt eine Verordnung das Urbarialwesen in Siebenbürgen betreffend, die so genannten „Certa Puncta“. Während für andere untertänige Gemeinden sich dadurch gewisse Erleichterungen ergeben, wird die freiheitliche Stellung der „Dreizehn Dörfer“ durch diese Verordnung erheblich eingeschränkt. Die Streitigkeiten ziehen sich bis in das 19. Jahrhundert.

Das Zeitalter des Nationalismus zieht über Europa herauf. Viele seiner Neuerungen musste Joseph II. zurücknehmen, aber der Keim des Unfriedens im Vielvölkerland Siebenbürgen war ausgebracht und das Land damit ein idealer Nährboden für das am politischen Himmel Europas aufziehende Gewitter, welches sich im Jahre 1848 entladen sollte.

### **Stephan Ludwig Roth und die Revolution von 1848**

Die Märzrevolution des Jahres 1848 in Europa griff schnell auf Siebenbürgen über, führte aber schon im Herbst zum Bürgerkrieg, in dem sich die Fronten immer mehr verhärteten: auf der einen Seite die Ungarn Siebenbürgens mit ihren nationalistisch-chauvinistischen Forderungen und an der Gegenfront die Kaiserlichen, auf deren Seite sich die Rumänen und Sachsen stellten. Die Kämpfe dauerten bis in den Sommer 1849 und wieder einmal wurde auf dem Rücken der Siebenbürger ein Konflikt ausgetragen, der ihnen von den beteiligten Mächten aufgezwungen wurde. Am 31. Juli 1849 kam es bei Schäßburg zur Entscheidungsschlacht, in der die ungarischen Revolutionäre unter General Bem geschlagen wurden. In diesem Kampf fiel auch der ungarische Freiheitsdichter Sándor Petöfi. Die Kaiserlichen hatten die Revolution niedergeschlagen und zwar mit den zu Hilfe gerufenen Russen.

Die überragende Persönlichkeit des Vormärz war der Meschner Pfarrer Stephan Ludwig Roth (1796 – 1849). Der Tübinger Doktor und Magister, Schüler des großen Schweizer Pädagogen Heinrich Pestalozzi, hatte durch seine Reden, Schriften und sein Handeln mit großer Eindringlichkeit versucht, seine sächsischen Landsleute und alle Nationen Siebenbürgens zu Reformen zu bewegen. Er machte zukunftsweisende Vorschläge zur Verbesserung des Schulwesens und befasste sich auch intensiv mit wirtschaftlichen Problemen. Roth war der geistige Vater des siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsvereins, durch den er eine gründliche Verbesserung der inzwischen überholten „Dreifelderwirtschaft“ erreichen wollte.

Am 1. 11. 1848 wird Stefan Ludwig Roth auf Vorschlag der „Sächsischen Nationsuniversität“ von Puchner zum bevollmächtigten Kommissar für die „Dreizehn Dörfer“ des Kokler Komitats ernannt, die nach Auflösung der adligen Komitatsverwaltung und Aufhebung der grundherrschaftlichen Verhältnisse den Wunsch geäußert hatten, den benachbarten sächsischen Stühlen des Königsbodens angeschlossen zu werden. Stefan Ludwig Roth richtet in Elisabethstadt sein Hauptquartier ein, um von hier aus diesen Auftrag zu erfüllen. Nach Erfüllung dieses Auftrags ist er als Adlatus (Stellvertreter) des provisorischen Verwalters des Kokler Komitats bemüht, die im Revolutionsjahr entfesselten und ausartenden Gegensätze abzubauen und das Vertrauen zwischen den siebenbürgischen Völkerschaften wieder herzustellen. In seinen Schriften hatte er auch auf die Rechtlosigkeit der Rumänen Siebenbürgens hingewiesen und statt der Vorherrschaft der ungarischen Sprache in Siebenbürgen forderte er das gleichberechtigte Nebenei-

ander der rumänischen, ungarischen und deutschen Sprache als Landessprachen.

Stefan Ludwig Roth war kein sächsischer Nationalist, sondern er wollte ein friedliches Miteinander aller Nationen und Landesbewohner Siebenbürgens. Durch seine Forderungen bezüglich der Gleichberechtigung der rumänischen Nation, wie auch durch seinen Beitrag in der Neuansiedlung von Württembergern in Siebenbürgen, hatte sich Stephan Ludwig Roth den Hass der ungarischen Nationalisten zugezogen. Im Frühjahr 1849 wurde er von den ungarischen Nationalisten verhaftet. Da er sich keiner Schuld bewußt war, kam Flucht für ihn nicht in Frage. In Klausenburg wird Stephan Ludwig



*Geburtshaus von Stefan Ludwig Roth in Mediasch*

Roth vor ein Standgericht gestellt, wegen Vaterlandsverrat im Schnellverfahren zum Tode verurteilt und am 11. Mai 1849 standrechtlich erschossen. Der Wortlaut des Abschiedsbriefes von Stefan Ludwig Roth, geschrieben an seine Kinder aus dem Kerker vor seiner öffentlichen Hinrichtung in Klausenburg, ist ein beredtes Zeugnis seiner Seelengröße:

*Liebe Kinder!*

*Ich bin eben zum Tode verurteilt worden und über drei Stunden soll das Urteil an mir vollzogen werden. Wenn mich etwas schmerzt, so ist es der Gedanke an Euch, die ihr ohne Mutter seid und nun auch den Vater verliert. Ich aber kann dieser Macht, die mich zur Schlachtbank führt keinen Widerstand leisten, sondern ergebe mich in mein Schicksal, wie in einen Ratschluß Gottes, bei dem auch meine Jahre gezählt sind. An Sophie schließet Euch alle fest an und betrachtet sie als Eure Mutter. Seid gehorsam gegen Gott und ehrerbietig gegen jedermann, damit es Euch wohl gehe, oder ihr es wenigstens verdient.*

*Mit dem Vermögen, daß ich in großer Unordnung hinterlasse, haltet Rat, damit ihr Mit-*

*tel in Händen habt zu Eurer Bildung. Es gibt noch viele gute Menschen, die Euch auch um eures Vaters Willen raten und helfen werden. Meinen Schwägern in Kleinschelken, Mediasch, Holdwilag (Halwelagen/Anmerk. des Herausg.) bringe ich in meinen letzten Augenblicken meinen Dank für alles dar, was sie mir getan haben, auch für das, was sie meinen Kindern noch tun werden.*

*Die Frau Lehrerin (Wirtschaftlerin) wird mir einen Gefallen tun, wenn sie so lange da bleibt, bis meine Habseligkeiten verordnet und jedes Kind unter einem Flügel sein wird.*

*Das Testament wird ihr für ihre treuen Dienste gerecht werden. Das Ungarische Findelkind, welches ich zur Aufziehung aufgenommen, bitte ich auch ferner zu unterhalten. Nur wenn es die Eltern verlangen sollten, hätten sie ein näheres Recht dazu. Ich habe ohnedem keines mehr auf dieser Welt.*

*Meiner Meschner Kirchenkinder, meiner Niemescher gedenke ich in Liebe. Lasse Gott diese Gemeinden reich an Früchten der Gottesseligkeit werden, die Fruchtbäume, deren belastete Äste bis zum Boden hängen.*

*Ich habe wenig an ihrer Veredelung gearbeitet und nur wenig Samen ausgestreut: Möge der Herr der Ernte die Halme um so körnerreicher machen! Liebe habe ich gepredigt und redliches Wesen.*

*Mein Tod möge meinen ausgestreuten Worten in ihrem Herzen einen um so größeren Nachklang verschaffen. Lebt wohl, liebe Leute. Mit meiner Nation habe ich es wohlgemeint, ohne es mit den übrigen Nationen übel gemeint zu haben. Meine Amtierungen in Elisabethstadt und Kokelburg habe ich aus Gehorsam in einen höheren Willen geleitet. Dieses ist das politische Verbrechen, daß mir den Tod zuzieht.*

*Eines Verbrechens bin ich mir nicht bewußt. Fehlgriffe könnten es sein, welche ich getan hätte, vorsätzlich gewiß kein Unrecht.*

*Es freut mich jetzt in meinen letzten Augenblicken, das Eigentum und das Gut des Adels nach Möglichkeit geschützt zu haben. Unter meinem Schreibtisch befinden sich die Programme der herauszugebenden Schul- und Kirchenzeitung.*

*Der Nationalkörper ist zerschlagen – ich glaube an keine äußerliche Verbindung der Glieder mehr. Um so mehr wünsche ich die Erhaltung des Geistes, der einmal in diesen Formen wohnte. Ich bitte daher meine hinterbliebenen Amtsbrüder, für die Ausführung dieser Zeitschrift zu sorgen, um Charakter, reine Sitten und Redlichkeit des Willens in dem Volke zu erhalten, das historisch die jetzigen schönen Zeitideen antizipiert hat.*

*Ist es im Rat der Geschichte beschlossen, unterzugehen, so geschehe es auf eine Art, daß der Name der Vorfahren nicht geschändet werde. Nur von den lizitierten (unklare Angabe) des Miklos (siehe Protokoll) ist das Geld als Depositum bei mir. Das übrige Geld hat Kommando. Ich schreibe dieses bloß deswegen hier, um meinen nun elternlosen Kindern nicht wissentliches Unrecht geschehen zu lassen. Ein guter Name ist von einem guten Vater auch ein gutes Erbstück. Dieses Geld, daß ich gut versorgt hatte, mußte ich in die Stadt Mediasch in die Brandsteuer geben, um diese Stadt zu retten.*

*In der vorfindlichen Obligation von 1000 (unklare Angabe) besteht mein Anteil aus dieser Summe. Ich hatte kein eigenes Geld zu geben, da man mir in Kokelburg meine ganze Barschaft gestohlen hatte.*

*Die Zeit eilt. Ob der kranke Leib meinen willigen Geist ehrlich tragen werde, weiß ich nicht. Alle, die ich beleidigt habe, bitte ich um herzliche Verzeihung.*

*Ich meinesteils gehe aus der Welt ohne Haß und bitte Gott, meinen Feinden zu verzeihen. Mein gutes Bewußtsein wird mich auf meinem letzten Gange trösten.*

*Gott sei mir gnädig, führe mich ins Licht, wenn ich im Dunkeln war, und lasse diese Voranstalten, die mich umgeben, meine Sühne sein für das, was ich in dieser Sterblichkeit gefehlt habe.*

*So sei es denn geschlossen – in Gottes Namen*

*Stefan Ludwig Roth*

*Evang. Pfarrer in Meschen*

*Klausenburg, am 11. Mai 1849*

*Nachträglich muß ich noch ansetzen, daß ich weder im Leben noch im Tode ein Feind der Ungarischen Nation gewesen bin. Mögen sie dieses mir, als dem Sterbenden, auf mein Wort glauben, in dem Augenblick, wo alle Heuchlerei abfällt.*

Dann redet er mit Pfarrer Hientz aus Klausenburg über eigene und Nationalangelegenheiten, ein mäßiger Sturm sei unserem Volk von Nöten gewesen, um die schlummern- den Kräfte und das schlafende Selbstbewußtsein zu wecken, aber der Sturm, der nun gekommen, werde die Kräfte des Volkes ganz brechen – und dabei traten große Tränen in seine Augen. Nach tiefem Gebet, das die Umstehenden rührte, erklärte er noch einmal, er sei kein Feind der Ungarn, was er getan, sei geschehen, weil er die Überzeugung gehegt, sie seien im Unrecht und er müsse seinem Eid treu bleiben. So stellte er sich der Exekution zur Verfügung. Auf die Scheltworte, die aus der Menge in sein Ohr drangen, wies er auf den Heiland hin, dem sei das Gleiche geschehen. Auf dem Richtplatz bewunderte er noch einmal Gottes schöne Welt: „*Wie ganz eigentümlich sieht sie aus, wenn man sie zum letztenmal sieht!*“

Ruhig schaute er auf die drängende Menge, gefasst trat er vor das Hinrichtungskommando und gab Pfarrer Hientz das Schnupftuch mit der Bitte, es in sein Blut zu tauchen und seiner ältesten Tochter zu schicken. Noch einmal wurde das Urteil vorgelesen, ein Lügengewebe nannte er die Anklagen – dann sprach er: „*Herr Hauptmann ich habe eine Bitte. Um meiner Kinder Willen bitte ich um Pardon.*“

Als die vorausgesehene Antwort erfolgte, er habe keinen Auftrag Pardon zu geben, betete Roth noch ein „*Vater Unser*“, dann warf er seinen Hut rückwärts in die Menge: „*den brauche ich nicht mehr*“ und wendet sich zum Kommandanten: „*Nun steh ich zu ihrem Befehl, Herr Hauptmann!*“

Die Augen wollte er sich nicht verbinden lassen, die Hände über der Brust gekreuzt stand er da, da krachten auf das Kommando „*Feuer*“ drei Schüsse rasch nacheinander, der erste traf den Arm, er ließ ihn schwer sinken, die zweite Kugel drang in die Seite, er sank in die Knie, die dritte traf das Haupt.

Bebend trat der Offizier vor die Front: „Soldaten lernt von diesem Mann, wie man für sein Volk stirbt!“

## **Siebenbürgen in der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie 1867-1918**

Für die Siebenbürger Sachsen sollen noch schwerere Zeiten anbrechen. Österreich muss nach dem verlorenen Krieg gegen Preußen 1867 in den von Ungaren geforderten „Ausgleich“ einwilligen und die östliche Reichshälfte mit Siebenbürgen abtreten. Es entsteht die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn.

Neun Jahre später verfügt die Budapester Regierung im Jahre 1876 im Zuge ihrer Magyarisierungspolitik die endgültige Auflösung des „Königsbodens“ und der sächsischen „Nationsuniversität“. Die Sachsen verlieren damit den größten Teil ihres Kollektivvermögens und sinken auf den Status einer diskriminierten nationalen Minderheit ab. In dieser Notlage nimmt die Evangelische Landeskirche A. B. die sächsischen Bildungs- und Kultureinrichtungen unter ihren rettenden Schutz und entzieht sie dadurch dem Zugriff des ungarischen Staates. Unter dem Sachsenbischof Georg Daniel Teutsch (1817 – 1893) und seinem Nachfolger Friedrich Teutsch (1852 – 1933) wurde die evangelisch-sächsische Kirche in der Folgezeit zu einer Volkskirche und nationalen Institution umgestaltet. Das umfangreiche Vermögen der Nationsuniversität und der „Sieben Stühle“ wurde in eine Stiftung umgewandelt, von der Kirche verwaltet und die Erträge auf die kulturellen Einrichtungen der Siebenbürger Sachsen verteilt. Die Sachsen konnten auf diese Weise ohne größere Verluste und auf friedlichem Wege dem zunehmenden Druck der Magyarisierung widerstehen. Die Siebenbürger Sachsen fühlten sich nicht mehr als eigene Nation, sondern als ein Stamm der deutschen Kulturnation. Sie blieben auch jetzt loyale Bürger des ungarischen Vaterlandes, richteten sich aber geistig und kulturell nach dem deutschen „Mutterland“. So manches wurde an diesem Lande aus der Entfernung idealisiert.

Der extreme ungarische Nationalismus ließ die Minderheiten im Ungarischen Reichstag in Budapest verbissen gegen die Magyarisierungspolitik kämpfen. Vor allem die Rumänen Siebenbürgens sahen die Lösung ihrer nationalen Probleme als unterdrückte Minderheit im Anschluss Siebenbürgens an das Königreich Rumänien.

### **Das 20. Jahrhundert - das Jahrhundert der Weltkriege und politischen Umwälzungen**

Bei Beginn des Ersten Weltkrieges (1914 – 1918) verhielt sich Rumänien zunächst neutral, erklärte dann aber zwei Jahre später überraschend Österreich-Ungarn den Krieg und besetzte Südsiebenbürgen. Rumänien wollte damit seinen Anspruch auf das Land Siebenbürgen zum Ausdruck bringen und rechtfertigte diesen Schritt mit dem Wunschenken aller Rumänen Siebenbürgens.

Am 3. November 1918 war Österreich-Ungarn gezwungen, einen Waffenstillstand mit den Westmächten abzuschließen. Am 1. Dezember 1918 erklärte die Nationalversammlung der Rumänen Siebenbürgens, des Banats, des Kreischgebietes und der Maramuresch in Karlsburg-Weißenburg/Alba-Julia den Anschluss an Rumänien. Den nationalen Minderheiten Siebenbürgens wurde in den Karlsburger Beschlüssen dieser

Nationalversammlung Autonomie und weitgehende Berücksichtigung ihrer Belange zugesagt. Auf Grund dessen folgte am 8. Januar 1919 die Mediascher Anschlussklärung der Siebenbürger Sachsen als der ersten Minderheitengruppe. Damit mussten sich die Siebenbürger Sachsen in ihrer wechselvollen Geschichte wieder einmal auf ein neues Vaterland einstellen.

Siebenbürgen gehörte nun zu Rumänien. Dieses Land hatte damit die erfolgreiche Eroberung Siebenbürgens mit „*der Wiege*“, selten mit Waffengewalt, abgeschlossen und darf ganz offen zu den Nutznießern des Ersten Weltkrieges gezählt werden. Alle Siedlungsgruppen deutscher Siedlungsgebiete, die nun zu Rumänien gehörten, hatten sich zum „*Verband der Deutschen in Rumänien*“ zusammen geschlossen. Zum Verband gehörten die Siebenbürger Sachsen, Banater und Sathmarer Schwaben, die Deutschen des Buchenwaldes/Bukovina (bis 1918 österreichisches Kronland), aus Altrumänien und der Dobrudscha, später auch die Bessarabiendeutschen. Alle erhofften sich vom Verband eine bessere Vertretung ihrer Interessen als deutsche Minderheit in Rumänien, da sie durch ihren Zusammenschluss fast 800.000 deutsche Volkszugehörige waren. Ihre in das neue Vaterland gesetzten großen Hoffnungen wurden bitter enttäuscht, da die vor dem Anschluss gegebenen Zusagen der „*Karlsruher Beschlüsse*“ an die nationalen Minderheiten, von Bukarest nicht eingehalten wurden.

Der Abgeordnete Chirculescu bringt am 19. 3. 1923 die Meinung fast aller rumänischen Politiker im Bukarester Senat auf einen Nenner: „*Die Vereinigung ist ohne jede Vorbedingung geschehen. Der Karlsruher Akt hat keine juristische Kraft, sondern nur einen moralischen Wert. Die Siebenbürger Sachsen sind Rumänen deutscher Nationalität.*“

Die Taufe und Neueinstufung der Siebenbürger Sachsen war damit vollzogen. Der Politiker, Dichter und Schriftsteller Octavian Goga (Rumäne aus Siebenbürgen, der vor dem Anschluss die Karlsruher Beschlüsse mitgetragen hatte, äußerte sich schon im August 1919 in der Sitzung des Großen Rumänischen Nationalrates in Bukarest wie folgt: „*Die Minderheiten haben Rechte genug, wir sind ein Nationalstaat.*“

Eigentlich schon wie Hohn klingen die Worte des Bukarester Universitätsprofessors und Senators von Hermannstadt Constantin Disescu (Schöpfer der umstrittenen Verfassung von 1923): „*Mehr als Privilegien (so nennt er die elementarsten Minderheitenrechte) ist die Gleichheit mit den Rumänen. Was wollen sie mehr?*“

Die deutschen Abgeordneten lehnten in Bukarest konsequenterweise die rumänische Verfassung des Jahres 1923 ab, konnten aber damit die von Neid auf Siebenbürgens Wirtschaftlichkeit und von zunehmendem Chauvinismus geprägten Bukarester Folgemaßnahmen, nicht aufhalten. Bald wurden „*Minderheitler*“ aus den Behörden und Magistraten in Siebenbürgen verdrängt und durch „*Regatler*“ aus dem rumänischen Altreich ersetzt. Schon ab 1919 wurden in das Amt der Präfekten der siebenbürgischen Komitate, unabhängig vom Anteil nationaler Minderheiten, nur noch Rumänen aus der Moldau oder der Walachei eingesetzt.

Das Endziel dieser Politik war schon damals jedem klar. Die Maßnahmen der Bukarester Regierung führten zum rapiden Abbau der Wirtschaftskraft der Siebenbürger Sachsen, deren politische Entmündigung schon unter Österreich-Ungarn stattgefunden hatte. Im Zuge der ersten rumänischen Agrarreform (1921) verlor die „*Siebenbürgische*

*Stiftung*“ ihre umfangreichen Waldungen und unbebauten Gebiete und damit die Hauptquelle für die Finanzierung des deutschsprachigen Schulwesens. Die neuen Machthaber hatten diesen von der Siebenbürgischen Stiftung verwalteten Volksbesitz der Siebenbürger Sachsen als gutsherrlichen Besitz eines Einzelnen eingestuft und schon galt der Zugriff als gerechtfertigt. Über den gleichen Modus verloren die siebenbürgischen Dörfer bis zu 57 % ihres Gemeinbesitzes wie Dorfsweiden, Weiher, Flus-sauen und mustergültig bewirtschaftete Dorfswälder. Damit wurde die Ertragsbasis der dörflichen Kleinbetriebe so weit geschmälert, dass viele vor dem wirtschaftlichen Aus-standen. Viele Siebenbürger Sachsen wählten in dieser schweren Zeit den Weg der Aus-wanderung nach Amerika.

Die sächsischen Banken, die als Gemeinschaftseinrichtungen der Siebenbürger Sach-sen 10 % ihres Gewinns immer gemeinnützigen sächsischen Einrichtungen zuführten, verloren ihre gesamten Reserven. Sie mussten ihre gesamten Guthaben an stabilen Währungen auf die rumänische inflationsreiche Währung zu einem aufgezwungenen Wechselkurs (Hälfte des realen Kurses) umstellen und zusätzlich beim rumänischen Staat für die errechneten Lei-Beträge „*rumänische Staatsanleihen*“ zeichnen, die bei Fälligkeit fast nur noch Altpapierwert hatten.

Trotzdem blieb Siebenbürgen in Rumänien die wirtschaftlich entwickeltste Provinz. Geschrumpft auf einen Bevölkerungsanteil von 8 % in Siebenbürgen, hatten die Sie-benbürger Sachsen im Jahre 1933 im Kleingewerbe und Handel (der Großteil Fami-lienbetriebe) 69,75 % in ihren Händen. Bei Industrieunternehmen lag ihr Anteil bei 66,31 %. Auch in der Landwirtschaft hatte die siebenbürgisch-sächsische Bauern-schaft ihre führende Rolle beibehalten.

Eine der wenigen rumänischen Stimmen, die mit der rumänischen Minderheitenpolitik nicht einverstanden war, soll hier nicht unerwähnt bleiben. Nach seinen Reisen durch Siebenbürgen schreibt Nicolae Jorga (1871–1940, in Botoşani/Moldau geboren), ru-mänischer Historiker und Politiker, Gegner des politischen Radikalismus, Verfechter der Gleichberechtigung und Toleranz im Nationalstaat Rumänien: „*Überall sieht man den Stempel der Siebenbürger Sachsen in kleinen, gut gepflegten, gedüngten und mit höchster Wirtschaftlichkeit genutzten Felder. Ein Gebiet mit beharrlichen, fleißigen und wirtschaftlichen Menschen.*“

Im rumänischen Senat erklärte Nicolae Jorga im Jahre 1936: „*Es ist ein Segen 300.000 dieser Menschen zu haben, Bürger oder Bauern, die zu den arbeitsamsten und recht-schaffendsten gehören, die besten Wirte im Lande sind und deren Achtung vor öffentli-cher Ordnung und staatlicher Autorität etwas Selbstverständliches ist.*“ Ebenso von Nicolae Jorga stammen die Sätze: „*Die Sachsen haben das Recht auf Achtung ihrer Forderungen, die naturgebunden sind, nicht dank der Toleranz des rumänischen Vol-kes, ... gekürzte Inhalte ... das Recht der deutschsprachigen Bevölkerung Siebenbür-gens leitet sich im Gegenteil von dem her, was diese Bevölkerung selbst in kultureller Hinsicht auf siebenbürgischem Boden geleistet hat.*“

Höheres Lob aus dem Munde eines Rumänen haben die Siebenbürger Sachsen nie er-fahren. Die Antwort, warum ihre Rechte in Rumänien immer mehr mit den Füßen ge-treten wurden, konnte Nicolae Jorga nicht mehr geben. Durch seinen bis heute nicht ein-deutig geklärten Mord im November 1940, verloren die Rumänen eine ihrer schil-

lernsten Persönlichkeiten, die sich auf internationaler Ebene hohes Ansehen erworben hatte. Nach seinem Literaturstudium in Jassy/Moldau studierte er in Paris, Berlin und Leipzig, wo er zum Doktor der historischen Wissenschaften promovierte. Sein schriftstellerisches Werk in Rumänisch, Französisch oder Deutsch ist eines der umfangreichsten der Weltliteratur.

Die Siebenbürger Sachsen verloren einen objektiven Kenner der siebenbürgischen Verhältnisse und einen großzügigen Gönner ihrer Belange als nationale Minderheit, der ihnen immer mit Achtung und Sympathie begegnete. Für die Erhaltung ihres Kulturerbes setzte er sich persönlich, wenn nötig gegen seine eigenen Landsleute, ein.

Rumäniens verfehlte Minderheitenpolitik, sowie interne Richtungskämpfe und Rivalitäten innerhalb der deutschen Volksgruppe treiben diese ab 1933 in die Arme Berlins. Bukarest wird von der Reichsregierung zu staatsrechtlichen Schutzgarantien, u.a. die Anerkennung der Volksgruppe als Rechtspersönlichkeit, genötigt. Die deutsche Minderheit Siebenbürgens setzt auf Deutschland große Hoffnungen. Alle warnenden Stimmen, die mit dem Rechtsschwenk der Siebenbürger Sachsen nicht einverstanden waren, werden ins politische Abseits gedrängt.

Der Zweite Weltkrieg mit all seinen Schrecken trifft auch Rumänien mit voller Härte. Der Frontwechsel Rumäniens im August 1944 ist aus der Sicht der Rumänen eine notwendige Überlebensstrategie, bedeutet für die Siebenbürger Sachsen aber den Sturz in die Katastrophe. 1944 werden die Nordsiebenbürger Sachsen nach Österreich evakuiert, nach dem Krieg folgt eine über 40 Jahre dauernde Zeit der Verfolgung und Demütigung: die Deportation in sowjetische Lager, die materielle Totalenteignung, die politische Entmündigung (der Wahlrechtentzug wurde 1950 aufgehoben), die politischen Schauprozesse und in deren Folge die Einkerkierung der geistigen und wirtschaftlichen Führungsschicht und der öffentlichen Repräsentanten des Volksstammes, die Verhängung von Zwangsaufenthalt, wie auch unausgesetzte Schikanen, Diskriminierung und Erpressung, denen die Siebenbürger Sachsen in der eigenen Heimat schutzlos ausgeliefert sind. Es findet zwar keine Vertreibung außer Landes statt, die kommunistische Führung Rumäniens propagiert jedoch die „Liquidierung“ der Minderheiten und betreibt dieses Ziel mit allen ihr zur Verfügung stehenden Machtmitteln.

### **Am Ende des Weges**

Nicolae Ceaușescu stellte auf dem 11. Parteitag der Rumänischen Kommunistischen Partei im Herbst 1974 fest: *„Es wird in absehbarer Zukunft in Rumänien keine Nationalitäten mehr geben, sondern nur noch eine sozialistische Nation eines einheitlichen werktätigen Volkes“*. Die Weichen für die Zukunft der Siebenbürger Sachsen und der anderen nationalen Minderheiten Rumäniens waren damit eindeutig gestellt. Um diesem Druck zu entgehen, setzt um 1970 eine Aussiedlungswelle ein, die ihre Eigendynamik entwickelt. Während dieser Zeit ist die Evangelische Landeskirche A.B. in Rumänien die einzige Instanz, die den Siebenbürger Sachsen einen geistigen und geistlichen Freiraum bietet.

Der Sturz Ceaușescus am 22. Dezember 1989 bedeutet für Rumänien eine politische Wende. Zwar haben sich die im Lande gehegten Hoffnungen auf schnelle wirtschaftliche Verbesserung und die im Ausland erwartete Umstellung auf einen demokratischen

Rechtsstaat nicht schlagartig erfüllt, aber die grundsätzlichen Weichenstellungen weisen auf eine, wenn auch langsame, jedoch kontinuierliche Entwicklung in diese Richtung hin.

Die deutsche Minderheit hat sich durch weitere Abwanderung verringert, der jahrelang angestaute Aussiedlungswunsch veranlasste nach der Öffnung der Grenzen innerhalb von zwei Jahren weitere 75.000 zur Ausreise in den Westen. In Siebenbürgen leben noch etwa 20.000 Landsleute, 18.000 in Österreich, rund 30.000 in den USA und etwa 8.000 in Kanada.

In Rumänien kann heute nicht mehr von einer siebenbürgisch-deutschen Minderheit die Rede sein, die in einem geschlossenen Siedlungsgebiet lebt und durch ihre Zahl ins Gewicht fällt. Wenn Hermannstadt im Mittelalter eine deutsche Stadt war, 1940 immer noch 50 % deutsche Einwohner hatte, so sind es zur Zeit eben noch etwa 1 %. Die Restminderheit der Deutschen in Rumänien stellt sich als eine Diaspora dar, die durch Zahl und Altersstruktur in der dortigen Gesellschaft kaum relevant zu werden vermag. Das Demokratische Forum der Deutschen in Rumänien vertritt die politischen Interessen der Minderheit und ist um die Wahrung ihrer kulturellen Identität bemüht. In dem zwischen Deutschland und Rumänien im April 1992 geschlossenen Freundschaftsvertrag sind Bestimmungen zum Schutz der Minderheit und die Absicht ihrer Stabilisierung enthalten. Die Bundesregierung fördert mit bedeutenden Finanzmitteln dieses Anliegen, welches gleichzeitig völkerverbindenden und friedenssichernden Zielsetzungen dienen soll. Der Kenner der Situation weiß, dass diese Maßnahmen viel zu spät kommen und auch die offiziellen Zielsetzungen Deutschlands nicht der Realität entsprechen, da in Wirklichkeit der weitere Exodus der deutschsprachigen Minderheit aus Rumänien unterbunden werden soll.

### Epilog

Die Siebenbürger Sachsen sind ein deutscher Volksstamm und wollen auch deutsch bleiben, ihr 850-jähriger Existenzkampf in Siebenbürgen wäre sonst sinnlos gewesen. Heute, vor ihrem Abschied aus der Geschichte stehend, können die Siebenbürger Sachsen auf die Jahre, in denen sie Hüter und Mittler westlicher Kultur und Lebenshaltung in Südosteuropa waren, mit Recht stolz sein.

Der rumänische Literat, Historiker und Politiker Nicolae Jorga hatte sich noch sehr positiv zur Rolle der Siebenbürger Sachsen in Rumänien geäußert. Zu solch eindeutigen Aussagen über den Anteil der Siebenbürger Sachsen an der geschichtlichen Entwicklung Siebenbürgens und Rumäniens konnten und wollten rumänische Historiker vor und nach Nicolae Jorga nicht mehr finden.



## Ein Lied wird zur Hymne der Siebenbürger Sachsen Das Siebenbürgenlied, Entstehung und Entwicklung zur Volkshymne

### Siebenbürgenlied

Text: Maximilian Leopold Moltke / Melodie: Johann Lukas Hedwig

The image shows a musical score for the song 'Siebenbürgenlied'. It consists of three systems of music. Each system has a vocal line (S.) and a piano accompaniment (T.B.). The lyrics are in German and describe the Seven Kingdoms of Saxony. The lyrics are: 'Sie - ben - bü - r - gen, Land des Se - gens, Land der Fül - le und der Kraft, mit dem Gür - tel, der Kür - pa - ten um das gru - ne Kleid der Sta - ten, Land voll Gold und Re - ben - saft, Land voll Gold und Re - ben - saft!'.

- |  |   |
|--|---|
| <p>2. Siebenbürgen, Meeresboden<br/>einer längst verfloss'nen Flut!<br/>Nun ein Meer von Ährenwogen,<br/>dessen Ufer waldumzogen<br/>an der Brust des Himmels ruht!<br/>An der Brust des Himmels ruht!</p> | <p>5. Siebenbürgen, grüner Tempel<br/>mit der Berge hohem Chor!<br/>Wo der Andacht Huldigungen<br/>steigen in so vielen Zungen<br/>zu dem einen Gott empor.<br/>Zu dem einen Gott empor.</p>                          |
| <p>3. Siebenbürgen, Land der Trümmer,<br/>einer Vorzeit stark und groß!<br/>Deren tausendjäh'ge Spuren<br/>ruhen noch in deiner Fluren<br/>ungeschwächtem Ackerschoß.<br/>Ungeschwächtem Ackerschoß.</p>   | <p>6. Siebenbürgen, Land der Duldung,<br/>jedes Glaubens sicherer Hort!<br/>Mögest du bis zu fernem Tagen<br/>als ein Hort der Freiheit ragen<br/>und als Wehr dem treuen Wort!<br/>Und als Wehr dem treuen Wort!</p> |
| <p>4. Siebenbürgen, grüne Wiege<br/>einer bunten Völkerschar!<br/>Mit dem Klima aller Zonen,<br/>mit dem Kranze von Nationen<br/>um des Vaterlands Altar.<br/>Um des Vaterlands Altar.</p>                 | <p>7. Siebenbürgen, süße Heimat,<br/>unser teures Vaterland!<br/>Sei begrüßt in deiner Schöne,<br/>und um alle deine Söhne<br/>schlinge sich der Eintracht Band!<br/>Schlinge sich der Eintracht Band!</p>            |

Diese aussagekräftigen, auch heute noch lebendigen Verse über Siebenbürgen, die Heimat der Siebenbürger Sachsen, verfasste 1846 der aus Küstrin (Festung und ehemalige Hauptstadt der Neumark im östlichen Brandenburg, nahe der Warthemündung in die Oder, seit 1945 in Polen) stammende Publizist und Poet Maximilian Leopold Moltke. Im vorigen Jahrhundert verbrachte Maximilian Leopold Moltke einige Jahre seines bewegten Lebens in Kronstadt in Siebenbürgen, wo er sich innerhalb des siebenbürgischen Deutschtums schnell heimisch fühlte.

Er wurde gefangen vom Reiz Siebenbürgens mit seiner bunten Völkerschar und dem

hier, trotz vieler widerlicher Umstände, existenten deutschen Kulturkreis der Siebenbürger Sachsen. Maximilian Leopold Moltke war kein Siebenbürger Sachse und kann natürlich als sachlicher und kritischer Beobachter dieses deutschen Volksstammes betrachtet werden.

In vielen seiner Gedichte schwärmte er für das Sachsenvolk und das Land, in dem er auch seine Gattin fand. In Siebenbürgen entstand auch sein Loblied auf die Schönheit, den Reichtum und die Völkervielfalt dieses Landes. Vertont vom siebenbürgisch-sächsischen Komponisten Johann Lukas Hedwig wurde das Gedicht zum Volkslied und später zur Volkshymne der Siebenbürger Sachsen, dem „*Siebenbürgenlied*“. In der nationalsozialistischen Zeit wurde Moltkes ursprünglicher Text aus Strophe 7, Zeile 4, die nach der Vertonung als Refrain gesungen wird, verfälscht und viele Siebenbürger Sachsen sangen statt „*und um alle deine Söhne*“ den veränderten Text „*und um alle Sachsen-Söhne*“. Wäre Moltke wohl mit dem veränderten Wortlaut in seinem Gedicht einverstanden gewesen?

Maximilian Leopold Moltke wollte seinerzeit mit seinen Versen alle Volksstämme Siebenbürgens, nicht nur die Siebenbürger Sachsen, ansprechen. Es muß ihm gelungen sein, denn es gibt eine Übersetzung der Verse in die rumänische Sprache, die man vom Inhalt und dem Versmaß her als sehr gelungen betrachten darf. Die von demokratischem Pathos und dem Glauben an Völkerverständigung getragenen Originalverse lassen auch heute noch die Herzen der Siebenbürger Sachsen, wenn sie auch zum größten Teil ihre Heimat verlassen haben und in alle Winde zerstreut sind und heute in vielen Ländern ihre neue Wahlheimat gefunden haben, trotzdem höher schlagen. Fast schon in verklärter Weise träumen die Siebenbürger Sachsen, soweit sie den Vertreibungsgenerationen angehören, von ihrer für immer verlorenen „*süßen Heimat*“ Siebenbürgen.

Roland Hönig, Lehrer i.R. /Aalen 2008

*Als Quellen wurden u.a. vorwiegend verwendet Schriften von Dr. Michael Kroner, insbesondere sein Buch: „Geschichte der Siebenbürger Sachsen Band I und II, Verlag Haus der Heimat Nürnberg 2007 und 2008.*

## **Aus der ältesten Geschichte von Pruden Kleinste Gemeinde des „Schässburger Stuhls“ Salzprivilegium von Michael dem Tapferen Gernot Nussbächer**

Das heute verwaltungsmäßig zur Großgemeinde Halvelagen gehörende Pruden ist die am weitesten nördlich gelegene Ortschaft des Kreises Hermannstadt und liegt in einem rechtsuferigen Seitental der Großen Kokel. Nach der mittelalterlichen Verwaltungseinteilung gehörte es mit den Orten Dunnesdorf, Großalisch, Halvelagen und Großlasseln zum „unteren Stuhl“ innerhalb des Schässburger Stuhles, einem der vier „oberen Stühle“ der „Sieben Stühle“ der Hermannstädter Provinz. So wie die übrigen Gemeinden im östlichen Teil des Gebietes zwischen den beiden Kokeln gehörte Pruden früher zum Bogeschdorfer Kapitel.

Die älteste bekannte schriftliche Nachricht über Pruden ist in einer Urkunde des siebenbürgischen Wojwoden Stephan aus dem Jahre 1348 enthalten. Damals fand in Thorenburg ein siebenbürgischer Landtag statt, bei dem der Abt Jordanus des Konventes vom Kolozsmonostor bei Klausenburg erklärte, dass die Besitzungen Halwelagen, Großalisch, Großlasseln, Dunnesdorf, „Prod“ sowie einige andere dem Kolozsmonostorer Kloster gehören würden, aber nunmehr „von fremder Hand“ besetzt seien. Die Erklärung des Abtes wurde von den Vertretern der sieben siebenbürgischen Komitate gut geheißten, die Urkunde von 1348 nochmals im Jahre 1364 für den neuen Abt Otto beglaubigt, ohne dass das Kloster seine Ansprüche auf diese Besitzungen durchsetzen konnte. Inzwischen hatte sich nämlich der Schässburger Stuhl, zu dem die fünf Gemeinden gehörten, so gefestigt, dass ihre Rückführung in den Klosterbesitz nicht gelang, als auch mehrere Jahrzehnte später der Abt Henricus im Jahre 1411 neuerlich versuchte, Einsprache gegen die „gewaltsamen Besetzer“ der beanspruchten Ortschaften zu erheben.

Die überlieferten schriftlichen Quellen geben keinen Aufschluss darüber, wann und wie das Kolozsmonostorer Kloster diese Besitzungen erwarb und unter welchen Umständen sie dem Schässburger Stuhl angeschlossen wurden, der 1337 zum ersten Mal urkundlich erwähnt wird.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gab es in Pruden auch Adelsbesitz. So wissen wir, dass Graf Salamon von Schässburg der in mehreren Urkunden aus dem Zeitraum 1363-1383 genannt wird und mehrere Besitzungen nach Adelsrecht besaß einen Viertel Hof in Pruden besaß. Fest daneben lag der Viertelhof des Adligen Ladislaus, des Sohnes Emrichs von Eppeschorf, der in Urkunden von 1374-1384 öfters angeführt wird. Im Jahre 1378 stiftete Ladislaus diesen Viertelhof, dann den viertel Teil einer Mühle am „Patak“-Bach wie er in der Urkunde genannt wird sowie 18 Joch Ackerland „zwecks Heilung seiner Eltern und zu seinem Heile“ dem Schässburger Dominikanerkloster unter der Bedingung, dass diese Schenkung stets im Besitz des Klosters bleibe.

Aus der folgenden Zeit berichten die erhaltenen Urkunden nur über einzelne Vertreter der Gemeinde Pruden, die in der Hattertprozessen der benachbarten Gemeinden als Zeugen auftraten. So war es am Martinstag 1392 Nikolaus, Sohn des Hille, der Hann von „Proben“, der vor der Schässburger Stuhlsversammlung im Prozess zwischen Dunnesdorf und Großlasseln zugunsten der Dunnesdorfer aussagte. Im Jahre 1432 war Cristianus am End von „Prooden“ Zeuge im Hattertprozess zwischen Waldhütten und Halwelagen vor der Versammlung der „Sieben Stühle“. Wahrscheinlich hat der große Türkeneinfall von 1438 auch Pruden heimgesucht und ältere schriftliche Quellen zur Gemeindegeschichte vernichtet.

Im 15. Jahrhundert verließen einige gebürtige Prudener ihren Heimatort und ließen sich in den größeren Städten nieder, wo sie den Namen ihres Herkunftsortes als Familiennamen führten. So gab es einen Andreas Prodener, der im Jahre 1408 in Kronstadt neben dem Ratsherren Simon Rudel ein Haus besaß. In den Hermannstädter Steuerverzeichnissen aus den Jahren 1478-1495 wird ein Pitter Prodener mehrmals als Steuerträger erwähnt.

In der ältesten erhaltenen Bevölkerungszählung für das Gebiet der „Sieben Stühle“ aus

dem Jahre 1488 finden wir im „Schesburger Stwl“ an vorletzter Stelle „Prodim“ angeführt. Die Gemeinde hatte damals 43 „Gäste“, bzw. Hauswirte, zwei Hirten und eine Mühle. Ein Haus in der Gemeinde war unbewohnt. Mit dieser Bevölkerungszahl gehörte Pruden zu den kleinsten Gemeinden des Schässburger Stuhles. (Kleiner waren nur noch Meeburg mit 39 Wirten, Dunnesdorf 38, und Neithausen 30).

In dem Steuerregister des Schässburger Stuhls für die Jahre 1504-1508 wird Pruden mit einem Achtel „Zahlhaus“ (d.h. Steuereinheit) angeführt, aber schon das erste Mal wird auf die „allzugrosse Armut“ der Gemeinde hingewiesen. In den Jahren 1507 und 1508 wurde der Gemeinde Pruden „ad fabricam ecclesiae“, d.h. zur Wehrhaftmachung der Kirche, mehrmals Steuernachlass gewährt.

Die kriegerischen Ereignisse in Siebenbürgen nach der Schlacht von Mohács (1526) führten zu einem allgemeinen Niedergang des Landes. So erscheint „Proden“ in der Bevölkerungszählung von 1532 mit nur 30 Wirten weniger als 1488! als kleinste Gemeinde des Schässburger Stuhles. So ist es auch nicht zu verwundern, wenn die Ortschaft auf der Honteruskarte von Siebenbürgen (1532) nicht eingezeichnet ist.

Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts erfuhr die Gemeinde dann einen Aufschwung, als Zeichen dessen im Jahre 1596 in Pruden 76 Wirte verzeichnet wurden. Auch die anderen Orte hatten einen ähnlichen Bevölkerungszuwachs, sodass Pruden weiterhin die kleinste Gemeinde des Schässburger Stuhls blieb.

In den Jahren 1594 und 1596 bestätigte der siebenbürgische Fürst Sigismund Báthoriden drei auf der rechten Seite der Großen Kokel gelegenen Ortschaften des unteren Schässburger Stuhls Großalisch, Pruden und Halwelagen das alte Recht, aus dem Salzbergwerk von Oderhellen Salz frei zu beziehen. Nachdem der Fürst der Walachei, Michael der Tapfere, die Herrschaft über Siebenbürgen angetreten hatte, bestätigte er am 23. Januar 1600 in Weißenburg dieses Privilegium über die „seit Menschengedenken“ bestehende Gewohnheit des freien Salzbezugs durch die Gemeinden Großalisch, Pruden („Proodtt“) und Halwelagen. Die darüber ausgestellte Urkunde in lateinischer Sprache enthält einen Befehl an alle siebenbürgischen Behörden, besonders an die des Stuhles Oderhellen, dies Privilegium zu respektieren und die Bewohner der drei Gemeinden keinesfalls deswegen zu belästigen. Unter dem Text stehen die Unterschrift Michaels des Tapferen mit kyrillischen Buchstaben und sein Siegel.

Wenn auch die oben zusammengestellten bisher über die Geschichte von Pruden erschlossenen Daten sehr bruchstückhaft sind, so vermitteln sie doch einige interessante Einblicke in die Vergangenheit dieser kleinsten Gemeinde des Schässburger Stuhls bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Gernot Nussbächer

**1348** In einer Adelsversammlung erklärt der Abt von Kolozsmonostor, dass die „zwischen den Sachsen und Szeklern“ liegenden Besitzungen Halwelagen, Großalisch, Dunnesdorf und Pruden, sowie zwei Szeklerdörfer dem Kloster von Kolozsmonostor gehören. Nun befinden sie sich aber in fremden Händen. Dagegen erhebt der Abt Einsprache. Demnach waren die fünf genannten sächsischen Dörfer anfangs untertänige Besitzungen und waren Besitz der bedeutenden Abtei von

Kolozsmonostor neben Klausenburg. Wohl wegen der Entfernung gelang es der Abtei nicht, sich in diesem Besitz zu behaupten. Es ist nichts bekannt, dass dieser Protest des Abtes irgendeine Folge gehabt hätte. Wahrscheinlich hatte der Schässburger Stuhl damals schon diese Orte seinem Machtgebiet einverleibt, sodass sie freie Königsbodengemeinden werden konnten.

Dies ist die erste urkundliche Erwähnung von Pruden.

**1378** Ladislaus von Epeschdorf, ein Adliger, vermacht ein Grundstück und einen Hof in Pruden dem Dominikanerkloster in Schässburg. Der Hof ist in der Nachbarschaft eines dem Comes Salomon von Schässburg gehörenden anderen Hofes. Ebenso schenkt Ladislaus dem Dominikanerkloster den vierten Teil einer Mühle, die am Patakfluss in Pruden gelegen ist und 18 Joch Ackergrund auf dem Prudner Hattert. Es wird bei der Schenkung dem Kloster zur Pflicht gemacht, die Vermögenswerte nicht zu verkaufen. Aus diesen Mittelungen entnehmen wir, dass es in Pruden noch Besitz einzelner Adliger gibt.

**1411** Abt und Konvent von Kolozsmonostor erheben vor dem Großwardeiner Kapitel dagegen Einsprache, dass mehrere Klosterbesitzungen gewaltsam von Fremden besetzt gehalten werden und dem Kloster entzogen worden sind. Unter diesen Besitzungen werden unter anderem auch folgende genannt: Dunnesdorf, Großlasseln, Großalisch, Halvelagen und Pruden.

**Um 1500** „Prodim“ wird als Ort des Schässburger Stuhles genannt mit 43 Wirten, zwei Hirten, einer Mühle und einem wüsten Hof.

**1503** Wegen grosser Armut erhält vom Schässburger Stuhl der Ort einen Steuernachlass von 5,18 Gulden.

**1661** Im Laufe des Bürgerkrieges rauben tatarische Truppen Leute von Pruden vom Feld. Kirche unter der Leitung von Baumeister Johann Graeser aus Mediasch begonnen.

**1904** Die neue Kirche wird in Verwendung genommen.

**1905** Die Kirche wird vom Baumeister Graeser übergeben, und es wird dem Baumeister durch das Bezirkskonsistorium und durch das Presbyterium die Anerkennung ausgesprochen. Die neue Kirche ist im neugotischen Stil als Saalkirche gebaut worden. Auf der rechten Seite, neben der Kirche, ist der Glockenturm angebaut, der von vier Giebelwänden und einem Pyramidendach abgeschlossen wird. Auf der rechten Seite ist eine Empore angebaut. Die Kirche wird durch große dreiteilige Fenster erleuchtet, die aus einer radförmigen Fensteröffnung und aus zwei darunter befindlichen Rundbogenöffnungen bestehen. Die Kirche wird durch gotische Rippengewölbe überhöht, die auf gotischen Konsolen ruhen. Die Rippen verlaufen sich in gotischen Schlusssteinen. Sämtliche Einrichtungsgegenstände, mit Ausnahme des Altars, sind ungefähr mit der Kirche gleichzeitig hergestellt worden.

**1906** am 29. Juni wird die Kirche eingeweiht.

### **Altar**

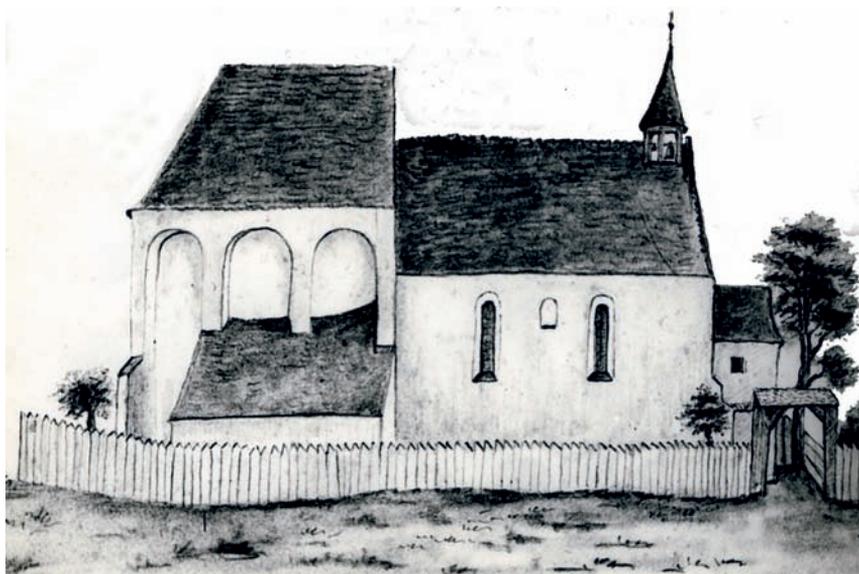
Wie sich aus einer lateinischen Inschrift auf der Praedella ergibt, ist der Barockaltar 1780-1781 hergestellt worden. In der Mitte befindet sich die Holzfigur des

Gekreuzigten, rechts die Holzfigur des Moses mit den Gesetzestafeln und links die Holzfigur des Paulus mit dem Schwert. Die Seitenteile sind im Rokokostil hergestellt. Das Osterbild ist bei dem Kirchenbau ersetzt worden. Es ist ein 1906 vom Hermannstädter Maler Arthur Coulin gemaltes Bild des Auferstandenen. Dieses Bild ist von je einer Engelsfigur flankiert.

**1903** wurde der Altar durch Vogel Schässburg in der neuen Kirche wieder aufgestellt. Auf dem Altar befindet sich ein Holzseulpt mit der Jahreszahl „1710“.

### Orgel

Die pneumatische Orgel mit Manual, zehn klingenden Registern und sechs



*Alte Kirche 1852, Zeichnung Martin Schlichting*

Nebenregistern ist 1905 durch die Orgelfirma „Gebrüder Rieger“ aus Jägerndorf aufgestellt worden. Die in der alten Kirche befindliche Orgel befand sich in einem Barockgehäuse.

### Ortsname

Urkundliche Ortsnamenbezeichnungen sind folgende festzustellen:

1348	Prod
1378	Villa Prod
1393	Proden
Um 1500	Prodim

Der Name ist von dem slawischen Wort „Prud“ (Schotter Sandbank) abzuleiten. An „Prud“ wurde sodann der Ortssuffix „en“ angehängt.



*Foto vom 27. April 2008 (L.G.)*



*Einweihungsfeier durch den Bischof*

### **Rechtslage**

Pruden gehört zu den oberen Abteilungen des Bogeschdorfer Kapitels. Dies ist das erste Mal 1715 feststellbar. Der Ort ist ursprünglich untertänig gewesen.

1348 wird er als untertänige Gemeinde von dem bedeutenden Kloster Kolozsmonostor neben Klausenburg beansprucht. Immerhin kann das Kloster diesen Besitz nicht behaupten.

**1378** haben noch Adlige in dem Ort Besitz, den sie verschenken können.



Kanzel



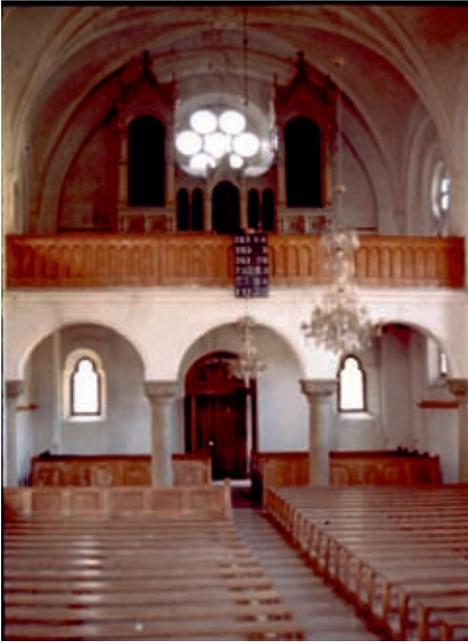
Altar



◀ Stiftertafel

▼ Altarfiguren ▼





*Orgel*



◀ *Große Glocke von 1928*



◀ *Kleine Glocke von 1922*

*Uhrwerk* ▶





*Pfarrhaus und Kirche*



Um 1500 ist Pruden unter den Schässburger Stuhlgemeinden aufgezählt. Demnach ist es dem Schässburger Stuhl gelungen, diesen Ort als freie Königsbodengemeinde sich einzuverleiben.

### **Rumänen**

**1711** ergibt sich aus einer Volkszählung, dass in Pruden vier rumänische Familien vorhanden sind (Hirtenfamilien).

### **Zehntrecht**

Da der Pfarrer dieses Ortes Mitglied des Bogeschdorfer Kapitels ist, bezieht er nur eine Zehntquarte. Drei Zehntquarten bekam der Siebenbürger Bischof in vorreformatorischer Zeit, sodann nach der Reformation der Fürst und schließlich der Fiskus.

**1786** bestätigt ein Gericht das „forum productionale“, dass der Fiskus drei Quartan und der Pfarrer eine Quarte zu beziehen hat.

### **Daten über Pruden**

*Ausschnitt aus dem Ignaz Lenk v. Treuenfeld: Siebenbürgens topograph., geograph., statist., hydrograph. und orograph. Lexikon, 3. Band, Anton Strauss' sel. Witwe, Wien 1839:*

Prodt, Prodiun, Pruden, Proden, w.Broud, Bród, Próódt, ein Dorf im Schässburger sächsischen Stuhl, welches von Sachsen und Walachen bewohnt, mit einer zum Bogeschdorfer Capitel gehörigen evangelischen Pfarre und Kirche versehen, in die griechische nichtunierte Pfarre in Szász-Szent-László, in die katholische Pfarre zu Schässburg und in die griechisch-unierte Pfarre in Hondorf als Filiale eingepfarrt ist. Dieses Dorf liegt im Maroscher Hauptflussgebieth, in seinem Filialgebieth des grossen Kukelflusses, 2 Stunden von der nächsten Post Elisabethstadt O. entfernt, an einem, eine gute halbe Stunde oberm Ort aus dem Berge Flageberg entspringenden Bache, welcher eine halbe Stunde unterm Ort in den grossen Kukelfluss, eine kleine Stunde ober Holdvilág, bey einem Wirtshause an der Strasse, rechtsuferig einfällt; es gränzt mit: Nagy-Szöllös, SO, Holdvilág W. (*Nicht beachtet hat er leider Zendersch und Hohndorf. Anmerkung: M. Edling.*)

„Patriotische Gaben für die k.k. Armee (für den österr.-preuss. Krieg im Juni-Juli 1866) spendet Pruden „Charpie, Compressen und Verbandstücke jeder Art.“ (HZ&SB-164/1866)

Am 4. August 1866 Gustav-Adolf-Vereins-Jahresversammlung in Mediasch. Pruden erhält eine Unterstützung von 30 fl. (HZ&SB-187/1866)

In der Generalversammlung des Schässburger Schullehrervereines am 30. Mai 1866 sind von Pruden anwesend: Schullehrer Stephan Tatter und Mädchenlehrer Johann Antonius. (HZ&SB-21/1867)

Concurs-Ausschreibung. Die Schulmeister- und Cantor-Stelle ist für das Schuljahr 1867/8 in Pruden zu besetzen. Darauf Reflectirende mögen sich bis zum 17. August l.J. mit den gehörigen Zeugnissen beim gefertigten ev. Presbyt. melden.

Pruden, am 23. Juli 1867 - Das ev. Presbyt. A.B. (HZ&SB-175/1867)

Der Gustav-Adolf-Verein hält seine Jahresversammlung am 1. August in Schässburg

ab. Pruden erhält auch eine Unterstützung von ausländischen Vereinen von 28 fl. 5 kr. und aus den 2/3 der reinen Einnahmen noch 30 fl. (HZ&SB-185/1867)

Aus Worms wird gemeldet: der G.-A.-Gesamtverein unterstützt siebenbürgische Gemeinden aus der Zentralkasse (des Hauptvereines Meinigen). Pruden erhält 15 Thaler. (HZ&SB-213/1867)

An der Generalversammlung des Schässburger Schullehrervereines, vom 12. Juni 1867 nehmen von Pruden teil: Schullehrer Stephan Tatter und Cantor Johann Antonius. (HZ&SB-253/1867)

Mediasch, 21. September 1869: Sitzung des Med. Kirchenbezirkes. Vorgeschlagen wurde Pruden mit einer Unterstützung von 100 fl. für die Schule und 50 fl. für den Pfarrer. (HZ&SB-229/1869)

6. Landeskirchenversammlung. Es wird vorgeschlagen auch eine Unterstützung für Pruden von 50 fl. für die Pfarre + - fl. für die Schule (aus der Staatsdotacion) und fl. für den Lehrer +100 fl. für Bauten und Lehrmittel (aus der Nationaldotacion). (HZ&SB-48/1870)

In Pruden wurde am 16. Februar abends zwischen 7 und 8 Uhr der hiesige Prediger Michael Erger von zwei Fremden hochdeutsch redenden starken Männern überfallen, und nachdem ihm eine Menge Stichwunden beigebracht worden, beraubt. Der Arme soll wie verlautet seinen Wunden erlegen sein. Es wäre um der allgemein gefährdeten Sicherheit wegen zu wünschen, dass die Behörden sich Mühe gäben, den Uebelthätern auf die Spur zu kommen. (HZ&SB-45/1871)

Die erledigte Prediger-Stelle ist am 22. April durch Concur zu besetzen. Entlohnung: in dem Decimale mit 31 fl. 54 kr. ö.W. und der freien Nutzniessung von 3 Joch 1192 Qu.Kl. Acker und 2 Joch 621 Qu.Kl. Wiese und 258 Qu.Kl. Weinberg und einen Obst- und Gemüsegarten und freie Wohnung und Holzdeputent. (HZ&SB-88+89+91/1871)

Die 2. Lehrer-Stelle in Pruden ist zu besetzen. Er erhält eine Jahresrente von 18 Kübel Korn und 36 siebenb. Eimer Most und 40 Laib Brot und 35 Präbenden. (HZ&SB-211+212+213/1871)

1871 erhält Pruden vom Hauptverein Neustrelitz, dem Verein Oldenburg und dem Centralvorstand zum Kirchenfond 221 fl. 65 kr. (HZ&SB-232/1871)

... und vom 1. Drittel der reinen Jahreseinnahmen 47 fl. 77 5/6 kr.  
(item, wie oben)

1872 lebt in Hermannstadt ein 31-Jähriger Karl Prudner.  
(HZ & SB-218/1872)

Das Landesconsistorium macht Vorschläge zur Unterstützung armer Pfarreien und Volksschulen aus der Staats- und Nationaldotacion für 1872/3. Pruden soll auch eine Unterstützung erhalten, jedoch wird die Summe nicht genannt.  
(HZ & SB-272/1872)

Zur Grundbuchseinführung. Das k.u.k. Justizministerium gibt bekannt, dass im

Interesse der neuen Grundbuchführung die Localisiringsarbeiten vollständig beendet wurden:

In den Gemeinden des Schässburger k. Gerichtshofes, welche zum Schässburger Bezirksgerichte gehören, als:

Trappold, Mehburg, Beschendorf (Bese), Zuckmantel, Dunnesdorf, Arkeden, Weisskirch, Henndorf, Teufelsdorf (Vinători), Marienburg, Kis-Bun, Meschendorf, Klosdorf, Nagy-Bun, Gr. Alisch, Neithausen, Wepeschdorf (Pipe), Pruden, Radeln, Retschdorf, Scharpendorf (Sarpatok), Schaas, Bodendorf, Denndorf, Kreuz, Keisd, Nadesch, Gr. Lasseln, Neuzekel (Szederjes), Wolkendorf, Wossling, Zultendorf, Alt-Flaigen (Magyar-Felek).

(HZ & SB-186/09.08.1873)

### **Licitations-Kundmachung**

Am 12. Oktober l.J. sollen in der Gemeinde Pruden 300 Eimer 1873 jähriger Zehntmost an den Meistbietenden, nach Erlag von 10 % Vadium, licitando verkauft werden, welches hierdurch bekannt gegeben wird.

Pruden, am 29. Sept. 1873 - Das ev. Presbyterium A.B. - (HZ & SB-232+233/1873)

Schässburger Schullehrer-Verein: Tagung, 6. November 1867. Von Pruden sind anwesend: Schullehrer Lukas Keul und zweiter Lehrer Stefan Tatter - (HZ & SB-109/1868)

Item am 3. Juni 1868: Ludwig (wird wohl Lukas heißen sollen) Keul - (HZ & SB-302/1868)

Gustav-Adolf-Hauptvereinsversammlung in Bistritz, 4. August 1868. Pruden erhält Unterstützung zum Kirchbau = 30 fl. (HZ & SB-189/1868)

Landeskirchenversammlung, Hermannstadt, 18. November 1868. Für 1867/8 und 1868/9 erhalten Unterstützungen: Pruden = 50 fl. für die Pfarre und 100 fl. für den Schulbau. - (HZ & SB-277/1868)

### **Woher kamen die Mediascher(?) Jos. Lehrer (Trauungsmatrikeln)**

Johann Taub, Bauer, 1905 von Pruden

Michael Taub, Bauer, 1909 von Pruden - (MZ-37-13.09.1930)

FN. Löw:

Michael Löw, Sem.-Absolv. 1837 (oder 1838) ist 1856 Knabenlehrer im Burgberg; 1862-1864 Prediger im Burgberg und auch noch 1869-1870.

(Statist. Jahrbuch der ev.LK.-A.B.)

Edict/Advocatur-Kanzlei-Eröffnung

Vom gefertigten Stuhls-Amte als Gericht wird hiermit kundgemacht, dass Herr Dr. Julius Löw aus Reussmarkt nach der hochlöbl. k. Gerichts-Prüfung in Maros-Vasarhely abgelegten Advocaten-Prüfung und Eid, seine Advocatur-Kanzlei am 26. Oktober 1867 eröffnet hat. - (HZ & SB-253/1867)

Wilhelm Löw/Reussmarkt ist 1869 weltliches Mitglied des Landeskonsistoriums. - (HZ & SB-299/1869)

**Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt**  
**Nr. 2602/11.07.1882**

Hagelschlag: Am 1. Juli hat in Pruden ein furchtbares Hagelwetter die Kornfechtung dieses Jahres gänzlich, die Maisfechtung theilweise, die Weinflechtung grösstentheils der ohnehin sehr armen Gemeinde vernichtet.

**Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt**  
**Nr. 2908/09.07.1883**

Man schreibt uns: Der Schässburger Zweigverein der G.A. Stiftung hielt seine Jahresversammlung am 29. Juni in Pruden ab. Zahlreiche Gäste erschienen von nah und fern; von den 33 Gemeinden des Zweigvereins waren nur vier bis fünf nicht vertreten. Die Gemeinde Pruden, erst vier Wochen vor dem Feste an Stelle Dunnersdorfs zum Versammlungsort bestellt, hatte doch noch Zeit gefunden, in Gassen und Häusern, wie auf dem zum Festplatze umgewandelten Pfarrhof, alles zum freundlichen Empfang und Aufenthalt der Gäste vorzubereiten. Gar anmuthig prangte das schlichte Dörfchen zwischen seinen vielgipflichen Bergkegeln, mit seinen reinlichen Häusern, Höfen und Gassen, umgeben von grünen Wäldern, Feldern und Weinbergen, beleuchtet von der Sonne, die auch diesmal dem Feste wenigstens bis zum Nachmittage hold und gewogen war. Zu Fuss und zu Wagen kam das Landvolk aus den Nachbargemeinden herbei, und vom frühen Morgen an belebten immer zahlreichere Gruppen schmucker Dörfler, Männer und Frauen, Burschen und Mädchen, froher Erwartung voll, die sonst stillen Gassen. Sie hätten sich nicht getäuscht, wenn sie Erhebendes und Erquickendes hier zu erleben gehofft. Um 9 Uhr riefen die Glocken zum Gotteshause. Dieses, durch Alter etwas baufällig, sieht eben seiner Verjüngung durch einen, mit Hilfe des G.A.-Vereins zu bewerkstellenden Neubau entgegen, für welchen schon die Pläne fertig vorliegen. Die vom Pfarrer Michael Baku aus Wolkendorf gehaltene Festrede „Die Kraft Luthers und die des G.A.-Vereins“ war voll Weihe und konnte des tiefen Eindrucks nicht verfehlen.

Zum Beginn der Verhandlungen las der Vorsitzende Dechant M.A. Schuster aus Deutsch-Kreutz einige Daten über bisherige Wirksamkeit des G.A.-Vereins: an Gemeinden unserer ev. Landeskirche seien im Ganzen Unterstützungen im Betrage von 135.000 fl. geflossen; davon an die Gemeinde Niedereidesch allein 31.000 Mark, an 14 Gemeinden des Schässburger Kirchenbezirks 21.297 Mark, an die Gemeinde Pruden 4.994 Mark.

Im letzten Jahre empfangen die unterstützten Gemeinden des Schässburger Kirchenbezirks 239 fl. 76 kr. Das Ergebnis der diesjährigen Sammlung in diesem Zweigverein betrug laut Rechnung 307 fl. 57 kr. - um 7. fl. 57 kr. mehr als im Jahre 1881/82.

Von dem verfügbaren Drittel von 102 fl. erhielt: 1.) Kreisch zum Schulbau 30 fl., 2.) Neithausen zum Schulbau 21 fl., 3.) Jakobsdorf zur Tilgung von Bauschulden 30 fl., 4.)

Grävenbrügg-Megge 21 fl.

Bei der Neuwahl des Ausschusses wurden gewählt: Dechant M.A. Schuster, Vorstand, Prof. Th. Fabini, Schriftführer, Apotheker Fr. Schuster, Kassier, Bezirksdechant Fr. Ernst, die Pfarrer Josef Haltrich, Joh. Landen, G. Schuller, Joh. Teutsch, V.A. Eitel, G. Römer, Kaufmann, J.B. Teutsch, Notär, J. Bodendorfer, die Oekonomen Josef Kaunz und Georg Seiler zu Ausschussmitgliedern.

Zu Deputierten für die in Bistritz abzuhaltende Versammlung des Siebenbürgischen Hauptvereins wurden gewählt: Josef Haltrich, Th. Fabini, Josef Kaunz, mit dem Recht der Kooption anderer Vereinstheilnehmer. Dieselben wurden beauftragt, darauf hinzuwirken, dass der noch rückständige heurige Jahresbericht des Siebenbürgischen Hauptvereins nachgeliefert werde. Als Ort der nächsten Versammlung dieses Zweigvereins wurde Bodendorf bestimmt.

Bei dem geselligen Mittagmahle, an welchem über hundert Gäste theilnahmen, wurden mehrere Trinksprüche ausgebracht, dabei wurde auch der Gemeinde Pruden, die zum Bau ihrer Kirche 14.000 fl. gesammelt, darunter 4.000 fl. aus eigener Kraft (durch jährliche Naturalabgaben ihrer Mitglieder und Bearbeitung von Grundstücken) aufgebracht, ehrend und aufmunternd gedacht.

Für den Deputiertenfond wurden 16 fl. gesammelt. Ein Regenguss zur Mittagszeit konnte das frohe Beisammensein der Gäste in der gedeckten Festhalle nicht wesentlich stören. Die Musik des von aussen verstärkten Prudner Schulchors und manches belebende Wort aus ernst- und frohbewegtem Herzen hielt die Festgenossen bis zum nahenden Abend beisammen.

### **Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt Nr. 3830/09.07.1886**

#### **Die Generalkirchenvisitation im Schässburger Bezirk**

Der Schässburger ev. Kirchenbezirk sieht heuer zum dritten Male das verehrte Oberhaupt der Landeskirche in seiner Mitte, um die in den Jahren 1884 und 1885 begonnene Generalkirchenvisitation fortzusetzen.

Mittwoch, am 30. Juni, traf Bischof Dr. G. D. Teutsch von Hermannstadt über Leschirch, Agnetheln, Jakobsdorf, Kreisch reisend in Dunesdorf ein, wo der Dechant des Kirchenbezirks mit dem delegierten Schriftführer auf dem ev. Pfarrhof den Ankommenden begrüßte. Es war ein frohes Wiedersehen, doch gemischt mit Gefühlen der Wehmut!

Seit 16 Jahren hat der Herr Bischof dreieinhalbhundert ev. Pfarrgemeinden durchwandert und überall in den Herzen ein bleibendes Denkmal liebender Fürsorge für die Seinen hinterlassen! Nun kam er, um auch in sieben noch übrigen Gemeinden des Sachsenlandes den Segensgruss der Landeskirche zu bringen, und so den geschichtlich denkwürdigen Rundgang durch das ganze grosse Gebiet seiner Kirche zum Abschluss zu bringen.

Unter den Begrüssenden waren die beiden neuen Pfarrer von Dunesdorf und Grosslasseln; sie gaben Anlass zu freundlichen persönlichen Erinnerungen und zum

wehmütigen Gedenken an die Ursachen des seit Jahresfrist geschehenen Wechsels in der Besetzung des Pfarramtes dieser beiden Gemeinden des Lassler Kapitels.

Von hier galt es nun, in das rechts von der Grossen Kokel gelegene Gebiet des Bogeschdorfer Kapitels überzugehen, um die Gemeinden Pruden, Gross-Alisch, Marienburg, Nadesch, Maniersch, Felldorf und Zuckmantel zu besuchen. Das erste Ziel war Pruden. Auf der Grenze von Halvelagen flatterte das Banner der dortigen Bruderschaft. Die Gemeinde sandte ihre berittene Jugend zum Empfang und Geleite aus, sie hatte wieder Ehrenpforte errichtet, sammelte sich wieder mit ihrem Pfarrer an der Spitze um ihren „Herrn Bischof“, brachte Grüsse und Blumen dar, gedachte des festlichen Tages im Vorjahr, da sie das Oberhaupt der Kirche in ihrer Mitte gehabt. Nach Überschreitung der Kokel ging es nun die niederen Höhen hinan und dann hinein in die Berge. Prangendes Grün der Weinhalde, lachende Saatfluten weiss schimmernd für die nahende Ernte, blumenbedeckte Wiesen ringsum voran das reisige Banderium von Halvelagen, dem sich bald zu stattlicher Verstärkung das von Puden zugesellte so ging der Zug auf vielgewundener, zwischen gerundeten Waldhügeln in blühender Gründen sich lieblich hinschlängelnder Strasse dahin, immer neue und neue Bilder anmutigsten Wechsels, wie ein grosser Park, entrollend.

Und endlich da liegt es, das Dörfchen im Grund, umgeben von waldigen Hügeln und lauschigen Buchten, mit den stattlichen, meist neuen Ziegeldächern, auf wohl gemauerten Häusern. Unter dem Geläut der Glocken eilt der Zug dem gespannt harrenden Völkchen von Pruden entgegen. Vor dem Pfarrhof ist der Empfang. Alt und Jung, Männer, Frauen, Kinder, alle im Festkleide, ringsgeschart. Die Töne der Musik verklingen, der Bischof ist ausgestiegen. Der bejahrte Pfarrer Johann Keul begrüsst den ankommenden Oberhirten. Sie kann sich nicht grosser Dinge rühmen, diese arme, von vielem Unglück in den vergangenen Jahren heimgesuchte Gemeinde, aber hören, lernen, besser erkennen möchte sie; wollen habe sie wohl! Und ihre Tore und Türen, ihre Herzen stünden offen und so heisse sie den Herrn Bischof von Herzen willkommen. Hierauf folgte die herzliche Erwiderung des Bischofs: „Nur für das Streben und Wollen sei der Mensch verantwortlich. Stärkung, Trost und Segen der heiligen ev. Kirche bringe die heutige Sendung ihrer Boten dieser Gemeinde die in ihrem Häuserbau, in ihren Männern, Frauen, ihrer Jugend sich als lebensvoller schöner Zweig der Landeskirche erweise.“ Alle waren tief bewegt; man sah manche Tränen perlen. Drüben aber bei der Jugend braust die Freude in hellem Jubel hervor, bis die Banderien, mit einem Abschiedswort vom Bischof entlassen, ihren Abzug nehmen. Der geräumige Pfarrhof mit seinen vier Wohnzimmern nahm die Gäste zur Nachtruhe auf. Donnerstag, am 1. Juli, fand die Visitation statt. Sie lieferte manches erfreuliche Ergebnis.

Pruden, auf Sachsenboden gelegen, früher zum Schässburger Stuhl, gegenwärtig zum Gross-Kokler Komitat gehörig, zählte im Jahre 1765 30? und im Jahre 1883 442, Ende 1885 446 Seelen, davon beträgt das deutsche Element 82 %; es wohnen nämlich ausser den 446 Sachsen hier noch 28 Rumänen.

Von aufstrebender Entwicklung zeugt, dass sie nach mehrfacher verheerenden

Feuersbrünsten früherer Jahrzehnte aus den Trümmern mit besser gebauten feuersicheren Häusern vergnügt sich erhoben. Die Gemeinde ist dabei im Stande gewesen, in diesem Jahrzehnt das Pfarrhaus neu zu bauen, die Schule namhaft zu erweitern, und schickt sich seit einigen Jahren an, den Neubau ihrer uralten Kirche vorzunehmen, dessen Plan seit 1880 fertig vorliegt. Hierzu steuert jeder Wirt jährlich 2 fl. bei, der vorhandene Baufond beträgt 14.700 fl. Das meiste dazu hat der Gustav-Adolf-Verein beigetragen.

Der Gemeindehattert beträgt (nach Oskar v. Meltzl, S.24, 31) 2.148 Joch. Davon sind Eigentum der politischen Gemeinde 1.116 Joch, in den Händen der Sachsen befinden sich 1.006 Joch von den 1.007 Joch, die sich in Privatbesitz befinden, der ev. Kirche gehören 25 Joch. Auf eine Bauernwirtschaft entfallen im Durchschnitt 8 Joch, der grösste bäuerliche Grundbesitzer hat 16 Joch. Da gilt es emsigen Fleiss auf schmalem Grund und in den seit Jahren wenig Ertrag liefernden Weinbergen, da gilt es sparsamsten Haushalt! Was das Empfindlichste ist: klein ist das Wiesenland, gering daher der Futtermvorrat. Aber der eiserne Pflug ist da, der Kleebau hat begonnen und vor allem: erster, tätiger, nüchterner Sinn waltet und hält hier Haus.

Die Visitationspredigt des Bischofs auf Grund des Evangeliums vom vergangenen Feste Petri und Pauli, Matt. 16, 13 über das Thema: „Was sagen die Leute, dass diese Gemeinde sei?“ konnte daher zumeist der tröstlichen, erhebenen Gewissheit Ausdruck geben, dass diese Gemeinde in häuslichen Tugenden, in warmem Bildungsstreben und lebendigem Glauben, ihre Stärke und ihre Lebensbedingungen erkenne, darin sie nach Kräften mehr zu bestärken, die Senbater Kirche erschienen seien.

Die Schule ist zweiklassig, die zweite Lehrerstelle mit der Predigerstelle vereinigt, der erste Lehrer erhält einen jährlichen Gehaltszuschuss von 108 fl. aus den Mitteln der Landeskirche, dem zweiten Lehrer und Prediger gewährte die Gemeinde in Ermangelung sonstiger Aufbesserung die wirtschaftliche Vergünstigung reichlicher jährlicher Herdendüngung der Predigergründe. Der Besuch der Schule und der Fortbildungsschule und die Leistungen beider waren befriedigend, im Rechnen und in magyarischer Sprache vorzüglich. Die Beschaffung besserer Schulbänke, die Herrichtung eines Turnplatzes, die Einhebung des Schulhauses durch eine Presbyterial-Kommission, die ausnahmslose Beistellung von trockenem Brennholz wurde angeordnet. Das grösste Interesse beansprucht die Kirche. Ihre älteste Gestalt tritt deutlich zu Tage in dem Unterbau des jetzigen Gebäudes. Sie war niedriger und die bedeutend niedrigere Giebelwand an der Westseite tritt schon äusserlich sichtbar hervor und kennzeichnet sich auch durch das alte Steigefüge des Mauerwerks. Weitere Kennzeichen des ältesten Kirchenbaues sind die gegenwärtig erneuerten aber noch deutlich sichtbaren schmalen Rundbogenfenster. Diese, der zweiseitige Chorschluss, das Fehlen äusserer Strebebögen, weisen zirka auf das Jahr 1300 als Entstehungszeit hin.

### **Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt**

**Nr. 3833/24. Juli 1886**

(Aus Pruden) wird uns geschrieben: Am 10. Juli l.J. nachmittags entlud sich über dem Prudner Hattertgebiet ein heftiger Wolkenbruch. Der Regen fiel in so grossen Strömen aus den Wolken, dass in wenigen Minuten der mitten durch das Dorf fliessende Bach

aus seinen Ufern trat, und durch die Gassen, die Wirtschaftsgebäude, auf dem Pfarrhof und mehrere Gemeindebewohner, Schrecken erregend, in wilder Hast dahineilte, der grossen Kokel zu, und auf seinem Wege, besonders an unseren Bachmühlen Spuren der Verwüstung zurückließ.

Der Schaden, den das Wasser angerichtet, ist ein sehr bedeutender. Von den Fruchtfeldern und auch vom Brachfelde ist die aufgeackerte Erde, von den Wiesen sind die Heuschober und das gemähte Gras zum Teil weggeschwemmt, das noch stehende Gras auf der Ebene ist mit Sand bedeckt. Auch unsere alte, mutmasslich 500-jährige Kirche hatte das Wasser nicht umgangen, war vielmehr in ziemlich grosser Quantität in dieselbe eingedrungen und hatte darin die Höhe von nahe ein Schuh erreicht, bei weitem aber nicht die Höhe früherer Überschwemmungen, von denen der Schreiber dieser Zeilen zu erzählen weiss.

Da die Überschwemmung gerade am Samstag stattfand, war die erste Arbeit der ev. Gemeindebewohner die, die Kirche schon an diesem Tag so weit wie möglich vom Wasser zu entleeren. Sonntag musste zum Beginn des Gottesdienstes der Kot aus der Kirche weggeschafft werden. Der aller Bretterbedeckung entbehrende Kirchenfussboden ist durch die Überschwemmung tief hinein aufgeweicht und verbreitet einen sehr übeln Geruch im Gotteshause. Der aufgeweichte Boden wird erst dann wieder trocken, wenn die Erde, der Sonne gegenüber, eine andere Stellung einnimmt.

Die Gemeinde, seit 25 Jahren, trotz wiederholten Feuerbrünsten, Hagelschlag und Misswachs in den Weinbergen, steht auf den Neubau ihres Gotteshauses sehr bedachtnehmend, hat innerhalb dieser Zeit nicht weniger als 3.213 Fl 52 kr. zu demselben beigetragen.

Laut einem Gemeindebeschluss vom 4. November 1884 hat im 1885er Jahr jeder hiesige ev. Hauswirt Pfarrer und Prediger nicht ausgenommen 1.000 Mauerziegeln auf eigene Kosten zum Kirchbau schlagen lassen; im Ganzen also 100.000 Stück. Zufolge eines Beschlusses des Presbyteriums und der grösseren Gemeinde-Vertretung vom 15. Juli l.J. sollte jeder ev. Hauswirt in diese Jahre bis zum 11. November 2 fl. zur Ziegelbereitung beitragen, damit die zum Kirchbau erforderlichen Ziegeln in zwei Jahren fertig würden und dann der Bau in Angriff genommen werden könnte. Auch hat die Gemeinde zu demselben ein bedeutendes Quantum Kalk und Bruchsteine herbeigeschafft und besitzt laut Kirchbaufondrechnung von 1885 ein Aktivum von 14.700 fl., gerade so viel, als der Kostenüberschlag ohne Material beträgt.

Und nun nach all den Vorbereitungen? Nun hat sich seit einigen Tagen ein ganz anderer Geist in der hiesigen Gemeinde Geltung zu verschaffen gewusst. Die geringere Anzahl derer, welche gegen den Kirchbau gewesen, das sind diejenigen, welche die Kirche nie, oder höchstens einmal im Laufe des Jahres besuchen, haben die Oberhand gewonnen, und meinen, die Kirche könne noch so lange stehen, wie sie gestanden sei, ohne irgendwelche Gefahr. Es sei demnach nicht nötig jetzt schon an den Kirchbau zu denken, den die Gemeinde doch nicht im Stande sei durchzuführen. Dass die Kirche, deren Chor nach allen Seiten mit weiten Rissen, vom Dache bis zur Erde bedeckt ist, noch 500 Jahre stehen könnte, mag allerdings eine sehr gewagte Behauptung sein, die vielleicht durch die leiseste Erderschütterung zunichte gemacht werden könnte.

Und was geschieht nun mit den schon fertigen 100.000 Mauerziegeln? Die sollen verkauft werden sagen sie. Es fragt sich hierbei aber an wen. Die Antwort auf diese Frage wäre in eine Stadt, wo fortwährend grössere Bauten vorgenommen werden, leicht gefunden, aber in einem kleinen Dorfe wie Pruden, da höchst selten ein Häuschen gebaut wird, ist sie schwer zu finden.

### **Seelen- und Schülerzahl (1765-1910)**

<b>Jahr</b>	<b>Seelenzahl</b>	<b>Schülerzahl</b>
1765	303	?
1831	498	?
1847	514	?
1851	498	93
1856	425	65
1857	410	?
1862	455	45
1864	458	41
1869	463	70
1874	443	84
1879	431	80
1880	442	?
1883	442	?
1885	441	64
1890	463	?
1891	480	62
1910	510	88

### **HUM Pruden: Gasse und Flurname**

„Ein anderer für Siebenbürgen kennzeichnender Flurname ist HOMM (Grundstück am Ufer von Bächen, an der Flussbiegung).“ So gab es in Reen einen großen und kleinen „Hamm“. Damit wurde das ganze ebene Stück der Gemarkung benannt. In Tekes in Südsiebenbürgen gibt es einen Hum. Die Kinder gehen in den Hum baden. Der Flurname ist in Nordwestdeutschland von der Mosel bis zu den Niederlanden und bis zur Weser heimisch.

### **Die Grundbedeutung des Namens**

Angelsächsisch: HAM = Kniebeuge (Ernst Wallner: „Die Herkunft der Nordsiebenbürger Deutschen im Lichte der Flurnamengeographie“, Bonn 1936, S. 63)

In Siebenbürgen gibt es davon die Familiennamen HAMEN in Zepling, HOMM (12 Ortschaften), HOMMEN (Großprobstdorf), HOMNER (Großalisch).

**Georg und Renate Weber:**  
**„Zendersch, eine siebenbürgische Gemeinde im Wandel“**  
**(1985, Delp-Verlag, München)**

**Gasse in Zendersch: HUM**

S. 52

„Dieser mundartliche Ausdruck kommt von HAMM und kann Wiese, Niederung, Wald oder Anhöhe bedeuten. (Wörterbuch Bd. 4, S. 43.) Von den örtlichen Begebenheiten her trifft für die Zenderscher (und auch Prudener!) Gasse am ehesten die Bedeutung „Niederung“ zu. Der Bach beschreibt hier einen Bogen auf seiner Nachbardörfer von Zendersch. Auch hier erreichen die beiden Königsbodengemeinden Großalisch und Pruden mit 74,3 % bzw. 64,4 % den höchsten Zuwachs. Rode weist eine Abnahme von 8,5 % auf...“

S. 392

„Handwerker brachten die Namen PAUL, SALMEN und THEIL in die Gemeinde. Sie kamen etwa um die gleiche Zeit von Halwelagen, Pruden und Felldorf und ließen sich als Schlosser und Schmiede nieder. Ein Kaufmann PRUDNER kam ca. 1910 nach Zendersch, um ein Geschäft zu eröffnen.“

1944 1 Familie PRUDNER in Zendersch

1974 2 Familien PRUDNER in Zendersch

Fam. TATTER in Zendersch:

1902 2 Familien

1944 1 Familie

1978 0 Familien)

Den Mitgliedern der am 31. Juni, 1. und 2. August 1867 in Schässburg tagenden Vereine des „Vereins für Siebenbürgische Landeskunde und des Siebenbürgischen Hauptvereins der G.A.-Stiftung“ gewidmet von der Stadt Schässburg.

**Geschichte Prudens**

*Aus: Hermann Fabini: Atlas der siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen und Dorfkirchen, Band 1, Monumenta Verlag Hermannstadt 1998, S. 571, PRUDEN (Prod, Pro-dium)*

Das Dorf liegt in einem rechten Seitental der Großen Kokel westnordwestlich von Schäßburg und Großalisch und nordöstlich von Halwelagen, von dem es 4 km entfernt ist. Außer dieser Zufahrt ist auch die Straße nach Großalisch befahrbar. Die Kirche steht am Bachufer inmitten des Dorfes.

**Geschichte**

1348 Erste urkundliche Erwähnung des Ortes. Der Abt von Kolozsmonostor erklärt, daß er im Besitz der Gemeinden Halwelagen, Großlasseln, Großalisch, Dunesdorf und Pruden sowie zweier Szeklerdörfer gestört wird. (Ub.11 / 56)

1378 Ein Adliger aus Eppeschdorf vermacht ein Grundstück und Teile einer Mühle dem Dominikanerkloster in Schäßburg. (Ub.11/499)

1411 Erneut erhebt der Abt von Kolozsmonostor Anspruch auf Pruden und die benachbarten Dörfer. (Ub.1111513)

Um 1500 Pruden ist ein Ort des Schäßburger Stuhls, in dem 43 Wirte und 2 Hirten leben. (Bergen 1894/67)

1503 Dem Ort wird ein Steuernachlaß gewährt. (Quellen 1880/394)

1532 In Pruden leben 30 Wirte. (Quellen Kr. 11283)

1596 Im Ort werden 76 Wirte verzeichnet. (Kbl. 1929/ 147)

1594, 1596 und 1600 Die Fürsten Sigismund Bathori und Michael der Tapfere bestätigen der Gemeinde freien Salzbezug. (Nussbächer NW 14.10.1986)

1671 In Pruden leben 25 Wirte, 9 Siedler und 8 Hirten. (Kbl. 1894 / 139)

1701 Das Dorf hat 1177 Gulden Schulden. (Status debitorum 188911020)

### **Kirche**

15. Jahrhundert Bau einer kleinen Saalkirche mit befestigtem Chor. Für den Kirchbau erhält die Gemeinde 1508 einen Stuhlsteuernachlaß von 5 Gulden. (Quellen 1880/412)  
1902 Die Kirche wird abgetragen. An gleicher Stelle wird mit dem Bau einer neuen Kirche durch Baumeister Johann Grasser aus Mediasch begonnen. (Presb. Prot.)

1904 Es wird Baumaterial von der alten Kirche verkauft. (Kirchenrechnung) Die neue Kirche ist eine Saalkirche mit Glockenturm im Nordosten der Kirche. Neuromanische und neugotische Stilelemente bestimmen den Innenraum.

1906 wird die Kirche eingeweiht. (Presb. Prot.)

### **Ausstattung**

Der Barockaltar ist 1780-1781 entstanden. Im Zentrum steht ein Kruzifix, flankiert von Holzplastiken, die Paulus und Moses darstellen. Das Oberbild ist ein Werk des Hermannstädter Malers Artur Coulin und wurde 1906 in den Altar eingesetzt. (Roth 1916/215)

Ein hölzernes Lesepult auf dem Altar trägt die Jahreszahl 1710. (Klima 1963 LA)

Die pneumatische Orgel hat Manual, Pedal und 10 Register. Sie ist ein Werk der Firma Rieger (Jägerndorf) und wurde 1905 aufgestellt. (Presb. Prot. 1903 124, KB 1947/351)  
Glocken. Die große Glocke ist 1928 datiert, die kleine 1922. (Inventar 1967)

# **Pruden einst und heute**

## **Ich war in Stalingrad**

**Michael Paul**

*Erzählt von Michael Paul aus Pruden, geordnet und sprachlich gestaltet von Jack R. Burton 1966, übersetzt aus dem Englischen von Michael Dengel*

Der Psalm Nr. 494 im Methodistischen Gesangbuch ist das Kampflied der Reformation genannt worden: "Ein' feste Burg ist unser Gott". Die trotzig Worte und die gewaltige Melodie, beide vom großen Martin Luther verfasst, lassen uns an die Zeiten denken, als die Reformatoren verfolgt und unterdrückt wurden und sie bereit sein mussten für ihren Glauben zu leiden. Aber immer, wenn ich heute den Psalm höre, denke ich nicht nur an Martin Luther. "Ein' feste Burg" erinnert mich immer auch an die Jahre meiner Kriegsgefangenschaft in England, an die Jahre meiner Militärzeit bei der Waffen-SS, an die Zeit der Schlacht um Stalingrad, vor allem jedoch erinnert mich das Lied an eine kleine Dorfkirche, umgeben von sanften, schönen Bergen der siebenbürgischen Landschaft. In der Umgebung dieser Kirche verbrachte ich die ersten zwanzig Jahre meines Lebens.

Ich wurde am 8. September 1919 im kleinen Dorf Pruden geboren, das etwa neun Kilometer von Elisabethstadt und etwa fünfzehn Kilometer von Schäßburg entfernt ist. Beide Städte sind auf jeder Landkarte von Rumänien leicht zu finden. Mein Vater bearbeitete etwa 35 Acker Land, baute vor allem Mais, Weizen, Kartoffeln und Hafer an. Außerdem besaß er 15 Acker Weingarten an einem Berghang. Ich war das jüngste von fünf überlebenden Kindern. Im Alter von vier Jahren wurde ich in den Kindergarten geschickt. Meine Schulzeit begann eigentlich erst, als ich sechs Jahre alt und sie dauerte, ausgenommen zwei kurze Unterbrechungen, von denen ich später erzählen werde, bis ich 15 Jahre alt war.

Ich bin Siebenbürger Sachse und als solcher gehöre ich zu einer nationalen Minderheit in Rumänien. Unsere Vorfahren waren während der Jahrhunderte in mehreren Schüben aus der Rheingegend nach Siebenbürgen eingewandert und zuletzt zählten wir eine Million. Wir lebten unter den 19 Millionen Rumänen und anderen Minderheiten als eine geschlossene Gesellschaft. Wir redeten unsere eigene Sprache und wenn ein Mädchen einen Zigeuner oder sogar einen Rumänen heiratete, wurde sie aus unserer Gemeinschaft ausgeschlossen und gezwungen, sich in einem anderen Dorf niederzulassen. Ein anderer Faktor, der unser Volk zusammengeschweißt hat, war die Tatsache, dass jahrhundertlang marodierende türkische Heere durchs Land zogen, die brandschatzten, raubten und mordeten, uns jedoch nicht unterwerfen konnten. Die Türken wurden schließlich unter der Führung des legendären Prinz Eugen (wir waren damals Teil des Österreichisch-Ungarischen Reiches) im Jahre 1739 besiegt. Die langen Jahre des erbitterten Widerstandes gegen einen grausamen Feind hatte uns zu einer festen Gemeinschaft zusammengeschmiedet.

Die Siebenbürger Sachsen sind alle Protestanten und unsere Lutherische Kirche spielte eine wichtige Rolle im Leben unserer Gemeinschaft. Am Sonntag gingen wir dreimal zur Kirche: es gab einen Gottesdienst um 8 Uhr morgens, der Hauptgottesdienst fand

um 10.30 statt und um 2 Uhr am Nachmittag gab es die Vesperkirche. Danach hielt der Pfarrer eine Stunde Sonntagsschule für die Kinder. Der Pfarrer wurde übrigens außergewöhnlich gut bezahlt. Er erhielt 70.000 Lei im Jahr, Haus, Brennholz und Ackerland. Dieses wurde für ihn von der Dorfjugend bestellt. Der Pfarrer arbeitete hart und half auch oft im Schulunterricht aus. Die Dorfbewohner blickten zu ihm auf und er wurde sehr geehrt.

Und nun zur Schule. Ich muss gestehen, dass ich kein sehr guter Schüler war. Unter anderem mussten wir die Fächer Deutsch und Rumänisch lernen, aber ich war ein kleiner Lausbub und ich musste mich oft zu den Mädchen setzen. Dann zog ich sie an den Zöpfen. Der Lehrer war jedoch sehr streng und verabreichte uns manche Prügelstrafe. Als ich die Mädchen wieder einmal an den Zöpfen gezogen hatte, sagte der Lehrer zu



*Schulklasse 1921*

mir: "Gehe in den Wald und hole mir zwölf Stöcke!" Und er brach nachher jeden Stock an meinem Allerwertesten. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass er an mir ohne sichtlichen Grund herumnörgelte und das ärgerte mich sehr. Eines Tages - ich mag etwa 12 Jahre alt gewesen sein - prügelte er mich, ohne dass ich wusste, warum. Ich sprang auf und warf ihm mein schweres eichenes Federlädchen gegen die Stirne. Bevor er gewahr wurde, was passiert war, stürmte ich zur Türe hinaus und so schnell ich konnte nach Hause. Ich stopfte den Rucksack meines Vaters voll mit Proviant und verschwand im Wald, wo ich eine Woche blieb. Während des Tages spielte ich im Wald. Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen war es, kleine Mäusebussarde zu fangen, die in hohlen Bäumen schliefen. In der Nacht schlich ich mich zurück in unsre Scheune und schlief dort im Klee.

Währenddessen war mein Vater in der Schule gewesen. "Wenn Sie meinen Jungen nicht finden, dann wehe Ihnen. Das ist das Letzte, was ich tue", drohte er. Drei Tage lang kamen die Schüler am Nachmittag in den Wald, um nach mir zu suchen, aber ich versteckte mich in den Wipfeln der Bäume und beobachtete, wie sie unten vorbeingingen. Meine Eltern machten sich große Sorgen. Mein Vater pflegte mich auch oft zu verhauen, weil ich wirklich ein kleiner Teufel war. Ich schrie dann: "Ich gehe und ertränke mich!" Ich habe trotzdem viel an meinen Vater gedacht und er an mich, denn ich war sein Jüngster.

Mein Abenteuer endete am Sonntagmorgen. Während des Gottesdienstes schlich ich nach Hause, um mir zusätzlichen Proviant zu besorgen. Meine Mutter ertappte mich am Aufboden, während ich Dörrobst einpackte. Meine Mutter war erleichtert, als sie mich sah. Mein Vater besuchte den Gottesdienst und ich hatte Bammel vor der Begegnung mit ihm. "Ich habe Angst vor dem Vater", sagte ich, "ich werde wieder fortlaufen." "Ich werde mit Vater sprechen", versprach meine Mutter und bald hörten wir, wie er sich näherte. Ich befürchtete das Schlimmste und versteckte mich hinter einem Schrank. "Wir haben heute Besuch", sagte meine Mutter. Es ist seltsam, wie tief sich einem solche Worte einprägen. Ich höre ihre Worte heute noch so klar, als hätte sie diese erst gestern gesprochen.

Vater glaubte, es sei einer meiner älteren Brüder nach Hause gekommen. "Wer ist gekommen?" fragt er. Ich wünschte, der Erdboden schlänge über mir zusammen. Mutter muss in Richtung meines Verstecks gedeutet haben, denn ohne ein Wort zu sagen, sprang er zum Schrank und zog mich hervor. Ich zitterte und bebte. "Nun, ich werde dich verschonen", sagte er. "Ich werde nie mehr zur Schule gehen", schluchzte ich. "Er soll mich nie mehr für nichts und wieder nichts schlagen." "Ich werde mit dir zur Schule kommen", versprach mein Vater. "Er wird dich nie mehr ohne Grund schlagen." So ging ich wieder zurück zur Schule und mein Vater hatte ein ernstes Gespräch mit dem Lehrer. Nachher schlug mich der Lehrer nie mehr aus nichtigen Gründen. Zunächst gab er mir Nachhilfeunterricht für die versäumten Stunden und schließlich lernte ich so gut, dass ich notenmäßig der drittbeste Junge war. Vorher war ich immer einer der schlechtesten gewesen; so hatte sich alles zum Guten gewendet. Wenn ich zurückdenke, meine ich dass dieser Lehrer eine göttliche Geduld gehabt haben muss, um mit uns Jungen zu Rande zu kommen. Ein Junge namens Michael Weprich wurde regelmäßig jeden Morgen mit dem Rohrstock bestraft. Im Winter hatte dessen Vater wie üblich ein Schwein geschlachtet und Michael hatte eine Idee gehabt. Er schnitt sich zwei Stücke von der Schweinsleber ab und versenkte sie in seinem Hosenboden, um sich gegen die Schläge mit dem Rohrstock zu schützen. Bald war es so weit, dass Michael vor die Klasse gerufen wurde, um die Rohrstockhiebe zu empfangen. Jeder Schlag saß, Michael jammerte und Blut spritzte nach allen Seiten. Der Lehrer war entsetzt, denn er dachte, er hätte dem Jungen etwas Schreckliches angetan. Michael verstellte sich und vergoss Krokodilstränen, bis der Lehrer die Sache durchblickte. Als er merkte, dass er hereingelegt worden war, rächte er sich an Michael genüsslich.

Ich floh von der Schule ein zweites Mal im letzten Jahr meiner Schulzeit. Die Prüfungen waren vorbei und wir langweilten uns und konnten das Ende kaum erwarten. Da schrieb mir mein Bruder, der in einer Teppichfabrik in Heltau arbeitete,

einen Brief und schickte ihn jedoch auf die Adresse meiner Tante, so dass mein Vater nichts davon erfuhr. Mein Bruder rief mich zu sich nach Heltau zum Teppichknüpfen und teilte mir mit, dass ich dort schönes Geld verdienen könnte. Heimlich packte ich einige Sachen und verschwand, ohne jemandem etwas zu sagen. Ich wusste, dass meine Eltern mich nicht hätten gehen lassen, wenn sie es gewusst hätten. In Heltau arbeitete ich einen Monat lang, aber als mein Bruder eine Postkarte nach Hause schickte, um meinen Eltern zu sagen, dass es mir gut gehe, kam mein Vater und holte mich zurück nach Pruden. Bis heute habe ich ein Andenken an diese Zeit als Teppichknüpfer. Eine Spinnmaschine hatte einen meiner Finger erfasst und heute noch ist der Nagel dieses Fingers verunstaltet.

So kehrte ich zurück nach Pruden, ein kleines Dorf, das keine Schenke besaß, denn jeder backte sein eigenes Brot und kelterte seinen eigenen Wein. Nur die reichsten Bauern hatten Autos; es hungerte niemand, jeder hatte sein Auskommen. Wir waren ein zufriedenes Völkchen.

Das schrecklichste Abenteuer, dessen ich mich erinnere, erlebte ich in der Woche vor Weihnachten des Jahres 1933. Obwohl es heute lustig anzuhören ist, war ich damals zu Tode erschrocken. Ich war damals 14 Jahre alt, in meinem letzten Schuljahr. An diesem besonderen Tag war ich mit meinen Eltern mit dem Pferdeschlitten zum Markt nach Elisabethstadt gefahren. Meine Eltern kehrten am Nachmittag ohne mich zurück, denn ich sollte später in Begleitung meines Bruders, der bei einem Schneidermeister der Stadt in der Lehre war, zu Fuß nach Hause kommen. Unglücklicherweise ging beim Meister ein unvorhersehbarer Auftrag ein und der Meister konnte auf meinen Bruder nicht verzichten, so dass er erst am nächsten Morgen nach Hause gehen konnte. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich allein am späten Abend zu Fuß auf den Heimweg zu machen.

Wäre es eine Sommernacht gewesen, hätte es mir nichts ausgemacht. Die Berge und die Wälder und die Felder waren mir vertraut und der Fußmarsch wäre mir ein Vergnügen gewesen. Dies war allerdings eine Winternacht. Ein ängstlicher kleiner Junge verließ Elisabethstadt. Ich erreichte ohne Zwischenfälle Halvelagen, unser Nachbardorf, etwa auf halbem Weg gelegen und nun folgte die letzte Etappe meines Marsches. Außerhalb von Halvelagen schlängelt sich der Weg den Berg hinauf und durch den Wald mit hohen Bäumen, deren Wipfel oft über der Straße zusammenschlagen und so einen finsternen, beängstigenden Tunnel bilden.

Plötzlich blieb ich wie angewurzelt stehen, ich war zu Tode erschrocken, entsetzt. Etwa 50 Schritte vor mir erblickte ich auf beiden Seiten der Straße je einen Wolf, die mir im Schutze einiger Büsche auflauerten. Ich wusste, wessen Wölfe fähig sind. In den Sommermonaten sind sie nicht wirklich gefährlich, es sei denn sie würden in die Enge getrieben. Im Winter jedoch, wenn sie Hunger haben und in Rudeln auftreten, bilden sie eine große Gefahr. Wenn sich ihre Zähne im Fleisch des Opfers verbissen haben - und Wölfe haben es zunächst immer auf den Hals abgesehen - öffnet sich ihr Gebiss nicht mehr, das Opfer muss ihnen entrissen werden. Das alles jagte mir durch den Kopf, während ich verzweifelt nach einem Versteck suchte. Ein Baum war meine

einzigste Rettung. Es hatte keinen Sinn, vor ihnen zu fliehen. Sobald ich zur Flucht angesetzt hätte, wären sie auf mir gewesen und mich in Stücke gerissen.

Ich lief - in Richtung der Wölfe - auf einen Baum zu, der vor mir stand. Ich bestieg so schnell ich nur konnte seine Äste und schon stürzten die Wölfe heran und begannen den Baum mit ihren Krallen zu bearbeiten, indem sie Teile der Rinde abbrachen. Ich zündete einige Streichhölzer an, da ich wusste, dass jedes wilde Tier vor Feuer erschrickt. Aber diese Bestien waren viel zu hungrig, als dass sie weggelaufen wären. So saß ich nun etwa eine Dreiviertelstunde. Meine Pelzkappe hielt meine Ohren warm; meine Hände und meine Füße jedoch wurden immer kälter, so dass ich befürchten musste, zu erfrieren, vom Baum zu fallen und von den Wölfen lebendig aufgefressen zu werden.

Schließlich hörte ich ein Geräusch; es war einer der lieblichsten Laute meines Lebens. Es waren die Glöckchen eines Pferdes. Zunächst war es kaum zu hören gewesen; als es näher kam, erkannte ich, dass es das Pferd von Gheorghe Horvad, dem Schafhirten des Dorfes, war. Wir konnten alle Gefährte nach dem Klang der Glöckchen unterscheiden und leicht identifizierten wir das Bellen der Dorfhunde.

Gheorghe kam auch zu so später Stunde zurück vom Markt in Elisabethstadt und ich wusste, dass er im Wagen auch seine beiden Schäferhunde und sein Gewehr mitführte. Sobald er in Hörweite war, schrie ich, so laut ich nur schreien konnte und warnte ihn vor der Gefahr. Er hielt an und band sein Pferd so an den Wagen, dass es nicht zu eingengt war, denn Pferde können sich gut gegen Wölfe verteidigen, wenn sie Bewegungsfreiheit haben, dass sie ausschlagen können. Als er sich mit den Hunden meinem Baum näherte, zogen sich die Wölfe etwas zurück und ich verließ den Baum und dankte meinem Retter. Gheorghe gab mir zur Verteidigung eine Axt und erledigte einen der Wölfe mit seiner Schusswaffe. Beide Hunde trugen am Hals ein Lederband mit Nägeln versehen - griffen den noch übriggebliebenen Wolf an und ich konnte ihn mit meiner Axt zu Boden strecken. Er erhob sich jedoch wieder und der Schäfer machte ihm den Garaus mit einem anderen Axthieb.

Jedes Fell kostete 500 Lei und wir teilten brüderlich. Ich gab Gheorghe 50 Lei, weil er meinen Wolf häutete. Ich wollte auf meinen Teil des Geldes verzichten, weil er mich



*Auf diesem Weg lauerten die Wölfe*

gerettet hatte, aber er bestand darauf, dass ich meinen Teil von 450 Lei behielt. Ich war ihm immer dankbar, denn hätte ich auch nur eine Stunde noch im Baum verharren müssen, wäre ich erfroren vom Baum gefallen.

Ich hatte Glück gehabt. Aber die Geschichte von Michael Schuller war die merkwürdigste von allen. Michael war einer unser Nachtwächter. Jedes Dorf hatte seinen eigenen

Nachtwächter, dessen Aufgabe es war, das Dorf vor Dieben und Feuersbrünsten zu schützen. Auch weckten sie die Leute, deren Kuh unverhofft vor der Zeit kalbte oder wenn eine Sau Kleine bekam. Unser Dorf hatte drei Nachtwächter, die am Tage ihrer Arbeit nachgingen und nachts als Wächter ihre Runden drehten. In einer sehr dunklen Nacht - Michael Schuller durchschritt gerade ein Seitengässchen, als ihm aus dem Dunkeln ein Wolf auf den Rücken sprang. Blitzschnell griff Michael zu seiner Schulter und presste die Schnauze des Tieres so fest, dass dieses nicht in der Lage war, seine Fänge in Michaels Nacken zu versenken. Welch ein fürchterlicher Kampf das gewesen sein muss! Michael war ein kräftiger Mann, aber es war keine leichte Sache, den rabiaten Wolf an seiner Schulter festzuhalten. Der Nachtwächter rang um sein Leben und er war sich dessen voll bewusst. Der Wolf kratzte mit seinen Hinterfüßen an Michaels schwerem Ledermantel und schlug auf seinen Rücken. Irgendwie gelang es dem Wächter mit seiner tödlich gefährlichen Bürde bis zum nächsten Haus zu gelangen, wo seine Schreie den Nachbarn weckten. Dieser eilte herbei und mit einer Axt tötete er den Wolf auf dem Rücken des Nachtwächters. Es war gerade noch einmal gut ausgegangen.

Ich war noch in der Schule, als Adolf Hitler Deutscher Kanzler wurde. Der Aufstieg zur Kriegsmacht versetzte nicht nur Rumänien, sondern auch Jugoslawien, die Tschechoslowakei und die skandinavischen Länder in Alarmzustand. Ich erinnere mich dessen, was mein Vater aus diesem Anlass sagte: "Hitler wird nichts Gutes bringen." Wie alle Kinder akzeptierte ich die Meinung meines Vaters und betrachtete sie als Wahrheit. Als eines Tages der Lehrer ein Loblied auf Hitler anstimmte und sagte, welch vortrefflicher Mann er sei, meldete ich mich und wiederholte das Urteil meines Vaters: "Hitler wird nichts Gutes bringen." Dies trug mir eine Prügelstrafe mit dem Rohrstock ein und ich wurde vor der Klasse lächerlich gemacht. Aber meine Schulzeit war beinahe vorbei und im Sommer des Jahres 1934 verließ ich die Schule und begann bei meinem Vater die Feldarbeit. Das war nicht das, wonach ich mich gesehnt hatte. Alle meine Träume hatten etwas mit Musik zu tun. In der Schule war ich in mehreren Fächern keine Leuchte, aber in Musik war ich der Beste der Klasse. Nachdem wir die Schule verlassen hatten, gab der Lehrer einigen von uns dreimal in der Woche Privatunterricht in Musik. Das Problem war jedoch, dass der Lehrer zu oft trank und so nicht in der Lage war, diesen Unterricht ordentlich zu gestalten. So verzichteten wir auf diese Stunden und begannen unsere Instrumente nach Gehör zu spielen und bald hatten wir unsere eigene Band. Meine Lieblingsinstrumente waren die Mundharmonika und das Akkordeon. Wir spielten auf Hochzeiten, auf Tanzunterhaltungen in den Nachbardörfern, bei Taufen oder bei Namenstagfeiern. Für unsere Musik verlangten wir nicht viel Geld.

Ich hätte zu unseren Namenstagen schon früher etwas sagen sollen. In Siebenbürgen feierten wir nicht die Geburtstage, sondern die Namenstage, entsprechend den Heiligen, deren Namen man trug. Ich, zum Beispiel, heiße Michael; deshalb bereiteten meine Eltern für mich ein Fest am 29. September, das Fest des Heiligen Michael vor. Wenn einer Georg hieß, so feierte er am 23. April, am Sankt Georgstag. Wer Johann hieß, der feierte am 24. Juni, dem Sankt Johannstag. Lukas feierte am 18. Oktober, Andreas am 30. November.

An diesen Namenstagen pflegten die Jugendlichen als Gruppe zu dem Haus des Betroffenen zu gehen, um ihm oder ihr ein Ständchen zu machen. Ich war bei solchen Rundgängen sehr gefragt, denn ich spielte das Akkordeon und in Begleitung klang auch der Gesang viel besser. Natürlich wünschte man alles Gute und nach den Ständchen wurde man ins Haus gebeten, wo man ein Glas Wein bekam oder auch Kuchen.



Jugendliche um 1938

Unsere siebenbürgischen Weine waren hervorragend, sie mundeten jedem. Ich möchte einige aufzählen: Muskateller, Gutedel, Riesling, Mädchentraube, Burgunder.

Aber zurück zu unserem Thema. Wir sprachen von Musik. Musik hatte ich im Blut. Mein Großvater mütterlicherseits, Lukas Keul, war ein begabter Musiker. Er war der Dirigent der Militärmusik gewesen

und hatte einen Marsch komponiert, für den er 50.000 Lei erhalten hatte. Er hatte diese Musik unter seltsamen Umständen geschrieben.

Eines Tages kam der Kommandant zur Inspektion und beschimpfte meinen Großvater als Schwein, weil er ihn während der Probe betrunken gesehen hatte. Mein Großvater hob die Hand zum Gruß, ohne die Mütze auf dem Kopf zu haben und sagte: „Sie sind ein größeres Schwein als ich.“ Die „Belohnung“ für diese Frechheit war ein Monat Gefängnis. Während dieses Arrests komponierte er einen Marsch, den er „Pokalamarsch“ nannte, zur Erinnerung an den Oberst, den er beleidigt hatte. Nachdem er den Arrest verlassen durfte, übte er den Marsch mit der Kapelle ein. Als der Oberst wieder mal in Inspektion kam, spielte die Band gerade diesen neuen zackigen Marsch und er erfuhr, dass er ihm gewidmet war. Voller Stolz sagte er zu meinem Großvater: „Möchtest du diesen Marsch unserem Regiment verkaufen?“ „Ja, für 50.000 Lei“, antwortete mein Großvater ohne zu zögern. Diese Summe war ein kleines Vermögen. So war sein Arrest ihm zum Segen geworden.

„Unmöglich“, sagte der Oberst, aber am nächsten Tag kam er wieder und stimmte dem Kauf zu. Seinerseits verkaufte er den Marsch viel teurer weiter. Mein Großvater jedoch war zufrieden mit seinen 50.000 Lei. Er hätte für eine kleinere Summe einen ansehnlichen Bauernhof kaufen können, aber das Geld zerrann ihm in den Händen. Er war ein seltsamer Mensch, sehr begabt, oft jedoch gedankenlos und unverantwortlich. Ihr seht jedoch: Musik war in meinem Blut. Unser Pfarrer und unser Lehrer rieten meinem Vater, mich in eine Musikerlehre zu schicken. Aber er wollte, dass ich mal den Hof übernehmen sollte; so blieb ich im Dorf und half ihm bei der Feldarbeit. Auch fürchtete er, ich könnte in die Fußstapfen meines Großvaters treten: meine musikalischen Neigungen und meine eigensinnigen Entscheidungen deuteten sowieso in die Richtung. So sollte ich den Acker bebauen und Weingärten pflegen. Gelegentlich konnten einige von uns, wenn reiche Leute aus der Stadt auf Treibjagd kamen, ein

wenig Taschengeld verdienen. Wir wurden besser bezahlt, wenn wir einen Hund mitbrachten. Spürten wir einen Wolf auf, der dann erlegt wurde, bekam man dafür 100 Lei. Die gleiche Summe erhielt man für einen Wildeber. Trieb man einen Hirsch vor sich her, so dass er erschossen werden konnte, gab es 50 Lei. Den höchsten Preis gab es für Bären: 150 Lei. Mein Bruder und ich nahmen einmal an einer Treibjagd teil. In einem Gebüsch sah ich, wie eine riesengroße haarige Hand nach Brombeeren reichte. Zunächst dachte ich, es sei ein Gorilla. Die Hunde weigerten sich anzugreifen, aber es gelang uns, das Tier mit Hilfe eines entzündeten Stoffetzens zu zwingen, aus der Deckung zu gehen. An dem Tag hatten wir einen Bären und einen Wolf erlegen helfen und erhielten dafür eine Prämie von 250 Lei.

Wie man gemerkt haben wird, arbeiteten wir schwer, aber das Spielen kam auch nicht zu kurz. Im Sommer spielten wir nach dem Vespergottesdienst Fußball, im Winter gingen wir zum Schlittenfahren, zum Schlittschuhlaufen oder zum Schilaufen. Manchmal organisierte die Bruderschaft einen Wettbewerb im Schlittschuhlaufen auf der zugefrorenen Großen Kokel, dem Fluss, der in der Nähe von Pruden vorbeifloss. Aber die Bruderschaft machte sich auch für andere Dinge stark. Gelegentlich bat eine Witwe oder eine Bäuerin, deren Mann bei der Armee war, den Altknecht, mit anderen Burschen ihre Wiesen zu mähen. Solche Arbeiten wurden sofort erledigt. Bei Tagesanbruch machte sich eine zahlreiche Gruppe junger Burschen an die Arbeit, sie schwangen im gleichen Rhythmus ihre Sensen und wir waren überrascht, wie schnell die Arbeit vor sich ging. Ich möchte nicht prahlen, doch ich war ein leidenschaftlicher Mäher. Oft verlangten wir für unsere Arbeit keinen Lohn. Manchmal brachte uns die Tochter des Hauses das Frühstück, bestehend aus Wurst, Wein und Schnaps, hinaus aufs Feld. Um acht Uhr morgens gingen wir dann an unsere eigene Arbeit.

Im Jahre 1940 hatte ich, wie ich schon erwähnt habe, die Ehre zum Altknecht gewählt zu werden. Dieses war das Jahr, als am 6. September König Karl II zu Gunsten seines Sohnes, König Michael, abdankte. Erst später erfuhren wir die Einzelheiten dieses feierlichen Ereignisses. Ich glaube, dass die Zeit zwischen dem 15. und dem 21. Lebensjahr die wichtigsten Jahre im Leben eines jeden jungen Mannes sind. Jedenfalls trifft das für mein Leben zu. Das war die Zeit, in der der Baum in Blüte stand, die Sonne schien still zu stehen und die ganze Welt schien aufzuhorchen.

Während dieser glücklichen Jahre bahnten sich Ereignisse an, die nicht nur das Leben eines Menschen, sondern das Leben von Millionen von Menschen und das Schicksal von ganzen Nationen tangieren sollten. Im März des Jahres 1938 marschierte Deutschland in Österreich ein und Hitler schritt durch die Straßen Wiens. September 1938 besetzte Deutschland gemäß dem Münchner Abkommen das Sudetenland. Was von der Tschechoslowakei übriggeblieben war, wurde im März 1939 kassiert, als deutsche Truppen Böhmen und Mähren besetzten. Angesichts dieser aggressiven Politik Deutschlands war weder die Regierung Polens noch die Rumäniens bereit, russische Interventionstruppen gegen Deutschland in ihr Land einmarschieren zu lassen. Wir liebten Russland nicht. Wir hatten eigentlich Angst, dass Russland dies zum Vorwand nehmen würde, um uns in sein sowjetisch-kommunistisches System, das uns völlig fremd war, einzugliedern.

Das Dilemma, in dem wir uns befanden, war folgendes: Mit Polen, Finnland und den Baltischen Staaten fanden wir uns im Würgegriff zweier Großmächte und wir wussten nicht, ob wir die deutsche Aggression oder unsere "Rettung" durch die Russen mehr fürchten sollten. Das nächste wichtige Ereignis fand am 23. August 1939 statt, als der Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und Russland von Stalin und von Ribbentrop in Moskau unterzeichnet wurde. Mein Land lebte im Frieden nur noch einige Monate. Im Juni 1940 fiel Russland in Litauen, Lettland und Estland ein und annektierte sie unter dem Vorwand einer Verschwörung.

Dann kamen wir dran. Unser Botschafter in Moskau erhielt um 10 Uhr vormittags am 26. Juni 1940 ein Ultimatum an die Regierung Rumäniens, demzufolge unser Land aufgefordert wurde, Bessarabien und die Nordbukowina an Russland abzutreten. Russland forderte eine Antwort schon am nächsten Tag. Deutschland hatte in Rumänien vitale wirtschaftliche Interessen. Sein Öl bezog Deutschland vor allem aus Rumänien. Unser Land war jedoch an einen im Jahre 1939 geschlossenen Pakt mit Russland, der Russlands Vorrechte in diesem süd-östlichen Teil Europas festschrieb, gebunden. Deutschland riet uns deshalb, Russlands Forderungen nachzugeben und am 27. Juni zogen sich unsere Truppen aus Bessarabien und der nördlichen Bukowina zurück und diese zwei Provinzen kamen in russische Hände.

Alle diese wichtigen historischen Ereignisse holten mich, einen gewöhnlichen Landarbeiter aus einem hügeligen und waldreichen Dorf Rumäniens, ein, als der Postbote mir den Einberufungsbefehl aushändigte. Ich bestand die Musterung und am 15. Januar 1941 verließ ich Pruden im Alter von 21 Jahren und meldete mich zum Wehrdienst in die Rumänische Armee.

Zunächst wurde ich nach Thorenburg (rum.: Turda) zur militärischen Grundausbildung für die Infanterie geschickt. Danach wurde ich für einen Monat nach Tirgoviste versetzt, wo ich als Pionier ausgebildet wurde. Dabei erlernte ich das Verlegen von Minen, ihre Entschärfung, den Brückenbau und wie man sie in die Luft gehen lässt. Ich war glücklich, als ich zu Ostern für ein paar Tage nach Hause fahren konnte. Dann folgte ein weiterer Ausbildungsmonat als Pionier in Kischinew/ Bessarabien. Damals gab es noch keine russischen Truppen dort.

Am 22. Juni 1941 erklärte Deutschland Russland den Krieg und im Juli wurden wir zum ersten Mal in Kampfhandlungen verwickelt mit einigen ukrainischen Divisionen der Roten Armee. Diese leisteten jedoch wenig Widerstand und zogen sich rasch zurück. Die Rumänische Armee bekämpfte die russischen Eindringlinge, wir unterstanden jedoch deutschem Kommando. Unser schwerster Kampf folgte in Odessa. Hier rettete ich unserem Leutnant das Leben und ich sah das schreckliche Gesicht des Krieges in seiner hässlichen Grausamkeit.

Der Leutnant war an der Schulter schwer verwundet worden und wegen des Blutverlustes äußerst schwach. Um ihn zu schützen, legten wir ihn unter einen Laster, der, mit Zweigen getarnt und etwa zwei Kilometer von der Kampflinie entfernt, geparkt war. Während des Tages wurde ich zurück zum Leutnant geschickt, um zu

sehen, wie es ihm ginge. Ich gab ihm eine Tasse Kaffee und beobachtete das Kampfgeschehen durch mein Fernglas. Zu meinem Entsetzen bemerkte ich, wie sich eine russische Patrouille, bestehend aus etwa einem Dutzend Mann, durch ein Sonnenblumenfeld schlich und direkt auf unseren unbewachten Lastkraftwagen zukam. Verstärkung herbeizurufen, daran war nicht zu denken: der Leutnant wäre mittlerweile erschossen und die Transporter in die Luft gejagt worden.

Ich schleppte den Leutnant in ein einige hundert Meter entferntes Gebüsch und dort blieben wir ruhig liegen. Natürlich hatten sie die Transporter entdeckt und freuten sich darüber. Sie flitzten von einem Fahrzeug zum anderen, zogen unsere Habseligkeiten heraus und ergötzten sich an ihrer Beute. Ich zitterte vor Spannung und Angst und ich dachte: "Dies ist die Gelegenheit. Gott stehe mir bei!" Ich feuerte in die Gruppe, tötete zwei auf der Stelle und verwundete fünf oder sechs von ihnen. Ich war ein guter Schütze. "Ergebt euch!" schrie ich und alle warfen sie ihre Gewehre weg und hoben die Hände. Ich trat aus dem Dickicht und als sie sahen, dass ich alleine war, wird es ihnen leid getan haben. Ich brachte die Gefangenen zurück zu meiner Kompanie und der Leutnant empfahl mich für die König-Michael-Bronzemedaille für Tapferkeit, die ich später in Bukarest auch tatsächlich erhielt.

Im September gab es bittere Kämpfe um Odessa. Unsere rumänischen Divisionen wurden von der Deutschen Luftwaffe unterstützt. Am 16. Oktober 1941, dem Tag, an dem die Sowjetische Regierung Moskau verließ, zwangen wir die Russen, sich aus Odessa, dem wichtigen Hafen am Schwarzen Meer, zurückzuziehen. Nach dem Fall von Odessa kehrte unsere Division, die Erste Panzerdivision Rumäniens, in die Baracken nach Bukarest zurück, wo wir uns einige Tage ausruhten, bevor wir alle einen 35- Tage-Urlaub erhielten. Ich fuhr zurück nach Pruden. Es war wunderbar, alle wiederzusehen. Die Bruderschaft organisierte einen Tanzabend zu Ehren der "ruhmreichen Heimkehrer von Odessa" und wir wurden königlich gefeiert. Aber bald war der Urlaub vorbei und wir mussten zurück nach Bukarest.

Nun war bald Weihnachten. Ich verbrachte die Feiertage mit der Familie eines Bäckers, der von Pruden stammend, hier in Bukarest arbeitete. Gott sei Dank wusste ich damals noch nicht, was das nächste Jahr bringen würde.

Das Jahr 1942 begann für mich still und friedlich. Während der ersten paar Monate des neuen Jahres arbeitete ich in einem Armeedepot in Bukarest. Wir verschickten Nahrungsmittel und Kleidung an Krankenhäuser der Armee und andere militärische Einheiten. Im Mai und Juni erhielt ich nochmals Urlaub, den ich natürlich wieder in Pruden verbrachte. Nach der Rückkehr nach Bukarest erhielten wir wieder Trainingsunterricht als Pioniere und dabei studierten wir anhand von feindlichen Minen und Handgranaten deren Funktionsweisen und wie man sie entschärft.

Inzwischen war Hochsommer und Hitler hatte sich entschlossen, viele Divisionen einzusetzen, um die Ölfelder des Kaukasus und die Kornkammern Russlands, die Don- und Wolgaebenen, zu erreichen. Deshalb wurden auch wir an den Don verlegt. Hier hatten wir zunächst drei ziemlich ruhige Wochen. Wir lernten mit der Panzerfaust,

welche die Amerikaner Bazooka nannten, umgehen. Wir besaßen auch eine größere Variante dieser Raketenwaffe, genannt Ofenrohr. Diese Waffe konnte einen Tank aus einer Distanz von 150 m außer Gefecht setzen. Wir verwendeten zerstörte russische Tanks als Ziele für unsere Übungen.

Bald jedoch nahm das Üben ein Ende und wir bezogen Stellung an der Frontlinie. Jeder von uns grub sich ein Loch in die Erde, dass er dort unsichtbar verschwinden konnte, sehr eng und etwa 1,60 m tief. Jedes Loch musste getarnt sein. Wir erfuhren, dass 500 Tanks unsere Linie angreifen sollten. Es sollte ein Überraschungsangriff sein, unser Geheimdienst jedoch hatte den Plan entdeckt und wir waren bereit. Der Angriff erfolgte ziemlich früh am Morgen, während es noch neblig war. Unser Befehl lautete, wir sollten die Tanks möglichst nahe kommen lassen und auf ein Signal des Kapitäns oder des Leutnants im Einsatz sollte sich jeder unserer Soldaten einen Tank auswählen und ihn möglichst treffen. Mein Gott, was für Ungeheuer kamen da auf uns zu! Mir verschlug es den Atem und mein Herz schlug immer schneller, aber es gab kein Entrinnen. Wir mussten warten und unsere Pflicht tun. Der Angriff dauerte zwei Stunden und an diesem Tag vernichtete ich den ersten Tank. Unsere Kompanie allein hatte 150 Tanks erbeutet an jenem nebligen Morgen und da jeder russische Tank eine Besatzung von drei Mann hatte, nahmen wir auch viele Gefangene. Den Tag danach starteten die Russen eine weitere große Offensive. Sie eröffneten diese mit einem schweren Artillerieangriff und setzten dabei ihre schweren Kanonen, die wir Stalin-Orgeln nannten, ein. Diese Kanone führte 36 Geschosse mit sich und feuerte sie in rascher Abfolge. Wir hörten die Granate kommen, aber wir wussten nicht, wo sie landen würde und wo wir uns verstecken sollten. Landete eine in einem Loch, suchten wir nachher dort Zuflucht in der Hoffnung, dass keine zweite Granate genau dort explodieren würde. Aber oft war gerade das der Fall. Wenn die Granaten der Stalin-Orgel einschlugen, ergriff eine panische Angst und manches stille Gebet wurde zum Himmel geschickt: "Gott, lass mich die nächsten fünf Minuten überleben." An diesem besagten Tag fielen viele Granaten und rasch hintereinander und wir liefen durcheinander in der Hoffnung, ihnen zu entgehen. Es war die Hölle auf Erden. Es war, als würde man jede Minute zum Tode verurteilt werden, langsam und schonungslos, ohne jede Aussicht auf Rettung. Schlimmer als ein Albtraum! Was ewig zu dauern schien, das Artilleriefeuer, hörte plötzlich auf und wir glaubten, aufatmen zu können. Nach einer halben Stunde jedoch verdunkelte sich der Himmel über uns von russischen und amerikanischen Flugzeugen, die, während sie unsere Positionen überflogen, einen ohrenbetäubenden Lärm machten, bevor sie ihre schweren schwarzen "Eier" fallen ließen, von denen jedes ein grabentiefes Loch in die Erde riss. Dieser Tag gehörte zweifelsohne den Russen, aber unsere Verluste hielten sich trotz der großen Bedrängnis in Grenzen.

Bis Mitte August schoben wir unsere Frontlinie etwa fünf Kilometer entlang dem Don. Auf unserem Vormarsch nahmen wir Rostow ein, aber in der folgenden Woche wurden wir auf unsere vorherige Position zurückgedrängt und mussten sie sogar aufgeben. Unser Oberst hielt uns eine Standpauke und machte uns Mut. Wir drangen wieder vorwärts und mit der Unterstützung der Rumänischen Luftwaffe eroberten wir Rostow zurück und dieses Mal konnten wir es halten.

Anfang September wurde unsere Division zur Ablösung einer deutschen Einheit nach Leningrad geschickt. Diese hatte schwere Verluste hinnehmen müssen, wurde deshalb zurückgezogen, um neu geordnet zu werden. Uns stand also eine lange, unbequeme Reise von zwei Tagen und zwei Nächten in Viehwaggons bevor. In Leningrad blieben wir drei Wochen und in der dritten Woche wurden wir in schwere Kämpfe verwickelt. Dieses Mal musste ich den Dolmetscher spielen. Ich fuhr mit einem Motorrad und brachte Botschaften von rumänischen zu deutschen Kommandanten und übersetzte sie. Nach unserem Aufenthalt in Leningrad kehrten wir wieder an den Don zurück. Ende September bildete sich am Ufer des Flusses schon dünnes Eis.

Nach schweren Kämpfen auf dem Gebiet zwischen den Flüssen Don und Wolga hatten die Deutschen am 15. September die Vorstädte von Stalingrad erreicht. Nun verbissen sich beide Seiten in einem Kampf auf Leben und Tod. Die Russen kämpften in den Ruinen ihrer Stadt und beide Seiten erlitten schreckliche Gemetzel. Die deutschen Generäle wurden immer besorgter, denn die Verluste waren sehr hoch, Ersatz war nicht genügend und der Winter stand vor der Tür. Tatsächlich hatte sich Hitlers Generalstabschef von Halder geweigert, weiterhin den Russen Widerstand zu leisten und wurde deshalb entlassen. Hitler drängte die Armee vorwärts.

Wir blieben am Don bis Ende Oktober und wurden in schwere Kämpfe verwickelt. Anfang November fielen für uns die Würfel: Eine andere rumänische Division wurde geschickt uns zu ersetzen und unsere Erste Rumänische Panzerdivision musste vorrücken und wurde dem Kommando Feldmarschall Paulus und seiner unglücklichen Sechsten Armee unterstellt. Wir gruben uns ein fünf Kilometer von der Stadt entfernt, deren Namen in meinem Gedächtnis bis an das Ende der Zeit eingebannt bleiben wird. Damals war ich Sergeant und kommandierte eine Gruppe von zwölf Mann, ausgerüstet mit einem MG 42, das etwa 500 Kugeln in 30 Sekunden abfeuern konnte, mit einem Flammenwerfer und einigen Panzerfäusten. Einige Sergeants und ihre Gruppen pflegten sich gelegentlich für gefährliche Missionen zu melden. Das tat ich nie, denn unser Leben schien mir gefährlich genug. Eines Tages jedoch kam mein Leutnant zu mir und sagt: "Bis jetzt hast du dich noch nie freiwillig gemeldet, um deine Tapferkeit zu beweisen. Du bist deiner Vorfahren nicht würdig." Er bezog sich auf meine deutsche Abstammung. Ich dachte bei mir: „Oh Gott! Jetzt bin ich dran. Also, was gibt's?" So meldete ich mich freiwillig und sagt zu meinen Jungs: "Wer macht mit?" Ich hatte von den Soldaten meiner Gruppe keine große Begeisterung erwartet, aber sie unterstützten mich alle bis auf den letzten Mann. Dann erhielten wir unseren Auftrag. Wir sollten einen großen getarnten russischen Bunker, bestückt mit zwei Kanonen und drei Maschinengewehren, zerstören und die Besatzung von etwa 30 Mann gefangen nehmen.

Am frühen Morgen etwa um zwei Uhr schlichen wir uns in der Finsternis vorwärts in Richtung des Bunkers. Das Glück war auf unserer Seite: es war ein nebliger Morgen. Wir befürchteten trotzdem jeden Augenblick von der feindlichen Wache bemerkt zu werden spätestens, wenn wir uns auf den letzten Metern dem Bunker näherten. Jeder von uns wusste genau, was er zu tun hatte. Wir kreisten den Bunker ein und ein Maschinengewehr hielt dessen Eingang im Schach. Dann schlängelten sich drei von

uns bis unmittelbar zum Bunker selbst. Ganz vorsichtig brachten sie Sprengstoff an die Unterlage der Kanone. An jeder Seite standen einige unserer Männer bereit, das Feuer zu eröffnen, falls wir angegriffen worden wären. Aber das Glück war uns hold, es blieb alles ruhig. Die ganze Besatzung - auch die Wache - schlief drin im Bunker und sie erwachte erst, als ihre Kanonen über ihnen explodierten. Sie strömten mit erhobenen Armen heraus, wir nahmen sie gefangen und marschierten mit ihnen zurück zu unserer Einheit. Der Leutnant war zufrieden. "Ich wusste, dass du mutig bist" sagte er. "Ich wusste, dass du Higgler nicht im Stich lässt." Er konnte das Wort "Hitler" nicht aussprechen.

Ich war in Stalingrad von Anfang November bis zum 17. Dezember 1942 und wenn ich auch jetzt noch nach einer Zeit von fast 25 Jahren an diese sechs Wochen denke, so ist das ein beängstigendes Unterfangen und eine große Anstrengung. Wenn ich sage, dass diese Wochen die schrecklichste und die gefährlichste Zeit meines Lebens war, so ist das milde ausgedrückt. Man erwartet zu viel von mir, wenn man denkt, meine Worte könnten auch nur annähernd beschreiben, was es bedeutete, in Stalingrad gewesen zu sein. Wenigen ist ein ähnliches Schicksal zuteil geworden, wie wir es in den grausamen Wochen erlebt haben, vielleicht nur diejenigen, welche die scheußliche Behandlung durch die Japaner haben über sich ergehen lassen müssen. Um ehrlich zu sein, ich werde glücklich sein, wenn dieses Kapitel meiner Erzählung vorüber sein wird, denn die Eindrücke jener Wochen leben als schmerzliche Erinnerungen in mir weiter und wenn ich davon spreche, ist es, als ob ich sie nochmals erlebte.

Nach dem Angriff auf den Bunker rückten wir noch etwa zwei Kilometer an die Stadt heran und wir mussten um jeden Meter Boden kämpfen. Dann gruben wir uns ein und dort saßen wir nun. Drei Faktoren machten uns das Leben zur Hölle: das ununterbrochene Trommelfeuer, die extreme Kälte und der nagende Hunger.

Wir hörten, wie die Geschosse von Stalingrad abgefeuert wurden, wir hörten ihr Pfeifen in der Luft, und, oh Gott, wir hörten ihre Explosionen um uns herum. Eines nebligen Morgens wurden wir von einem schweren russischen Artilleriefeuer bestrichen. Während einer kurzen Feuerpause wollte ich mir eine Zigarette anzünden, aber der Feuerstein fiel aus meinem Feuerzeug, so dass ich die Zigarette nicht anzünden konnte. Ich tat einen Sprung ins andere Loch und während mein Kamerad und ich die Zigarette zusammen rauchten, hörten wir das Geheul eines Geschosses, das sich unserer Linie näherte und wir duckten uns. Diese Löcher waren so eng! Nach der Explosion guckten wir uns rasch um. Man kann sich vielleicht vorstellen, was ich fühlte, als wir bemerkten, dass im Loch, welches ich einen Augenblick vorher verlassen hatte, eine Granate explodiert war. Der Tod war mir so nahe gewesen. Ich erzitterte vom Schock. Gerettet durch ein kaputtes Feuerzeug! Wenn ich Gott dankbar gewesen bin, dann war ich es an diesem Tag.

Mit dem Tod auf Schritt und Tritt konfrontiert, wendeten sich unsere Gedanken oft an Gott vor Stalingrad. In Momenten großer Gefahr sah ich so manchen robusten und abgebrühten Soldaten die Hände falten und beten oder in einem Taschentestament einige Verse lesen. Wir wussten, dass wir jeden Augenblick hätten daran glauben

müssen und die meisten von uns waren wie auch ich schon einmal nur mit knapper Not davongekommen. Ich hatte ein Loch von einer Kugel in meinem Mantel, eine andere Kugel hatte meinen Helm gestreift: Das Ende war immer sehr nahe. Wenn ich von brenzligen Situationen spreche, hätte ich schon zwei andere erwähnen sollen: von einer aus Odessa und von einer aus Leningrad. Unsere Division wurde im Tiefflug von deutschen Stukas und Messerschmitts angegriffen, weil sie unsere ihnen fremden rumänischen Uniformen als russische Uniformen verkannten. Wir mussten rasch eine große rumänische Fahne auf dem Boden ausrollen und Raketen in die Luft schießen, damit sie uns erkennen konnten.

In Stalingrad waren wir ständige Zielscheibe. Raketen wurden über uns abgefeuert Tag und Nacht. Russische Flugzeuge warfen nachts Leuchtbomben, um unsere Positionen fotografieren zu können und wir wurden jeden Tag bombardiert. Es war nervenaufreibend. Es war ein Wunder, dass jemand überlebte und ich kann nicht glauben, dass irgendjemand dieses Schlachtfeld unbeschadet verlassen hat. Ich habe wirklich an den Toren der Hölle gelebt und Worte können nicht beschreiben, was das wirklich bedeutete. Noch zwölf Jahre später hatte ich jede Nacht immer noch Alpträume von Stalingrad.

So viel zu den Raketen, den Kugeln und den Bomben. Sie waren nur ein Teil unserer Tortur. Da gab es auch das Wetter. Es war unvorstellbar kalt; wir verloren mehr Soldaten durch den Frost als durch Waffengewalt. Nachts kauerten wir in unseren Löchern, mit einer Decke und einer Zeltleinwand über dem Loch. Am Morgen lagen oft mehrere Zentimeter Schnee auf uns und wir fanden viele unsere Kameraden erfroren. Jeder von uns trug unter seinem Helm eine Pelzmütze und unter unserer Uniformjacke eine Weste aus Schafspelz. Trotz allem spürten wir die grimmige Kälte. Wenn wir einen Handschuh auszogen, erfror die Hand sofort, so kalt war es. Mir selbst waren die Füße erfroren und ich ging wie ein Krüppel. Aber die Kommandanten hielten mich noch nicht krank genug, um ausgeflogen zu werden. Man brauchte hier jeden vorhandenen Mann. Bis zu einem bestimmten Punkt hatten wir uns gewöhnt, mit allgegenwärtiger Gefahr zu leben, an den Frost jedoch konnten wir uns nie gewöhnen. Er schnitt uns buchstäblich den Atem ab. Am Tag hatten wir wenig Zeit, Feuer anzuzünden und in der Nacht durften wir nicht. Gelegentlich konnten wir ein ganz kleines Häufchen getrocknetes Gras zusammentragen und anzünden, um uns unsere Hände zu erwärmen. Es war jedoch nicht leicht, denn alles brennbare lag unter einer dichten Schneedecke. Ohne jeden Zweifel: es war nicht die Tapferkeit der Roten Armee, die uns besiegte, es war der unerbittliche russische Winter, in den uns Hitler hineingetrieben hatte.

Wir hätten vielleicht auch den Frost und den Schnee ertragen, wenn wir nur genug zum Essen gehabt hätten, aber wir litten ständig Hunger. Wir starben nicht nur den Erfrierungstod, wir starben auch den Hungertod. Die Rationen waren so gering, daß wir um eine Kruste Brot kämpften. Hungernd und frierend wurden wir in dieser Eiswüste langsam aber sicher wie verzweifelte wilde Tiere und der Mensch als Tier ist das schrecklichste Tier, das es gibt. Bei vielen Gelegenheiten musste ich an folgende Verse des berühmten deutschen Dichters Friedrich Schiller denken:

Gefährlich ist' s, den Leu zu wecken,  
Verderblich ist des Tigers Zahn,  
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,  
Das ist der Mensch in seinem Wahn. (*Das Lied von der Glocke*)

Ich kann nichts Nettes in diesem Teil meines Berichts erzählen. Ich sah, wie Menschen zu Tieren wurden. Ich kann es nie vergessen. Jeden Morgen erhielten wir eine Tasse ungesüßten schwarzen "Kaffee", gemacht aus der schwarzen Kruste des Brotes. Das war alles. Etwa halb ein Uhr erhielten wir eine wässrige Kohlsuppe, auf der vielleicht einige alte Erbsen schwammen. Wir schlossen jedoch die Augen und gossen alles in uns hinein. Mit der Suppe erhielten wir unsere tägliche Ration an Brot: gewöhnlich 800 Gramm pro Mann. Vor Stalingrad waren es 100 Gramm. Nach diesem erbärmlichen Mahl gab es noch eine Tasse "Kaffe" und wenn wir Glück hatten, füllte man uns die Feldflasche. Das musste für den ganzen Tag reichen.

Manchmal erhielten wir abends noch ein paar Löffel dünne Suppe, aber meist waren wir unter so starkem Beschuss, dass niemand damit zu uns durchkommen konnte. Das war unser Menü; es tat herzlich wenig, den schonungslosen, grausamen Frost in seiner Wirkung auf uns zu mildern. Wir dachten und träumten nur noch von einem: Essen, Essen, Essen. Nahrung wurde unsere fixe Idee. An etwas anderes war nicht zu denken. Wir hätten alles gegeben, nur um uns einmal satt zu essen. Mit der Zeit sagten viele von uns: "Wenn wir uns doch wenigstens einmal satt essen könnten, dann wollten wir sterben." Das wollten wir. Man konnte sich an niemanden wenden, um ihn um Errettung zu bitten. Wir fühlten uns wie Verurteilte: die Raketen, die Kälte, der Hunger. Es war schlimmer als im Traum. Manchmal wünschten wir uns, von einer Kugel getroffen zu werden, so dass alles Leid mal ein Ende habe oder wenigstens eine ernste Verletzung, so dass man uns aus dieser verfluchten Stadt wegbringen müsse. Tatsächlich entschloss ich mich Anfang Dezember mit einem meiner besten Freunde, Ion Cirila, uns gegenseitig in den Fuß zu schießen. Vielleicht war das ein feiges Verhalten, aber beide fühlten wir, dass wir nicht mehr konnten. Ich streckte mein Bein aus dem Loch und er zielte. Ich wartete. Nichts geschah. Schließlich rief er: "Ich kann nicht auf dich schießen, Misch. Schieß nun du auf mich!" Dieses Mal streckte er sein Bein aus dem Loch und ich zielte. Mein Finger berührte den Abzug, aber auch ich schmiss das Gewehr weg. In dieser Hölle hatten wir uns doch zu lieb, als dass wir uns hätten Schaden zufügen können. Ich war gerade 23 Jahre alt geworden.

Die Raketen, die Kälte, der Hunger - eine teuflische Kombination. Diese drei Faktoren wuren noch von einem vierten Faktor begleitet: unsere militärische Situation. Vorgerückt waren wir lange nicht mehr. Nun wurde unsere Situation kritisch, denn es gab keinen Rückzug mehr. Am 19. November 1942 umzingelten die Russen mit einer sorgfältig vorbereiteten Aktion die deutschen Truppen, indem sie die schwach verteidigten Linien der Deutschen im Norden und im Süden der Stadt angriffen. Am 23. November nahmen uns die Russen in die Zange und die Sechste Armee war im Gebiet zwischen Don und Wolga eingeschlossen. Feldmarschall Paulus, den ich einmal aus nächster Nähe gesehen hatte, machte den Vorschlag auszubrechen. Doch Hitler befahl ihm, die Positionen zu halten.

Wir wussten, dass wir faktisch umzingelt waren, obwohl man uns sagte, dass es noch eine enge Bresche gäbe, wo wir noch durchmarschieren könnten, wenn es notwendig sein sollte. Wir waren jedoch offensichtlich in Schwierigkeiten. Wo war unser Nachschub? Vielleicht war es gut, dass wir nicht alles wussten. Wahrscheinlich wäre die Wahrheit für uns nicht gerade ermunternd gewesen. Am 12. Dezember machten die Deutschen einen verzweifelten Ausbruchversuch durch den russischen Gürtel, um uns zu befreien. Es gelang ihnen nicht. Wir waren in der Belagerung, dem Untergang geweiht. Große Anstrengungen unternahm man, uns aus der Luft zu versorgen, aber es war schwer durchzukommen und die Verluste an Flugzeugen waren hoch. Wir saßen in der Falle am Rande der Stadt, die wir vergebens zu erobern versucht hatten. Nun war alles nur eine Frage der Zeit.

Unsere Nahrungsrationen schmolzen zu nichts zusammen und es blieb unerbittlich kalt. Einige von uns suchten nach ein wenig Stroh, um ein Feuer anzuzünden. Plötzlich entdeckten wir ein großes Fass mit Weizen, das ein russischer Bauer im Boden versteckt und mit Stroh getarnt hatte. Jeder durfte sich täglich zwei Handvoll Weizen nehmen und dieser glückliche Umstand erhielt uns am Leben, wenigstens vorläufig. Bis Weihnachten war nur noch eine Woche und es schien, als hätte ich zu feiern wenig Anlass. Aber für mich sollte ein Wunder geschehen, ein teures Wunder fürwahr, aber immerhin ein Wunder. Es war der 17. Dezember. Am Morgen schickte man eine kleine Gruppe von Soldaten zu einem Flüsschen, um die dortige Brücke mit Dynamit zu sprengen. Wir hatten erfahren, dass russische Tanks im Anmarsch waren, die uns angreifen sollten. Zu diesem Zweck mussten sie über diese Brücke kommen. Die Brücke war aus Eisen und sie stand auf Betonpfeilern. Wir brachten das Dynamit in Position und zogen uns zurück. Wir leiteten das Kabel zu einer Stelle, die 500 m weiter entfernt war, so dass wir vor umherfliegenden Splittern sicher sein konnten. Wir versuchten alle uns ein wenig einzugraben, es war jedoch unmöglich, der Boden war wegen der Kälte hart wie Stahl. Wir warteten.

Plötzlich tauchten zwei Tanks auf; als sie sich auf die Brücke schlangen, sprengte einer meiner Kameraden die Brücke in die Luft. Die ersten fünf oder sechs Tanks wurden sofort außer Gefecht gesetzt, als es die Brücke zerfetzte. Die übrigen kehrten um. Wir vermuteten, die Russen würden versuchen, sofort eine Behelfsbrücke über den Fluss zu bauen. Deshalb blieben wir auf unseren Positionen im Tal. Es näherten sich jedoch keine Tanks mehr. Dafür kamen aber Flieger. Woran ich mich noch erinnern kann, sind die riesigen schwarzen „Vögel“, die über uns hinwegdonnerten und ihre Bomben auf uns herab warfen. Es war eine seltsame Rettung. Woran ich mich als nächstes erinnere, war, dass ich in einem Deutschen Rot-Kreuz-Flugzeug aufwachte. Wir lagen dort eng nebeneinander wie Sardinen. Die Maschine transportierte gewöhnlich bis zu fünfzehn Personen; hier lagen wir 25 einer neben dem anderen. Ich war noch kaum bei vollem Bewusstsein, aber ich kann mich deutlich daran erinnern, wie wir von der russischen Flackabwehr beschossen wurden, als wir die russischen Linien überflogen. Nach mir kamen nicht mehr viele lebendig aus Stalingrad heraus. Wir landeten in Lemberg, in der heutigen ukrainischen Stadt Lwow, unweit der polnischen Grenze. Ich verbrachte etwa eine Woche dort in einem Militärkrankenhaus.

Was ich in Lemberg zu hören bekam, war schrecklich. Die Russen trieben die Deutschen und die Rumänen vor sich her, halb erfrorene Soldaten wurden von Tanks gnadenlos überrollt und einfach liegen gelassen. Soldaten stritten auf dem Rückzug wegen Benzin für ihre Transporter. Rumänischen Soldaten, die auf der Flucht versuchten, sich auf einen deutschen Laster hinaufzuschwingen, wurden einfach die Finger abgeschnitten, damit sie losließen. Angesichts des russischen Ansturms war jeder nur für sich, jede Kontrolle und Disziplin war zusammengebrochen.

Ich litt an einer Form von Schock, den ich durch in meiner unmittelbaren Nähe explodierende Geschosse erlitten hatten, nachdem wir die Brücke zerstört hatten. Zusätzlich waren die Frostbeulen an meinen Füßen beängstigend. Dessen ungeachtet war Weihnachten 1942 eines der schönsten Feste meines Lebens. Das beste Geschenk, das mir zuteil wurde, war, dass ich dem Elend, dem Hunger, dem Frost und der ständigen Gefahr nun entgangen war. Ein warmes Bett zu haben, gutes Essen und die Fürsorge der Frauen, der engelgleichen Krankenschwestern. Was sonst hätte man noch begehren sollen? Zu Weihnachten selbst erhielt jeder von uns eine Flasche Wein, ein Päckchen mit Kuchen und Schokolade und - als besonderes Geschenk - ein Exemplar von "Mein Kampf". Mehr Freude bereiteten mir allerdings der Kuchen und die Schokolade.

Wir verließen Lemberg am nächsten Tag, dem 26. Dezember. Das Rote Kreuz brachte uns zum Bahnhof, verfrachtete uns in einen schnellen elektrischen Zug, der uns trotz längeren Wartens auf Nebengleisen nach zwei Tagen und Nächten zurück nach Jassy brachte, zurück in unser geliebtes Rumänien.

Bevor wir Jassy erreichten, hielten wir an einer anderen Station, um eine Mahlzeit zu uns zu nehmen. Das war unser erster Halt auf rumänischem Boden. Wir stiegen ab, knieten nieder und küßten unsere Heimat Erde, die wir nun unter unseren Füßen hatten; so dankbar waren wir, wieder in unserer Heimat zu sein. Einige von uns knieten gemeinsam auf dem Bahnsteig, fassten sich an den Händen und hoben sie zusammen zum Himmel empor und dankten unserem lieben Gott, dass er uns unser Heimatland wieder hat sehen lassen. Wieder kann kein Wort unsere Gefühle beschreiben. Wer diese Szenen betrachtete, konnte seine Gefühle nicht unterdrücken und ließ seinen Tränen freien Lauf. Ich werde diese Augenblicke nie vergessen. Jede Menge Geschenke wurden uns überreicht: Brot, Schokolade, was auch immer die Leute hatten. Das Rote Kreuz bediente uns mit einer köstlichen Bohnensuppe mit Schweinshaxen, ein beliebtes rumänisches Gericht. Wir hätten beinahe vergessen, wie gut so etwas schmeckt.

Am späten Nachmittag kamen wir in Jassy an und hier wurde ich einem großen Militärkrankenhaus zugeteilt. Den ersten Januar 1943, Neujahr also, verbrachte ich in einem sauberen Krankenhausbett, dankbar noch am Leben zu sein, in Erwartung dessen, was das nächste Jahr bringen würde. Wenn ich das Jahr 1942 überlebt habe, dachte ich, dann überlebe ich alles. In Jassy ging es mir zu gut, um wahr zu sein. Wir konnten es immer noch nicht glauben, dass wir überlebt hatten und dass wir in Sicherheit waren. Wenn Stalingrad die Hölle gewesen war, so war nun Jassy das

Himmelreich. Und der Wechsel war so schnell vonstatten gegangen. Vor kaum zwei Wochen grub ich noch fieberhaft mit einer Spitzhacke in erstarrtem Boden, der einst ein Garten gewesen sein musste, um irgendetwas Essbares zu finden. Nach einer halben Stunde hatte ich eine Handvoll kleiner stinkender Kartoffeln, die ich ohne viel daran zu putzen verschlang, mit Stumpf und Stiel. Jetzt gab es zu essen, Wärme, Ruhe; es kam mir vor wie im Traum. Und doch gab es so viele grausame Erinnerungen, die uns an dieser neuen Realität zweifeln ließen. Mit mir waren einige Überlebende aus meiner eigenen Division, die ursprünglich aus 60.000 Mann bestanden hatte. Nur ganz wenige haben überlebt. Die anderen fielen, wurden gefangen genommen, waren vermisst oder, was am schlimmsten war, sie befanden sich noch immer an der Front.

Am 2. Januar 1943 erlebten wir eine große Überraschung, was uns sehr erfreute: es kam königlicher Besuch. König Michael, seine Mutter, Königin Maria und der Ministerpräsident, General Antonescu, gingen durch einige Krankenstationen und sprachen kurz mit einigen von uns. Königin Maria fragte mich, woran ich leide und wie der Heilungsprozess verlaufe. Auch wünschte sie mir viel Glück zum Neuen Jahr. Sie war eine sehr schöne Frau und ich war sehr stolz, dass ich mit ihr hatte sprechen dürfen. Danach erhielten wir von der königlichen Familie Päckchen mit Kuchen, Schokolade und Zigaretten. Dies war ein denkwürdiger und bewegender Tag.

Am 9. Januar erhielt ich 1.000 Lei und für drei Monate eine Nachzahlung, was nicht viel war, denn pro Tag erhielten wir nur zwei Lei, Preis von zehn Zigaretten. Dann durfte ich für 35 Tage in den Krankenurlaub nach Hause fahren. Ich verließ das Krankenhaus und ging auf Krücken, meine Füße in schweren Verbänden. Mein Herz war ernsthaft erweitert und man sagt mir, dass mich die kleinste Anstrengung das Leben kosten würde. Der Zug verließ Jassy um 10:30 Uhr und ich kam in Elisabethstadt um 5:30 Uhr am anderen Morgen, dem 10. Januar an. Ich wartete eine Stunde am Bahnhof. Dann telefonierte ich mit dem Arbeitgeber meines Bruders, dem Schneider und ich fragte ihn, ob er von Prudern was wisse, die heute in die Stadt kämen und mich mitnehmen könnten. Sofort kam Schneider selber zum Bahnhof und brachte mich nach Hause nach Pruden.

Ich hatte meinen Eltern von Jassy eine Postkarte geschickt und ihnen mitgeteilt, dass ich bald bei ihnen sein werde. Mein Vater erblickte mich als Erster. Er war gerade ins Haus gegangen, nachdem er das Vieh gefüttert hatte, als er vor dem Tor einen Wagen hörte. Als er zum Fenster heraus sah, erkannte er mich. Meine Eltern und ein Schwager stürzten aus dem Haus, um mich zu empfangen. Sie weinten vor Freude, dass sie mich wieder bei sich hatten. Sie waren überwältigt von solchem Glück. Als sie jedoch sahen, in welchem gesundheitlichen Zustand ich mich befand, waren sie bestürzt. Meine Mutter erzählte, dass mein Vater jeden Tag geweint habe, als keine Post mehr von mir eintraf, denn er vermutete, dass ich umgekommen sei. Die Postkarte, die sie von Jassy erhalten hatten, war das erste Lebenszeichen seit vielen Wochen gewesen. Vor Stalingrad fanden wir keine Gelegenheit, Briefe zu schreiben. Und wenn man mal schrieb, kam der Brief nie an. Im Krankenhaus war ich zu schwach zu schreiben; so hatten sie vergebens auf Post gewartet. Für sie war dieses Wiedersehen, als wäre ich aus dem Grab auferstanden und sie dankten Gott. Das tat ich auch. Bevor ich ins Haus trat, kniete ich nieder und küsste die Türschwelle. Seit ich zuletzt darüber geschritten

war, hatte ich viele schreckliche Dinge erlebt. Die Nachricht, dass ich geschrieben hatte, hatte sich wie ein Lauffeuer im ganzen Dorf verbreitet. Und ähnlich ging es mit meiner Ankunft. Binnen kurzer Zeit kamen etwa 50 Leute, um mich zu begrüßen, um mir Geschenke zu bringen und um Nachrichten von ihren Angehörigen von der Front zu erfahren. Ein nie endender Strom von Leuten: Frauen, Mädchen, alte und junge Männer; Umarmungen, Befragungen, Beglückwünschungen. Ich war erschöpft.

Nachdem die erste Freude über meine Heimkehr abgeklungen war, brachte mich mein Vater zu einem Herzspezialisten nach Elisabethstadt, Dr. Hans Wolf. Nach einer Röntgenaufnahme bestätigte der Arzt, dass mein Herz sehr erweitert sei und dass ich viel Ruhe bräuchte. Er verschrieb mir Tabletten und Tropfen, die ich dreimal täglich nehmen musste und für meine Füße gab er mir einige Spritzen gegen den Brand. Ich wusste, dass ich sehr krank war. Sogar wenn ich still saß, hörte ich, wie mein Herz schlug und wenn ich einige Schritte schneller ging, hatte ich unerträgliche Schmerzen. Eines Tages hatte ich Schmerzen in der Brust und mein Vater dachte, es könnte so etwas wie Rheumatismus sein. Er empfahl ein warmes Bad. Wir hätten wissen müssen, dass ein Bad in dieser Situation nicht das Richtige ist. Ich stieg in das Fass und brach zusammen. Zum Glück fanden sie mich rechtzeitig zusammengesackt und bewusstlos. Sie legten mich sofort auf das Bett, massierten meinen Brustkorb und gaben mir künstliche Beatmung. Schließlich kam ich wieder zu mir und ich hatte wieder mal Glück gehabt. Für meine Freunde, die Tausende von Kilometern entfernt waren, gab es kein Entrinnen. Nochmals sechs fürchterliche Wochen mussten sie ausharren, aber am 31. Januar 1943 ergab sich der spärliche Rest der Sechsten Deutschen Armee vor Stalingrad. Feldmarschall Paulus führte 90.000 Mann in russische Kriegsgefangenenlager. Die Schlacht um Stalingrad war die Entscheidungsschlacht im Zweiten Weltkrieg. Danach erfolgt der große Rückzug auf allen Frontabschnitten. Noch sollten viele Menschen sterben, bevor der Kampf beendet wurde.

Gegen Ende meines Urlaubs, als ich mich schon etwas kräftiger fühlte, organisierte die Bruder- und Schwesternschaft für mich einen "Heimkehrerball". In der Zwischenzeit waren zwei andere Burschen auch auf Urlaub gekommen. Natürlich galt der Ball auch ihnen. Fritz Bloos und Franz Tatter waren etwa ein Jahr jünger als ich und hatten an verschiedenen rumänischen Frontabschnitten auf der Krim gekämpft. Sie waren beide unversehrt geblieben; sie waren halt nicht vor Stalingrad gewesen. Der Ball war ein großer Erfolg. Ich tanzte mehrere Male und unterhielt mich so gut ich konnte. Ich wurde jedoch sehr müde und konnte nicht die ganze Nacht auf dem Ball bleiben. Um Mitternacht ging ich heim, denn ich musste ins Bett. Eine Tatsache beeinträchtigte meinen Heimkehrerurlaub beträchtlich: Ich war meiner Verehrten verlustig gegangen. Aber lieber sollte ich meine Liebesgeschichte von Anfang an erzählen, denn sie hat etwas Dramatisches an sich. Die Große Kokel habe ich schon erwähnt. Dieser klare, breite Fluss mit sauberem sandigen Ufern floss unweit unseres Dorfes und bot im Winter ideale Möglichkeiten zum Schlittschuhlauf und im Sommer zum Schwimmen. Rebekka Weprich war 15 Jahre alt und obwohl sie nicht schwimmen konnte, war sie mit zwei Freundinnen an den Fluss zum Schwimmen gegangen. An einer Stelle war das Wasser sehr tief. Hohe Weidenbäume überhingen diese Stelle und die Jungen pfl egten von den Bäumen zum Tauchen zu springen. Sie lehrten ihre Schäferhunde das

Tauchen. Ich war damals fast 19 Jahre alt und an jenem Tag war ich mit Freunden auch zum Schwimmen gegangen. Plötzlich hörten wir Mädchengeschrei. Ich war ihnen am nächsten und stürzte mich in ihre Richtung. Rebekka war in der Nähe der Weiden ins



*Heimkehrerball Januar 1943*

Wasser geglitten und war nicht wieder aufgetaucht. Ich dachte mir, dass sie sich in den Wurzeln der Bäume verwickelt haben könnte, so dass sie sich nicht befreien konnte. "Wo ist sie hineingefallen?" fragte ich die ängstlichen Mädchen. Ich tauchte an der mir gezeigten Stelle, tastete mich weiter. Plötzlich konnte ich sie fassen. Inzwischen war ich jedoch außer Atem, musste Rebekka wieder loslassen, um einmal Atem zu schöpfen. Dann tauchte ich sofort wieder hinunter, befreite sie und brachte sie ans sichere Ufer. Ich gab ihr künstliche Beatmung und sie kam wieder zu sich. Nun eilten meine Freunde auch herbei. Einer von ihnen brachte uns in seinem Pferdewagen nach Hause zu Rebekkas Eltern, während ein Junge bereit war, mit meinem Fahrrad nach Hause zu kommen.

Natürlich waren Rebekkas Eltern mir sehr dankbar und sie hatten mich ins Herz geschlossen. Das war der Anfang unserer Liebesgeschichte. Ihr brachte ich zu Ostern meine Tanne und von ihr erhielt ich die schönen bunten Eier. Zum Johannestag am 24. Juni war ich es, der vor ihrem Elternhaus eine Birke aufpflanzte und ich durfte mit ihr am Peter und Paul Tag den ersten Tanz tanzen. Ich glaube, dass ich vergessen habe, diesen Brauch zu erwähnen, wie man jedoch sehen kann, war er ähnlich dem Osterbrauch. Zu diesem Brauch gehörte noch, dass das bedachte Mädchen am Peter und Paul Tag und an vier weiteren Sonntagen immer vor dem Gottesdienst an der Kirchentüre ein Sträußchen Blumen überreichte, das der Bursche auf der rechten Seite

seines Samthutes tragen musste. Dann steckten die alten Frauen ihre Köpfe zusammen und rätselten wer wem ein Sträußchen gab. Manchmal gab es Kunstblumen; ich aber bestand bei Rebekka auf natürlichen Blumen.

Ich hatte Spitznamen für jedes Mädchen des Dorfes bereit. Rebekka nannte ich "Mein kleines Edelweiß", weil sie lange goldene Zöpfe trug, die bis zur Hüfte reichten. Das Edelweiß ist eine kleine hübsche Winterblume, die unter der Schneedecke an Berghängen wächst. In einem unserer Lieder wurde erzählt, dass manch tapferer Bursche bei dem Versuch, für sein Schätzchen ein Edelweiß zu pflücken, abgestürzt und gestorben sei. Nun, unser Glück dauerte, bis ich Soldat wurde. Anfangs schrieb ich ihr jede Woche einen Brief, manchmal zwei. Als die Kämpfe jedoch schlimmer wurden, konnte ich nicht mehr schreiben. Schließlich kamen keine Briefe mehr von ihr. Wie mein Vater dachte wahrscheinlich auch sie, dass ich gefallen oder in Kriegsgefangenschaft geraten sei. Schließlich verliebte sie sich in einen Burschen, Michael



Die Kokel (unsere große Badewanne) 1957

Geddert mit Namen, der etwa sechs Monate älter als sie war. Er war ein strammer langer Kerl und als ich Altknecht gewesen war, hatte er mir treu geholfen. Er war der Schatzmeister gewesen. Am Heimkehrerball war Rebekka mit Michael zusammen und das brach mir schier das Herz. Ich verstand jedoch. Ich war ihm nicht böse, ich spürte gegen ihn keinen Groll, aber es machte mich unendlich traurig.

Allzu bald war mein Urlaub von 35 Tagen vorbei. Dr. Wolf gab mir eine Mitteilung mit für meine Einheit, wo er unterstrich, dass ich für den Kampf noch nicht geeignet sei, dass ich noch nichts schleppen dürfe und dass ich in der Reserve gehalten werden müsse. Er sagte zu mir: "Ich habe für dich mein Bestes getan, du hast dich erholt, aber du bedarfst der Behandlung eines deutschen Facharztes. Du solltest versuchen in einem deutschen Krankenhaus fachärztlich beobachtet zu werden." Ich meldete mich zurück in Bukarest und zeigte dort die Mitteilung von Dr. Wolf. Ich wurde zu einer erneuten Untersuchung zu einem rumänischen Militärarzt geschickt. Man wollte sich überzeugen, ob ich simulierte oder irgendeinen Arzt bestochen hätte. Nach einer erneuten Röntgenuntersuchung bestätigte mir der Arzt, dass Dr. Wolfs Beobachtungen korrekt gewesen seien. So war ich nur kurze Zeit in Bukarest. Nach nur zwei Tagen wurde ich für unbestimmte Zeit nach Hause geschickt. So kam ich gerade pünktlich zum bevorstehenden Fasching. Mit der Zeit ging es mir immer besser, aber mein Herz und meine Füße machten mir große Sorgen, so dass ich bei der Feldarbeit nicht viel helfen konnte. Ich war nicht mehr in der Lage, im Weingarten zu graben und zu hacken oder die Sense in der alten Art und Weise zu schwingen. Diese Einschränkungen waren für mich nur schwer zu ertragen.

In dieser Zeit begann ich einem Mädchen aus Halvelagen, einem Nachbardorf, den Hof zu machen. Sie hieß Katharina Paul. Unsere Väter waren gute Freunde; sie waren im Ersten Weltkrieg in Sibirien zusammen in Kriegsgefangenschaft gewesen. Ich glaube die beiden wollten uns, ihre Kinder, verkuppeln. Deshalb war ich nicht sehr begeistert von dieser Sache. Jede Woche ging ich einmal zu ihr, aber es war eher meines Vaters wegen. An Sonntagen pflegte eine Gruppe von Jugendlichen auf einer Lichtung des nahen Waldes zu tanzen. Mein Bruder und ich sorgten gewöhnlich für die Musik, denn wir spielten Akkordeon, Mundharmonika oder das Flügelhorn. Sogar in der Kriegszeit herrschte bei uns im Dorf eine ausgelassene Fröhlichkeit.

Im Mai 1943 kamen Hitler und Antonescu darin überein, dass Volksdeutsche aus Rumänien zum Deutschen Heer gehen könnten, wenn sie gegen die Kommunisten kämpfen wollten. Nur wenige blieben in der Rumänischen Armee, die überwältigende Mehrheit wechselte zur Deutschen Armee. Das wollte ich auch tun. Die Entlohnung war fünfmal höher, vor allem aber wollte ich deutsche ärztliche Behandlung für mein Herz und für meine Füße. Deshalb fuhr ich nach Elisabethstadt und ließ mich dort von einem deutschen Militärarzt untersuchen. Er untersuchte mich gründlich und ich fiel durch. Ich werde seinen Ausspruch nie vergessen: " Mit solch einer Puste - gemeint war das Herz - wirst du nicht weit kommen. Bleib lieber zu Hause und pass auf deine Mutter auf."

Anfang Juni bewarb ich mich wieder. Ich fühlte mich stärker und dachte: "Wenn ich einigermaßen gesund bin, werden sie mich wieder in die Rumänische Armee zwingen, und das will ich nicht." Dieses Mal wurde ich angenommen. Der Arzt untersuchte mich nur oberflächlich und ich verschwieg meine Herzschwäche. Ich füllte ein Formular aus und unterschrieb es , ein rumänischer Major war da, spielte den Zeugen und entließ mich aus der Rumänischen Armee. Nun war ich deutscher Soldat.

Am 19. Juni 1943 kam es zum Aderlass in unserem Dorf, da alle kampffähigen Männer ihre Heimat auf einmal verließen. Fast die gesamte Bruderschaft, alle, die erwachsen waren, wurden erfasst, zusammen mit anderen Männern im Alter von 17 bis 45 Jahren. Viele Tränen wurden vergossen, als wir alle Abschied nahmen. Mein Vater war alt und schwach geworden. Er hielt mich fast 20 Minuten in seinen Armen und wollte mich nicht gehen lassen. "Oh, Misch", schluchzte er "ich werde dich nie wieder sehen." Er starb im nächsten Jahr. Wenn wir nicht bald abmarschiert wären, wäre ich selbst zusammengebrochen. Er hatte mich immer schwerstens bestraft, aber ich glaube, er liebte seinen Jüngsten am meisten. Mein Bruder Franz, der Schneider, der sechs Jahre älter war als ich, verließ das Dorf am selben Tag. Trotz des Weinens gab jedes Mädchen den scheidenden Burschen kleine Sträußchen und Blumen wurden ihnen vor die Füße geworfen. Wir marschierten aus dem Dorf auf der Straße nach Elisabethstadt und an der Spitze trug einer die Fahne der Bruderschaft. In Elisabethstadt erwartete uns ein Militärzug und auf jedem Waggon stand in Kreide der Name eines Dorfes. Auf drei oder vieren stand das Wort "Pruden", andere drei oder vier waren mit "Halvelagen" beschriftet. Mit einem Ruck setzte sich der Zug in Bewegung.

Von diesem Tag an sollte ich meine Eltern und meine Familie nie wieder sprechen und bis heute haben diese Augen, mein geliebtes Pruden, nie wieder gesehen.

Die Reise mit dem Zug dauerte drei Tage. Unser längster Aufenthalt war in Budapest, eines der saubersten und schönsten Städte, die ich je gesehen habe. Wir schlenderten einige Stunden durch die Stadt und betraten ein Gasthaus, wo wir der Musik einer Zigeunerband lauschten. Bald mussten wir jedoch weiterfahren und am 22. Juni 1943 kamen wir in Wien an und bezogen unsere Kasernen. Wir gehörten alle der Schutzstaffel, der SS an. Die SS waren die Trupps der Nazi-Partei; die Wehrmacht war das reguläre Deutsche Heer. Die Buchstaben "SS" bedeuteten nichts Finsteres für uns; im Gegenteil, wir hatten viel vom Mut und der Tapferkeit der SS gehört und man sagte uns, es sei eine Ehre, ihr anzugehören. Die langen, gut aussehenden, baumstarken Kerle kamen alle zur Waffen-SS. Diese unterstand dem taktischen Befehl der Wehrmacht, wurde jedoch von den Verwaltungsabteilungen der SS ausgerüstet und versorgt. Auch unterstand sie diszipliniert ihrer Kontrolle. Der Rest, zu dem auch ich gehörte, kam in die Internationale SS-Division. Diese musste in besonders gefährlichen Situationen wie Gebirgskampf und Partisanenkrieg eingesetzt werden. So fand ich mich in der Prinz-Eugen-Division unter der Führung des aus Siebenbürgen stammenden, General Phleps, wieder. Das Wahrzeichen dieser Division, das wir an Jacke und Kappe trugen, war die Blume Edelweiß. Nun musste ich den Stechschritt lernen und wie man die Hacken zusammen schlägt. Was jedoch am meisten auf die Nerven ging, war der Hitlergruß. Es war überhaupt sehr schwierig, sich daran zu gewöhnen, einen ordentlichen militärischen Gruß zu geben. Wir blieben drei Tage in Wien, danach wurden wir ins serbische Banat nach Jugoslawien, in das Städtchen Weißkirchen, geschickt. Von Belgrad waren wir nicht weit und die rumänische Grenze war auch in der Nähe. Hier erhielten wir einen Monat lang Ausbildung mit deutscher Ausrüstung und mit deutschen Waffen. Auch lernten wir, deutsche Befehle zu verstehen und zu befolgen. Das waren neue Erfahrungen.

Von Weißkirchen ging es weiter nach Sarajevo, Hauptstadt der Provinzen Bosnien und Herzegovina. Das Gelernte wurde hier unter schwierigeren Bedingungen weiter geübt und vertieft. Nach einem Monat wurde ich zu einem Militärarzt geschickt. Ich war in der Zwischenzeit viel kräftiger geworden, aber an Eilmärsche mit viel Gepäck war nicht zu denken. Ich wurde gründlichst untersucht und nachher sagte man mir, ich müsste mich weiteren Untersuchungen unterziehen. Deshalb nahm ich Abschied von meinem Bruder Franz und mit einigen anderen, die auch nicht ganz gesund waren, wurde ich zurück ins serbische Banat gebracht, wo sich unsere Einheit nun in Wehrschetz, etwa 60 Kilometer von Weißkirchen entfernt, einquartiert hatte. Erneut wurde ich untersucht und ich erhielt als dritter Koch eine leichte Arbeit.

In Mußestunden komponierte ich das Marschlied "Der Wachzug vom Ersatzbataillon". Unsere Einheit 'leichten Wachdienst' und ich meldete mich oft freiwillig zur Bewachung eines Schießpulverdepots, das sich in der Mitte eines Weingartens befand. Wir durften Weintrauben nach Herzenslust essen, solange wir keine wegtrugen und verkauften. Schon war September, die Trauben wurden reif und sie schmeckten fast so gut wie die aus Pruden. Mein Marsch hatte eine passende Strophe für jeden Offizier, der dafür seine Einwilligung gegeben hatte und bald wurde er sehr beliebt. Wann auch immer wir ein Konzert veranstalteten, war ich eine Art Zeremonienmeister und weil ich eine kleine Band gegründet hatte, war ich auch für die Musik verantwortlich.

An einem Abend veranstalteten wir ein besonderes Konzert, das bis zum Morgen um drei Uhr dauerte. Einige der Krankenschwestern und anderes Personal waren aus dem Krankenhaus herunter gekommen, einige hohe Offiziere hatten ihre Frauen mitgebracht. Die Band spielte mehrere Stücke, wir führten Sketche auf und trugen Gedichte vor, und alle sangen wir "Lilli Marlen". Mein Marsch war zum Schlager geworden. Mein Großvater wäre auf mich stolz gewesen. Ich wurde berühmt: von nun an waren meine Band und ich bei Geburtstagen, bei Partys und anderen Feierlichkeiten sehr gefragt .

Im Oktober erhielten mehrere von uns fünf Tage Urlaub. Josef Reitz, ein Kamerad, der aus einem Nachbardorf stammte und unter mir in einer Kojen schlief, lud mich zu sich ein. Dieser hatte eine reizende Schwägerin, mit der ich die meiste Zeit diese fünf Tage verbrachte. Josef sah ich nur am Morgen und erst am Abend wieder.

Die Zeit verging schnell. Die örtliche Banater Bevölkerung war deutschfreundlich gesinnt; es gab keinerlei Zwischenfälle. Weihnachten 1943 verbrachten wir in Wehrschetz und im Großen und Ganzen war es schön. Es gab jede Menge zu essen und zu trinken, und Stalingrad lag nur ein Jahr zurück. Die Mitglieder der Band und ich waren in der Vorweihnachtswoche von allen Diensten befreit, so dass wir das Programm für das große Fest am Weihnachtsabend vorbereiten konnten. Jeden Tag trafen wir uns im Keller zu Beratungen und zu Proben. Auf dem Programm standen alle beliebten Weihnachtslieder und einige Lesungen. Ich wusste, was die Jungs wünschten und erwarteten.

Endlich war die wundervolle Nacht da. Der Abend begann mit dem Singen der Deutschen Hymne nach der berühmten Melodie von Haydn. Danach setzten wir uns alle hin und genossen die vorzüglichen Speisen. Dann verlas unser Kapitän einen ermunternden Bericht über die Lage auf den Kriegsschauplätzen. Man munkelte, dass Hauptsturmführer Nürenhaus ein Major bei der Wehrmacht gewesen sei, bevor er einige Straftaten begangen hätte. Dafür sei er zunächst verhaftet und dann zur Edelweißdivision versetzt worden. Nachdem er gesprochen und der Oberst, der Ehrengast war, auch eine kurze Ansprache gehalten hatte, Getränke und Kuchen gereicht worden waren, übernahm die Band das Regiment. Wir begannen mit "Stille Nacht, heilige Nacht"; die Band spielte und ich sang. Kaum hatte ich das Lied beendet, winkte mich Nürenhaus zu sich und flüsterte mir leicht verärgert zu, ich solle die "heiligen" Punkte des Programmes streichen und sie durch soldatische Nummern ersetzen. Ich protestierte und sagte, die Jungs würden jedoch dies erwarten. Darauf ergänzte er barsch: "Nur noch eins, dann ist Schluss." So spielten wir noch "Oh Tannenbaum" steckten unser Programm weg und spielten die üblichen Lieder. Viele der Jungen waren enttäuscht.

Ich war nicht wirklich überrascht. Ich wusste nun, daß viele dieser Offiziere für die Religion nichts übrig hatten, dass sie lasterhaft und prinzipienlos waren. Aber ich war glücklich, dass ich es versucht hatte. Mit Nürenhaus war nicht zu spaßen, aber er mochte unsere Musik. Deshalb begünstigte er mich. Zumindest hatte ich den Versuch unternommen. An jenem Abend jedoch verspürte ich Gewissensbisse in meinem

Herzen: ich lebte hier unter Menschen, die gegen das Christentum waren , die in der Heiligen Nacht keine Weihnachtslieder hören und singen wollten. Da schien alles falsch zu sein. Es gab hier keine kirchlichen Feste. Als Mitglieder der SS durften wir nicht in die Kirche gehen. Einmal ging ich doch, als ich im Urlaub Josef besuchte, ging ich zu einer Beerdigung in der Uniform. Hätte mich jemand verklagt, wäre ich bestraft worden.

Über diesem Weihnachtsfest stand eine andere finstere Wolke. Eine Woche vor dem Fest hatte ich eine Nachricht erhalten, dass mein Vater schwer erkrankt sei und nach mir riefte. Ich zeigte den Brief Nürenhaus, aber er wollte mir deshalb keinen Urlaub gewähren. Er brauchte mich dort, damit die Band Musik machen konnte. So waren meine Gedanken zu Weihnachten, der Party zum Trotz, zu Hause bei meinen Lieben. Den meisten meiner Kameraden erging es nicht anders. Glücklicherweise wusste ich damals noch nicht, dass ich meine Eltern, mein geliebtes Pruden nicht mehr sehen würde.

Während meines Aufenthaltes in Wehrschez wurde ich ständig medizinisch behandelt. Die rumänischen Ärzte in Jassy hatten mich gewarnt, dass mein rechtes Bein wahrscheinlich amputiert werden müsse. Die Behandlung durch die deutschen Ärzte wirken Wunder und mein Bein kräftigte sich zusehends.

Drei Wochen nach Weihnachten, Mitte Januar 1944, wurde ich in die Berge von Montenegro, immer noch in Jugoslawien, auf Mission geschickt. Ich hatte immer noch nur leichten Dienst zu versehen: Ich transportierte Nahrungsmittel und Munition aus den Hauptvorratslagern zur Front. Ich konnte nur ein Gewehr tragen, alles andere schleppten zwei Lasttiere. In vielen Hinsichten war diese Aufgabe gefährlicher, als an der Front zu sein, denn oft waren wir allein unterwegs und wurden immer wieder von jugoslawischen Partisanen angegriffen. Einer der gefährlichsten Angriffe dieser Art erfolgte, als ich ihn am wenigsten erwartet hatte.

Eines Tages traf ich im Lager meinen Bruder Franz. Er war der Schneider der Kompanie und an diesem Tag sollte er auch Nachschub holen. Natürlich beschlossen wir, zusammen zurückzukehren. Man sagte uns, wir hätten heute keinerlei Gefahr zu erwarten. So machten wir uns in einer Gruppe von etwa 20 Mann auf den Weg. Nur eine ganz kleine Wache begleitete uns. Franz und ich banden unsere Ponys aneinander und waren in tiefen Gesprächen versunken. Er war eben von seinem Heimaturlaub zurückgekehrt und erzählte mir nun die letzten Neuigkeiten von meinem Vater und den übrigen Familienmitgliedern. Wir mühten uns langsam den Berg hinauf, als wir plötzlich Maschinengewehrfeuer in unserer Nähe hörten. Franz und ich warfen uns in den Straßengraben und der Schußwechsel dauerte mehrere Stunden. Sie waren in der Überzahl, hatten uns überrascht und wir hatten nur ein Maschinengewehr. Ich lag in einer Vertiefung unweit von Franz und als ich plötzlich aufblickte, bemerkte ich, dass sich ein Partisan leise an uns herangeschlichen hatte und gerade dabei war, meinen Bruder mit seinem Gewehrkolben von hinten zu erschlagen. Im Nu zielte ich und erschloß ihn. Bald danach, wenn es auch unglaublich klingt, tat Franz dasselbe für mich. Franz und ich blickten uns nur still an und reichten uns die Hände.

Schließlich verhandelte unser Kamerad mit dem Maschinengewehr mit den Partisanen und machte ihnen klar, dass es heute nichts zu holen gäbe und sie verschwanden in den Bergen und Wäldern. Diese jugoslawischen Partisanen waren tapfere, hartnäckige Kämpfer. Unter russischem Bombardement wusste man zumindest, aus welcher Richtung der Angriff erfolgte; auf diesen Gebirgspfaden konnten wir nie wissen, woher die nächste Kugel zu erwarten war: aus der Richtung des Felsens, von einem Baum, von vorn, von hinten, von der Seite. Auf dem Weg zu den Vorratslagern wurden wir selten angegriffen; auf dem Rückweg, beladen mit wertvollen Versorgungsgütern, lauerte man uns jedoch sehr oft auf. Deshalb waren wir immer froh, wenn wir unbehelligt zu unseren Einheiten zurückgekehrt waren.

Ehrlich gesagt fand ich die Situation in Jugoslawien verwirrend und sehr traurig. Ich kann die Einzelheiten der politischen Situation nicht erzählen, aber im Großen und Ganzen war es so: König Peter war im Exil und seine Regierung saß in Kairo. Der offizielle Widerstand gegen die Deutschen wurde von General Mihailovic geführt. Viele seiner Anhänger waren bekannte wohlhabende Leute mit Verbindungen nach allen Seiten. Diese konnten leicht erpresst werden und Mihailovic geriet in ein schiefes Licht, weil einige seiner Kommandanten eigene Abmachungen mit den Deutschen trafen. Die jugoslawischen Verbände zogen sich kampfflos in die Berge zurück und die Deutschen griffen sie ihrerseits auch nicht an. Mihailovics Anhänger wurden Cetniks genannt.

Der wirkliche Widerstand gegen die Deutschen kam von Titos Partisanen. Dies waren tapfere und verwagene Kämpfer; sie wollten mit den halbherzigen Cetniks nichts zu tun haben. Tito war freilich Kommunist, gleichzeitig jedoch ein jugoslawischer Patriot. Er bekämpfte sowohl die Monarchie und Mihailovic als auch die Deutschen. Auf tragische Weise war das Land zerrissen. In einer Familie mit beispielsweise drei oder vier Brüdern, so hörten wir wiederholt, sei ein Bruder für König Peter und Mihailovic, ein anderer jedoch nur für den König und gegen Mihailovic und ein dritter für Tito. Ein Bruder bekämpfte den anderen. Angesichts der Schrecken des Weltkrieges bot Jugoslawien ein Trauerspiel für sich.

Die jugoslawischen Partisanen waren nicht nur Männer; es gab unter ihnen auch viele Frauen. Einer ihrer beliebtesten Tricks war, sich an einen deutschen Soldaten heranzumachen, sich den Hof machen zu lassen, um ihn dann sogar beim Küssen zu töten: ihm die Kehle durchzuschneiden, ihn aus nächster Nähe zu töten. Diese Mädchen nannten wir "Amazonen", denn sie waren stark und furchtlos. Ich kannte mehrere Soldaten persönlich, die auf diese Weise umgekommen waren. Nachdem wir erfahren hatten, was passiert war, näherten wir uns diesen Frauen nicht mehr.

Wir blieben in Montenegro bis Ende Februar. Dann wurde mein Bataillon in Richtung Norden nach Kroatien geschickt. Der Militärzug blieb in Usichi, einem kleinen Weiler, stehen. Hier verbrachten wir einen ruhigen Monat mit nur geringfügigen Zwischenfällen. Einige deutsche Züge mit Versorgungsgütern wurden zum Entgleisen gebracht und wir bewachten Bahnhöfe, Brücken und Tunnels. Manchmal wurden wir nachts angegriffen, aber es passierte nichts Ernstes. Im April waren wir wieder im

Süden in Dubrovnik an der Dalmatischen Küste. Hier fühlten wir uns wie im Urlaub: die Blumen blühten schon und die Sonne glitzerte auf dem blauen Adriatischen Meer. Der Krieg schien weit weg zu sein. Unsere Aufgabe war es einige Lager für Nahrungsmittel und Munition zu bewachen und obwohl wir gelegentlich aus der Luft angegriffen wurden, hatten wir wenig zu befürchten. Die Einwohner von Dubrovnik waren uns sehr freundlich gesinnt und unser dortiger Aufenthalt war eine willkommene Pause, die für uns alle einträglich war.

Allzu bald mussten wir uns wieder in Richtung Norden in Bewegung setzen; etwa 60 km bis in das Gebiet um Ljubuski, wo wir erneut in heftige Partisanenkämpfe verwickelt wurden. Wieder musste ich Lebensmittel und Munition aus den Depots an die Front transportieren. Unsere Leute hielten unsere Position auf einer Bergspitze. Hier hatte ich eines jener Erlebnisse, die in meinem Gedächtnis lebhaft weiterleben und Aspekte eines Alpträumens aufweisen. Ich war wie gewöhnlich den Berg hinauf gegangen. Nachdem ich meine Suppe ausgelöffelt hatte, belud ich meine Maulesel mit den leeren Munitionskisten und wollte dann wieder zurückkehren. Ein Kamerad war nach dem Essen noch kurz ausgetreten und kehrte nicht mehr zu seinem Lasttier zurück. Er war offensichtlich von einem Scharfschützen mit einem Gewehr, ausgerüstet mit einem Teleskop und einem Schalldämpfer, erschossen worden. Wir hatten alle nichts gehört.

Der tote Kerl hieß Josef. Wir hatten bis jetzt dieselbe Arbeit erledigt und waren gute Freunde gewesen. Sein Tod machte mich unendlich traurig. Ich bekam den Befehl, ihn auf einem meiner Lasttiere zur Einheit zurückzubringen. Unter Schock machte ich mich auf den Weg bergab, und eines meiner Tiere trug die Kisten, das andere den noch warmen Körper von Josef. Auf dieser Bergkette waren jedoch mehr Partisanen, als wir uns vorgestellt hatten. Bald stürmten unsere Truppen in vollem Rückzug an mir vorbei, praktisch ohne Munition und zahlenmäßig weit unterlegen.

Ein Offizier riet mir, den eigentlichen Rückweg zu verlassen, denn die Partisanen würden uns den Weg abschneiden. Auch sagte er, ich solle nicht mehr zum Hauptquartier gehen, denn das sei wahrscheinlich schon überrannt. "Folge uns ", befahl er, aber er half mir nicht und bald hinkte ich ihnen in der Ferne nach. In der Dunkelheit des späten Nachmittags war es nicht leicht, meine Maulesel durch das Dickicht des Waldes zu treiben. Hinter jedem Baum konnte ein Partisan lauern und ich wusste, dass diese mit jeder Minute mir näher kamen. Ich trieb die Tiere an, aber dann streifte ein Zweig den Körper des armen Josef vom Maulesel. Ich hatte große Mühe, den leblosen Körper wieder auf dem Rücken des Tieres zu befestigen. Josef war schwer und aus seiner Wunde triefte nun das Blut in Strömen. Bald jedoch verrutschte der Körper so, dass sein Kopf die Erde berührte. Es wurde immer finsterer und die Kugeln pffiften mir nur so um den Kopf. Ich denke, ich hatte jetzt mehr Angst als damals, als ich vor den herannahenden russischen Tanks stand. Mein Hals war ausgetrocknet und mein armes Herz pochte so gewaltig, dass ich befürchten musste, es könnte bersten. Es war klar, dass ich nicht weitergehen konnte.

Als ich mich in meiner Verzweiflung umsah, erblickte ich einen schmalen

Felsvorsprung, den Gebüsch tarnte. Dies war meine einzige Rettung. Da duckte ich mich und betete, während die Partisanen an mir vorüberflitzten, einige nur um Armeslänge von mir entfernt. Wie durch ein Wunder blieben die Maulesel ruhig, aber ich befürchtete, jeden Augenblick entdeckt zu werden. Ich hielt eine Handgranate in meiner linken Hand, die rechte am Abzug. Ich wusste, was die Partisanen mit ihren Gefangenen machten und ich hatte keine Absicht, lebend in ihre Hände zu geraten. Ich hatte viele meiner Kameraden, die in ihre Gefangenschaft geraten waren, an Bäumen hängen sehen, furchtbar verstümmelt. Lieber wollte ich durch meine Hand sterben, als das Schicksal zu ertragen.

Wieder war jedoch das Glück auf meiner Seite und nach etwa einer halben Stunde verließ ich mein Versteck und vorsichtig setzte ich meinen Weg weiter fort. Ich war nicht weit gegangen, als im Zwielflicht ein Mann in einem weißen Gewand und mit einem türkischen Turban auf dem Kopf auftauchte. In diesem Gebiet lebten offensichtlich auch einige Moslems. Er trug einen Stock und ich dachte zunächst, das sei ein Gewehr. Ich ergriff meine Waffe und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Er warf den Stock weg. "Ich habe keine Waffen", erklärte er und ich überzeugte mich auch, ob alles stimmte. "Wo wohnst du?" fragte ich. "Nicht weit weg", war seine Antwort. Ich ging mit ihm mit, und seine Frau briet mir einige Eier und Kartoffeln und zum Trinken gab sie mir etwas Milch. Ich hatte großen Hunger. Meinerseits gab ich ihnen einige Stückchen Seife, die ich noch in einer Kiste auf dem Rücken des Maulesels fand. Darüber freuten sie sich sehr. Die Frau zeigte mir noch die Richtung, in welcher unsere Truppen verschwunden waren und ich verschwand wieder in der Finsternis.

Ich musste durch einen schmalen Fluss waten und die nassen Kleider trockneten an mir, während ich weiter torkelte. Ich schlief ein, während ich ging. Glücklicherweise stieß ich auf keinen Widerstand. Um drei Uhr morgens stieß ich endlich auf Kameraden meiner Einheit. Ich hörte zunächst Schreie von Maultieren, dann das Geplapper einiger Italiener und ich wusste, dass ich meine Einheit gefunden hatte. Ich übergab meine grausige Fracht, wie mir befohlen worden war. Natürlich erhielt Josef kein christliches Begräbnis, denn hier gab es keinen Pater, der das hätte machen sollen. Meine Kameraden hatten mich als vermisst gemeldet. "Ihr seid vielleicht ein Haufen!" sagte ich. "Danke für all eure Hilfe." Die Kompanie hatte sich in einem Obstgarten eingegraben und hatte vom Bataillon Verstärkung und Vorräte angefordert. Ich war erschöpft, konnte mich jedoch nicht lange ausruhen, denn am frühen Morgen kamen die Partisanen, um ein Massaker zu begehen. Da wir nun die nötige Munition zur Verfügung hatten, schlugen wir sie in die Flucht. Danach schliefen viele von uns zwölf Stunden lang, ohne geweckt zu werden.

Ich habe erwähnt, wie die Partisanen unsere Kameraden, die sie fingen, behandelten und folterten. Wenn wir die sterblichen Überreste eines so misshandelten Soldaten fanden, dann gerieten wir in Rage und die erste Reaktion war: "Na wartet, wenn uns einer von euch in die Hände fällt, dann ...". Aber dieser erste Ärger legte sich bald und ohne zu zögern sagte ich, dass sich unsere Division nicht auf solche Weise rächen sollte. Einige Gefangene, die zu fliehen versucht hatten, wurden erschossen, die übrigen jedoch bekamen genügend zu essen und wurden nicht schlecht behandelt. Dies war

möglicherweise deshalb so, weil unsere Internationale Division aus Soldaten aus den verschiedensten Ländern bestand und weil nur wenige fanatische Nazis waren. In dieser Hinsicht nehme ich an konnte man uns kaum als eine typische Division betrachten.

Ich habe inzwischen in der Tat von Gräueltaten der Totenkopfdivisionen der Waffen-SS, die den Totenkopf als Abzeichen trugen, gehört. Ich kann mir gut vorstellen, dass solche scheußlichen Taten begangen worden sind. Viele SS-Männer waren nichts anderes als wilde Tiere. Das traf insbesondere auf die Offiziere zu. Ich habe viele typische Nazis gesehen. Die schlimmsten davon waren der Hitler-Jugend erwachsen. Sie waren keine Menschen, obwohl sie dachten, sie seien Übermenschen. Sie waren außerhalb der Kirche groß geworden, ohne Gott; ihr einziges Ziel war zu töten oder getötet zu werden. Die größte Ehre, die ihnen zuteil werden konnte, war, für den Führer zu sterben: sie waren rücksichtslose fanatische Rohlinge. Ich sah sie und verachtete sie. Erst nach dem Krieg habe ich jedoch das volle Ausmaß ihrer Niedertracht erfahren. Jetzt weiß ich auch, dass auch gegen das jugoslawische Volk grausame Unterdrückung und Gräueltaten begangen worden sind. Aber Gott ist mein Zeuge: soweit ich weiß, sind von der "Prinz-Eugen-Division" ähnliche Verbrechen nie begangen worden. Ich habe weder welche gesehen, noch an welchen teilgenommen, noch habe ich von welchen gehört. Das Meiste, was ich heute weiß, wurde mir nach dem Krieg erzählt.

Unser Aufenthalt in Ljubuski war hektisch und wenn wir mal drei oder vier Stunden ungeweckt schlafen konnten, dann waren wir glücklich. Anfang Juni jedoch kehrte das ganze Bataillon - das 2. Bataillon, die Prinz-Eugen-Division nach Usichi, wo wir im März gewesen waren, zurück. Hier traf ich meinen Bruder Franz wieder und wir konnten einige Stunden miteinander plaudern. Er war im selben Bataillon aber in verschiedenen Kompanien. Unser zweiter Aufenthalt in Usichi war wie der erste ziemlich ruhig und nach zwei Wochen mussten wir wieder abreisen. Inzwischen war Sommer und dieses Mal schlugen wir unser Lager an den Ufern der Drina auf. Die Lage war sehr schön, hohe Bäume säumten die Ufer des Flusses und die grünen Auen und uns bot sich die Gelegenheit zum Schwimmen. Eines Tages eröffnete eine Gruppe von "kommunistischen Banditen", wie wir die Partisanen nannten, das Feuer auf einige unserer Soldaten, die gerade badeten. Wie der Blitz ergriffen wir unsere Gewehre, die als Pyramide am Ufer aufgestellt waren, schwangen sie um unsere nassen und nackten Hüften und vertrieben die Angreifer. Der Kommandant, groß und fett, der mit uns im Wasser war, packte mit lautem Geschrei seine Pistole und half uns, die Banditen in die Flucht zu schlagen. Ein Partisan, den wir später gefangen nahmen, erzählte uns, daß dieses Ereignis uns den Namen "Die Nackten Teufel" eingetragen hatte. Unglücklicherweise blieben wir an der Drina nur einige Tage. Dann zogen wir wieder nach Sarajevo, wo ich im vergangenen Jahr den Abhärtingslehrgang gemacht hatte. Hier blieben wir den ganzen Sommer 1944 und machten Wachdienste.

Im September erreichte uns die Nachricht, dass die vorrückenden Russen Bukarest erreicht hätten. Bis Ende August versperrte die deutsche Frontlinie zwischen Chernovtsy und dem Schwarzen Meer den Russen den Zugang zu den rumänischen Ölfeldern von Ploiesti und zum Balkan. Die Front war schwächer geworden durch den

Abzug von Truppen in Richtung Norden, wo man Unterstützung brauchte. Unter heftigen Angriffen, die am 22. August begannen, löste sich die Front auf. Verstärkt durch die Landungen an der Küste, drangen die Russen vor, so das 16 Divisionen verloren waren. Am 23. August kam die dramatische Wende König Michael und seine engen Berater machten einen Staatsstreich und ergriffen wieder die Macht. Innerhalb von drei Tagen seit der Ankunft der Roten Armee waren die Deutschen entwaffnet worden, oder sie hatten sich aus dem Land zurückgezogen. Die Rumänische Armee löste sich auf, die alte Regierung kapitulierte und die Russen marschierten ins Land ein. König Micheal bildete eine Allparteienregierung; sie überlebte jedoch nur sechs Monate.

Meinen Namenstag, den 29. September, feierte ich mit Franz und einigen Kameraden in einer Bierschenke in einer Vorstadt von Sarajevo. Er hatte eine Vorahnung, dass wir uns nie mehr sehen würden. "Misch" sagte er, "ich ahne es, dass wir einander nie mehr sehen werden. Ich fühle, dass ich bald fallen werde. Falls du überleben und nach Hause kommen solltest, kümmere dich um meine Kinder." Natürlich versuchte ich ihm das auszureden, aber er hatte Recht. Ich sah Franz nie mehr. Er fiel 14 Tage später am 15. Oktober. Er hinterließ zwei Jungen, zwei Mädchen und seine Frau in Pruden.



*Familie Philipp Menning und Lisi Tatter - oben rechts - 1943*

Diese Nachricht hatte mich erst später erreicht. Mein Herz hatte mir wieder Sorgen bereitet und ich meldete es. Der Bataillonsarzt untersuchte mich. Er gab mir eine Empfehlung für das Divisionshauptquartier in Belgrad. So machte ich mich mit einigen anderen, die auch behandelt werden mussten, auf den Weg in das zerbombte Belgrad. Wir entdeckten, das unser Hauptquartier angesichts des russischen Vormarsches dabei war, nach Italien umzuziehen. Nach dem Aufenthalt von nur

wenigen Tagen wurden meine Freunde auch nach Italien geschickt. Ich wurde jedoch als ernsterer Fall betrachtet und so wurde ich nach Wien geschickt, wo ein Kloster in ein Militärkrankenhaus umgebaut worden war. Ich hoffte, dort die fachärztliche Behandlung zu erhalten, auf die ich immer gewartet hatte.

Während die Russen durch Rumänien marschierten, musste das Rumänische Heer nun Seite an Seite mit der Roten Armee gegen die sich zurückziehenden Deutschen kämpfen. So kam es, dass an der jugoslawischen Grenze Väter als rumänische Soldaten gegen ihre Söhne in der Wehrmacht kämpften. Diese Neuigkeiten hörte ich, als ich drei Wochen lang im Kloster Neuburg in Wien lag. Mich pflegten römisch-katholische Krankenschwestern, die meine anfänglichen Befürchtungen wegen meiner Evangelisch-Lutherischen Konfession zerstreuten, indem sie mich mit einer Zuvorkommenheit und Hingabe, die ich nie vergessen werde, behandelten.

Das Bergsteigen in Jugoslawien hatte mein Herz beträchtlich geschwächt und mein allgemeiner Gesundheitszustand hatte sich verschlechtert. Ein deutscher Militärarzt untersuchte mich und überraschte mich nicht, als er mir enthüllte, dass mein Herz sehr geschwächt sei. Er empfahl mich einem Wiener Herzspezialisten, Prof. Dr. Landa, der in einer Vorstadt Wiens ein Sanatorium leitete, in dem ich einen Monat blieb. Während dieser Zeit besuchte ich meinen Onkel Philipp Menning, der der Vetter meiner Mutter war. Er stammte auch aus Pruden und hier führte er eine Eisenwarenhandlung in der Maria Hilferstr. Nr.17. Von ihm erfuhr ich, dass mein Vater am 25. Oktober gestorben war. Es war eigentlich keine Überraschung, denn ich wusste, dass er seit Monaten schwer krank war. Natürlich war ich verstimmt und geärgert, dass Nürenhaus mich daran gehindert hatte, ihn damals ein letztes Mal zu sehen.

Wenn in diesen Erinnerungen jemand besonders hervorgehoben zu werden verdient, dann ist es mein Onkel. Er hatte ein österreichisches Mädchen geheiratet. Bei ihnen, bei meinem Onkel und bei Lisi, liefen alle Nachrichten aus Pruden zusammen. Andererseits hatten sie Kontakte zu allen Prudnern, die an den verschiedensten Fronten kämpften, und leiteten Nachrichten weiter nach Pruden und sonstwo. Sie hatten eine lange Liste mit Adressen von Soldaten, die aus Pruden stammten, und sie bemühten sich, mit jedem in Kontakt zu bleiben. Er vermittelte sogar Nachrichten von Jungs aus benachbarten Dörfern wie Halvelagen und wir waren ihm alle sehr dankbar für seine treuen Dienste. Ich habe immer noch einen von diesen Briefen und werde ihn später diesem Bericht beifügen. Nach dem Aufenthalt von einem Monat in Dr. Landas Sanatorium verordnete er mir 30 Tage Rekonvaleszenz. Natürlich verbrachte ich diese Zeit bei meinem Onkel und half ihm in seinem Laden. Mehrere Male mussten wir wegen amerikanischen Bombenangriffen im Keller Schutz suchen. Ein Häuserblock in unserer Nähe wurde völlig zerstört und als unser Gebäude erzitterte, waren meine Kellergenossen sehr erschrocken. Ich hingegen hatte Schlimmeres durchgemacht und war weniger beeindruckt. In solch einem Bombenangriff war der berühmte österreichische Komiker und Filmschauspieler umgekommen. Ich hörte die Nachricht von seinem Tod aus dem Radio, das wir im Laden meines Onkels hatten. Jeden Tag arbeiteten wir in der Maria Hilferstraße und in der Nacht fuhren wir aus Sicherheitsgründen in die Vorstadt in die Villa meines Onkels. Eines Tages kam in den

Laden ein hübsches österreichisches Mädchen, um einen Ofen zu kaufen. Sie suchte sich einen aus, zahlte und rief dann: "Wie um alles in der Welt krieg ich den nach Hause?" Mein Onkel antwortete: "Sie müssen nur diesen jungen Soldaten darum bitten." Das war ein guter Rat und ich immer bereit zu helfen war einverstanden. Onkel Philipp lieh mir einen Handwagen, wir luden den Ofen darauf und machten uns auf den Weg. Ich musste den Ofen etwa vier Kilometer ziehen und schließlich erfuhr ich, dass das Mädchen im dritten Stock wohnte. Gentleman durch und durch, stellte ich den Ofen nicht nur richtig auf, sondern zündete auch ein Feuerchen in ihm. Deshalb lud sie mich ein, zu einem kleinen Imbiss zu bleiben. Sie erzählte mir, dass sie Witwe sei und eine kleine Tochter habe. Ihr Mann war in der Wehrmacht gewesen und irgendwo in Russland gefallen.

Sie selbst arbeitete in einer Kantine der Wehrmacht in Wien. Sie sagte mir, dass sie eine Musikliebhaberin sei. Deshalb setzte ich mich ans Klavier und spielte und sang ein Lied, das ich kurz vor meinem Abschied von Pruden komponiert hatte: "Im Dörflein klein", welches Edelweiß gewidmet war. Sie fand das Lied sehr schön und bald sang sie begeistert mit. Plötzlich umarmte sie mich und gab mir einen Kuss. Danach besuchte ich sie immer wieder. Ich hätte nie gedacht, dass dreißig Tage Rekonvaleszenz so schön hätten sein können.

Bald jedoch ging der Urlaub zu Ende und ich musste mich bei meiner Einheit zurückmelden. Anfang Dezember wartete ich mit einigen anderen Soldaten der "Prinz-Eugen-Division" am Bahnsteig des Nordbahnhofes von Wien auf den Zug, der uns nach einer anderthalbtägigen Reise nach Gorizia in Norditalien an der jugoslawischen Grenze brachte. Hier sollte ich leichten Dienst tun bis zum Ende des Krieges. Ich schob Wache und gab Musikunterricht. Den Rekruten brachte ich die Märsche bei. Wir waren angehalten worden, dass wir, wann auch immer wir durch eine Stadt marschierten, singen sollten, um die Bevölkerung aufzumuntern. Wie jeder Soldat bestätigen kann, war das Beste, wenn eine Band spielte. Wir hätten todmüde sein können, wenn die Militärband erklang, vergaßen wir unsere Müdigkeit und marschierten begeistert mit. Das beliebteste Stück war der Marsch "Alte Kameraden", der auch in England sehr bekannt ist. Den spielten wir immer, wenn eine wichtige Inspektion bevorstand.

Wir hörten von einem erneuten Attentat auf den Führer. Dass es wieder gescheitert war, überzeugte viele Leute, dass Hitler den besonderen Schutz Gottes genieße. Hitler muss jedoch das Gefühl gehabt haben, dass er niemandem trauen kann. Deshalb kam für



*Georg Geddert (Hanni Jirku) und Georg Geddert 1942*

einfache Soldaten übers Radio der Befehl, dass Offiziere, die dem Feind gegenüber Wankelmut oder Feigheit zeigten, auf der Stelle zu erschießen seien.

Es war kurz vor Weihnachten, als ich vom Tod meines Bruders Franz erfuhr. Diese Nachricht traf mich hart, denn wir waren uns immer sehr nahe gewesen und ich hatte von Kind auf zu ihm aufgeblickt. Weihnachten 1944 war ruhig, aber von Trauer geprägt. Am Heiligen Abend fand ein Fest in der Kantine mit einem Weihnachtsbaum, mit Kerzen, aber ohne "Stille Nacht, heilige Nacht" und ohne „Oh Tannenbaum" statt. Die Jungen aus Siebenbürgen - wir steckten immer zusammen - wussten, dass dies so sein werde. Bevor wir zur Kantine gingen, kamen wir deshalb in einer Hütte zusammen und sangen die beliebten Weihnachtslieder, damit der Geburtstag unseres Retters auch hier im Lager in Gorizia nicht ganz unbemerkt bliebe. Die Feiertage waren für mich bedrückend. Mein Vater war tot, Franz war tot und ich war weit weg von zu Hause. Ich glaube, dass ich zu verstehen begann, dass das Leben, wie ich es gekannt hatte, nun vorbei war, selbst falls ich noch einmal nach Pruden zurückkehren sollte. Franz würde mir nie mehr einen neuen Maßanzug machen; mit meinem Vater würde ich nie mehr zusammen das Feld bearbeiten. So viele Dinge würden einfach anders sein. Es war kurz nach Weihnachten, als ich - wie dumm von mir - mein Leben aufs Spiel setzte. Das geschah nicht auf dem Schlachtfeld; es ereignete sich im "Klassenzimmer". Ich hielt gerade meine Musikstunde vor ganz jungen Rekruten, als wir - wie es bisweilen geschieht - alle die Musik vergaßen und über das Kriegsgeschehen zu diskutieren angingen. Bald steigerte ich mich in eine Wut, schlug auf den Tisch und sagte, dass Deutschland unmöglich den Krieg gewinnen könne. "Das ist unmöglich!", erklärte ich. "Alle sind jetzt gegen Deutschland. Die Italiener haben sich gegen uns gestellt, sogar mein Land bekämpft uns. Die Engländer und die Amerikaner fegen über Frankreich hinweg und der Himmel verfinstert sich von amerikanischen Flugzeugen. Warum sieht man so selten ein deutsches Flugzeug? Und die Russen stürmen aus dem Osten heran. Ich sage euch, es ist alles aus." Zweifellos war es falsch, diese jungen deutschen Rekruten zu entmutigen - siebzehn Jahre alte Kinder. Fast hätte ich einen zu hohen Preis für meine Dummheit bezahlt. Einer der Eifrigsten berichtete es dem Leutnant und sagte ihm, dass ich antideutsche Propaganda verbreitete. Er brachte die Angelegenheit vor den Kapitän, der mich zu sich rufen ließ und mir einen Rüffel erteilte. "Ich könnte dich dafür erschießen lassen", brüllte er und ich wusste, dass er sich damit nicht nur brüstete. Aber er entließ mich mit einer ernststen Warnung. Ich war wegen meiner Musik bekannt und diese Tatsache rettete mich. Wieder hatte ich Glück gehabt.

Im Februar 1945 unterzeichneten die Alliierten in Yalta die Erklärung zum Befreiten Europa. Man kam darin überein, dass in den von den alliierten Heeren besetzten Ländern freie Wahlen durchgeführt und demokratische Regierungen eingesetzt werden sollten. Diese Übereinkunft wurde schon gebrochen, bevor der Monat vorbei war. Am 27. Februar 1945 bat der russische Diplomat Andrei Vyshinsky, der am Vortag plötzlich in Bukarest aufgetaucht war, um eine Audienz bei König Michael. Er bestand darauf, dass der König die Allparteienregierung, die nach dem königlichen Staatsstreich im vorigen August gebildet worden war und die die Deutschen verjagt hatte, zu entlassen.

König Micheal, unterstützt von seinem Außenminister Visoianu, widersetzte sich

diesen Forderungen bis zum nächsten Tag. Vyshinsky kam wieder, ignorierte die Bitte des Königs, wenigstens die Erlaubnis zu erhalten, die Führer der politischen Parteien zu befragen. Vyshinsky schrie und forderte sofort die Zustimmung, verließ dann den Raum, indem er die Türe zuknallte. Am selben Tag nahmen russische Tanks und Truppen in den Straßen Bukarests Stellung und am 6. März wurde die von den Sowjets ernannte Regierung eingesetzt. Unser Land war reduziert worden zu einem russischen Satellitenstaat unter dem totalitären sowjetisch-kommunistischen System, das wir vergeblich gefürchtet und verabscheut hatten.

Von zu Hause erhielt ich nach der Besetzung des Landes durch die Russen keine Briefe; die wenigen Nachrichten, die es gab, erhielt ich von meinem Onkel aus Wien. Was man hörte, war schrecklich. Die Russen deportierten die gesamte arbeitsfähige deutschstämmige Bevölkerung, Männer und Frauen, im Alter zwischen 16 bis 40 und 50 Jahren zur Zwangsarbeit in ihre vom Krieg zerstörten Gebiete. Viele starben schon auf der Reise, Mädchen wurden vor ihren Eltern vergewaltigt; andere wurden geschlagen, und viele starben wegen der extremen Kälte. Die Russen begingen nun eine schreckliche und rücksichtslose Rache für die von deutscher Hand begangene Gräueltat in den Kriegsjahren 1941 und 1942. Die Sklavenarbeiter erhielten kaum genügend Nahrung zum Überleben, deshalb starben viele vor Hunger. Das Arsenal des schlimmsten Naziterrors fand ebenbürtige Nachahmer bei den Kommunisten. Nicht ohne Grund hatten wir uns am Ende der dreißiger Jahre sowohl wegen Deutschland als auch wegen Russland ernsthafte Sorgen gemacht.

Mein ältester Bruder Hans, der damals etwa 35 Jahre alt war, war einer der vielen, die nach Russland verschleppt wurden. Er hatte das Glück, Pruden wieder zu sehen. Viele Verschleppten sahen ihre Heimat nie mehr. Hans starb jedoch bald nach seiner Rückkehr sicherlich an den Folgen und Entbehrungen der Russlandjahre.

An ein Ereignis in Gorizia erinnere ich mich ganz deutlich. Eines Tages, als wir zur Wachablösung unterwegs waren, hielt unser Offizier, der im Dienst war, einen Leichenzug an, der von einem Priester angeführt wurde, gefolgt von zahlreichen Trauernden. Der Offizier entschloss sich, den Sarg zu öffnen und zu kontrollieren. Er entdeckte, dass er keinen Leichnam enthielt, sondern ein Maschinengewehr und einen Haufen Munition. Bestimmt war das alles offensichtlich für die italienischen Partisanen. Der Priester wurde festgenommen und schließlich erschossen.

In Gorizia blieben wir bis Ende April. Die Wochen vergingen und uns wurde immer deutlicher, dass der Krieg zu Ende ging. Am 1. Mai begannen wir, Italien in Richtung der österreichischen Grenze zu verlassen. Vor dem Aufbruch erhielten wir die Erlaubnis, uns aus den Lagern so viele Vorräte mitzunehmen, wie wir nur konnten. Vorher war alles rationiert gewesen; nun gab es großen Ärger, als wir sahen, was die Vorratslager enthielten. Wir nahmen den sämtlichen Wein, Konserven, Kleidungsstücke, alles, was wir nur transportieren konnten. Was zurückblieb, wurde in die Luft gesprengt und zerstört. Unsere Lastkraftwagen hatten wir an die Front abgeben müssen und wir verließen Italien auf Pferden und Wagen, mit Ochsen und Karren und mit gestohlenen Fahrrädern. Mir war es gelungen, einen Wagen und ein

Paar Ochsen zu beschaffen und darauf saß ich, meinen großen Koffer, den ich im Lager voll gestopft hatte, im Auge behalten.

Ein fanatischer Offizier, der 300 Mann mit sich nahm, marschierte ab in einer anderen Richtung, denn er wollte Deutschland auf dem kürzesten Wege erreichen. Am 8. Mai kam die Nachricht, dass der Krieg zu Ende war, was dieser Offizier jedoch nicht hinnehmen wollte. Er schikanierte seine Leute und zwang sie, schneller zu marschieren. Sie hatten nun aber von seinem Irrsinn genug, denn sie sahen wenig Sinn dahin zu eilen, um das Vaterland zu verteidigen, nachdem der Krieg nun zu Ende war. Der Offizier wurde erschossen und die meisten der Männer schlossen sich nach einigen Tagen uns an. Inzwischen waren wir jedoch Kriegsgefangene geworden.

Wir hatten die österreichische Grenze überschritten und befanden uns in der Nähe der Stadt Villach, als wir am 8. Mai zum ersten Mal hörten, dass sich Hitler erschossen habe und dass sich alle kämpfenden Truppen bedingungslos ergeben sollten. Wir marschierten weiter, aber mit der Disziplin war es vorbei. Ich nahm die Gewehre, die ich im hinteren Teil meines Wagens versteckt hielt und zerschmetterte sie an Baumstämmen, während die deutschen Offiziere plötzlich lammfromm, sehr freundlich und demütig geworden waren. Endlich, dachten wir, ist die Zeit gekommen, dass wir mit einigen von ihnen abrechnen. Während England am 8. Mai feierte, wälzte sich unser Konvoi langsam weiter, bis wir am 9. Mai die Ortschaft Hermagor erreicht hatten. Dort erhielten wir den Befehl, die Waffen zu strecken und hier ergaben wir uns den englischen Truppen.

Nie zuvor hatte ich in meinem Leben einen Engländer gesehen und es war ein wenig überraschend festzustellen, dass sie nicht die Teufel waren, wie man uns das eingebläut hatte. Sie sahen wie jeder von uns aus! Wir kamen gut miteinander aus und tauschten Zigaretten, Whisky und Wein. Ich verteilte viele meiner Konserven aus meinem großen Koffer. Wir waren alle dankbar, dass der Kampf vorbei war. Am 10. und 11. Mai erhielt unsere Kompanie deutsche Gewehre und Maschinengewehre zurück, um zusammen mit britischen Truppen einige von Titos Partisanen, die immer noch deutsche Truppen verfolgten und ausraubten, obwohl sie waffenlos und zur Kapitulation bereit waren, in Schach zu halten. Kämpften, Seite an Seite mit den Engländern! Das Blatt hatte sich gewendet. Wenn Krieg mir je etwas bedeutet haben sollte, jetzt erschien er mir völlig sinnlos.

Ein deutscher Offizier kam hier mit seinen Soldaten an. Die Band spielte die Deutsche Hymne. Dann sprach der Offizier zu seinen Leuten und sagte ihnen, sie sollten entsprechend ihren Überzeugungen handeln, aber er werde sich nie ergeben. Vor allen seinen Soldaten nahm dieser hohe Offizier die Pistole und gab sich einen Kopfschuss. Einige hohe britische Offiziere sollen mit Bewunderung von dieser Entschlossenheit gesprochen haben.

Wir blieben in Hermagor drei Tage lang. Ich schlief jede Nacht in meinem Wagen, den ich dann einem Zivilisten für einen Anzug gab. Man hatte uns nämlich gesagt, dass wir bald nach Hause fahren dürften, jeder wie er wusste und konnte. Die zwei Ochsen

schlachteten und aßen wir. Die nächsten zwei Wochen entluden und verluden wir Militärlaster mit Versorgungsgütern in Hermagor. Danach brachte man uns per Eisenbahn zurück nach Italien, nach Ancona am Adriatischen Meer. Hier steckte man uns zum ersten Mal hinter Stacheldraht. Als wir unser kahles Gefangenenlager sahen, wussten wir, dass wir nicht so bald nach Hause fahren würden. In Ancona war es unangenehm heiß, das Essen war spärlich und schlecht. Zum Glück hatte ich meinen großen Koffer mitnehmen dürfen. Was ich dort noch an Vorräten aufbewahrte, half mir, diese Wochen leichter zu überstehen als manch einer unserer Kameraden.

In Ancona blieben wir bis spät im Juli. Dann verlud man uns wieder in Lastkraftwagen und brachte uns nach Trento in Norditalien, wo wir die nächsten neun Monate verbringen sollten, in amerikanischen Zelten untergebracht, das Lager umgeben von Stacheldraht und bewacht von britischen und einigen polnischen Aufsehern.

In Trento betrat ich den Schwarzmarkt. Die Verpflegung war auch hier wieder sehr schlecht und - was für viele noch schlimmer war - wir hatten keine Zigaretten mehr. Die Tauschrate begann mit vier Keksen für eine Zigarette. Dann wurden sie teurer: sechs Kekse für eine Zigarette und eine Woodbine noch dazu. Wir schliefen zehn Mann in einem Zelt und oft teilten wir eine Zigarette, indem jeder einige Züge tat. Ich dachte und sagte zu mir im Stillen: "Misch, das geht so nicht weiter." Ich besaß ein Paar hübsche deutsche Stiefel und ich entschloss mich, sie zu verschachern. Ich hatte einen Deutschen kennen gelernt, der schon früher in Kriegsgefangenschaft geraten war. Er war in den USA gewesen. Er war eigentlich immer noch Kriegsgefangener, aber er fuhr Laster für die Amerikaner und brachte Versorgungsgüter ins Lager. Ich verkaufte ihm meine Stiefel für italienische Tabakblätter, die ich mit einigen Freunden fein schnitten und in leere Schokoladenbüchsen legten. Am nächsten Tag tauschte ich ein Paar Wollsocken, die ich noch aus dem Lager von Gorizia hatte, für Zigarettenpapier. Außerdem schenkte mir mein deutscher Freund 30 Pakete mit Keksen, von denen ich die meisten an meine Zeltkameraden verschenkte. Mein Kontaktmann war froh, dass er mich gefunden und ich freute mich, dass ich ihn gefunden hatte.

Nachdem ich aus dem Tabak Zigaretten gedreht hatte, gab ich einige meinen Kameraden aus dem Zelt. Danach machte ich mich auf die Socken zum Offizierspferch. Die Offiziere hatten genau so wenig Tabak wie auch wir und ich hatte keinerlei Schwierigkeiten, einen schneeweißen Arztkittel, den mein Verbindungsmann gegen 80 Glimmstängel beehrte. Ein Oberst zückte eine prächtige Uhr aus purem Gold und fragte, wie viele Zigaretten ich dafür kriegen könne. "Wenn du sie für 200 Zigaretten verkaufen kannst", sagte er, "dann kriegst du 20 davon." Ich nahm die Uhr und um halb zehn Uhr am nächsten Morgen traf ich meinen Kontaktmann, als er mit seinem Laster ankam.

Seine Augen leuchteten, als er die goldene Uhr sah. "Einer unserer Offiziere möchte diese Uhr verkaufen", sagte ich. "Er hofft dafür 1000 Zigaretten zu erhalten." Er prüfte sie gründlich und war offensichtlich beeindruckt. "Könnte sie nicht billiger sein?" fragte er. "Ich weiß, dass du mir nicht die Wahrheit sagst." "Vielleicht verlangt er 800" sagte ich zweifelnd. Er schüttelte seinen Kopf. "Ich sag dir was" rief er, "ich gebe dir

500 Zigaretten und eine große Schachtel mit Keksen!” “Oh, das kann ich so nicht machen; ich muß ihn vorher sprechen” antwortete ich. Ich gehe um zu sehen, was er sagt und in einer halben Stunde treffe ich dich hier wieder.” Ich verschwand, aber nicht um den Oberst zu treffen. Ich rauchte eine Zigarette hinter einer Hütte und nach einer halben Stunde war ich wieder an Ort und Stelle. Er sagt: “Du solltest die Differenz teilen” log ich” und mach es 700 Zigaretten.” Nachdem er sich die Uhr wieder angesehen hatte, war er einverstanden.” Ich habe nur 500 Zigaretten bei mir” sagte er, “wir werden das morgen erledigen.” Dann betrachtete er den weißen Kittel. Es war genau das, was er suchte. “Was willst du für den Kittel?” fragt er. “Der Mann, dem dieser Kittel gehört, will dafür nicht weniger als 300 Zigaretten” erklärte ich, ohne ihm zu gestehen, dass er schon mir gehörte. “Schau ihn dir an, es ist das allerbeste Material.” Auch dies wollte er den nächsten Tag regeln und er tat es auch.

Ich brachte dem Oberst 200 Zigaretten. Davon gab er mir 20 zurück und ich nahm sie, ohne mit der Hand zu zittern. Diese Männer hatten die schmalen Rationen ausgeteilt und uns oft genug schlecht behandelt. Nun hatte sich das Blatt zu unseren Gunsten gewendet und oft konnten wir die Schadenfreude nicht gänzlich unterdrücken. Die deutschen Stiefel, die goldene Uhr und der weiße Arztkittel hatten mich reich gemacht. Innerhalb von zwei Monaten war ich so etwas wie ein kleiner Millionär geworden, eine bekannte Gestalt im Gefangenenlager. Ich versorgte meine Zeltkameraden und auch meine anderen Freunde. Während viele im Lager von Trento hungerten, konnte ich immer auf die wässrige Suppe, die wir erhielten, verzichten. Ich aß indessen Eier, Fleisch, Speck und Brot und sprach dem Wein tüchtig zu. Die vergangenen fünf Jahre hatten mich gelehrt, meinen Verstand im Leben zu gebrauchen.

Das Leben in Trento hatte jedoch auch seine heiteren Seiten. Wir gründeten unter der Leitung von Michael Schuster, einem evangelischen Pfarrer aus Siebenbürgen, der mit mir in der "Prinz-Eugen-Division" gedient hatte, einen Lagerchor. Die Lagerführung teilte jedem, der an den Proben teilnahm, ein zusätzliches Paket Kekse zu. Deshalb versuchten möglichst viele mitzumachen. Wir bildeten einen Chor von 300 Sängern, wir veranstalteten Konzerte und Feiern mit einem hohen künstlerischen Niveau.

Zu Weihnachten 1945 wurde ich von englischen Offizieren eingeladen, bei ihrer Party, die auch viele hübsche italienische Mädchen besuchten, Akkordeon zu spielen. Diese Unterhaltung dauerte bis drei Uhr morgens. Ich wurde wie ein Lord behandelt, überhäuft mit Essen und Getränken, die mir schmeckten. Gegen Ende der Party ließen meine Kräfte auch nach, so dass ich Mühe hatte, mich der Stücke, die ich spielen sollte, zu erinnern. Schließlich begleiteten mich einige belustigte Engländer "nach Hause", wünschten mir ein frohes Fest und hoben an einer Stelle den Stacheldraht hoch, so dass ich durchkriechen konnte. Endlich konnten wir wieder unsere Weihnachtslieder singen und am ersten Weihnachtstag gingen wir in die Kapelle aus Steinen, die wir gebaut hatten und in welcher ein kleines Harmonium stand. Sie war gedrängt voll, und Michael Schuster predigte, tief bewegt und ergriffen. Er erzählte mir später, dass sich an jenem Tage 300 Katholiken bekehrt hätten, dass diese nie mehr zu den katholischen Gottesdiensten, die im Zelt gefeiert wurden, gegangen seien. Als Weihnachtsgeschenk erhielten wir vom Papst fünf Zigaretten und zum Festessen gab es einen etwas

kräftigeren Eintopf und einen Tee mit Milch, was ein ungewöhnlicher Luxus war. Jedes Zelt war mit Tannenzweigen geschmückt. Ich war in der Lage, jedem meiner Zeltkameraden etwa 30 g Tabak zu schenken. Trotz allem waren wir in Gedanken zu Hause und viele von uns wunderten sich. Ein ganzes Jahr lang hatte ich nur wenige Nachrichten aus der Heimat erfahren. Vielleicht würde das Jahr 1946 die Wende bringen. Wenigstens war der Krieg zu Ende.

Im Mai 1946 wurden wir erneut mit dem Zug in Richtung Süden verfrachtet nach Rimini, auch eine Stadt an dem Adriatischen Meer, grob 75 Kilometer von Ancona entfernt. Dank meiner kommerziellen Begabung verließ ich Trento so reich, wie ich es noch nie in meinem ganzen Leben war. In Rimini blieben wir bis August. Die Bedingungen hier waren viel besser: wir hatten mehr Beschäftigung, bessere Verpflegung, schönere und bequemere Betten. Bisher mussten wir uns mit Decken und Kartonunterlagen begnügen. Diese Verbesserungen bedeuteten auch, dass es mit dem Schmuggel vorbei war. Es gab ihn noch, aber nur im Kleinen, kein Vergleich mit vorher. Ich sang weiter im Chor, ging jeden Sonntag zur "Kirche", die hier in einer Wellblechhütte untergebracht war.

Dreimal in der Woche brachte man uns hinunter zum Meer zum Baden. Das war ein Vergnügen, nicht nur weil man sich ordentlich waschen konnte, sondern auch weil man gewöhnliche Menschen sehen konnte bei der Verrichtung ihrer täglichen Arbeit. Bisher waren wir selten außerhalb des Gefangenenlagers gewesen. Diese Ausflüge zum Meer waren für uns willkommene Unterbrechungen im Lageralltag. Sie ließen uns wieder von Neuem träumen. In Trento träumten wir immer nur vom Essen; in Rimini verbesserte sich das Essen und das Leben; so träumte jeder von Frauen. Nicht zufällig geschah es, dass sich einige Mädchen unter dem Stacheldraht hindurch zwangen, um das Lager zu besuchen.

Glücklicherweise wurden wir in Rimini weniger scharf bewacht, so konnten einige Gefangene unter dem Stacheldraht durchschlüpfen und sich verstecken. Auch ich spielte mit dem Gedanken durchzugehen. Aber wohin sollte ich flüchten? Eine italienische Familie hätte mich sicherlich gerne aufgenommen, aber sie war zu weit weg. Kurz bevor wir Gorizia verließen hatte ich ein Mädchen kennengelernt. Sie war die Tochter des Schankwirts, dessen Schenke einige von uns immer wieder aufsuchten, wenn wir von der Wachablösung kamen. Sie hatte einen Bruder, der eigentlich für die Partisanen arbeitete und in Rumänien Schulen besucht und im Erdölgebiet um Ploiesti gearbeitet hatte. Die Familie hatte mich ins Herz geschlossen und schlug mir vor, von meiner Einheit zu desertieren und bei ihnen zu bleiben. Sie hätten mich in den Gebirgen bei ihren Schafen versteckt, wo mich sicherlich niemand entdeckt hätte. Es war eine große Versuchung und es gab viele Tränen, als ich mich entschlossen hatte, bei meinen Kameraden zu bleiben. Damals hoffte ich in der Tat, bald wieder nach Pruden zurückkehren zu können. Gorizia war nun zu weit weg. Wäre es näher an Rimini gewesen, hätte ich zu fliehen versucht, um mich dort niederzulassen.

Aber mein Schicksal wollte es anders. In Rimini erhielt ich von Onkel Menning einen Brief, meine erste Post seit einem Jahr. Eines Morgens im August nach dem Appell

fragte man uns: "Wer meldet sich freiwillig zur Arbeit?" Man sagte uns nicht, wo die Arbeit erfolgen sollte, aber man versprach uns besseres Essen und auch bessere Bedingungen. Deshalb meldeten sich viele freiwillig. Alles würde besser sein als ein Leben hinter Stacheldraht. Wir unterschrieben ein Formular und warteten. Dann kam ein Gerücht auf, hartnäckig und schrecklich, wie es im Falle von Eingesperreten und nach Neuigkeiten lechzenden leicht entsteht. Die Absicht war, uns zu töten. Laut Gerücht wollte man uns auf einige alte Kriegsschiffe verladen und diese dann versenken. Wir konnten das weder glauben noch konnten wir es aus unseren Köpfen verbannen. Wir wussten, dass wir am 25. August das Lager verlassen sollten, und als der Tag immer näher kam, hatten wir das Gefühl, als müssten wir zum Galgen. Nun tat es uns Leid, dass wir das Formular unterschrieben hatten. Wir befürchteten, unser eigenes Todesurteil unterschrieben zu haben.

Am 25. August gingen wir im Hafen von Rimini an Bord der "Antenor". Mit uns kamen 20 polnische Wachleute, die im Britischen Heer dienten. Um so klarer war es uns nun, dass wir versenkt werden sollten. Die Tage unseres Lebens schienen gezählt. Als ich schließlich eine beträchtliche Menge italienischer Zigaretten und den Rest meines übriggebliebenen italienischen Geldes abgab, fragte ich einen Wachsoldaten, wohin die Reise ginge. Nach langem Zögern sagte er: "England", aber er befahl mir ganz streng, es nicht weiterzusagen. Ich befolgte seinen Befehl, aber ich tröstete einige meiner Kameraden, indem ich darauf hinwies, dass auch einige Zivilpersonen an Bord seien, die sicherlich nicht hier wären, wenn das Schiff hätte versenkt werden sollen. In einer Nacht erlebten wir einen furchtbaren Sturm. Die Wellen schlugen über Deck; die Pumpen konnten nur schwer mit den Wassermassen fertig werden. Viele wurden seekrank. Inzwischen war es mir nun klar, dass wir auf keinen Fall nicht absichtlich in den Tod geschickt worden waren. Ich war nun fröhlich und fügte mich dem Schicksal. Die "Antenor" erreichte ihren Heimathafen Liverpool am 1. September 1946. Ich tat den ersten flüchtigen Blick auf England. Mit dem Zug ging es gleich weiter nach Colchester, wo wir drei Wochen lang in Wellblechhütten wohnten und ich am 8. September meinen 27. Geburtstag feierte. Für jede Woche erhielten wir fünf Shilling Lagergeld. Zusätzlich gab es fünf Shilling, die jedoch nicht ausgezahlt, sondern auf ein Sparkonto überwiesen wurden. Das war gut, denn so wurden wir zum Sparen verpflichtet. Es gab hier ein Lagerkino, Eintrittskarte einen Shilling. Hier erneuerte ich meine Bekanntschaft mit Johnny Weissmüller als Tarzan (ich hatte ihn zuletzt in den Nachmittagsvorstellungen in Elisabethstadt gesehen) und erfuhr von den Heldentaten des Buffalo Bill, von denen ich nur gelesen hatte. Ende September wurden wir gruppenweise in verschiedene Gegenden des Landes verschickt, wo man Arbeiter suchte, vor allem Landarbeiter. Etwa 350 Mann wurden mit dem Zug ins ostenglische Marschland, auf englisch "Fens", nach Ely, der kleinen Stadt mit der großen Kathedrale, gebracht. Hier gab es kein Lager. Barton Fields Camp befand sich auf der Cambridge Road; das West Fen Camp, in das ich geschickt wurde, lag in der West Fen Road, die sich durch die Marsch bis ins Dorf Coveney wand. In diesem Lager befanden sich etwa 500 Mann, davon waren wahrscheinlich 350 Siebenbürger Sachsen aus Rumänien. Untergebracht waren wir in bequemen Holzhütten und in einem Radius von fünf Meilen konnten wir uns frei bewegen. Jeden Tag kamen Farmer und holten uns mit ihren Transportern ab und brachten uns abends wieder zurück. Für jeden

Arbeiter mussten die Farmer dem Staat 15 Shilling pro Tag zahlen und wir erhielten weiterhin jede Woche unser Geld, wie oben erwähnt. Wir Siebenbürger hielten wie immer zusammen. Einige Farmer behandelten uns tatsächlich sehr gut. Wenn wir harte Arbeit zu verrichten hatten, gaben sie uns Zigaretten oder sogar zusätzlich Geld. Natürlich gab es auch andere, die streng und gemein waren und versuchten, die letzte Kraft aus uns herauszupressen. Der erste Farmer, bei dem ich arbeitete, war einer von der letzten Sorte. Dann verbrachte ich einige Wochen bei Mr. Haylock, dessen Farm sich in Coveney befand. Er war ein großzügiger Mann. Wir trugen alle Kakiuniformen, die mit P.W. (Prisoner of War, auf deutsch: Kriegsgefangener) bedruckt waren. Bald gehörten wir zum vertrauten Bild der Nachbarschaft.

Mit den Gefangenen des Barton Fields Camp gründeten wir wieder einen Chor, viele waren auch Mitglieder des Chores von Trento gewesen. Es war weitgehend ein Chor der Siebenbürger. Wir organisierten Veranstaltungen im Lager, zu denen wir Leute einluden. Unser Lagerkommandant war mit uns zufrieden und wir wurden eingeladen und gaben Konzerte im ganzen Distrikt. Schön langsam bemerkten die Leute, obwohl es lange gedauert hatte, dass wir schließlich auch Menschen waren. Außer dem Chor hatten wir eine Blaskapelle und ein Streichorchester und unsere Konzerte waren sehr beliebt. Michael Schuster war als Militärgeistlicher in Italien zurückgeblieben, aber unser neuer Dirigent hieß ganz zufällig auch Michael Schuster. Er stammte aus dem Dorf Wurmloch, unweit von Mediasch. Eines der denkwürdigsten Konzerte gaben wir in der schönen Kathedrale von Ely. Eines Tages, als wir bei der Arbeit waren, kam ein Farmer zu uns, um zu sehen, wie es uns ginge und er nannte uns "Good boys". Da uns das Englische noch ziemlich fremd war, verstanden wir ihn nicht und dachten, er nenne uns "Bullocks" (auf deutsch: Ochse). "Ha, der will, dass wir wie Ochsen arbeiten" dachten wir. Prompt arbeiteten wir nach Vorschrift. Der arme alte Farmer verstand unsere Reaktion nicht und bot uns zusätzliche Zigaretten an. Wir aber wollten nicht beschimpft werden und kehrten an jenem abend tief beleidigt zum Lager zurück. Ich entschloss mich, den Lagerdolmetscher zu fragen, welche Beleidigung uns zugebracht worden war. Erst jetzt verstanden wir, dass uns der arme alte Mann uns ein Kompliment machen wollte. An dem Abend entschloss ich mich, Englisch zu lernen. In drei Wochen hatte ich so viel gelernt, dass ich mich beim Farmer für das Missverständnis entschuldigen konnte.

Eine Woche vor Weihnachten 1946 gaben wir ein besonderes Weihnachtskonzert, zu dem alle Würdenträger der Stadt eingeladen waren. Das war ein großer Erfolg und trug beträchtlich dazu bei, dass wir von den Gemeindemitgliedern akzeptiert wurden. Am Heiligen Abend waren wir zu einem Choralsingen in die St. Mary's Church in Ely eingeladen. Unser Chor sollte mit ihrem Kirchenchor singen. Der Pfarrer predigte zuerst und unser Dolmetscher übersetzte ins Deutsche. Dann predigte unser Lagerpater und es wurde ins Englische übersetzt. Die Chöre sangen „Oh Come all ye Faithful" mit abwechselnden Strophen in Deutsch und in Englisch. Dann sang ich die ersten zwei Strophen von "Stille Nacht, heilige Nacht" als Solist in Deutsch und der Chor summte im Hintergrund. Nach dem Gottesdienst kehrten wir ins Lager zurück, um unser Fest zu feiern. Die Hauptstube war mit einem Weihnachtsbaum geschmückt und unser Chor sang die bekannten Lieder und man sagte Gedichte auf und las

biblische Texte. Acht von uns spielten in der Band und ich trug das Gedicht "Was ist denn Heimat? Vater, sag mir's doch!" vor. Dieses Gedicht erinnerte uns an unsere siebenbürgischen Berge, an die Wälder, die Felder, die Weintrauben und vor allem an unsere Lieben, die wir zurückgelassen hatten und wahrscheinlich nie mehr wieder sehen würden. Alle waren tief bewegt und ich musste das Gedicht noch einmal aufsagen, bevor wir auseinander gingen. Ich werde diesen Heiligen Abend nie vergessen. Am nächsten Morgen sang unser Chor in einem gemeinsamen Gottesdienst. In Ely war das Leben nie langweilig. Am Tag waren wir auf dem Feld und in der Nacht sangen wir. Oft wurden wir von englischen Familien, meist Leute, die im Kirchenleben aktiv waren, eingeladen, zum Dinner oder zum Tee am Sonntag. Wir schätzten diese Gelegenheiten, für einige Stunden am ganz gewöhnlichen Familienleben teilzuhaben. Im März 1947 schmolz der übermäßig viele Schnee durch plötzlichen heftigen Regen, so dass die Flüsse über die Ufer traten. Die Marschlandschaft wurde weitgehend überschwemmt und man rief uns zu Hilfe. Wir halfen Sandsäcke schleppen und stopften damit die geborstenen Dämme. Das waren Sonderschichten und pro Nacht erhielten wir fünf Shilling.

Im Frühling des Jahres 1947 hatte die BBC von unserem Chor gehört und kam zu uns nach Ely, um Aufnahmen von uns zu machen. Ich durfte ein oder zwei Lieder Solo singen; das war eine Sternstunde für mich. Man sagte uns, wann das Programm in einer Auslandssendung übertragen werden sollte, so dass wir unsere Familien verständigen konnten. Ich glaube, dass es der 17. April war. Ich teilte meiner Familie das Datum mit und erfuhr später, dass meine Mutter, meine Schwestern und mein Bruder mich gehört hätten. Offensichtlich hatte das ganze Dorf die Radios eingeschaltet, denn hier in Ely waren auch andere Prudner. Viele Leute hatten weinend unserem Gesang gelauscht. Es waren nun fünf Jahre vergangen, seit wir, die Bruderschaftsfahne schwingend, Pruden verlassen hatten.

In Ely erhielt ich hin und wieder Briefe von Pruden, gründlich zensiert von den kommunistischen Autoritäten in Elisabethstadt. Im Februar erreichte mich ein Schreiben von Lisi Tatter und Onkel Menning mit dem Datum 2. Februar 1947. Das Ende des Briefes enthielt Bemerkungen persönlicher Natur, aber ich gebe hier den Hauptteil des Briefes wieder mit den neuesten Nachrichten von allen Prudnern, die in irgendeiner Weise vom Krieg tangiert wurden. Ich möchte damit zeigen, welche wichtige Arbeit mein Onkel für uns Jungen, die wir in der Fremde waren, leistete. Die Liste spricht für sich. Viele Prudner, bei denen "In Russland" steht, kehrten nicht mehr nach Pruden zurück. Liste der Prudner wird separat veröffentlicht. Am 7. August 1947 wurden sechs von uns aus Ely nach Littleport geschickt, um dort auf der Plantation Farm an der Lynn Road zu arbeiten. Dieses war unsere erste reguläre Arbeitsstelle seit dem Krieg: Wir wohnten in einer bequemen Hütte auf der Farm und machten uns das Essen selber. Das Leben nahm eine Wende zum Besseren im Vergleich zum Lagerleben. Hier arbeitete ich fünf Jahre lang. Im Frühling 1948 mussten alle Kriegsgefangenen unseres Verwaltungskreises nach March reisen, wo wir aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurden. Das bedeutete, dass wir nun ein volles Gehalt verdienen konnten, dass wir gehen durften, wohin wir wollten. Wir mussten jedoch weiterhin in der Landwirtschaft arbeiten, in keinem anderen Bereich.

Von zu Hause erhielt ich monatlich etwa einen Brief. Trotz der Zensur entnahm ich den Schreiben, dass sich das Leben in Pruden von Grund auf geändert hatte. Unter den Kommunisten hatten die Deutschen ihr Eigentum verloren und die Verwandten, deren Söhne oder Väter gegen die Kommunisten gekämpft hatten, wurden zu Opfern. Meine Mutter verlor ihren Grund und Boden und jeder musste aufpassen, was er sagt. Stalin war nun der Herrscher und seine Geheimpolizei war allgegenwärtig.

Während ich noch auf der Plantation Farm des Mr. Thompson arbeitete, suchte ich mir im November 1948 ein neues Quartier in Littleport, ein großes Dorf im Marschland mit etwa fünf tausend Einwohnern. Meine Wirtsleute waren sehr streng, denn ich musste jeden Abend um zehn Uhr unbedingt zu Hause sein. An diese Abmachung konnte ich mich natürlich nicht lange halten. Eines Abends nahm mich Hermann Hildebrandt, einer meiner Arbeitskollegen, in seinem Wagen mit nach Peterborough zu einer Vorstellung. Ich war fasziniert von einem armlosen Mann, der mit seinen Zehen wunderbar Violine und Kornett spielte. Es war fast Mitternacht, als wir zurück in Littleport waren. Ich war ausgesperrt worden. Die Nacht verbrachte ich bei Hermann und packte am nächsten Morgen meinen Koffer. Es gelang mir, eine ältere Frau zu überreden, mich in ihrem Haus unterzubringen. Nach einigen Monaten war ihre Tochter meine Frau.

Anfang Januar 1949 erhielt ich einen Brief, aus dem hervorging, dass ich nach Deutschland fahren müsse, um aus dem Deutschen Heer entlassen zu werden und dass ich anschließend dort einen Monat Urlaub verbringen könnte. Wir mussten uns wieder in March melden und wir wurden gefragt, ob wir Freunde oder Verwandte hätten, wo wir wohnen könnten. Ich hatte eine Nichte, die in einem Dorf auf einem Bauernhof neben Frankfurt am Main lebte. Ich wusste, dass ich dort wohnen könnte. Auch fragte man uns, ob wir für immer in West-Deutschland bleiben wollten. Ich sagte jedoch, dass ich zurückkommen wolle. Wir erhielten unser Gespartes zurück und ich schickte den Scheck meiner Nichte, damit sie ihn einlösen könne, so dass ich, wenn ich ankäme, über mein Geld verfügen könne. Eine ganze Gruppe fuhr von Harwich aus per Schiff nach Hoek in Holland, wo wir übernachteten. Am nächsten Morgen brachte uns ein Zug nach Deutschland. In einem Militärlager in Münster wurde ich aus dem Deutschen Heer entlassen und nach acht Jahren kehrte ich wieder ins Zivilleben zurück. Ich erhielt 60 Mark Entlassungsgeld. Es war ein herrliches Gefühl zu wissen, dass ich von nun an selber entscheiden konnte und nicht mehr auf Befehle warten musste. In Münster traf ich viele meiner Kameraden aus Trento und man kann sich vorstellen, wieviel wir erzählten und uns nach Freunden und Verwandten erkundigten. Dann war Zeit für meinen Urlaub. Meine Nichte lebte auf einem Bauernhof in Bonames. Dort ließ ich es mir fünf Wochen lang gut gehen. Ich half ein wenig auf der Farm aus. Im Vergleich zu meiner täglichen Arbeit in England, wo ich den ganzen Tag schwer arbeiten musste, war dieses ein Kinderspiel. Ich genoss jeden einzelnen Tag. Während ich dort war, fanden drei Maskenbälle statt. An einen erinnere ich mich ganz besonders. Mädchen und Frauen trugen die Masken bis Mitternacht. Am besagten Abend tanzte ein Mädchen die ganze Zeit mit mir. Um Mitternacht wurden nach einem Tusch der Band die Masken abgenommen. Ich guckte meine neue Freundin erwartungsvoll an und konnte meinen Augen nicht trauen. Sie war mindestens 50 Jahre. "Oh Misch" brummte

ich, "das war vielleicht ein Reifall!" Trotz alledem hatte ich einen wunderschönen Urlaub - den ersten seit vielen Jahren - und in Honolulu hätte es mir nicht besser gefallen können.

Ende Februar kehrte ich nach Littleport zurück und arbeitete auf der Farm. Im Großen und Ganzen denke ich, dass die meisten Kriegsgefangenen es so empfanden, dass die Mehrheit der Engländer uns akzeptierten; es gab natürlich auch solche, die uns mit Misstrauen und Abneigung begegneten. Deshalb beschlossen meine Frau und ich, uns ganz heimlich trauen zu lassen. Der Trauung beim Standesamt in Ely im Mai wohnten als Trauzeugen nur meine Schwiegermutter und Franz Peppel, einer meiner Arbeitskollegen, auch ein Siebenbürger Sachse. In dieser Zeit begann ich die Alpträume meiner Stalingraderlebnisse zu berichten. Am Anfang des Jahres 1950 wurde der Gemischte Chor von Littleport gegründet. Ich zählte zu den Gründungsmitgliedern und sang dort sechs oder sieben Jahre lang.

Die letzten 15 Jahre war mein Leben dem der anderen Engländer sehr ähnlich. Ich verließ die Plantation Farm im Jahre 1952 und ging als Arbeiter zum Bau. Im Jahre 1953 hielt das Cliff College ein Missionsfest in unserem Dorf. Eines Abends, nachdem der Evangelist Ernest Steel gepredigt hatte, traten meine Frau und ich der



*Elternhaus von Michael Paul - hinten Mitte*

Methodistischen Kirche von Littleport bei. 1957 erkrankte ich schwer an Brustfellentzündung und Lungenentzündung, so dass ich mehrere Wochen im Krankenhaus verbringen musste. Als ich wieder gesund war, begann ich bei einer anderen Baufirma zu arbeiten. Wir bauten damals die Sandhill Bridge in Littleport. Wir errichteten auch andere Brücken in der Marsch. 1959 erkrankte ich erneut, obwohl ich nur ganz leichte Arbeiten zu verrichten hatte. Ich musste mit der Arbeit aufhören. Ich

war dann zwei und ein halb Jahre unbeschäftigt wegen meiner Nerven und der Bronchitis. Diese verursachte mir Muskel-Rheumatismus in der Brust und den Schultern. Erst im Herbst 1961 kehrte ich zur Arbeit in die Zuckerrübenfabrik von Ely zurück, wo ich die Maschinen wartete. Danach war ich eine Zeit lang Vorarbeiter bei einer anderen Baufirma.

Drei oder viermal im Jahr treffen sich die in England lebenden Siebenbürger zu einem Fest. Ich glaube, es war im Jahre 1961, als ich zu einem dieser Treffen nach Cambridge fuhr. Auch dabei waren Lisi Botschner, meine unmittelbare Nachbarin in Pruden und ihr Mann, mein zweiter Vetter, Hans Botschner. Sie lebten nahe Stretham, das sich wie Littleport in der Nähe von Ely befindet. Meine Frau war mitgekommen und wir erfreuten uns der Musik, des Tanzes und der angebotenen Erfrischungen. Plötzlich traten Hans und Lisi vor mich, lächelten und stellten mir eine Frau vor, die ich nicht erkennen konnte. "Darf ich Bekanntschaft machen?" sagte Hans. Ich sah sie mehrere Minuten lang an und versuchte mich zu erinnern. Schließlich sagte ich auf Deutsch: "Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" In ihrer Stimme lag ein Ton von Traurigkeit: "Erkennst du mich nicht?" Ich strengte mich noch stärker an. Dann sagte sie: "Kennst du dein kleines Edelweiß nicht mehr?" Es war, als hätte man mich mit dem Hammer auf den Kopf geschlagen. Mir schwindelte. Cambridge und Pruden vermischten sich. Stalingrad, das uns getrennt hatte, war auch da und meine Frau ebenfalls. Plötzlich hob sich der Nebel von 18 Jahren und ich erkannte sie: Es war in der Tat mein kleines Edelweiß, meine erste Liebe, meine liebliche kleine Gebirgsblume. Es war unbestritten Edelweiß, die ich vor dem Ertrinken aus der Kokel gerettet und mit der ich am Fasching getanzt hatte. Ich muss bedauerlicherweise gestehen, dass meine liebe Frau mich in der Nacht kaum mehr sah, denn ich tanzte die ganze Zeit mit Rebekka. Sie lebte nach den Jahren ihrer Zwangsarbeit in Russland nun in Deutschland und besuchte Bekannte in England. Michael Geddert war gefallen, Rebekka war zur harten Arbeit nach Russland verschleppt und wegen Krankheit nach Deutschland entlassen worden. Sie hatte nie mehr geheiratet. Auf geheimnisvolle Weise scheint das Wort "Edelweiß" meine Geschichte zu symbolisieren - das Leben eines Menschen, von der Weltgeschichte erfasst und verunstaltet, ein Leben der dörflichen Idylle in Siebenbürgen und der unbeschreiblichen Hölle von Stalingrad.

Heute bin ich staatenlos. Ich gehöre keiner Nation an. Ich nehme an keiner Wahl teil. Ich habe die Britische Staatsangehörigkeit nie beantragt, weil ich immer gehofft habe, dass sich im politischen System meiner Heimat etwas änderte, so dass ich zurückkehren könnte und sei es auch nur eine relative Selbstständigkeit gegenüber Russland, so wie sie Jugoslawien erreicht hatte. Ich vermisse so viele Dinge aus meiner alten Heimat; ich befürchte, dass diese unwiederbringlich verloren sind. Vor allem vermisse ich die Vertrautheit des Dorflebens in Pruden. Sollte es vorkommen, dass man zufälligerweise in ein Haus kam, wo gerade gegessen wurde, so brachte man dem Gast sofort einen zusätzlichen Stuhl und nötigte ihn, sich mit zu Tisch zu setzen. Mussten größere Arbeiten verrichtet werden, kamen die Nachbarn und die Verwandten und halfen, sie zu vollenden, ohne dass man erwartet hätte, dafür bezahlt zu werden. Wenn man etwas zu trinken und zu essen bekam, war man restlos zufrieden und glücklich.

Als der Krieg zu Ende war, hatte ich vor allem in den italienischen Gefangenenlagern Zeit nachzudenken. Hier erst erfuhren viele von uns zum ersten Mal einige Tatsachen des Krieges, von denen jeder englische Schüler heute weiß. Wenn ich meine Zigaretten, die ich mir auf dem Schwarzmarkt ergattert hatte, ins Lager der Offiziere brachte, luden diese mich oft ein, mit ihnen eine Zigarettenpause zu machen. Ich saß meist still in der Ecke und hörte zu. Einige waren tatsächlich hohe Tiere und ich lauschte ihren Kommentaren mit großem Interesse. Manchmal schämte ich mich, ein Deutscher zu sein. Ich erfuhr von Gräueltaten; ich begann etwas von der Dimension der Verbrechen gegen die Juden zu verstehen. Ich war Teil eines Systems gewesen, das für diese Vergehen verantwortlich war und daran war nichts zu ändern.

Das Leben jedoch ist seltsam. Ich hatte nicht gebeten, in Pruden geboren zu werden. Wo auch immer man geboren worden wäre, zweifle ich daran, dass man etwas gegen dieses verhängnisvolle Schicksal hätte tun können. Jeder hätte so leicht in meiner Lage sein können. In den Gefangenenlagern machte ich meine Erfahrungen und lernte, dass man nicht alles glauben darf, was einem gesagt wird. Ich begann zu verstehen, warum die Partisanen so erbittert gegen uns gekämpft hatten. Da der Krieg nun vorbei war, konnte man die Dinge objektiver betrachten als in der Hitze des Kampfes. Ich betrachtete Bismarck nach Martin Luther als den zweiten bedeutendsten Deutschen. Er warnte, man solle nie gegen die Bibel und gegen Gott kämpfen. Er erklärte, dass eine Nation, die gegen Gott kämpfe, dem Untergang geweiht sei. Ich glaube, dass dieser Krieg Bismarck Recht gegeben hat. Ich bin nun überzeugt, dass es nur richtig war für uns, den Krieg zu verlieren, denn wir hatten gegen Gott gekämpft. Zu verlieren, das stimmt einen immer traurig, aber ich war überglücklich, als der Krieg zu Ende war. Zu dieser Schlussfolgerung wurde ich jedoch durch die Umstände gezwungen.

Wofür ich heute bete, das ist meine Gesundheit. Wenn ich zurückblicke und die Jahre Revue passieren lasse, denke ich oft: "Wenn doch dies passiert wäre. Wenn doch das passiert wäre! Wie anders wäre das Leben heute!" Wofür ich jedoch dankbar sein muss, ist, dass ich überhaupt noch am Leben bin. Aber meine Gesundheit lässt viel zu wünschen übrig. Meine rheumatischen Schmerzen sind schlimmer geworden und meine Nerven sind schwach. Das alles ist nicht verwunderlich, denn ich war in Stalingrad.

Noch einen Wunsch hätte ich. Ich sehne mich danach, mein Heimatdorf wieder zu sehen. Nationalität hin oder her: zu dem Fleckchen Erde gehöre ich. Ich nähme gerne meine Frau und meine Söhne mit, um ihnen die Orte zu zeigen, von denen sie so oft gehört haben. Ich würde ihnen die Kirche, den Bach und die Schule zeigen und das Bauernhaus, in dem wir wohnten. Ich sehe es so oft vor meinen Augen und frage mich, ob es sich wohl verändert hätte. Vielleicht wird es in der Zukunft möglich, dort mal Urlaub zu machen. Dann werden wir am Bahnhof in Elisabethstadt ankommen, werden durch Halvelagen und dann den sachten Berg hinauf und schließlich hinab nach Pruden fahren. Dann wäre ich am Ende meiner Wanderschaft. Auf dieser Straße hatte ich vor 23 Jahren das Dorf verlassen. Es gibt ein deutsches Lied, in dem folgender Vers steht:

„Wo meine Wiege stand, soll ich begraben sein.“  
Pruden - was gäbe ich, dich einmal wieder zu sehen!

*Michael Paul (genannt Misch) starb am 16. Januar 1983 in Ely/ England.  
Sein Freund Franz Peppel.*

*Anmerkung der Redaktion:  
Sein letzter Wunsch ging 1980 in Erfüllung. Er sah sein geliebtes Pruden wieder.*



*Kameraden (Rekruten) 1943*

*Obere erste Reihe von links:*

- 1. Michael Geddert Haus - Nr. 49*
- 2. Alfred Tatter Haus - Nr. 26*
- 3. Julius Bloos Haus - Nr. 103*
- 4. Georg Wepprich Haus - Nr. 17*
- 5. Johann Keul Haus - Nr. 34*

*Untere Reihe von links:*

- 6. Michael Keul Haus - Nr. 3*
- 7. Eduard Geddert Haus - Nr. 154*
- 8. Georg Keul Haus - Nr. 108*
- 9. Johann Schuster Haus - Nr. 97*
- 10. Alwin Leutner Haus - Nr. 116*

*Es gibt ein deutsches Lied, in dem folgender Vers steht:*

Pruden wie ist es möglich, dass ich dich verlassen muss,  
etwas mehr als zwanzig Jahre, brachte ich hier mein Leben zu.  
Und nun heißt es abzufahren, hier hab ich nun keine Ruh,  
nun Lebewohl du liebe Mutter, hast du mich mit Schmerz geboren,  
zum Soldaten auserkoren.  
Einmal muß geschieden sein -  
Lebt denn wohl ihr meine Lieben daheim.

## **Kalt und finster Martha Geddert**

Kalt und finster ist die Nacht,  
vom Schlaf bin ich aufgewacht.  
Im Zimmer halt ich es nicht mehr aus,  
ich muss an die frische Luft hinaus.  
Am Himmel viel tausend Sterne stehen,  
die können sich herrlich die Welt besehen.  
Ach wäre ich so ein Sternelein,  
und könnte schauen zu meiner Mutter ins Zimmer hinein.  
Liegt sie im Bett und wacht,  
oder im Schlummer sacht?  
Vielleicht auch ist ihre Kammer leer,  
und ich sehe auf Erden meine Mutter nie mehr.  
Stern, du guter, sag mir an,  
was tut mein Vater der greise Mann.  
Der Kummer drückt das Herz ihm ab,  
er geht gebeugt, ist schon halb im Grab.  
Von meinen Brüdern gib mir Kunde,  
was machen sie zu dieser Stunde.  
Stern, du kalter, du sprichst ja nicht,  
läßt mich hier stehen mit traurigem Gesicht.  
Als arme Gefangene leben wir hier,  
bis wir zurückkehren, oh Heimat, zu dir!

*Dieses Gedicht stammt von Martha Geddert, es wurde 1945 in der Gefangenschaft in Russland gedichtet. Aufgeschrieben aus ihrer Erinnerung hat es Frau Rebekka Gross, die es uns freundlicherweise zusandte.*

## **Das Erlebnis von uns Prudnerinnen in Rußland Sofia Botschner, geborene Menning**

Nach einer anstrengenden Fahrt sind wir im Lager Tschassow-Iar angekommen und wurden in kleine Zimmerchen von 16-20 Personen eingeteilt. In der Mitte des Zimmers war ein eingebauter Ofen, die Kohlen dafür mußten wir uns aus der Fabrik „stehlen“. Die Schlafgelegenheiten waren stöckige Pritschen-Lager.

Wir wurden für die Arbeit und zum Essen gehen eingeteilt. Mittags gab es meistens eine dünne Krautsuppe, am Abend Tee und Fisch sowie etwas Streichwurst. Täglich bekamen wir 300-500 g Brot, das war so schwer und klebrig, das hätte man in Formen backen sollen, dann wäre es bekömmlicher gewesen. Der Hunger und Durst plagte uns sehr, so daß wir immer magerer wurden und dennoch mußten wir unsere schwere Arbeit in der Ziegelfabrik verrichten.

Die Zeit verging und wir hatten Heiligen Abend, den wir mit unserer Nachtschicht begrüßten. Drei Frauen mußten wir in die Lehmgrube mitfahren und den Lastwagen mit den gesprengten Lehmschollen beladen, die unsere gefangenen Soldaten Tags über gesprengt hatten. Unsere Gedanken waren zu Hause bei unseren Familien. Wir sangen



*Sofia Botschner*

Weihnachtslieder, kochten und backten in Gedanken und der Hunger wurde immer größer. Nun kam der Fahrer angetrunken aus dem Ort und der Motor war von der eisigen Kälte eingefroren, so daß wir eine Stunde in die Fabrik zurücklaufen mußten. Dort konnten wir uns ein bisschen aufwärmen an einem halb entleerten Ofen, in welchem Ziegeln gebrannt wurden, bis wir wieder ins Lager zurück mußten. Der Sommer verging und es wurde Herbst. Alle, die noch beweglich waren, mußten auf die Felder um bei der Ernte zu helfen. Zurück blieben wir nur drei Frauen und ein Mann die die eingebrachte Ernte in einer großen Erdhütte einlagerten. In diesen Erdhöhlen verbrachten wir auch die Nächte. Es wurde immer kälter und stürmischer. Wasser gab es schon lange nicht mehr, wir mußten unser

Kraut, Kartoffeln oder Rüben mit Schneewasser kochen. Eines Nachts hörten wir das Geheule von mehreren Wölfen. Wir verbarikierten die Tür und stemmten uns vor lauter Angst dagegen. Da packte der Mann den Blecheimer und schlug mit dem Schürhaken ohrenbetäubend darauf und durch den verursachten Lärm verzogen sich die Wölfe. Nach einigen Tagen wurden wir in die Ziegelfabrik zurückgeholt. Soweit ich mich erinnern kann, starben in Rußland Ziri Leitner, Lisi Menning, Pauline Tatter, Katharina Tatter ist im Krankenhaus Mügeln (Ostdeutschland) gestorben und dort beerdigt. Lisi Mettert und ich haben ihr Grab in Mügeln besucht. Mit einem Krankentransport kamen wir mehrere in Mügeln bei Oschatz (Ostdeutschland) an. Dort wurden wir in verschiedene Häuser verteilt. Ich kam in die Gärtnerei, gleich neben dem Friedhof, wo ich für Kost und Logie mitarbeitete. Ich schrieb an meinen Onkel Philipp Menning und bekam bald darauf eine Antwort mit der Anschrift meines Mannes, der sich zwischenzeitlich in der Bundesrepublik aufhielt. Eine Frau brachte mich „schwarz“ über die Grenze und so konnte ich nach längerer Zeit der Abwesenheit meinen Mann überraschen. Ein neuer, glücklicher aber armer Anfang begann. Somit versuchten wir uns dann schön langsam wieder alles neu anzuschaffen.

*Dies ist ein Bericht von Sofia Botschner, geborene Menning, aus Traunreut.*

### **Wie ich die Russlandjahre durchstand Von Sara Weprich**

Im Jahre 1944 kurz vor Weihnachten wurde immer nur davon gesprochen, wir würden nach Rußland verschleppt. Niemand glaubte es, aber trotzdem bereiteten wir uns vor mit allem, mit Lebensmitteln und Kleidung. Wir schlachteten ein paar Schweine, damit wir genügend zum Essen hatten. Ich war sehr schwach, denn kaum ein Jahr

davor war mein Mann im Krieg an der Front gefallen. Ich blieb mit einem Kind von zwei Jahren zurück. Ich weinte sehr viel, hatte aber gute Eltern, die mir hilfreich zur Seite standen. Weihnachten wurde traurig gefeiert, da ich in tiefster Trauer war und wir auch das Elend von Russland kommen sahen.

Am 15. Januar 1945 in der Früh um 5 Uhr weckte mich meine Schwiegermutter und sagte zu mir: „Du musst aufstehen, ihr werdet nach Russland geschickt“. Ich glaubte es fast nicht, obwohl schon ein paar Wochen vorher davon gesprochen wurde. Ich hatte ein Mädchen von 3 Jahren und 5 Monaten, nahm das Kind und packte es in eine Wolldecke ein und kam zu meinen Eltern, wo wir dann alle weinten. Wir sollten alle drei Geschwister nach Russland verschleppt werden.

Es dauerte nicht lange, da trafen der Ortsrichter und ein Russe ein. Der Ortsrichter sagte: „Ihr müsst euch fertigmachen, denn ihr werdet nach Russland geschickt“. Ich schrie: „Machet mit mir, was ihr möchtet, erschießt mich mit meinem Kind, aber ich könne nicht mitfahren“. Er hatte einen dicken Stock und stampfte auf den Fußboden und sagte: „Du musst kommen“. Das war Litas Vater, ein schlechter Hund und Sachsenfeind.

In der Früh um 8 Uhr versammelten wir uns alle, die nach Russland sollten, im rumänischen Schulgebäude. Die Frauen von 17 bis 32 Jahren, die Männer von 17 bis 40 Jahren, sogar unser Herr Pfarrer wurde aufgefordert, nach Russland zu ziehen. Im rumänischen Schulgebäude wurden wir bis 1 Uhr mittags gehalten. Hinaus durfte niemand mehr gehen und herein zu uns, durfte auch niemand. Meine Mutter reichte mir meine Tochter zum Fenster herein, damit ich sie noch kurze Zeit auf dem Arm halten konnte. So ging es vielen Müttern. Man reichte ihnen die Kinder zur letzten Liebkosung zum Fenster herein. Um 1 Uhr fingen die Glocken an zu läuten. Wir wurden herausgelassen. Alle Dorfbewohner mit unserem Herrn Pfarrer sangen den Psalm „Ein feste Burg ist unser Gott“. Alles weinte, mein Kind nahm eine Tante von mir auf den Arm, denn meine Mutter weinte auch so sehr, weil ihre drei Töchter weggeschleppt wurden. Es begann der Abmarsch bis nach Elisabethstadt. Mein Vater führte uns das Gepäck der drei Geschwister mit dem Fuhrwerk bis nach Elisabethstadt. Von allen Dorfbewohnern wurden wir bis zum Ausgang des Dorfes begleitet. Mein Kind und meine Mutter bekam ich nicht mehr zu sehen. Ich weinte sehr. In Elisabethstadt angekommen, wurden wir gleich im Lager untergebracht, wo heute die Agricolá (Landwirtschaftliche Schule) ist. Wir waren 38 Frauen von Pruden. Alle kamen wir in ein Zimmer. Wir hatten uns Decken und kleine Kissen mitgenommen, damit wir uns auch ausruhen konnten. Wir schliefen auf dem Fußboden. Jeden Tag kam jemand von meinen Eltern und brachte uns warmes Essen. In diesem Lager waren wir zwei Wochen. In einer Nacht um 2 Uhr kamen fest vergiftete Lastwägen und brachten uns zum Bahnhof, wo wir dann einwaggoniert wurden; alle 38 Frauen in einem Viehwaggon. Meine Eltern kamen noch einmal und brachten uns frischgebackenes Brot, Speck und Fleisch von einem halben Schwein, obwohl wir schon sehr viel mitgenommen hatten.

Meine Eltern durften nicht lange mit uns sprechen, denn der Waggon wurde geschlossen. Es war sehr kalt. In der Mitte des Waggon hatten wir einen kleinen Ofen, der aber keine Hitze spendete. Wir waren warm angezogen, wickelten uns in unsere

Decken ein und legten uns anstatt auf ein Bett auf Stroh. Tagsüber stand der Zug und nachtsüber sauste er wie der Blitz. Wir waren drei Wochen auf der Reise bis nach Russland. Von Zeit zu Zeit waren Männer, die Schnee räumten, auf der Bahnlinie, denn der Schnee war sehr hoch. Wir lebten alle in der Hoffnung, wieder zurück in die Heimat zu kommen. Nach drei Wochen kamen wir in der Ukraine in Russland an. In Tschassow-Iar wurden wir auswaggoniert und in ein Lager geführt - die Männer allein und die Frauen allein. Vor dem Lager standen viele Russen und Russinnen ausgehungert und beobachteten uns, weil man uns nun auch dorthin gebracht hatte.



*Eine Unvergessliche Zeit.*

*Vom Jahre 1945 bis im Jahre 1950 war ich  
in Russland auf Zwangsarbeit. Nach dem  
2ten Welt Krieg. Diese Foto ist in Russland  
gemacht worden in Gasowjar im Jahre 1948.  
Geschrieben nach der Ankunft in die liebe Heimat.*

*Pruden 1950. Heul Ziri.*

Was wir von zu Hause an Lebensmitteln hatten, teilten wir und gaben auch den Russinnen und ihren Kindern, denn wir hatten noch immer die Hoffnung, wieder in die Heimat zurückzukommen. Drei Tage mussten wir nicht in die Arbeit. Am vierten Tag wurden wir in Brigaden eingeteilt. Ich wurde zum Transport eingeteilt. Ich arbeitete in der Schamottfabrik, wo die Mauerziegel gemacht wurden aber draußen, nicht in der Fabrik. Wir waren eine Brigade von zehn Personen, mussten Waggons mit Ziegeln verladen und Bausteine abladen. Von Zeit zu Zeit auch Kohlen aus den Waggons

abladen. Es fiel uns sehr schwer, als wir sahen, wie wir arbeiten mussten; oft drei Tage und drei Nächte hintereinander und das, bei magerer Kost.

Eine Zeit hatten wir noch von zu Hause einige Lebensmittel. Das nahm aber auch ein Ende. Wir waren manchmal sehr ausgehungert. Ich hatte eine gute Freundin (Elisabeth Geddert), mit der gingen wir oft zu Russinnen arbeiten, wenn wir Sonntag manchmal frei hatten. Dort bekamen wir dann zu essen: Gerste in Milch gekocht. Oft brachte ich noch ein paar kleine Kartoffeln und ein Stückchen Brot und Rüben mit ins Lager, denn ich hatte noch zwei jüngere Schwestern, die auch immer ausgehungert waren. Ich bedauerte sie und brachte ihnen Etliches mit. Im Lager aßen wir drei immer zusammen, mit einem Wasserglas Milch und ein wenig Palukes (Polenta) mussten wir drei satt werden. Das machten wir uns jeden Tag zusätzlich zu der mageren Kost, die



Johann Löw - Rußland 1947

kalt. Vor Kälte fielen wir manchmal um.

wir dort kriegten. Im ersten Jahr war ich beim Transport, im zweiten Jahr war ich schon in einer besseren Brigade. Wir hatten eine Brigadierin, die deutsch sprechen konnte. Ich war aus der Brigade die älteste, lauter junge Mädels waren mit mir in der Brigade. Wir brachten Ziegeln an die Bahnlinie. Oft arbeiteten wir über die Norm und bekamen von der Brigadierin einen Zettel für eine Doppelportion Essen.

Von Zeit zu Zeit wurden wir in der Nacht geweckt und mussten hinaus auf die Bahnlinie Schnee schaufeln. Im Winter war der Schnee oft 2 m hoch und so mussten wir die Bahnlinie bis in die Fabrik vom Schnee frei schaufeln. Es war immer sehr

Im Sommer arbeiteten wir auf dem Kolchos in den Kartoffelfeldern. Dort wurden dann viele Kartoffeln gebraten. Wir machten ein großes Feuer und aßen uns einmal gut satt, das war aber selten. So verging eben die Zeit. Wir waren dann an das Elend und Hungerleiden mit der Zeit gewöhnt. Wir waren alle nach einer Zeit entkräftet. Aus der Heimat bekam niemand Post. Wir wussten gar nicht, ob unsere Angehörigen noch lebten. Jeden Sonntag, wenn wir frei hatten, hielten wir in unserem Zimmer Gottesdienst. Wir sangen ein paar Psalme und zum Schluss wurde das „Vater unser“ gebetet. Weihnachten war am aller schwersten. Jeder hatte Heimweh und weinte um die Seinigen. Aber trotzdem zeigten wir den Russen, was für einen schönen Brauch wir hatten. Heiliger Abend wurde gefeiert und zwar mit einem Gottesdienst. Die Männer hatten eine große Baracke, wohin an die 150 Personen hinein gingen. Dort wurde ein großer Weihnachtsbaum geschmückt und Heiliger Abend gefeiert. Wir sangen die Weihnachtslieder aus dem Gesangbuch, wie zum Beispiel „Vom Himmel hoch“;

Gesangbücher hatten wir uns mitgenommen. Es war bei den Männern ein Prediger, der dann den Gottesdienst hielt. Außerdem machten wir uns auch in unser Zimmer ein kleines Weihnachtsbäumchen mit ein paar Kerzen daran und ein paar aus Papier



*So sah das Familienleben aus.  
Um eine Tante oder Großmutter,  
scharten sich die zurückgebliebenen  
alleinstehenden Kinder und  
suchten Geborgenheit und Liebe.*

*Von links nach rechts:  
Elisabeth und Lukas Geddert,  
Frau Katharina und Michael  
Tatter, Daniel, Sara und  
Michael Wolff*

*Juli 1946*

geschnittenen Figuren. Kurz vor Weihnachten und zu Neujahr ging ich mit meiner Freundin zu den Russinnen, wo wir oft arbeiteten und wünschten ihnen glückliche Feiertage. Wir bekamen ein wenig Brot und ein paar Rüben. So hatten wir die Feiertage auch noch etwas zum Essen. Bis ich von den Russinnen kam, hatten meine zwei Schwestern mir die Sonntagskleider für die Abendkirche zurechtgelegt. Sie waren beide froh, dass wir nun wieder etwas zum Essen hatten.

+ So verging eben die Zeit in Russland. Jede Woche durften wir ins Bad, damit auch unsere Kleider entlaust wurden, denn wir hatten auch Kleiderläuse. Auf den Kopf ließen wir sie nicht sehr kommen, denn wir suchten uns sie und rieben uns den Kopf mit Petroleum ein. Im dritten Jahr wurde ich in die russische Schule als Schuldienlerin eingeteilt, denn ich war sehr schwach und konnte nicht mehr beim Transport bleiben. Dort hatte ich es dann etwas besser. Wir waren zwei sächsische Frauen und eine Russin. Dort häkelte ich dann den russischen Lehrerinnen große Kopftücher und bekam ein wenig Brot und ein paar Kartoffeln und Rüben dafür. Manchmal auch ein paar Rubel, damit ich meinen zwei Schwestern auch immer etwas geben konnte.

In der russischen Schule waren zwölf Klassenzimmer, die mussten wir jeden Tag sauber machen, ab und zu fand ich in den Bänken auch ein Stückchen Brot, worüber ich mich sehr freute, denn die russischen Kinder hatten teilweise auch wenig zum Essen. So verging die Zeit auch dort. Von Zeit zu Zeit mussten wir auch bei Transportarbeiten mithelfen, wenn viel Arbeit war. Von Zeit zu Zeit wurden wir vom Arzt untersucht. Ich gehörte auch schon zu den Schwachen. Wir hatten auch ein paar junge Mädels von 17-18 Jahren bei uns. Die starben fast alle schon im ersten Jahr, weil wir so sehr ausgehungert waren. Ich wurde im Jahre 1948 im April von Russland entlassen, weil ich so entkräftet war. Meine jüngste Schwester und ich kamen mit einem Transport. Eine Schwester blieb noch in Russland. Der Abschied war sehr schwer, weil nun eine Schwester dort bleiben musste, das war Elfi. Wir wurden in Stalino einwaggoniert. Da ich nicht schnell genug in den Zug konnte, bekam ich vom Lagerführer mit einer Eisenstange einen

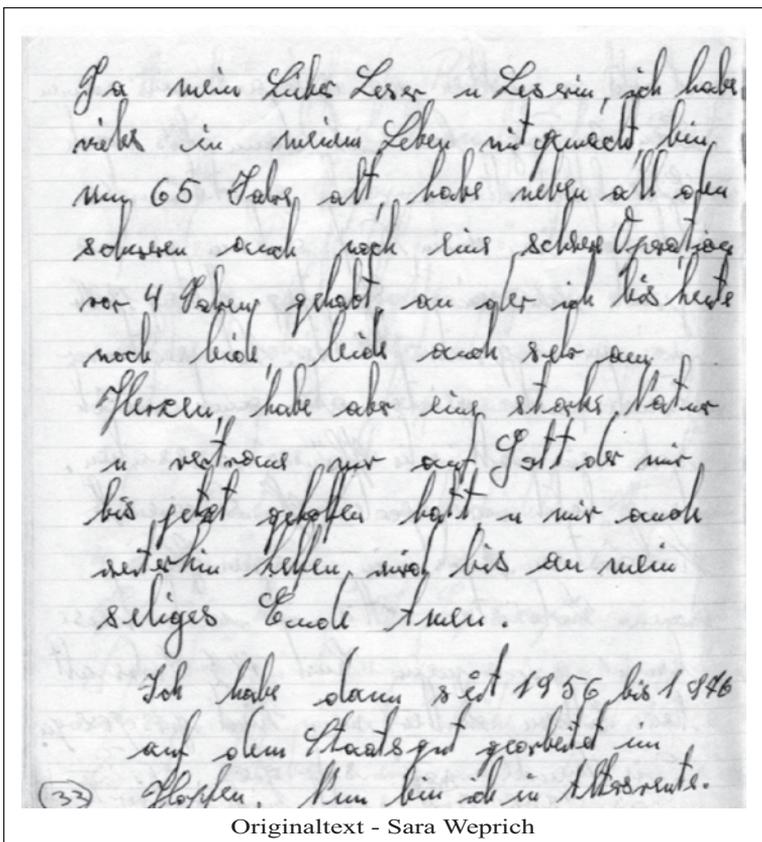
Schlag an den Fuss, dass ich zusammensackte. Heute habe ich noch das Zeichen von dem Schlag mit der Eisenstange. Wir waren eine ganze Woche auf der Reise in der Hoffnung, wir würden nach Rumänien in die Heimat gebracht werden. An einem Tag in der Früh wurden wir in Deutschland, in Frankfurt an der Oder, auswaggoniert. Dort wurden wir gut empfangen. Die Frauen standen auf der Straße mit Brot und Wasser. Wir freuten uns, dass wir etwas zum Essen erhielten und ein wenig Wasser bekamen. Denn wir waren in den drei Wochen auf der Reise ganz ausgehungert. Wir wurden in ein Lager gebracht, wo wir mit Musik erwartet wurden. Dort bekamen wir ein gutes Mittagessen. Nach dem Essen wurden wir gleich zur Leibeskontrolle geführt. Ich blieb in demselben Lager und meine jüngere Schwester wurde schon an demselben Tag in eine andere Gegend gebracht. Dieser Abschied von uns beiden war auch wieder schwer, denn wir wussten nicht, ob wir uns noch sehen würden. Ich wurde, mit noch etlichen Frauen, die auch so entkräftet waren, in einem Militärlazarett untergebracht. Dort hatten wir ein gutes Zimmer und waren ständig in ärztlicher Behandlung. So schwach wie ich war, strickte ich auch dort mit noch einer Frau für die Ärzte Westen und bekam dann ein paar Mark und einige Lebensmittel, was uns sehr gut kam. Nach einer Zeit wurden wir in ein Lager gebracht. Dort waren wir drei Wochen und bekamen gutes Essen. Von Zeit zu Zeit half ich in der Küche beim Kartoffel schälen. Nach drei Wochen wurden wir alle für leichte Arbeit aufgeteilt. Ich kam mit noch einem jungen Mädels in das Dorf Oberhäuserdorf. Wir bekamen in einem Gasthaus ein Zimmer mit zwei Betten, einem Tisch, einem Schrank und zwei Stühlen. Wir waren beide noch schwach. Niemand im Dorf wollte uns. Das Dorf kam für uns auf. Wir erhielten gutes Essen und gingen der Gastwirtin auch zur Hand. Trotz der guten Kost waren wir nie satt. Jeden Sonntag wurden wir beide zu den Leuten zum Essen eingeladen. Wenn uns Backwaren aufgetragen wurden, blieb nichts mehr auf dem Teller. Wenn wir satt waren, steckten wir uns den Rest in die Tasche und aßen es dann in unserem Zimmer. Eines Tages kam eine Bauernfamilie und fragte mich, ob ich melken könne. Ich antwortete: „Ja“. Und ob ich die Feldarbeit verstehe. „Ja“ sagte ich und freute mich. Der Bauer meinte: „Bleiben Sie noch zwei Tage hier bei ihrer Freundin, dann kommen sie zu uns“. Ich willigte ein. Das junge Mädels blieb im Gasthaus, denn sie hatte eine gebrochene Hand und ich ging zum Bauern. Dort fand ich zwei Familien vor: eine junge Familie mit einem Kind und ein altes Ehepaar. Am ersten Tag half mir der junge Bauer die Kühe melken. Nachher musste ich sechs Kühe alleine melken. Ich war noch sehr geschwächt, obwohl ich gutes Essen hatte und war immer sehr müde.

Nach fünf Wochen an einem Morgen konnte ich nicht mehr aufstehen, hatte hohes Fieber, sehr große Schmerzen in den Armen und die Finger waren mir geschwollen. Die junge Bäuerin kam in mein Zimmer und fragte mich, was mit mir sei. Ich sagte, ich könne nicht mehr aufstehen. Sie führten mich gleich zum Arzt, der untersuchte mich und sagte, ich dürfe keine Feldarbeit mehr machen. Das Dorf müsste mich erhalten. Ich ging zum Bürgermeister und sagte ihm, was der Arzt gesagt hatte und überreichte ihm auch ein Schreiben des Arztes. Da ich aber eine gute Freundin in Sonneberg hatte, verlangte ich dem Bürgermeister einen Fahrschein, damit ich nach Sonneberg fahren konnte. Meine Freundin, das junge Mädels, begleitete mich bis zum Bahnhof. Sie weinte sehr als wir uns verabschiedeten, sie war von Maldorf.

Als ich in Sonneberg ankam, freute sich meine Freundin sehr, als sie mich sah. Sie war

bei guten Leuten. Diese Leute sagten zu mir: „Jetzt bleiben sie ein paar Tage hier, dann haben wir für Sie eine gute Stelle bei ganz guten Leuten“. Und es war auch so. Ich kriegte eine Stelle bei guten Leuten, die ein großes Sägewerk hatten. Dort waren eine junge Familie mit zwei Buben und zwei ältere Leute. Ich gehörte zu den Älteren, denn denen gehörte das Sägewerk. Dort war ich dann acht Jahre lang. In erster Zeit konnte ich kaum erwarten, der Mittag solle kommen, obwohl ich alles frei hatte. Ich getraute mich nicht, etwas zum Essen zu nehmen, bis sie mich nicht aufforderten. Nach einer Zeit war ich dort gut eingelebt. Ich gehörte zur Familie, ich kochte dann auch selber. Wir waren jeden Tag zehn Personen beim Mittagessen. Außerdem waren noch zwei

Aushilfen, die von Russland aus der Gefangenschaft kamen. Eines war der Sohn von meinen Leuten und der andere der Schwiegersohn. Und so schämte ich mich dann nicht mehr wegen dem Essen, denn die zwei dachten auch immer nur an das Essen. Es war in der schlechten Zeit 1948, wo so viele Leute in Deutschland hungerten und hatten nichts zum Essen. Das spürte ich nicht, denn diese Leute hatten ein eigenes Sägewerk, mussten an den Staat liefern und



Originaltext - Sara Weprich

auch an bestimmte Leute zum Beispiel an Bauern, von denen sie dann Lebensmittel erhielten. Dort versah ich den Haushalt. Es waren sieben Zimmer und das Büro und ein großes Treppenhaus zum Sauber machen. Wir hatten auch einen großen Garten, den bestellte ich auch, außer graben. In der Mittagsstunde wechselte ich meine Chefin ab, nach dem Mittagessen, damit sie sich ein wenig ausruhen konnte, denn sie war im gleichen Alter wie meine Eltern. Ich blieb zwei Stunden an ihrer Stelle im Sägewerk und verkaufte Holzabfälle. Das ging schnell, denn ich half den Leuten das Holz in die Kisten einpacken. Und so musste meine Chefin nachmittags nicht mehr ins Sägewerk. Dann gingen wir beide oft in die Stadt und zwar in die Konditorei. Dort verlangte ich mir dann, was mir schmeckte und sie bezahlte. Ich stand sehr früh auf, um

anschließend in die Stadt zu gehen. Manchmal kamen auch die zwei Buben mit, nicht zu meinem Vergnügen. Jeden Abend musste ich neben den Kinderbetten stehen und dem Kleinsten Märchen erzählen bis er einschlief, denn seine Mutter hatte keine Zeit. Sie war in meinem Alter. So verging die Zeit eben auch dort.

Nach einer Zeit erhielt ich dann die ersehnte Nachricht von meinen Eltern, worüber ich mich sehr freute und bekam dann auch von meinem Kind Bescheid. Nach einer Zeit erhielt ich auch von meiner jüngeren Schwester ein Schreiben, da es ihr beim Bauern nicht gut ging. So ließ ich sie auch nach Sonneberg kommen, wo ich war. Ich hatte ihr eine gute Stelle gesucht. Sie blieb ein paar Tage bei mir, dann trat sie ihre Stelle bei einer Arztfamilie an. Nun waren wir drei Frauen aus Siebenbürgen in Sonneberg. Der Treffpunkt war immer bei mir, weil ich die älteste war und dabei ging ich auch nirgends ohne meine Chefin oder ohne ihre Tochter, denn diese Leute waren so gut zu mir - wie meine Eltern.



*Geschwister Weprich - links: Sara Weprich*

Ich machte ein Gesuch übers andere, um in die Heimat zurückzufahren, immer wurde es abgelehnt. Im Jahre 1956 erhielt ich dann die Verständigung wegen der Heimfahrt. Ich meldete mich gleich, kam dann 1956 im Februar in der größten Kälte mit einem Transportzug, wo ich dann wieder zwei Wochen auf der

Reise war. Es war im Zug sehr kalt, nicht geheizt. Erst als ich in Ungarn - in Budapest - auf dem Bahnhof ankam, erwärmte ich mich ein wenig. Ich hatte vergessen zu erwähnen, dass der Abschied von meinen Leuten in Sonneberg auch schwer war. Sie weinten alle, als wir uns auf dem Bahnhof verabschiedeten. Wir waren vier Personen, die wir zusammen in die Heimat kamen. In Episcopia, wo das Grenzbüro ist, sind wir ausgewaggoniert worden. Das ist in der Nähe von Oradea. Dort blieben wir einen Tag und eine Nacht und ruhten uns gut aus im Warmen. Den zweiten Tag kam ich dann bis nach Elisabethstadt, wo ich gewohnt hatte. Als ich in meinem Dorf ankam, es war gerade an einem Sonntagmittag um 12 Uhr, als man gerade läutete. Ich weinte vor Freude. Ich weinte aber auch, wie ich sah, wie all die Häuser aussahen. Denn in jedem Haus waren Kolonisten. Auch in unserem Haus waren Kolonisten. Wie ich nach Hause kam, war mein Kind 14 ½ Jahre alt. Meine Eltern hatten mein Kind großgezogen. Die Freude war sehr groß. Alle Bewohner des Dorfes suchten mich auf vor Freude.

Ja, meine lieben Leserinnen und Leser, ich habe viel in meinem Leben mitgemacht. Ich bin nun 65 Jahre alt, habe nach all dem Schweren auch vor vier Jahren noch eine schwere Operation gehabt, an der ich bis heute noch leide. Ich leide auch sehr am Herzen, habe aber eine starke Natur und vertraue nur auf Gott, der mir bis jetzt geholfen

hat und mir weiterhin helfen wird, bis an mein seliges Ende. Amen. Ich habe dann seit 1956 bis 1976 auf dem Staatsgut im Hopfen gearbeitet. Nun bin ich in Altersrente.

Pruden, im Jahre 1984

Sara Weprich

*Anmerkung der Redaktion: Frau Weprich übersiedelte 1990 mit Tochter, Regine Seiler und Schwiegersohn, Michael Seiler, in die BRD (Würzburg). Sie verstarb am 21. März 2000 in Würzburg.*

### **Mit 16 nach Russland deportiert Johann Weprich**

Als Jüngling von 16 Jahren wurde ich nach Russland verschleppt. Dort lernte ich meine zukünftige Frau kennen, die war gerade erst 15 Jahre alt. Da knüpften wir zarte Bande und – wie im Flug – vergingen fünf Jahre, schwere Jahre. Bei 62° Kälte an der sibirischen Grenze mussten wir unsere Arbeit verrichten. Bei den heutigen Temperaturen kaum auszudenken. Als das Thermometer nur minus 40° anzeigte, mussten wir unsere Außenarbeiten verrichten.

Gott ist mit uns gewesen und hat uns Kraft und Mut gegeben, weiterhin durchzuhalten,



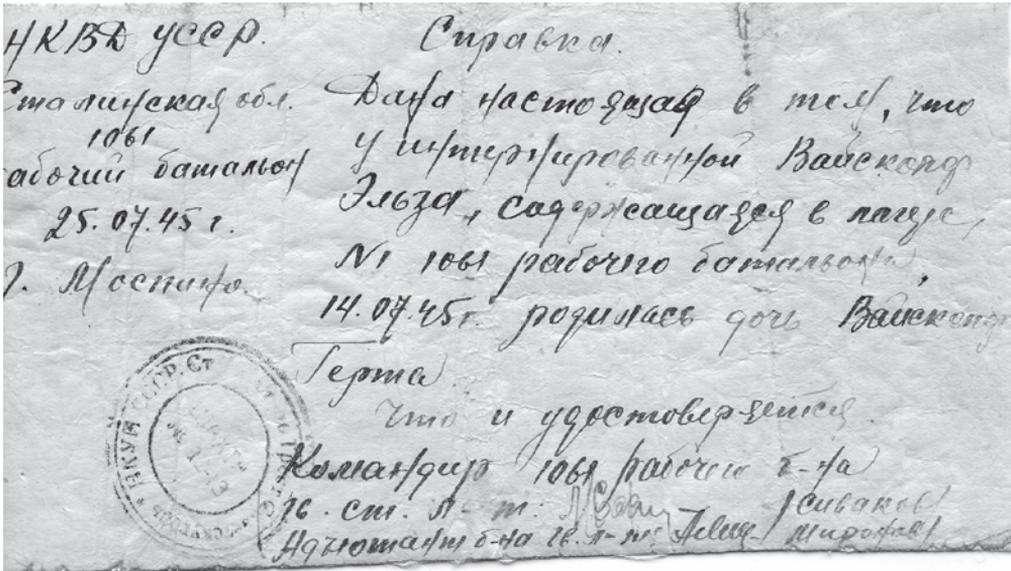
*Katharina und Johann Weprich*

so haben wir wieder in die Heimat zurückgefunden.

Im Jahre 1950 haben wir geheiratet. In Pruden konnten wir nicht wohnen, da das große Haus von Kolonisten besetzt war, so bin ich dann schließlich in das Anwesen meiner Frau zugezogen. Im Jahre 1958 haben wir dann in Schäßburg ein Haus gebaut und haben dort 32 Jahre gelebt, bis wir in die Bundesrepublik ausreisen durften. Wir haben zwei Söhne, vier Enkelkinder und einen Urenkel, Julian Weprich genannt. Nun sind wir schon 20 Jahre hier in der Bundesrepublik und danken Gott, daß er uns so einen schönen Lebensabend geschenkt hat. Wir sind zufrieden alt geworden und hoffen auf beste Gesundheit, damit wir unsere Urenkeln noch viele Jahre begleiten können.

*Aufgezeichnet von Johann Weprich / Schlüchtern 2008*

## Geburtsurkunde von Dagmar - Herta Geddert, geb. Weisskopf



### NKWD USSR

Stalinsker Gebiet  
1061  
Arbeitsbataillon  
25.07.45  
Stadt Mospino

### B e s c h e i n i g u n g

Diese Bescheinigung bestätigt, dass die Internierte Weisskopf Ilse, inhaftiert im Lager 1, Arbeitsbataillon 1061 am 14. 07. 45 eine Tochter Weisskopf Herta geboren hat.  
Das bestätigt  
Kommandeur des Arbeitsbataillons 1061  
16. Oberleutnant ..... (Siwakov)  
Bataillonsadjutant Leutnant .... (Mironov)



*Verschiedene Lebensphasen von Dagmar-Herta Geddert, geb. Weisskopf  
Rückkehr aus Russland, mit Eltern und als Konfirmandin*

## Kriegsgefallene

Für Erinnerung an die im Kriege 1914-18 gft. Söhne	
Julius Ernst	geb. 1895
Georg Keul	" " 92
Joh. Gotschner	" " 97
Joh. Geddert	" " 85
Joh. Jakes	" " 92
And. Gotschner	" " 75
Georg Keul	" " 73
Georg Schuller	" " 93
Mich. Schoop	" " 78
Georg Taub	" " 91
And. Schoop	" " 76
Mich. Schoop	" " 89
Karl Jakes	" " 96
Mat. Menning	" " 84
And. Weber	" " 82
And. Jakes	" " 90
Luh. Jakes	" " 92
Mich. Jakes	" " 68

*Kriegsgefallene im Ersten Weltkrieg 1914 - 1918*

## Die Kriegsgefallenen aus dem Zweiten Weltkrieg

Name	Haus Nr.
1. Binder Johann	2
2. Schuller Michael	13
3. Weprich Martin	17
4. Zakel Johann	23
5. Paul Franz	25
6. Tatter Franz	28
7. Hartmann Michael	39
8. Zakel Michael	46
9. Geddert Michael	49
10. Keul Hans	52
11. Weber Franz	61
12. Weprich Georg	63
13. Weprich Johann	63
14. Kirschner Johann	73
15. Bloos Lukas	79
16. Tatter Michael	84
17. Seiler Michael	87
18. Tatter Hermann	80
19. Bloos Georg	90
20. Menning Phillip	105
21. Keul Karl	108
22. Weprich Michael	116
23. Botschner Michael	118
24. Geddert Lukas	119

### Vermisste

1. Orendi Georg	89
2. Orendi Martin	89



*Gedenkstätte der Siebenbürger Sachsen  
in Dinkelsbühl*

### Russlandverschleppte und Gestorbene:

1. Keul Michael sen.	3
2. Keul Georg sen.	32
3. Keul Georg jun.	32
4. Kasper Otilie	42
5. Weber Rebekka	61
6. Höhr Rudolf	68
7. Tatter Katharina	74
8. Tatter Pauline	74
9. Seiler Elisabeth	84
10. Botschner Otilie	97
11. Menning Elisabeth	107
12. Leutner Sara	116
13. Weprich Sara	140
11. Seiler Elisabeth	
12. Zakel Hans	

Aushebung der Prudner Sachsen nach Russland 15. und 16. Januar 1945

Pos.	Haus	Vorname	Familienname	Geburtsjahr	Jahr	Entlassen	Todesjahr
	Nr.				der Entlassung	wohin	
1	1	Andreas	Lingner/Pfarrer	1902	1945		
2	3	Michael	Keul	1896			1945 Russland
3	3	Elisabeth	Keul	1924	1949	Rumänien	
4	7	Johanna	Weprich	1923	1946	DDR	
5	7	Sofia	Weprich	1925	1947	DDR	
6	7	Johann	Weprich	1928	1945	Rumänien	
7	9	Paul	Fieltsch	1906	1946	Rumänien	
8	16	Andreas	Botschner	1900	1946	Rumänien	
9	17	Johann	Weprich	1925	1949	Rumänien	
10	20	Georg	Zikeli	1904	1949	Rumänien	
11	21	Johann	Tatter	1898	1946	DDR	
12	23	Andreas	Zakel	1914	1946	DDR	
13	24	Christine	Keul	1918	1949	Rumänien	
14	24	Sara	Keul	1922	1949	Rumänien	
15	24	Regina	Keul	1926	1947	DDR	
16	24	Lukas	Keul	1928	1949	Rumänien	
17	25	Katharina	Paul	1920	1949	Rumänien	
18	27	Georg	Botschner	1925	1949	Rumänien	
19	28	Franz	Tatter	1898	1946	Rumänien	
20	30	Johann	Lang	1910	1946	Rumänien	
21	30	Sara	Welther	1923	1949	Rumänien	
22	32	Georg	Keul sen.	1897			1945 Russland
23	32	Georg	Keul jun.	1928			1947 Russland
24	32	Sara	Keul	1922	1947	DDR	
25	33	Sofia	Gutt	1924	1949	Rumänien	
26	34	Anna	Keul	1923	1949	Rumänien	
27	34	Georg	Keul	1928	1949	Rumänien	
28	42	Katharina	Kasper	1914	1945	Rumänien	
29	42	Andreas	Kasper	1919	1945	Rumänien	
30	42	Elisabeth	Kasper	1926	1949	Rumänien	
31	42	Ottillie	Kasper	1928			1947 Russland
32	44	Michael	Tatter sen.	1901	1947	Rumänien	
33	44	Michael	Tatter jun.	1928	1949	Rumänien	
34	46	Michael	Zakel	1896	1947	DDR	
35	47	Elisabeth	Botschner	1922	1947	DDR	
36	47	Sara	Botschner	1925	1947	DDR	
37	48	Georg	Mathes	1928	1950	Rumänien	
38	49	Mathes	Geddert	1927	1947	DDR	
39	51	Sofia	Geddert	1928	1949	Rumänien	
40	54	Thomas	Geddert	1924	1949	Rumänien	
41	54	Katharina	Geddert	1927	1945	Rumänien	
42	57	Johann	Löw	1904	1949	Rumänien	
43	57	Elisabeth	Löw	1911	1949	Rumänien	
44	60	Hans	Weprich	1928	1949	Rumänien	
45	61	Rosina	Weber	1919	1947	DDR	
46	61	Rebecka	Weber	1926			1946 Russland
47	63	Martin	Weprich	1905	1946	DDR	
48	63	Rudolf	Höhr	1905			1946 Russland
49	64	Johann	Tatter sen.	1900		Rumänien	
50	64	Johann	Tatter jun.	1928	1949	Rumänien	

51	64	Sofia	Tatter	1926	1949	Rumänien	
52	66	Sofia	Botschner	1921	1947	DDR	
53	74	Katharina	Tatter	1925			1947 Russland
54	74	Pauline	Tatter	1928			1946 Russland
55	75	Johann	Keul	1927	1949	Rumänien	
56	76	Michael	Plachta	1907	1949	Rumänien	
57	76	Sara	Plachta	1913	1949	Rumänien	
58	78	Elisabeth	Gutt	1921	1949	Rumänien	
59	79	Andreas	Bloos	1915	1946	DDR	
60	79	Sara	Bloos	1919	1949	Rumänien	
61	79	Friedrich	Bloos	1917	1949	Rumänien	
62	80	Johann	Geiger	1926	1949	Rumänien	
63	82	Katharina	Tatter	1914	1949	Rumänien	
64	83	Johann	Lang	1904	1949	Rumänien	
65	84	Katharina	Seiler	1916	1945	Rumänien	
66	84	Sara	Seiler	1919	1949	Rumänien	
67	84	Anna	Seiler	1924	1949	Rumänien	
68	84	Elisabeth	Seiler	1928			1946 Russland
69	87	Johann	Tatter	1927	1949	Rumänien	
70	88	Franz	Schuster	1926	1949	Rumänien	
71	90	Sara	Bloos	1921	1945	Rumänien	
72	90	Elisabeth	Bloos	1927	1947	DDR	
73	97	Ottilie	Botschner	1928	1947	DDR	
74	98	Irene	Leutner	1919	1947	DDR	
75	98	Grete	Müller	1924	1949	Rumänien	
76	98	Sara	Müller	1928	1946	DDR	
77	99	Sara	Gutt	1922	1947	DDR	
78	99	Andreas	Weber	1926	1946	Rumänien	
79	99	Katharina	Weber	1928	1947	DDR	
80	100	Michael	Mathes	1927	1949	Rumänien	
81	103	Johann	Bloos	1927	1949	Rumänien	
82	104	Johann	Zakel sen.	1906	1949	Rumänien	
83	104	Johann	Zakel jun.	1928	1949	Rumänien	
84	105	Emma	Menning	1927	1949	Rumänien	
85	107	Elisabeth	Menning	1924			1946 Russland
86	111	Michael	Manchen	1900 ?	1947 ?	Rumänien	
87	111	Elisabeth	Manchen	1927	1947	DDR	
88	114	Katharina	Keul	1913	1947	DDR	
89	115	Sara	Weprich	1919	1947	DDR	
90	116	Emma	Leutner	1926	1949	Rumänien	
91	116	Sara	Leutner	1928			1945 Russland
92	117	Regina	Botschner	1923	1946	Rumänien	
93	118	Elisabeth	Geddert	1915	1949	Rumänien	
94	119	Albert	Keul	1911	1946	DDR	
95	119	Lukas	Keul	1920	1949	Rumänien	
96	122	Johann	Paul	1904	1949	Rumänien	
97	126	Elisabeth	Dengel	1913	1947	DDR	
98	127	Michael	Girscher sen.	1900 ?	1945	Rumänien	
99	127	Michael	Girscher jun.	1926	1949	Rumänien	
100	128	Daniel	Wolff	1900	1949	Rumänien	
101	128	Sara	Wolff	1911	1949	Rumänien	
102	132	Elvine	Weprich	1922	1949	Rumänien	
103	132	Rebecka	Weprich	1924	1947	DDR	
104	140	Regina	Weprich	1919	1948 ?	Rumänien	
105	140	Erna	Weprich	1921	1949	Rumänien	
106	140	Sara	Weprich	1925			1945 Russland
107	141	Elisabeth	Dengel	1913	1949	Rumänien	
108	142	Johann	Tatter	1904	1949	Rumänien	
109	147	Katharina	Botschner	1911	1949	Rumänien	
110	147	Elisabeth	Botschner	1922	1949	Rumänien	
111	148	Michael	Keul	1928	1946	DDR	

Tabelle erstellt von Andreas Botschner



**Unsere Prudner im Lager Krasnokamsk / Ural 1948 v.l.n.r. obere Reihe:  
Keul Johann (Nr. 75), Tatter Michael (Nr. 44),  
Keul Georg (Nr. 34), Keul Lukas (Nr. 24)  
und Johann Tatter (Nr. 64)  
v.l.n.r. untere Reihe:  
Bloos Johann (Nr. 103), Bloos Friedrich (Nr. 79),  
Botschner Georg (Nr. 27) und Weprich Johann (Nr. 17)**



## Pruden in den Jahren nach 1940

Fritz Leutner

Mit dem Zweiten Weltkrieg änderte sich auch in Pruden vieles. Schon vor Kriegsausbruch kam im Jahre 1940 das deutsche Militär nach Rumänien. Man gründete die Deutsche Volksgruppe und die Deutsche Jugend (DJ). Die braune Ideologie machte sich auch bei uns breit. Im Sommer des Jahres 1943 wurden die letzten Reserven mobilisiert: die jungen Burschen, die bis zum Stichtag, dem 1. April, das 17. Lebensjahr erreicht hatten, und die Männer im Alter von bis zu 35 Jahren wurden zum deutschen Heer eingezogen. Nach einem Monat Vorbereitung standen schon alle an der Front. Die meisten von ihnen wurden in Partisanengebieten in Jugoslawien eingesetzt, wo es am schlimmsten war. Viele sind deshalb nicht mehr nach Hause gekommen. Einige fielen auch an der rumänischen Front in Russland. Am 23. August 1944 brach Rumänien das Bündnis mit Deutschland, wechselte die Front und wurde Verbündeter der Sowjetunion. Diese verlangte von Rumänien Arbeitskräfte für den Wiederaufbau ihres vom Krieg zerstörten Landes. Dafür opferte die rumänische Regierung die Volksdeutschen, Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben. Am 15. Januar 1945 wurden junge Mädchen und Burschen ab dem 16. Lebensjahr, Frauen bis zum Alter von 35 und Männer bis zu einem Alter von 49 Jahren in Viehwaggons verladen und von Elisabethstadt nach Russland verschleppt. Junge Mütter mussten ihre kleinen Kinder (ab einem Jahr) bei Großeltern und älteren Verwandten zurücklassen.

Ich war in Russland in Gefangenschaft geraten. Eines Morgens, als ich bei Kälte, Schnee und Glatteis in die Arbeit gehen musste, traf ich im Vorbeigehen sechs junge Mädchen, die bei einem Misthaufen standen. Sie mussten mit bloßen Händen den Weg vom Schnee räumen. Sie stammten aus Scharosch und ich entdeckte bekannte Gesichter. Wir durften jedoch miteinander nicht sprechen, denn ich stand unter strenger Bewachung. Trotzdem erfuhr ich durch Zurufen, dass diese Mädchen zusammen mit meinen zwei Schwestern in einem Nachbarort untergebracht waren. Nachdem der Krieg am 9. Mai 1945 zu Ende war und Russland mit Rumänien einen Vertrag unterzeichnet hatte, laut dem rumänische Gefangene zu entlassen seien, hatte ich das Glück, schon im September meine Heimat und meine Lieben wieder zu sehen.

In der Heimat angekommen, erfuhr ich, in welchem großem Elend die Sachsen lebten. Einige Landsleute waren froh, von den nach Russland Verschleppten endlich eine Nachricht zu erhalten, denn niemand wusste in Pruden, wohin man diese gebracht hatte. Das allergrößte Übel war, dass man den Sachsen auch die Häuser weggenommen und diese den Zigeunern und den wenigen bei uns lebenden Rumänen zugeteilt hatte. So kam zu einem Leid das andere.

Im Jahr 1946 traf uns ein weiteres schweres Los. Es wurden in Pruden 40 rumänische Familien aus den Westkarpaten angesiedelt (Mozen). Es geschah an einem Sonntag. Als unsere Leute in der Kirche waren, wies ein Kommunist aus der Kreisstadt jedem Kolonisten ein sächsisches Haus zu. Die Kommission ging ins Haus, man brach die Türe auf und nun waren die Mozen Besitzer nicht nur des Hauses, des Hofes und des Gartens, sondern auch des gesamten Viehbestandes und der landwirtschaftlichen Gerätschaften. Als die Sachsen aus der Kirche nach Hause kamen, wurde ihnen im günstigsten Fall ein kleines Zimmer im Haus zugewiesen, oder sie mussten in Nebenräumen, sogar im Stall unterkommen oder das Haus ganz und gar verlassen. Wer sich weigerte oder Einwände hatte,

wurde brutal zusammengeschlagen, wie es Familie Weprich (Hausnummer 132) und vielen anderen geschah. Die Dokumentation dieser Gewaltexzesse könnten Bände füllen. Die sächsische Bevölkerung bestand damals aus Alten und Kindern, die sich kaum wehren konnten. Trotzdem empörte man sich gegen so viel Gewalt. Oft genügte eine Geste oder eine Miene und schon wurden die neuen Herren aggressiv. Gleich griffen sie zu Axt, Sense oder Stock. Dabei benahmen sich die Frauen der neuen Siedler nicht weniger zimperlich. Wie die Deutschen und Sachsen der braunen Versuchung erlegen waren, so gingen die Mozen nun den Kommunisten auf den Leim. Klassenhass und Nationalismus war das Gebot der Stunde. Die rumänische Kirche sah schweigend zu. Was der Kommunismus den nationalen Interessen den Rumänen gebracht hat, das hält man fest für alle Zeit. Man distanziert sich auch heutzutage kaum von diesen „Errungenschaften“. Auch das nationalistische Vokabular der Ceausescu-Ära beherrscht heute noch Teile der Medien und des öffentlichen Lebens in Rumänien. Eine Kollektivschuld trifft auch im Falle der Mozen nicht. Sosehr sie Täter waren, waren sie auch Opfer einer Ideologie. Aber Schuld bleibt immer individuell. Es gab auch unter ihnen Menschen, die sich persönlich nichts haben zu Schulden kommen lassen. Das kann man mit Fug und Recht von Familie Calai mit den beiden ordentlichen und fleißigen Töchtern, Marioara und Silvia, sagen. Menschen ihres Schlages waren jedoch die Ausnahme. Das andere Extrem waren Nicula und seine Schwester Tila. Es soll hier aber auch nicht verschwiegen werden, mit welcher Freundlichkeit und Zuvorkommenheit die rumänische Bevölkerung von Pruden anlässlich des hundertsten Jubiläums unserer Kirche uns begegnet sind. Wir sind überzeugt, dass diese Wende im Verhalten dieser Menschen uns gegenüber in entscheidendem Maße das Ergebnis der fruchtbaren Verständigungsarbeit unserer liebenswürdigen Neuprudner zu verdanken ist.

Die Kolonisten bekamen auch eine Ackerfläche von etwa 8 Joch zugewiesen, sie besaßen jedoch keine landwirtschaftliche Erfahrung, da sie aus dem Hochgebirge kamen. So waren sie froh, als unsere Leute ihnen anboten, selber den Boden zu bestellen. Dafür sollten sie die Hälfte des Ertrages erhalten. Gleichzeitig lernten die „Neubauern“, wie man einen Acker bestellt. Oft kam es vor, dass der Kolonist im Herbst alleine erntete und sich weigerte, dem Sachsen seinen Teil der Ernte abzutreten. Nach einem oder zwei Jahren waren die Kolonisten in der Lage, die Arbeiten selber zu verrichten. Ein Teil der Ackerfläche von Pruden wurde verstaatlicht und die Staatswirtschaft (Gostat) bot für viele besitzlose Sachsen vielfältige Beschäftigung an. Hier konnte man als Tagelöhner auf dem Feld, im Weinberg und später auf der Hopfenplantage arbeiten.

In den Jahren 1949/50 wurde die Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (Kollektiv) ins Leben gerufen. Die Bauern mussten mit ihrem Besitz (Boden, Vieh und landwirtschaftlichem Gerät) in diese neue Wirtschaftsform eintreten. Auch wer nichts besaß, konnte Mitglied werden. Für die geleistete Arbeit erhielt man einen Teil der Ernte, etwas Geld und, was sehr wichtig war, jeder erhielt zur eigenen Nutzung eine Ackerfläche von 25 Ar. So hatten unsere Sachsen wieder die Möglichkeit, ihren Lebensunterhalt zu sichern, auch wenn es schwierig war. Nachdem die Misswirtschaft in der LPG immer deutlicher wurde, verließen immer mehr Leute Pruden und zogen in die Städte Mediasch, Schäßburg oder noch weiter nach Eisenmarkt (Hunedoara), wo bessere Verdienstmöglichkeiten lockten. Im Jahre 1989 löste sich die Kollektivwirtschaft auf. Nach dem Fall des Ceausescu-Regimes verließen die letzten sächsischen Bewohner Pruden und kamen zu ihren Verwandten nach Deutschland. Zurück blieben nur noch zwei ältere Sächsinnen.

# Prudens Bewohner

Horst Göbbel – Lukas Geddert

## Landsleute in Siebenbürgen über Jahrhunderte hinweg

Eine alte siebenbürgische Geschichte (siehe Josef Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften, Volks-, Orts- und Standesneckereien, Wien 1885 S. 131) erzählt, wie die drei Nationen in Siebenbürgen, Ungarn, Sachsen und Rumänen, Jesus Christus vom Kreuze befreien wollten. Als sie das Schreckliche vernahmen, traten die drei Nationen zu einem Landtag zusammen und berieten, wie sie den Heiland vom Kreuze herunterholen könnten. Der Ungar sprach: „Schlagen wir die zwei römischen Söldner nieder, die das Kreuz bewachen!“ - Der Siebenbürger Sachse als zweiter Redner meinte: „Das ist nicht erlaubt! Reichen wir beim Herrn Statthalter Pontius Pilatus eine Bittschrift ein, er möge Christum freigeben.“ Schließlich meldete sich der Rumäne zu Wort und sagte: „Gebt Ruh' bis zur Nacht, dann stehe ich ihn vom Kreuz!“ Hier werden unterschiedliche Mentalitätsmuster deutlich, die das Denken und Handeln der Mitglieder der einzelnen Nationalitäten Siebenbürgens in vielfältiger Weise mitprägten: Kampf, Recht, Diebstahl oder Draufgängertum, Biederkeit, Verschlagenheit werden sichtbar.

Als Söhne und Töchter Siebenbürgens hatten sich die verschiedenen Nationen viele Jahrhunderte gemeinsam entfaltet. Aus ihrem Zusammen- und Nebeneinanderleben ergaben sich mannigfaltige Wechselbeziehungen und gegenseitige Einflüsse. In Bereichen wie Ackerbau, Viehzucht (außer Schafzucht), Baukunst, Industrie gelten die Sachsen als Pioniere.

Über das Zusammenleben der siebenbürgischen Völkerschaften schreibt Dr. Thomas Frühm in seinem Buch „Wetterleuchten über Siebenbürgen“, München 1958, S. 119f: „Diese streng in sich geschlossene kirchliche und nationale Einheit (der Deutschen) war auch das Werk der anderen Nationen Siebenbürgens. Wir standen in täglichem Verkehr miteinander. Eindrücke, die Auge und Ohr vermittelten, Gedanken und Gefühle, die man darüber austauschte, bildeten eine endlose Kette von Wechselwirkungen. Man nahm und gab, man beobachtete und wurde beobachtet, man ahmte nach und diente selbst anderen als Beispiel, man glich sich an und wurde sich dadurch erst recht des eigenen Wesens bewusst. Man bildete mit den anderen ein großes buntes Ganzes, in dem sich die Teile in enger Berührung beeinflussten und dem Ganzen ebenso wie dem eigenen Volkstum eine besondere Prägung verliehen. So war der Deutsche, Rumäne oder Madjare ein siebenbürgischer Deutscher, Madjare oder Rumäne, der neben seiner Volkseigenschaft das Merkmal des gemeinsam Siebenbürgischen zeigte. Alle diese Nationen liebten die gemeinsame Heimat... Bei Gesprächen passte man sich dem weniger Sprachgeübten an. Man wusste genau, wie sich der andere in bestimmten Fällen und Lebenslagen verhalten werde, man nahm auf seine Eigenart Rücksicht ... Indem man fremdes und doch heimatverbundenes Wesen, Denken, Fühlen und Wollen kennenlernte, wurde man der eigenen Art inne. Das um die geistige Welt der Mitnationen bereicherte Bewusstsein sah mit viel Verständnis auf das Treiben des Ganzen. Das schuf die sichere Grundlage für ein einträgliches Zusammenleben. Man vertrug sich, wenn

auswärtige Einflüsse sich nicht geltend machten. Von den benachbarten Nationalstaaten (Dr. Frühm meint hier sicherlich Ungarn und Rumänien) wurden leider immer wieder Misstrauen und Zwietracht in unser Nebeneinander hineingetragen...“

### **Die Deutschen - prägende Kraft über viele Jahrhunderte**

Bis in unser 20. Jahrhundert hinein waren die Deutschen in Pruden in der Mehrzahl, möglicherweise lange Zeit hindurch sogar die einzigen Bewohner Prudens. Dies war in Siebenbürgen nicht überall so: „In Siebenbürgen waren wir Siebenbürger Sachsen eigentlich immer gering an Zahl. Und doch hat gerade die Leistung dieser Minderheit die Arbeit der Mitnationen aufgewogen und mitgerissen ... Unser Bestand beruhte nicht auf der Zahl, sondern auf Gemeinschaftsgefühl und auf dem einzelnen, auf der Persönlichkeit, die selbst beim Andrang der fremden Massen aus unserer Umgebung nicht wankte...“ (Dr. Thomas Frühm, S. 121)

### **Die Siebenbürger Sachsen**

Heinrich Berghausen schrieb 1839 eine „Allgemeine Länder- und Völkerkunde“ (Wien 1839) mit dem bezeichnenden Untertitel „Ein Lehr- und Hausbuch für alle Stände“. Darin beschreibt er sehr plastisch neben den einzelnen Ländern der damaligen Habsburgermonarchie auch die zahlreichen unterschiedlichen Völker, die in diesem Land lebten. Sicherlich sind seine Aussagen über das Verhalten und den Charakter der einzelnen siebenbürgischen Nationalitäten subjektiv, aber gleichzeitig geben sie auch Auskunft über die Art und Weise, wie damals aus deutscher Sicht die anderen eingeschätzt wurden. Vieles mag uns heute spaßig oder auch chauvinistisch vorkommen, vieles mag bloß auf Vorurteilen beruhen, letztlich waren - und sind - aber solche Denkmuster etwas Selbstverständliches und sind im Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Nationalität doch prägender, als man manchmal geneigt ist, es zuzugeben. Hat nicht jeder von uns bestimmte Vorstellungen über das, was ein „Schwabe“, ein „Preuße“, ein „Russe“, ein „Amerikaner“, ein „Neger“, ein „Italiener“, ein „Deutscher“ oder ein „Türke“, ein „Jude“ oder ein „Araber“ vermeintlich sei und wird unser Verhalten davon nicht mehr oder minder geprägt oder zumindest in bestimmten Situationen beeinflusst? Es ist schwer vorstellbar, dass unser früheres Schubkastendenken in Bezug auf die persönliche Einschätzung anderer Nationalitäten zukünftig verschwinden würde. Dass wir im persönlichen Kontakt mit Menschen verschiedener Nationalitäten oft merken, dass unsere Vorstellungen, Kenntnisse, unsere vorgeprägten Denkmuster meist sehr realitätsfremd sind (wie oft heißt es denn nicht, „Das ist aber kein typischer Deutscher/Amerikaner/Russe...“), das hindert uns nicht daran, andere Völkerschaften prinzipiell zu kategorisieren und dabei positive und negative Charaktereigenschaften, Mentalitätsmuster anzuführen. Und noch ein Zusatz: dass jeder von sich selber bzw. von den Angehörigen seiner ethnischen Gruppe prinzipiell eher positive Eigenschaften kennt und das Negative zunächst bei den anderen sucht, das ist uns wohl allen klar. Ausnahmen bestätigen - auch hier - die Regel. Von den Deutschen, also von den Siebenbürger Sachsen, wird erwartungsgemäß bei Berghausen - wen wundert es? - sehr positiv berichtet: „Da, wo der Deutsche die Grenzen seiner eigentlichen Heimat überschritten hat, und sich unter Nationen fremder Zunge niedergelassen hat, auch da verleugnet er seinen Charakter nicht; er lebt unter den Fremden als arbeitsamer, ernsthafter, sparsamer, ordnungsliebender Hausvater, so in Siebenbürgen, obwohl er den Grundzug des deutschen Charakters, Herzlichkeit und Offenheit (Irrt Berghausen hier

nicht?), gegen eine gewisse Bedächtigkeit, ja gegen Mißtrauen im Verkehr mit seinen Nachbarn anderen Stammes, vertauscht hat. Überall aber ist er dem Slawen und Madscharen an Bildung voraus.“ Über die Prudner Sachsen gibt im Grunde genommen dieses Buch in vielerlei Hinsicht Auskunft. Deswegen sollten hier hauptsächlich die anderen Mitbewohner von Pruden bzw. aus Siebenbürgen, mit denen die Sachsen zu tun hatten, etwas genauer „unter die Lupe genommen“ werden.

### **Rumänen in Siebenbürgen**

Der schon genannte Berghausen charakterisiert 1839 die Rumänen im Vergleich zu den Sachsen ganz anders. „Die Walachen, die sich selbst Rumuni nennen“, meint Berghausen, seien schon damals zahlenmäßig die stärkste Volksgruppe in Siebenbürgen gewesen und würden sich als Nachkommen der romanisierten Daker und Geten sehen. „Der Walache wird uns als unwissend, abergläubisch, grobsinnlich, hinterlistig, rachsüchtig geschildert.... Dem Trunke ergeben, suchen sie Händel anzuknüpfen, und verbinden mit Müßiggang einen Hang zur Dieberei, und namentlich zum Viehdiebstahl. Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung, gering ihr Ackerbau, noch geringer Handel und Gewerbe. Verachtet ist der Walache; alle seine Nachbarn vereinigen sich in einem gemeinsamen Hasse gegen ihn.“ Das sind harte Worte. Nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Deutschen rechtlos waren, haben sich so manche Rumänen, vorwiegend sogenannte Kolonisten aus den Westkarpaten („Motzen“) nicht gerade fein und menschlich gegenüber den Sachsen verhalten.

### **Ungarn in Siebenbürgen**

Über die Ungarn, die auch die Szekler miteinschließen, schreibt Berghausen: „Der Madschar oder Unger vereinigt mit Biederkeit und Herzlichkeit Kraft und Gluth; er liebt sein Vaterland über alles; rascher, feuriger Sinn bis zur Heftigkeit, eine gewisse Unbeständigkeit, Freimüthigkeit sind Hauptzüge seines Karakters; er besitzt große Fähigkeiten und Geistesanlagen; seine Hauptthätigkeit ist Ackerbau und Viehzucht...“ Naturgemäß besonders schmerzlich empfanden die Ungarn den nach dem Ersten Weltkrieg vollzogenen Wandel vom Staatsvolk zur Minderheit in Siebenbürgen. In Pruden lebte ein Ungar, bekannt war die Familie des Mühlenbetreibers.

### **Juden in Siebenbürgen**

Interessantes erfährt man bei Berghausen auch über die Juden. In Siebenbürgen, wo ihre Zahl im Vergleich etwa zu Galizien „nur klein ist, durften sie ursprünglich nur in Karlsburg wohnen, nach und nach haben sich aber auch einzelne Familien auf's Land verbreitet, und besonders auf den Gütern des Ungarischen Adels bleibende Unterkunft gefunden. Der Jude ist überall ein Jude, wohin er auch versprengt worden, ein laufendes, schächerndes Volk.“ Abstammungsmäßig gehörten diese Juden zu der großen Masse der osteuropäischen Juden, die sich ab dem 14. Jahrhundert, seit der Zeit des Königs Kasimir des Großen in Polen niederlassen durften. Vorher waren sie aus Italien, aus Spanien und besonders aus Frankreich ausgewiesen worden, in Deutschland schlug man sie seit der Zeit der Kreuzzüge tot und so war die Zufluchtstätte Polen für sie eine wahre Rettung. Sie vermehrten sich in Polen, Litauen, in der Ukraine, in Weißrussland, in Galizien sehr und breiteten sich von hier später auch nach Ungarn, nach Siebenbürgen (18. Jh.), in die Moldau und in die Walachei (19. Jh.) aus. Grundbesitz zu erwerben, war für Juden verboten. In der Wirtschaft hatten sie ihren Platz als Mittler zwischen Stadt und Land, sie waren meistens Händler, Steuereintreiber, Gutsverwalter,

Pächter von Mühlen oder Schankwirte. Überall in Osteuropa - und nicht nur hier - wurden die Juden seit ihrer Einwanderung als Fremdkörper, als Außenseiter angesehen und, empfunden und man begegnete ihnen bis auf einzelne Ausnahmen mit Vorurteilen, mit großer Abneigung, ja sogar mit schlimmen Hassausbrüchen.

Ab 1648 - großer Kosakenaufstand unter Bogdan Chmielnitzki - ging es im Osten mit den Verfolgungen und Pogromen gegen die Juden los. Diese antisemitischen Ausschreitungen führten unter Hitler zur unbeschreiblichen Massenausrottung, zum unheilvollen Völkermord - der größte, unaustilgbare Schandfleck in der Geschichte der Deutschen.

Antisemitische Tendenzen sind aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen nicht bekannt. Für die Sachsen waren die Juden kein Problem. Auch in der Phase der sogenannten „Arisierung“ jüdischer Unternehmen und Geschäfte haben sich Siebenbürger Sachsen daran nicht beteiligt. In einer Denkschrift vom Sommer 1945 an die Alliierten („Gibt es eine Schuld der Sachsen?“ Jahrbuch des Hilfskomitees der Siebenbürger Sachsen 1982 S. 134 ff) heißt es: „Wir glauben nicht, dass man auch nur einen Fall von Gewalttätigkeit der Sachsen gegen die Juden des Landes in der Lage ist aufzuzeigen...“, wobei zu bedenken ist, dass in dieser Zeit viele jüdische Opfer zu beklagen waren (ermordet etwa von Legionären der „Eisernen Garde“). Nach all den furchtbaren Leiden und schlimmsten Schicksalsschlägen müsste man meinen, dass Judenverfolgung endlich der Vergangenheit angehört, aber besonders im Machtbereich der Sowjetunion ging der latente Antisemitismus bis in unsere Tage weiter. Rumänien hat sich daran nach dem Zweiten Weltkrieg weniger beteiligt, wahrscheinlich weil man den Weg des Verkaufs von Juden für gute Dollars an Israel schon seit den frühen 50er Jahren gegangen ist und heute in Rumänien kaum noch Juden leben. Soweit uns bekannt ist, lebten in Pruden vor dem Zweiten Weltkrieg und auch nachher keine Juden.

### **Zigeuner in Siebenbürgen**

In Erinnerungen an Siebenbürgen, an Pruden, dürfen die Zigeuner nicht unerwähnt bleiben. Das Volk (Anmerkung: der Begriff „Zigeuner“ gilt in Siebenbürgen nicht als Schimpfwort, die Zigeuner selber nennen sich so) der Zigeuner - sie selber nennen sich auch "romani" (von rom = Mann) - ist praktisch in jeder Ortschaft Rumäniens präsent. Seit Menschengedenken waren die Zigeuner verfolgt, benachteiligte, unterprivilegierte, armselige Menschen, die meistens großes Elend ertragen mussten. Zigeuner sind für die Bewohner Siebenbürgens leicht zu erkennen. Sie haben eine dunklere Hautfarbe und ihr Augapfel sowie ihre Fingernägel sind bläulich-violett getönt. Früher berechneten sie den Kaufpreis ihrer Töchter in silbernen Bechern. Ihre Sprache und ihre Bräuche sind wenig erforscht. Ihre Häuptlinge heißen in Rumänien Bulibascha. Nach dem Sturz von Nicolae Ceaușescu wählten Zigeuner auch ihre eigenen Könige, sogar einen Kaiser. Sehr aufschlussreich und insgesamt eher sachlich sind die Aussagen Berghausens über die Zigeuner, die in Siebenbürgen erstmals 1437 erwähnt werden: „Die Zigeuner, Abkömmlinge der verachteten indischen Kaste der Paria's, und während der Verheerung Indiens durch Timur ausgewandert, wohnen in Siebenbürgen, Ungarn, Galizien und zum Teil in Dalmatien. In Siebenbürgen findet man sie zuerst in Urkunden des 15. Jahrhunderts erwähnt. Schon früh hat man daran gearbeitet, sie an feste Wohnsitze zu gewöhnen, und besonders tätig geschah dies unter den Regierungen Ma-

ria Theresia's und Joseph's II. Die Kaiserin befahl, die angesiedelten Zigeuner, um, wo möglich, mit dem Namen auch das Andenken an die vorige nomadische Lebensweise auszurotten, Neubauern (Neorustici) zu nennen. Weniger in Ungarn, als in Siebenbürgen ist ihre Ansiedlung gelungen, wo sie an den Enden der Städte und Dörfer in eigens ihnen angewiesenen Bezirken wohnen. Diese angesiedelten Zigeuner ernähren sich meistens durch den Trödel, durch Musik und verschiedene Eisenarbeiten; während die nomadisierenden im Goldwaschen, in Kesselflickerei, Kräutersammeln etc. ihren Unterhalt finden.“ Liest man diese letzten Zeilen, könnte man fast meinen, der Autor hätte rund hundert Jahre später - also um 1930/1940 - gelebt und auch in Pruden überprüft, ob seine Kenntnisse über die Zigeuner und ihre Lebensart der Wirklichkeit entsprechen. Während also die Männer oft Pferdehändler und Kesselflicker sind, befassen sich ihre Weiber in den meisten Fällen auch mit Wahrsagerei. Kurt Csallner, ein Bistritzer Autor, meint, dass man ihnen Stehlen und Betteln ebensowenig abgewöhnen kann, „wie der Katze das Mäusen, und besonders die Bauern fürchten und hassen sie als eine Landplage.“ Mit Zwangsmitteln, aber auch auf gütlichem Wege versuchte man unter Maria Theresia einige hundert Zigeunerfamilien im entvölkerten Banat anzusiedeln. Man hatte ihnen Hütten gebaut und Frucht zur Aussaat verteilt, ja selbst Vieh geschenkt. Als sie das Saatgut und das Vieh verspeist hatten, machten sich die Zigeuner auf und davon. Sie wurden zwar zum größten Teil wieder zurückgeholt und angesiedelt, ja sie ergaben sich endlich in ihr Schicksal, aber die Behörden hatten stets ihre liebe Plage mit ihnen, schreibt Hans Holzträger in seinem beachtenswerten Beitrag „Zigeuner in Siebenbürgen.“

Bis zum Jahre 1848 war es den Zigeunern streng verboten, sich in sächsischen Ortschaften anzusiedeln. Sie taten es dennoch, eben in der Ziganie. Alles Unmögliches und Scheußliche wird ihnen gern in die Schuhe geschoben, weil die Unkenntnis über ihre Sitten und Gebräuche groß ist. So waren sie schon immer auch als Diebe verschrien.

Was die Diebstähle der Zigeuner betrifft und von denen überall so oft die Rede ist, lassen wir einen Fachmann sprechen. Jan Yoors hält in seinem Buch „Die Zigeuner“ fest: „Infolge der ungünstigen äußeren Umstände sind die Zigeuner zu fortgesetzten Diebstählen gezwungen, d. h. sie müssen sich ihr tägliches Minimum an Nahrung aus dem Land nehmen: Gras für die Pferde, Feuerholz, Kartoffeln, Gemüse und Obst und natürlich das sprichwörtlich „verirrte“ Huhn. Aber wie mit allen Legenden, so geht es auch mit der von den diebischen Zigeunern: sie ist übertrieben. Hätten sie wirklich alle Diebstähle begangen, deren man sie beschuldigt, dann müssten sie mit Lastwagen reisen.“ Dennoch, das Stehlen und Betteln bleibt für die Zigeuner ein wichtiges „Anhängsel“.

Nach dem Zweiten Weltkrieg orientierten sich auch die Zigeuner in Richtung neue Machthaber. Sie gehen heutzutage etwa den gleichen Berufen nach, wie der Durchschnittsrumäne, manche sind seinerzeit in die Kommunistische Partei eingetreten, partizipierten so gut wie möglich an den kommunistischen Annehmlichkeiten, soweit es solche überhaupt gab. Diese gab es natürlich, denn im Sozialismus haben viele das ehrliche Arbeiten verlernt - nicht nur Zigeuner, die nicht wenig zu verlernen hatten - und wurschtelten sich irgendwie doch durch das Leben. Das war für viele Zigeuner eigentlich nicht unbekannt. Von ihrem gesellschaftlichen Status her gehörten - und gehören auch im heutigen Rumänien bei aller dekretierten Gleichberechtigung - zu den unteren, eher geduldeten Schichten mit geringem Ansehen. Früher waren sie in Kriegszei-

ten als Kundschafter eingesetzt. Ihren Lebensunterhalt verdienten sie sich als Tagelöhner, Schmiede, Flickschuster, Kesselflicker, Korbwaren- und Holzlöffelhersteller („Löffelzigeuner“), Pilzsammler, sowie mit den sogenannten „unehrlichen“ Handwerken aus (Henker, Hundefänger, „Schinder“, „Abdecker“ - sie begruben das tote Vieh - oder Straßenfeger). Berühmt und beliebt waren sie als Musikanten: hauptsächlich Streichmusikanten aber auch Zimbelspieler, wo sie früher auf keiner Hochzeit, auf keiner Tanzveranstaltung fehlten. Hier nun einige Sprachbrocken aus dem Zigeunerischen: Rom = Mann, Zigeuner Janes romanes/ziganes? = Kannst du zigeunerisch? ka l ö = schwarz (= der Zigeuner) parnö = weiß (= die Nichtzigeuner) mänush = Mensch (= der Zigeuner) gädsio = Bauer (= der Nichtzigeuner) Sinte/Sinti = Zigeuner / Inder?

Interessant ist auch die Benennung der Zigeuner von anderen Völkern: die Engländer nennen sie "gipsy" (Ägypter), ebenso die Spanier und Portugiesen "Gitano". In Niederdeutschland wurden die Zigeuner „Ungarn“ genannt, in Frankreich „Böhmei“. Das Vaterunser auf zigeunerisch lautet in Nordsiebenbürgen (mit Angabe der Silbenbetonung):

„Amard dad, kai hin andd ischeri'o!

Paljavalinds tro nau!

Te avel tri vdila sar hin andd tscherid kiden the pe phu.

De amen dela amard sekondje!

Deola jertin amare, pe sar jerlinds t'amen amare dosalenge.

Thei na gizdsch amen andd zungalibd, pomig amen zungalimastar!

Ke tird hin kralibd thei putjäre thei sor treimdsko o raibd! Amin!“

(*Vater-Unser-Text aus: Kurt Csallner, Nösner Heimatbuch, Kissingen um 1970, S. 130*)

## **Die dörfliche Lebensordnung - Die «anderen» im Dorf**

**Annemarie Schenk**

Annemarie Schenk schreibt in ihrem Buch „Deutsche in Siebenbürgen – Ihre Geschichte und Kultur“ (C.H. Beck Verlag München 1992, S.140ff - *Der Text wurde vom Herausgeber stellenweise an die Verhältnisse von Pruden angepasst*): Die Rumänen, die in die sächsischen Ortschaften zuwanderten, gehörten nicht zur wohlhabenderen rumänischen Bevölkerung. Für diese arme rumänische Bevölkerung war es schwer, in den sächsischen Gemeinden eigenes Ackerland zu erwerben. Dennoch gelang es stellenweise, und manche rumänische Familie konnte es an Besitz mit den sächsischen Dorfgemeinden aufnehmen. Aber insgesamt gesehen waren die Landwirtschaften der Rumänen kleiner als die der Sachsen, ihre Böden oft auch von minderer Qualität. Eine nicht geringe Anzahl von Rumänen verfügte über gar kein Stück Land. Die Rumänen, die nicht von ihrer Landwirtschaft leben konnten, verdingten sich als Saisonarbeiter, z. B. halfen sie den Sachsen beim Weizenschnitt. Als Tagelöhner verdienten sich die landlosen Familien meist bei den Sachsen ihren Lebensunterhalt. Auch die Hirten der Gemeinden wurden oft von den Rumänen gestellt, und als Knechte, die zu Neujahr ihr einjähriges Dienstverhältnis antraten, beschäftigten die Sachsen in der Mehrzahl Rumänen.

Diese Faktoren mussten sich auf das Verhältnis der Sachsen zu den Rumänen auswir-

ken. In ihrer dörflichen Lebenswelt begegneten die Sachsen den Rumänen meist als den von ihnen abhängigen Landarbeitern. Jene Erfahrung, gekoppelt mit ihrem ausgeprägten Selbstbewußtsein, das sie als ständische Nation im Mittelalter, der so lange die Teilhabe an der Macht zugekommen war, entwickelt hatten, führten bei vielen zu einer Überschätzung der eigenen Gruppe. Andererseits war auch das Verhältnis der Rumänen zu den Sachsen durch soziale Distanz bestimmt, denn ethnische Gruppen stellen Sozialgebilde dar, die sich nach außen gegen die Fremdgruppe, gegen die «anderen», abgrenzen. Dabei setzt man auf das gemeinsame kulturelle Erbe, die gemeinsame Sprache, die gemeinsame Religion, das durch gleiche Sitten, Gebräuche, Verhaltensweisen und ein verbindliches Wertesystem geregelte Zusammenleben. Bei dieser Selbstabgrenzung werden alle anderen nur unter dem Gesichtswinkel der eigenen kulturellen Werte wahrgenommen, und es kann ihnen Toleranz, aber auch Ablehnung, ja sogar offene Feindschaft entgegengebracht werden. Fremdgruppe und Eigengruppe beeinflussen so Orientierung und Verhalten ihrer Mitglieder. Diesen sozialen Mechanismus gilt es zu bedenken, wenn interethnische Beziehungen in ihrer spezifischen Eigenart begrifflich werden sollen.

Die Abgrenzung gegen die anderen führte im sächsisch-rumänischen Dorf dazu, dass Mischehen selten blieben, innerhalb der Gruppen kaum geduldet wurden, und zwar gleichermaßen bei Sachsen und Rumänen. Auch die Rumänen betrachteten eine Ehe mit einem Fremden als «Familienschande». Die verschiedenen religiösen Bekenntnisse von Sachsen und Rumänen kamen als Eehindernis noch erschwerend hinzu. Durch die neuen Lebens- und Arbeitsverhältnisse nach 1945 intensivierten sich zwar die Kontakte der verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Mischehen wurden nun auch in den Dörfern eher akzeptiert, auch häufiger geschlossen. Trotzdem blieben sie die Ausnahme. Dies gilt auch für Pruden. Viele Sachsen beharrten auf der traditionellen Verhaltensform im familiären Bereich, die die Eheschließung innerhalb der Gruppe vorschreibt. Die alte Distanz zwischen den Gruppen hatte sich kaum verringert. Ihre Einebnung hätte in letzter Konsequenz die Assimilierung der Sachsen bedeutet.

Das Nebeneinander der verschiedenen ethnischen Gruppen hatte in Siebenbürgen zur Ausbildung einer Toleranz geführt, die die Stabilität der dörflichen Gesellschaft garantierte. Sachsen und Rumänen, ebenso Ungarn bewegten sich in ihren jeweils eigenen Kommunikationskreisen in Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft in ihren Wohnvierteln bei ihren Festen und Feiern nach ihrem Brauchkalender. Aber man lebte nicht voneinander isoliert. Es gab verschiedene Kontakte im täglichen Umgang miteinander, auch jenseits der Berührungen im Arbeitsleben, wo man miteinander arbeitete, aber auch miteinander die Mahlzeiten einnahm. Übrigens beherrschten schon vor der Einführung der rumänischen Sprache als Unterrichtsgegenstand in der Schule im Jahre 1923 viele Sachsen ein umgangssprachliches Rumänisch, wie es auch den seltenen Fall gab, dass die Verkehrssprache im Dorf zwischen Sachsen und Rumänen das Sächsische war. Schon seit dem 18. Jahrhundert hatte die sächsische Landbevölkerung begonnen, Rumänisch zu lernen. Kaufleute und Handwerker verständigten sich mit ihren rumänischen Handelspartnern schon früher in deren Sprache. Die starke Bevölkerungszunahme der Rumänen im Umfeld der Sachsen machte nun auch im ländlichen Bereich zunehmend rumänische Sprachkenntnisse notwendig. Man musste sich mit den Arbeits-

kräften verständigen, wie auch auf den Märkten beim Austausch von Waren. Über verschiedene Zwischenstufen bildete sich bei den Sachsen eine Zweisprachigkeit, in manchen Gebieten sogar eine Dreisprachigkeit - neben Deutsch und Rumänisch auch Ungarisch - heraus. Die Sprachkontakte zu den Rumänen haben im Siebenbürgisch-Sächsischen ihre Spuren hinterlassen, deren auffälligste die zahlreichen rumänischen Lehnwörter sind, wie sich auch die jahrhundertelangen Beziehungen der Sachsen zu den Ungarn in ihrer Sprache widerspiegeln. Kaum ein Sachse sagt etwa Gemüsebrotaufstrich, sondern „zacuscă“ (Sakuska) oder Auberginenaufstrich sondern „vinete“ (Winete)...

Trotz der Abgrenzung der Gruppen voneinander wusste man in vielerlei Hinsicht Bescheid über die anderen. Bemerkenswert gut scheinen die Sachsen auch über Glaubensvorstellungen und magische Praktiken ihrer Dorfgenossen informiert gewesen zu sein. Hilfe in schwierigen Lagen suchte man oft bei älteren Rumäninnen, die sich durch ein gottesfürchtiges Leben auszeichneten. Diesen Frauen traute man zu, dass sie ein krankes Kind, von dem man glaubte, es sei beschrien, das heißt durch einen Zauber zu Schaden gekommen, mit einem Gegenzauber heilen könnten. Als die Sachsen noch eigenes Vieh hatten, brachten solche Frauen zu Ostern geweihtes Wasser, mit dem die Ställe besprengt wurden. Vor allem dann verlangte man nach diesem Schutz, wenn das Vieh von Krankheiten befallen worden war oder nicht geraten wollte. Im Vertrauen auf die Fürbitte der mächtigen rumänischen Heiligen bei Gott geschah es auch, dass sich Sachsen mit ihren Anliegen an den orthodoxen Geistlichen wandten und Gebete bestellten. Solche Vorgänge wurden natürlich möglichst im Verborgenen gehalten, und sie entziehen sich deshalb einer genauen Untersuchung. Jedoch gibt es genügend Hinweise, die darauf schließen lassen, dass sie im Dorfleben eine Rolle spielten.

Neben den binnendörflichen Kontakten standen jene, die man zu den anderen außerhalb des Dorfes aufnahm. Die alten, in Siebenbürgen erschienenen Volkskalender enthalten immer eine Rubrik, in der die Jahrmärkte im Land verzeichnet sind. Die Fülle der Veranstaltungen, über fünfhundert waren es, die während des ganzen Jahres stattfanden, erstaunt. Daneben gab es noch die regelmäßigen Wochenmärkte. Auf diesen Märkten, wo sich Händler, Handwerker und Bauern aus den verschiedenen Gebieten Siebenbürgens und darüber hinaus einstellten, fand der ganze Umschlag an Waren statt. Da wurden Geräte, Haushaltsgegenstände, Gewebe, Kleidung, Keramik und Möbel angeboten, da konkurrierten sächsische Tischler mit ihren bemalten Truhen und Möbelstücken mit den Waren der ungarischen Handwerker, und neben beiden stellten die rumänischen Truhenmacher ihre Erzeugnisse zum Verkauf. Wie bei den Tischlern, so war es auch bei den anderen Handwerkern und den ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse feilbietenden Bauern. Die traditionellen Jahrmärkte dauerten gewöhnlich drei Tage. Auf diesen großen Handelsplätzen fanden sich die Leute aber nicht nur ein, um Waren zu kaufen, zu verkaufen und auszutauschen. Die Märkte waren zugleich Orte der Begegnung, an denen Meinungen, Informationen, Anregungen jeglicher Art gewechselt wurden. Die Gewohnheit des Kauftrunks nach abgeschlossenem Geschäft führte zur Einkerkehr ins Wirtshaus, wo sich weitere Gelegenheit zu Gesprächen bot. So waren gerade auch die Märkte Orte für interethnische und damit interkulturelle Kommunikation, die in Austausch und Übernahme von Elementen aus der Volkskultur der anderen Wirkung zeig-

te. Zu den anderen in einem siebenbürgischen Dorf mit sächsischer und rumänischer Bevölkerung gehörten auch die Zigeuner, Mitglieder des Roma-Volkes. 1340 sind sie in Rumänien zum erstenmal urkundlich belegt, 1416 erwähnt sie eine Eintragung im Kronstädter Stadtrechnungsbuch. Die von Kaiserin Maria Theresia und von Joseph II. erlassenen Zigeunerregulative wollten sie auch in Siebenbürgen unter Anwendung strenger Mittel als «Neubauern» sesshaft machen, aber die Maßnahmen scheiterten. Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren dann in fast allen Dörfern mit sächsischer Bevölkerung die schon erwähnten «Ziganien» entstanden, wo sich die Zigeuner niedergelassen hatten. Als Saisonarbeitskräfte traten viele Zigeunerfamilien in ein näheres Verhältnis zu den Sachsen. Ihre Angehörigen verdingten sich in Folge bei dem gleichen sächsischen Bauern und wurden zu seinen «Hauszigeunern». Zum Teil standen Hauszigeuner sogar in einem festen Arbeitsverhältnis auf einem sächsischen Hof. Es gibt Bei-



*So wohnen auch heute noch manche der «anderen». Foto 2008 (nicht aus Pruden)*

spiele, dass sich diese Beziehung zwischen Sachsen und Roma über zwei und drei Generationen fortsetzte. So lernte mancher Zigeuner sächsisch. Während wandernde Zigeuner, die ihre selbst verfertigten Waren wie Löffel und Handspindeln verkaufen wollten, nur den Hof betreten durften, hieß man die Hauszigeuner in die Stube kommen. Für ihre Arbeitsleistung wurden sie mit Naturalien entlohnt. War alles verbraucht, ließ sich der Bauer auch zu einem Vorschuss bewegen. In Nordsiebenbürgen, wo Roma evangelischer Konfession lebten, wurden bei der Geburt eines Kindes gern Sachsen um Übernahme der Patenschaft gebeten, ein Amt, das man nicht ablehnen durfte und natürlich zur Überreichung von Patengeschenken verpflichtete. Auch in Siebenbürgen waren die Zigeuner trotz ihrer Beziehung zum Dorf an den Rand der Gesellschaft verwiesen, aber sie erfuhren dort weniger Pressionen als in anderen Ländern. Nach 1945 un-



*Die «anderen» / Scharosch 2008*

ternahmen die rumänischen Regierungen beträchtliche Anstrengungen, die Roma zu integrieren. Teilweise hatten sie Erfolg, aber immer noch begegnet man auf den Straßen Wanderzigeunern. Von so manchen Roma wird aber auch behauptet, sie hätten es in den letzten Jahren zu einem beträchtlichen Vermögen gebracht. Inzwischen haben in vielen Dörfern die Roma die alte Ziganie mit ihren schlechten Wohnverhältnissen hinter sich lassen können und sind ins Dorf selbst eingezogen. Sie haben von der Abwanderung der Sachsen profitiert, indem sie in leergewordene Häuser nachrücken konnten. Diese Entwicklung verfolgen viele Rumänen mit gemischten Gefühlen, die sich nun auch in dieser Hinsicht mit einer gänzlich veränderten Situation in ihrem Dorf konfrontiert sehen.

**USA-Auswanderer und Besucher aus Siebenbürgen**  
**(oder: Der Fantasie freien Lauf lassen)**  
**Von Monika (Kleer) Ferrier**

letzte Änderung / last update: 05.02.2007

with translations into English of the most important passages, either immediately following, or just after the respective German version

Mit dem Dörflein Maniersch (im Zwischenkobelgebiet) und meiner ersten Reise nach Siebenbürgen in 1994 fing es an. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Mitreisenden von „Käthe aus Haus #4 und „Schusterhans“ und „Klenmicki“ sprachen, machte mich neugierig wer diese Personen (bzw. ihre Eltern) denn waren. Kaum wieder zu Hause, habe ich mir den einzigen vorhandenen Mikrofilm (Taufen 1871-1908) von Maniersch von den Mormonen bestellt, und das Abschreiben hat begonnen. Manierscher heirateten in die Nachbarorte, z.B. Zuckmantel, Nadesch, Zendersch, usw., und da mich die Daten der Ehepartner auch interessierten, bestellte ich mir, sofern vorhanden, auch diese Mikrofilme. Schliesslich folgten auch aus anderen siebenbürgischen Gebiete.

Wie es bekannt sein dürfte, sind im 19.-20. Jahrhundert viele Siebenbürger nach Amerika ausgewandert (laut der Ellis Island Internet-Seite ca. 4 Millionen zwischen 1880 und 1930 aus Österreich-Ungarn). Manche waren aber auch nur für eine bestimmte Zeit dort und sind später in die Heimat zurückgekehrt, deswegen werden sie an dieser Stelle als Besucher betrachtet. Seit April 2001 ist es auf der Internet-Seite <http://www.ellisland.org> möglich, nach USA-Immigranten zu suchen, die zwischen 1892 und 1924 in Ellis Island angekommen sind, und dies habe ich getan. (Neuerdings enthält diese Liste auch einige Personen die in Baltimore, Boston und Philadelphia angekommen sind, z.B. unter Blutroth, Irmesch, Klein Schelken, Lasseln, Marienburg, Nadesch, Schirkanyen, Waldhütten und Zuckmantel).

Als ergänzende Quellen habe ich / Other sources used

-Kirchenmatrikeln von Dunesdorf, Honigberg, Klein Probstdorf, Maniersch, Nadesch, Obereidisch, Petersberg, Wallendorf, Weißkirch bei Schäßburg, Zendersch, Zuckmantel, / church books of Dunesdorf, Honigberg, Klein Probstdorf, Maniersch, Nadesch, Obereidisch, Petersberg, Wallendorf, Weißkirch by Schäßburg, Zendersch, Zuckmantel

-Heimatbücher von Birk, Senndorf, Tschippendorf, Weißkirch bei Schäßburg / hometown books of Birk, Senndorf, Tschippendorf, Weißkirch by Schäßburg

-Genealogische Datensammlung Brenndorf: Zusammenfassung aller in Brenndorf geborenen oder ehemals wohnhaften evangelischen Bürger Bd. I: 1718-1899, Bd. II: 1900-1992. Bearbeitet von Hermann Schmidts. Reinheim. In Kommission beim AKSL 2000. 2 CD-ROM / 2 vols of genealogical data for Brenndorf, und in wenigen Fällen / and in a few cases

-die US-Volkszählungen von 1900, 1910, 1920 und 1930 (bei [www.ancestry.com](http://www.ancestry.com)), sowie / the US censi for 1900, 1910, 1920 and 1930 at [www.ancestry.com](http://www.ancestry.com) as well as

- die Bremen Passagierlisten 1920-1939 (unter <http://db.genealogy.net/maus/gate/>) /  
the Bremen passenger lists for 1920-1939 at  
[http://www.schiffslisten.de/index\\_en.html](http://www.schiffslisten.de/index_en.html)  
-und Daten aus Todesanzeigen in nordamerikanischen Zeitungen benutzt.

Nadesch (Szasz Nadas, Nades) ist wahrscheinlich vielen Siebenbürger unbekannt. Trotzdem hat die Gemeinde sogar eine Homepage unter [www.nadesch.de](http://www.nadesch.de). Da die Forschung nach den paar Familiennamen in einem kleinem Ort wesentlich einfacher ist als in einer Großstadt, z.B. in Kronstadt oder Hermannstadt, wo fast jeder ur-siebenbürgischer Familiennamen vorkommt bzw. es viele Aus- und Einwanderer gab, und da ich die zwei vorhandenen Mikrofilme für Nadesch (Ehen 1880-1943, Tote 1871-1944) abgeschrieben hatte und mir daraus ein Bild der Gemeinde und ihrer Familien machen konnte, versuchte ich zuerst, Personen mit Herkunft aus Nadesch in den Passagierlisten zu finden.

Das Ergebnis der Suche ist in ein Verzeichnis eingeflossen, welches zur Zeit aus ca. 350 Seiten besteht und ungefähr 12.000 Personen beinhaltet. Etwa 40 Seiten enthalten nur Namen (ohne Angabe des Ortes), von denen ich der Meinung war, dass es sich dabei um Siebenbürger handelt. Bei diesen Personen war entweder der Ort nicht angegeben oder er war so verschrieben, dass man ihn nicht als siebenbürgischen Ort hätte erkennen können. Auch wurde das Alter und der Familienstand bei der Einreise oft falsch angegeben/erfasst.

Ein paar Rätsel (die Antworten liegen am Ende dieses Artikels):

1. Sarah Theis, 18 J. alt, ledig, ex Rita Ginatos und Bremen, Ank. 19.8.1902, mit „Kronprinz Wilhelm“, zum Vater J. Theis, Box 635, Sharon, PA. Welcher Ort verbirgt sich unter „Rita Ginatos“?

2. Janos Binder, 29 J. alt, \*ca. 1876, verh., ex Kigg Spelon und Carnaro/Triest, Ank. 11.9.1905 mit “Pannonia”; mit Frau, Kata, 20 J. alt, und Sohn, Otto, 1 ½ Jahre; zum Schwiegervater (=vielleicht: Lajos Barabas), Cambridge 1220, Philadelphia, PA

3. Welche Orte sind hiermit gemeint? a) Marseloh, Manloh, Marselah, Marxloh, Voarseloh, usw. mal in Deutschland, mal in Österreich, b) “Sz Czmaszy, Galicy”, c) Naglegocshpaza (obwohl nicht in Siebenbürgen)

4. Wer sind Gyosgy Scghbeiuder, Hannann Ishman, Josef und Sara Crul?

Das Verzeichnis ist nach siebenbürgischen Orten sortiert und beinhaltet hauptsächlich /  
The index is sorted according to Transylvanian community and contains:

1. Name des Auswanderers oder Besuchers / name of immigrant or visitor

2. Alter / age

3. Herkunftsort / place of origin

4. Jahr der Ankunft in Amerika / year of arrival in the US.

Für die Ortschaften Nadesch, Dunesdorf, Hamruden und Katzendorf sind die Angaben aller von dort bekannten Personen enthalten. Das Auffinden der Daten in den Passagierlisten war möglich durch die Zusammenarbeit mit Hans Georg Baier (HOG Nadesch) und Harald Lienert, die mir netterweise Ihre Daten über

Auswanderer und Besucher aus Nadesch, Hamruden und Katzendorf zur Verfügung gestellt haben. Bei Nadeschern wurden auch genaue Daten wie Geburt, Heirat und Tod, sofern bekannt, vermerkt. Die Daten der Personen aus Dunesdorf und Wallendorf sind nicht so ausführlich, da ich aber die Mikrofilme abgeschrieben habe, können die Auswanderer/Besucher mit den Daten aus den Mikrofilmen zusammengestellt werden. Unten werden Details über die vorigen und einige andere Orte aufgelistet.

### **Aus Pruden / Prod / Prod; SM: Prod**

- Sara Baier, 24 J. alt, \*ca. 1882, ex Prod, 1906
- Georg Blos, 32 J. alt, \*ca. 1870, verh., ex Pr...en (=Pruden) und Bremen, Ank. 7.3.1902 mit "Dresden"; zum Bruder, Michael Blos, Home St., New Castle, PA
- Janos Bloos, 38 J. alt, \*ca. 1868, verh., 1900-03 New Castle, PA; ex Prod und Fiume, Ank. 29.8.1906 mit „Pannonia“; zum Schwager Matyas Klamer, 471 Moravia, New Castle, PA.
- Mihaly Bloos, 40 J. alt, \*ca. 1873, ex Prod 1898
- Mihaly Bloos, 26 J. alt, \*ca. 1882, ledig, ex Prod und Bremen, Ank. 24.5.1898 mit „Königin Luise“; nach 60 Preston Ave., New Castle, PA
- Amalia Botschmer, 5 J. alt, \*ca. 1908, ex Prod, 1913
- Andreas Botschmer, 37 J. alt, \*ca. 1886, ex Prod, 1923
- Georg Botschner, 31 J. alt, \*ca. 1871, ex Pruden....1902
- Katalin Botschner, 17 J. alt, \*ca. 1888, ledig, ex Hungary (=Prod) und Bremen, Ank. 27.9.1905 in Baltimore, mit "Darmstadt"; zum Bruder Martin Botschner, Box 23, New Castle, PA
- Martin Botschner, 42 J. alt, \*ca. 1860, ex Pr...en (=Pruden) und Bremen, Ank. 7.3.1902 imit "Dresden"; zum Schwager Andreas Botschner, Box 135, New Castle, PA
- Martin Botschuer, 45 J. alt, \*ca. 1861, ex Prod, 1906
- Sara Botschner, 39 J. alt, \*ca. 1875, ex Prod, 1914
- Sofia Botschner, 25 J. alt, \*ca. 1881, ex Grod, 1906
- Sofia Botschner, 18 J. alt, \*ca. 1884, ex Pruden..., 1902
- William Dorr, 11 J. alt, \*ca. 1910, ex Prod, Roumania, 1921
- Elisabeth Fisls, 35 J. alt, \*ca. 1867, verh., ex Prod und Antwerp, Ank. 10.4.1902 mit „Pennland“; zum Ehemann Georg Filtsch, Munhall oder Homestead, PA
- Andras Gedderth, 19 J. alt, ex Prod, 1907
- Erzebeth Gedderth, 20 J. alt, ex Prod, 1907
- Johan Geddert, 17 J. alt, \*ca. 1885, ex Pruden, 1902
- Janos Geddert, 17 J. alt, \*ca. 1887, ex Prod, 1904
- Johann Gedert, 26 J. alt, \*ca. 1886, ex kProd, Hungary, 1912
- Katalin Geddert, 18 J. alt, ex Brod, Hungary, 1905
- Tomas Geddert, 46 J. alt, \*ca. 1856, ledig, 1892-1896 in Cleveland; ex Prod und Antwerp, Ank. 10.4.1902 mit „Pennland“; zum Schwager Georg Utsch?, Munhall Oder Homestead, PA
- Mihaly Geiger, 19 J. alt, \*ca. 1885, ex N. Pornd, 1904
- Mihaly Geiger, 27 J. alt, \*ca. 1887, ledig, 1903-08 New Castle, PA; ex Prod und Antwerp, Ank. 8.4.1914 mit „Kroonland“; zum Onkel Michael Bloos, 1705 Moris St.,

- New Castle, PA; Vater Mihaly Geiger, Prod 102, N. Kuk.
- Sara Geiger, 57 J. alt, \*ca. 1857, verwit., ex Szod und Antwerp, Ank. 8.4.1914 mit „Kroonland“; zum Sohn Johann Geiger, Box 457, New Castle, PA; Schwester Sofia Guth, Prod 59, N. Kuk
  - Andreas G...tz, 17 J. alt, ex Prod, 1906
  - Andrei Gutt, 38 J. alt, \*ca. 1884, ex Prod, Roumany, 1922
  - Elisabetha Gutt, 24 J. alt, \*ca. 1898, ex Prod, 1922
  - Janos Gutt, 17 J. alt, \*ca. 1885, ex Prod, 1902
  - Katarina Gutt, 17 J. alt, \*ca. 1897, ledig, ex Szod und Antwerp, Ank. 8.4.1914 mit „Kroonland“; zum Schwager Georg Feder, 1201 Jefferson St., Gary, IN; „#11-245517-5/14/40“; Vater Lukas Gutt, Prod, N. Kuk
  - Katalin Hartmann, 16 J. alt, \*ca. 1889, ledig, ex Hungary (=Prod) und Bremen, Ank. 27.9.1905 in Baltimore, mit „Darmstadt“; zum Bruder Michael Hartmann, Moravia St. 501, New Castle, PA
  - Kawly Keul, 46 J. alt, \*ca. 1864, ex Prod, 1912
  - La...kosg, Keul, 32 J. alt, \*ca. 1872, ex Prod, 1904
  - Janos Keul, 24 J. alt, \*ca. 1877, ledig, ex Prod und Bremen, Ank. 1.11.1901 mit „Koln“; zum Bruder Michael, Ellwood City, PA
  - Jannos Keul, 27 J. alt, \*ca. 1876, verh., ex Prod und Havre, Ank. 3.4.1903 mit „L'Aquitaine“; zum Schwager Johann Paul, POB 971 Ellwood City, PA
  - Janos Keul, 18 J. alt, \*ca. 1889, ex Prod, 1907
  - John Keul, 33 J. alt, \*ca. 1889, ex Pruden, 1922
  - Lukas Keul, 26 J. alt, \*ca. 1872, ex Prod, 1898
  - Lukas Keil, 42 J. alt, \*ca. 1871, ex Prod, 1913
  - Sara Reul, 18 J. alt, \*ca. 1880, ex Prod, 1898
  - Sara Roil (=Keul), 20 J. alt, \*ca. 1881, ledig, ex Pruden und Bremen, Ank. 9.12.1901 mit ‚Kaiser Wilhelm der Grosse‘; mit Schwägerin, zum Bruder Lukas Keul, Box 23, New Castle, PA
  - Sara Keul, 25 J. alt, \*ca. 1885, ex Prod, 1910
  - Istvan Keul, 30 J. alt, \*ca. 1875, verh., 1903?-05 Ellwood City, PA; ex Hungary (=Prod) und Bremen, Ank. 27.9.1905 in Baltimore, mit “Darmstadt”; zum Bruder Johann Keul, Box 333, Ellwood City, PA
  - Iztvan Keul, 3 J. alt, \*ca. 1907, ex Prod, 1910
  - Johann Konst, 40 J. alt, \*ca. 1862, verh., ex Pruden, 1902; US-Staatsbürger
  - Sarah Konst, 32 J. alt, \*ca. 1870, verh., ex ..., 1902; US-Staatsbürger
  - Elisabeth Krestel, 38 J. alt, \*ca. 1885, verh., ex Roumania (=Prod) und Hamburg, Ank. 1.7.1923 in Boston mit „Mount Clinton“; mit Ehemann, nach Ellwood City, PA; Mutter Sofia Keul, Prod, Jud. Tarnavo Mare
  - Johann Krestel, 39 J. alt, \*ca. 1884, verh., ex Roumania (=Prod) und Hamburg, Ank. 1.7.1923 in Boston mit „Mount Clinton“; mit Ehefrau nach Ellwood City, PA; Schwiegermutter Sofia Keul, Prod, Jud. Tarnavo Mare
  - Erzsebet Lang, 18 J. alt, \*ca. 1887, ledig, ex Hungary (=Prod) und Bremen, Ank. 27.9.1905 in Baltimore, mit „Darmstadt“; zur Schwester Zsafia Bloo, 501 Moravia St., New Castle, PA.

- Catarina Lang, 24 J. alt, \*ca. 1882, ex Prod, 1906
- Sara Lang, 25 J. alt, \*ca. 1881, ledig, 1902-06 New Castle, PA; ex Prod und Fiume, Ank. 29.8.1906 mit „Pannonia“; zur Tante Sofia Klamer, 471 Moravia, New Castle, PA
- Jofia Leitner, 23 J. alt, \*ca. 1891, ex Prod, 1914
- Katharina Paul, 18 J. alt, \*ca. 1883, ledig, ex Pruden und Bremen, Ank. 9.12.1901 mit ‚Kaiser Wilhelm der Grosse‘; mit Schwägerin, zum Schwager Lukas Keul, Box 23, New Castle, PA
- Johann Schuller, 56 J. alt, \*ca. 1857, ex Prod, 1913
- Johann Schuller, 17 J. alt, \*ca. 1884, ex Prot, 1901
- Karl Seiler, 21 J. alt, \*ca. 1880, ex Pruz, 1901
- Katalin Seiler, 25 J. alt, \*ca. 1889, verh., ex Prod und Antwerp, Ank. 8.4.1914 mit „Kroonland“; mit Ehemann zum Michael Bloos, 1705 Moris St., New Castle, PA; Schwiegervater Mihaly Seiler, Prod 77, N. Kuk.
- Mihaly Seiler, 25 J. alt, \*ca. 1889, verh., ex Prod und Antwerp, Ank. 8.4.1914 mit „Kroonland“; mit Ehefrau zum Cousin Michael Bloos, 1705 Moris St., New Castle, PA; Vater Mihaly Seiler, Prod 77, N. Kuk.
- Sara Seiler, 25 J. alt, \*ca. 1881, ex Prod, 1906
- Johann Tatter, 32 J. alt, \*ca. 1869, ex Pruderu 1901
- Johann Tatter, 38 J. alt, \*ca. 1868, ledig, 1901-06 Monaca, PA; ex Monaca, PA und Bremen; Ank. 11.12.1906 mit „Kronprinz Wilhelm“; geht nach Hause, Monaca, PA; geb. in Pruden
- Sara Thather, 20 J. alt, \*ca. 1878, ledig, ex Pruden und Bremen, Ank. 3.12.1898 mit „Gera“;
- Gyorgy Weber, 38 J. alt, \*ca. 1876, verh., 1901-1907 New Castle, PA; ex Prod und Antwerp, Ank. 5.3.1914 mit „Kroonland“; zum Schwager Andreas Zenn, 240 Lencie? St., Youngstown, OH; Ehefrau, Sarah Weber, Prod, N.Kuk
- Mihaly Weiss, 16 J. alt, \*ca. 1890, ex Prod, 1906
- Josef Welian, 30 J. alt, \*ca. 1877, ex Proden, 1907
- ...nda Weprich, 1 J. alt, \*ca. 1902, ex Prod, 1903
- Berta Weprich, 2 J. alt, \*ca. 1901, ex Prod, 1903
- Friedrich Weprich, 46 J. alt, ex Prod, 1911
- Friedrich Weprich, 33 J. alt, \*ca. 1864, ex Pruden, 1897
- Friedrich Weprich, 36 J. alt, ex Prad, 1901
- Katalin Weprich, 23 J. alt, \*ca. 1883, ex Prod, 1906
- Katherina Weprich, 26 J. alt, \*ca. 1885, ex Prod, 1911
- Martin Weprich, 25 J. alt, \*ca. 1877, ex Pruden, 1902
- Mihaly Weprich, 39 J. alt, ex Brod, 1901
- Mihaly Weprich, 17 J. alt, ex Brod, 1905
- Regina Weprich, 9 J. alt, \*ca. 1894, ex Prod, 1903
- Sara Weprich, 23 J. alt, \*ca. 1883, ex Prod, 1906
- Sofia Weprich, 26 J. alt, \*ca. 1872, verh., ex Pruden und Bremen, Ank. 3.12.1898 mit “Gera”;
- Zsofia Weprich, 29 J. alt, ex Prod, 1903
- Gyorgyne Zabel (=Zakel), 39 J. alt, \*ca. 1874, verh., ex Prod und Antwerp, Ank.

4.3.1913 mit „Lapland“; zum Ehemann Gyorgy Zakel, PB 526, Monaca, PA; Mutter Rebeka Tatler, Prod, N. Kukullo

- Paul Fakel (=Zakel), 32 J. alt, \*ca. 1870, verh., ex Pr...en (=Pruden) und Bremen, Ank. 7.3.1902 mit „Dresden“; zum Bekannten Stefan Maier, Rest? St. 26, New Castle, PA

- Sara Czakel, 26 J. alt, \*ca. 1875, ledig, ex Prod und Bremen, Ank. 1.11.1901 mit „Kohn“; zum Onkel Andreas, Ellwood City, PA

- Sara Zakel, 31 J. alt, \*ca. 1875, ex Prod, 1906.



*Johann Geddert mit Enkelkindern, Canada 1967*

## Familiennamen

<b>Pos.</b>	<b>Namen</b>	<b>Anzahl</b>	<b>vermutliche Herkunft</b>
1	Keul	12	Pruden
2	Botschner	9	Pruden
3	Tatter	7	Pruden
4	Weprich	7	Pruden
5	Geddert	5	Pruden
6	Zakel	5	Pruden
7	Leutner	3	Dunnesdorf
8	Gutt	3	Pruden
9	Bloos	3	Pruden
10	Dengel	2	Pruden
11	Menning	2	Pruden
12	Weber	2	Gross-Alisch / Zendersch
13	Kirschner	2	Hundorf
14	Seiler	2	Grosslasseln / Zendersch
15	Kontz	2	?
16	Schoop	2	?
17	Paul	2	Gross-Alisch
18	Klein	2	Johannisdorf / Hohendorf
19	Taub	1	Zendersch
20	Kasper	1	Zendersch
21	Waedt	1	Seiden
22	Feder	1	?
23	Bell	1	Zendersch
24	Höhr	1	Waldhütten
25	Löw	1	Nadesch

26	Schuster	1	Gross-Alisch
27	Müller	1	Johannisdorf
28	Ernst	1	Zendersch
29	Türk	1	Hohendorf
30	Gierscher	1	Hohendorf
31	Wolff	1	Felldorf
32	Schiller	1	?
33	Plachta	1	?
34	Schuller	1	Gross-Alisch
35	Mathes	1	?
36	Graef	1	Pretai
37	Krestel	1	Hohendorf
38	Binder	1	Dunnesdorf
39	Baltes	1	Roseln
40	Fieltsch	1	Halvelagen
41	Zikeli	1	Maldorf
42	Zenn	1	Grosslasseln
43	Welter	1	Maldorf
44	Manchen	1	Marienburg / Schässburg
45	Hartmann	1	?
46	Salmen	1	Scharosch
47	Wagner	1	Maldorf
48	Lang	1	?
49	Geiger	1	?

## **Namen u. Vornamen mit Ehegatten nach Hausnummern:**

1. Pfarrer Lingner
2. Binder, Johann u. Elise
3. Keul, Michael u. Elise geb. Dengel
4. Altes Rathaus
6. Keul, Johann u. Elise
7. Keul, Karl u. Elise
8. -----
9. Krestel, u. Sofia
10. Filtsch, Paul u. Katharina
11. Mattes, Michael u. Sara geb. Tatter
12. Schuller, Michael u. Helmine
13. Botschner, Andreas u. Elisabeth
14. Weprich, Martin u. Sara geb. Zakel
15. Botschner, Georg u. Elise
16. Zikeli, Georg u. Rosina geb. Dengel
17. Tatter, Johann u. Rosina geb. Paul
18. Bloos, Margarete geb. Tatter
19. Paul, Johann u. Katharina
20. Keul, Johann u. Christine
21. Paul, Johann u. Sara 22. Durlerer, Katharina
23. Botschner, Johann u. Sofia geb. Leutner
24. Tatter, Franz u. Rebecca
25. Zenn, Sara
25. Welter, Andreas u. Sofia
26. Seiler, Andreas u. Sara geb. Geddert
27. Keul, Georg u. Sara geb. Bloos
28. Gutt, Andreas u. Maria
29. Keul, Johann u. Anna geb. Tatter
30. Botschner, Andreas u. Susanne geb. Hartmann
31. Hartmann, Johann u. Katharina
32. Kasper, Andreas u. Regina
33. Tatter, Michael u. Sara geb. Keul
34. Wagner, Johann u. Katharina geb. Bühler
35. Zakel, Michael u. Katharina geb. Dengel

36. Botschner, Johann u. Sara
37. Leutner, Johann u. Katharina geb. Paul
38. Geddert, Johann u. Katharina
39. Keul, Georg u. Elise
40. Geddert, Georg u. Sofia
41. Kons, Andreas
42. Geddert, Thomas u. Katharina
43. Löw, Johann u. Elise
44. Keul, Karl u. Sara
45. Weprich, Friedrich u. Katharina
46. Weber, Johann u. Sara
47. Weprich, Martinn u. Elise
48. Tatter, Joahnn u. Sofia geb. Keul
49. Salmen, Johann u. Sara
50. Zakel, Michael u. Elise
51. Leutner, Fritz u. Maria geb. Manchen
52. Gutt, Sofia
52. Lingner, Johann
53. Feder
54. Botschner, Andreas u. Margarete
55. Weit, Rudolf u. Sara
56. Kirschner, Georg u. Sara
57. Tatter, Georg u. Katharina
58. Keul, Johann u. Elise
59. Paul, Franz u. Katharina
60. Filtsch, Paul
61. Gutt, Andreas u. Ida
62. Bloos, Johann u. Sofia
63. Geiger, Franz u. Susanna
64. -----
65. Tatter, Johann u. Anna
66. Lang, Johann u. Ester
67. Seiler, Michael u. Katharina
68. Klein, Johann u. Regina
69. Tatter, Michael u. Sofia
70. Schuster, Friedrich u. Maria
71. Orendi, Katharina

72. Bloos, Michael u. Sara
73. Botschner, Andreas u. Otilie
74. Müller, Johann u. Rosina
75. Weber, Andreas u. Sara
76. Konz, Andreas
77. Ernst. Friedrich u. Elise
78. Bloos, Michael u. Sara
79. Zakel, Johann u. Elise
80. Menning, Franz u. Sofia
81. Menning, Friedrich u. Katharina
82. Menning, Rudolf u. Elise
83. Keul, Karl u. Sofia
84. -----
85. Manchen, Michael u. Elise
86. Keul, Johann u. Katharina
87. Weprich, Michael u. Katharina
88. Leutner, Michael u. Sara
89. Botschner, Michael u. Regina
90. Geddert, Lukas u. Elise
91. Keul, Lukas u. Sara
92. Türk, Michael u. Sara
92. Durleser, Sofia
93. Zakel, Lukas u. Elise
94. Wolf, Daniel u. Sara
95. Schiller, Katharina
96. Schopp, Johann u. Sofia
97. Dengel, Michael u. Katharina
98. Weprich, Martin u. Sara
99. Schiller, Georg u. Elise
100. Bell, Katharina
101. Geddert, Georg u. Elise
102. Botschner, Andreas u. Otilie
103. Botschner, Andreas u. Elise
104. Weprich, Michael u. Regina
105. Botschner, Andreas
106. Zakel, Johann u. Anna

- 107. Geiger, Michael u. Sara
- 108. Kirchner, Sofia
- 109. Plachta, Karl
- 110. Botschner, Georg u. Katharina
- 111. Keul, Michael u. Elise
- 112. Tatter, Johann u. Elise

**Sachsen aus Sachsen engagieren sich in Siebenbürgen**  
**Wiedereinweihungsfest der Evangelischen Kirche und der Orgel in Pruden**  
**Hannelore Baier**

Pruden liegt zwischen Schäßburg und Elisabethstadt in einem von schönen Laubwäldern umgebenen Seitental der Großen Kokel. Es war stets ein kleines Dorf. Eine siebenbürgisch-sächsische bzw. evangelische Gemeinde gibt es heute in Pruden nicht mehr. Das letzte Mitglied wurde Anfang der 90er-Jahre ins Altenheim in Hetzeldorf gebracht. Dem Ort hat sich jedoch eine evangelische Gemeinschaft aus dem Bundesland Sachsen angenommen. Als "Neu-Prudner" bezeichnen die "Alt-Prudner" die Sachsen aus Sachsen.

**„Neu-Prudner“ aus Sachsen**

Im Mai 1998 haben die "Neu-Prudner" das evangelische Pfarrhaus, es diente bis 1972 als Pfarrerrwohnung und wurde bis 1990 als Pfarrhaus genutzt, vertraglich übernommen, im Hof Kastanien gepflanzt und mit dem Renovieren begonnen, erzählte uns Caroline Friedrich. Die Familien Friedrich, Caroline und Hartmut und Nötzold, Ute und Harald, sind die Seele dieser Gruppe. Ihnen, stellvertretend für alle die mitgetragen haben, dankte Pfarrer Gottfried Vogel im Rahmen des Gottesdienstes. Dank richtete Pfarrer Vogel desgleichen an Horst Leutner, den HOG-Vorsitzenden, an den orthodoxen Pfarrer von Pruden, Ioan Adrian Cioca, und das Presbyterium der orthodoxen Gemeinde sowie an den Bürgermeister und Vizebürgermeister von Halvelagen (wohin Pruden verwaltungsmäßig gehört).

**Aus Zwickau angereist**

Die "Neu-Prudner" kommen aus der Gegend von Zwickau. Und das geschieht so: Seit 8 Jahren kommen 3 bis 4 Mal im Jahr Gruppen aus Sachsen für 1-2 Wochen nach Pruden, nehmen dafür Urlaub, zahlen Fahrt und Kost und arbeiten unentgeltlich. Zu Ostern 2000 begann man dann die Kirchenreparatur und zwar mit der Turmsanierung. Die Instandsetzung umfasste außer der Erneuerung der Innen- und Außenfassade den Einbau der elektrischen Leitung, die Restaurierung des Altars und zuletzt der Orgel. Letzteres geschah in der Orgelwerkstatt von Hermann Binder in Hermannstadt. unter maßgeblichem Mitwirken von Peter Sandor und Szabolcz Balint. Die Kirche sei nicht wiederzuerkennen, sagten viele, die ihren desolaten Zustand Mitte der 90er-Jahre gesehen hatten.

## Festgottesdienst zur 100-Jahr-Feier

Über 40 Prudener kamen zu der 100-Jahr-Feier und mit allen Gästen und Mitwirkenden, waren wohl fast 400 Leute beisammen. Der Festgottesdienst wurde weitgehend zweisprachig gehalten, denn teilgenommen haben außer den Alt- und den Neu-Prudnern auch zahlreiche Mitglieder der orthodoxen Gemeinde. Zur musikalischen Gestaltung des Gottesdienstes hatten Mitglieder des Kirchenchors aus Schäßburg und Malmkrog unter der Leitung von Theo Halmen, Hans Wolff und Christiane Lorenz, die Organisten Erhard Franke (Deutschland) und Theo Halmen (Schäßburg), der Trompeter Tobias Laub (Zwickau) und der von Heidi Eilzer und Dorothea Hultsch - ursprünglich Deutschland - geleitete Kinderchor aus Malmkrog beigetragen. Wohlklang beim gemeinsamen Musizieren wundert niemanden, schön aber ist es, wenn „Harmonie, wie man sie sich nur wünschen kann“, so Caroline Friedrich „auch im Dorf herrscht“. Zu Ostern hatten sie mit der orthodoxen Gemeinde besprochen, der 100 Jahre seit der Einweihung der Kirche mit einem Wiedereinweihungsfest zu gedenken, und alles hat geklappt: Die orthodoxe Gemeinde hat das Dorf für den Festtag hergerichtet und das Essen vorbereitet. Nach dem Gottesdienst hatte es den mittlerweile auch hier eingeführten "Kirchenkaffee" gegeben, mit Fassbrause aus Sachsen und Striezel aus Siebenbürgen; und neben den "Rösteln" aus Sachsen gab es "mici" aus Mediasch. Ebenso erfreulich ist, dass zwischen den Alt- und den Neu-Prudnern Harmonie herrscht. Die lose organisierte Heimatortsgemeinschaft unterstützt die Neu-Prudner bei den Restaurierungsmaßnahmen so gut sie kann und man lädt einander ein zu Vorstellungen des Projektes.



*Renovierungsarbeiten am Kirchturm*



*Renovierungsarbeiten am Kirchturm und Kirche*



*(Nach Hannelore Baier, Schäßburg, gekürzt aus dem Gemeindebrief der Evangelischen Kirchengemeinde A.B. Schäßburg Nr.7 2006)*

## Leute, Leute, Leute



*Familie Bloos*



*v.l. hinten: Katharina Tatter, Katharina Weprich und Andreas Weprich  
vorne: Sara Tatter, Regina Weprich, Andreas Gutt, Michael Tatter  
und Elisabeth Tatter*



*Kriegs-Abschiedsfoto von Hans Zakel (gefallen im Krieg),  
mit seinen Geschwistern Michael und Anna und den  
Eltern Johann und Anna*



*Familie Zakel Andreas mit den Kindern Andreas und Christine  
Schwiegermutter Katharina Hartmann, der Ehefrau Katharina und  
deren Tante Katharina Hartmann.  
Foto anlässlich der Hochzeit von Eliese und Michael Zakel 1958*



*v.l.: Michael und Anna Zakel,  
Enkelin Kunegunde  
und Schwester von Johann*



*hinten: Hans, Michael und Sofia Keul, Andreas und Andreas Botschner  
vorne: Sara Keul, Sara und Michael Bloos, Otilie und Georg Botschner  
stehend: Julius Bloos*



*Familie Tatter 1946  
v.l.: Sara, Johann und Michael*



*Eliese und Katharina Weprich  
machen Urlaub in Sinaia*



*v.l.: Maria-Magdalena, Georg, Helmut, Katharina, Johann,  
Johann, Elisabeth und Katharina Keul*



*Gruppenfoto der Familie Botschner und Keul*



*Gruppenfoto der Familie Botschner und Keul*



*Besuch von Katharina und Hans Keul in Rumänien 1962*



*Hochzeitsgäste*



*Familie Keul v.l.: Thomas, Michael, Anna, Georg, Johann und vorne sitzend Mutter Anna*



*Plausch am Nachmittag*



*Taufe von Hans Tatter*

## Prudner Bewohner vor der Aussiedlung



*Mutter mit Kindern / um 1900*



*Soldat im Ersten Weltkrieg*



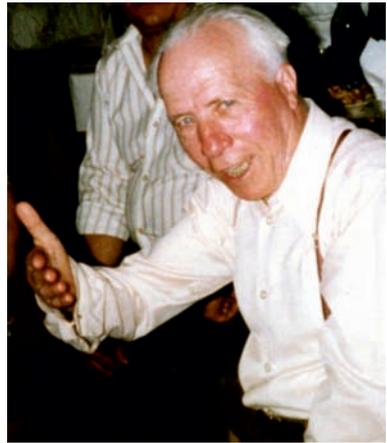
*Soldat im Ersten Weltkrieg*



*v.l.: Ehepaar Bloos vom „Häffel“*



3. v.l.: Johann Weprich zu Besuch in Pruden



Michael Plachta



▲Groß - Alischer Hochzeitsgäste / Hochzeit von Zikeli ▼





▲ *Geladene Hochzeitsgäste* ▼





▲ Geladene Hochzeitsgäste ▼



▲ Geladene Hochzeitsgäste ▼





*Uroma Rebekka Tatter*



*Anna Keul*



*Sofia Tatter und Lele Oprea*



*Georg Tatter*



*2.v.l.: Elisabeth Geddert zu Besuch in Pruden*



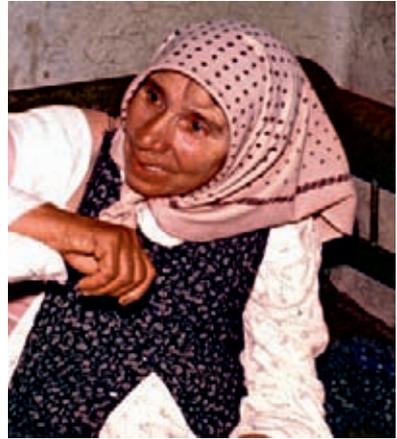
*Frau Menning*



*Frau Paul*



*Frau Elisabeth Geddert*



*Frau Paul*



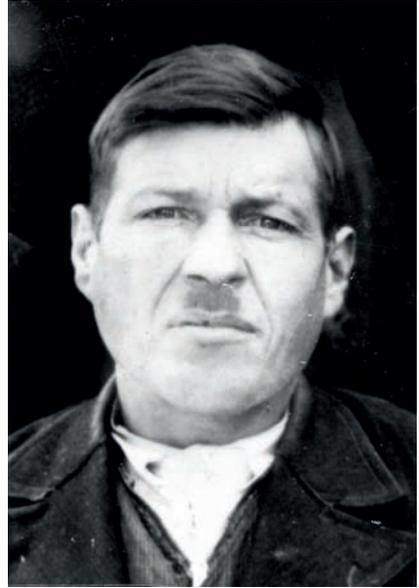
*Die Geddert Brüder*



*v.l.: Helmut, Otto und Rudolf Höhr*



*Herr Michael Türk war  
viele Jahre in Pruden als  
Organist tätig*



*Lukas Geddert*



*v.l.: Karin, Hans-Werner, Johann, Günther, Annemarie und Dieter Tatter*

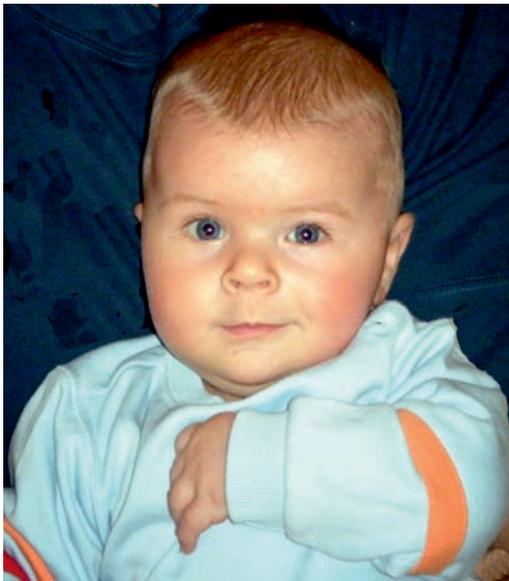
## Jüngste und älteste Prudner



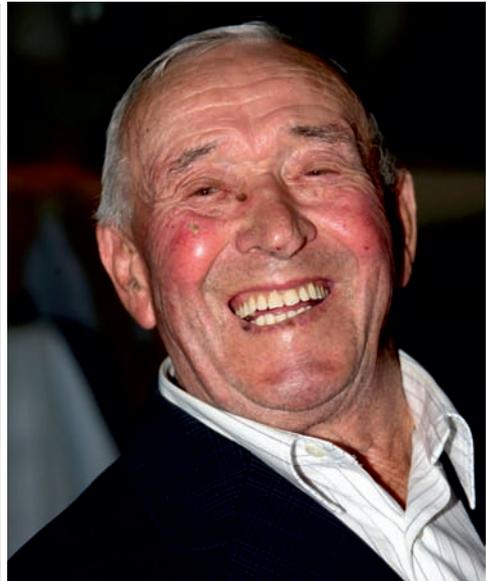
*Aufnahme um 1980*



*Andreas Botschner um 1980*



*Leonard Seibel*



*Rudolf Menning / 95*

# Wirtschaftliche Verhältnisse und Wohnkultur in Pruden

*Die folgenden Ausführungen orientieren sich am Buch: „Abschied aus der Geschichte – Jaad in Siebenbürgen“ Nürnberg 1990 – herausgegeben von Horst Göbbel.*

## Landwirtschaft

Die Landwirtschaft mit ihren wesentlichen Bereichen Ackerbau und Viehzucht bildeten die Basis des wirtschaftlichen Lebens der Gemeinde Pruden. Handwerk und Dienstleistungen waren zum grossen Teil auf die Erfordernisse der vorwiegend agrarisch geprägten Wirtschaftsstruktur abgestimmt.

## Ackerbau

In der Dorfgemarkung, die zum südlichen Siebenbürger Hochland gehört, herrschten verschiedene Bodentypen vor: Humusboden im Bereich der Ackerfelder und der Hausgärten, kastanienbrauner Waldboden oder gelber lehmiger Boden in den Weingärten.

## Feldkulturen vor 1900 und heute

Angebaut wurde in Pruden als wichtigste Getreideart Weizen, außerdem Hackfrüchte, Futterpflanzen, wie Mais und Luzerne. Der Mais stammt aus Amerika, wurde etwa ab 1560 in Italien angebaut und gelangte etwa nach 1610 als „Türkisch-Korn“ (die Prudner nennen den Mais „Kukuruz“) nach Siebenbürgen. Die Kartoffel stammt auch aus Amerika - ist unter Maria Theresia erst nach mehrfacher Aufforderung in den siebenbürgischen Dörfern durch Magistratsverordnung empfohlen worden, Rüben sind ab 1635 erwähnt, Zuckerrüben erst nach 1880.



*Mistführen*

Ursprünglich gab es die Dreifelderwirtschaft, wobei ein Teil sich als Brache regenerierte. Die Brache wurde zugunsten der Kultur von Futterpflanzen um 1900 mehr und mehr aufgegeben, weil einerseits die Bevölkerung und der Haustierstand insgesamt wuchs und außerdem durch die Einführung von Landwirtschaftsmaschinen einzelne Arbeiten, besonders die Erntezeit verkürzt wurde. Zugleich nutzte

man in immer größerem Maße die Erkenntnisse der Ackerbauforschung, lernte in Ackerbauschulen neue Methoden der intensiven Bewirtschaftung kennen und ging zur

Sechsfelderwirtschaft über. Während Gerste, Hafer, Mais in immer größerem Maße angebaut wurden, ließ der Anbau von Hirse nach und verschwand in den 30er Jahren des 20. Jh. fast vollständig.

Ein Wort zur Düngerwirtschaft: Das Düngen mit Stallmist wurde intensiv erst nach 1750 praktiziert. Unter Androhung einer Strafe von 20 Prügelhieben ist zur Zeit der österreichischen Herrschaft das Düngen mit Stallmist verordnet worden. Als neuartige Futterpflanzen baute man vermehrt an: Luzerne, Rotklee, Maislaub, Roggen, Futterkürbisse, Futterrüben. Zur Ölgewinnung dienten die Sonnenblumen. Als althergebrachte Industriepflanzen baute man bis Mitte des 20. Jahrhunderts Hanf und Flachs an. Geröstet wurde der Hanf besonders in sumpfigem, nassem Gelände und in der Kokel. Gebrochen (mit den Hanfbrechen mit einer oder zwei Zungen) und gehechelt (mit den Hanfhecheln) und danach gesponnen wurde der Hanf von den einzelnen Bäuerinnen, nicht extra von Handwerkern. Aus den Hanffasern stellte man jahrhundertlang eine große Vielfalt von Textilien für den eigenen Gebrauch her: aus reinen Fasern Hosen und Hemden, aus Leichtwerk Leintücher und Handtücher, aus Grobwerk Zwilichsäcke, Halfter für die Pferde, Stricke, aus Spitzwerk Pferddecken.



*Bauern beim Pflügen / Foto: Archiv Gundelsheim*

den Holzzwickelpflug und den Schlickschen und Sackschen Metallpflügen bis hin zu den Mehrscharpflügen und zu den Stockmotorpflügen, Hack- und Häufelpflügen führte. Ursprünglich wurden Pflugscharen sicherlich in der Dorfschmiede hergestellt, ab dem 20. Jahrhundert kaufte man sie sicherlich aus dem städtischen Fachhandel. Veränderungen ergaben sich mit der Zeit sicherlich auch bei anderen Geräten: Eggen, Ackerschleifen und Ackerwalzen (von Geräten mit Holzzähnen, aus Schlehenzweigen und Baumstämmen zu festen Geräten aus Eisen bzw. vielen metallischen Bestandteilen), bei den verschiedenen Wagentypen (von den plumpen Wagen mit hölzernen Ach-

### **Landwirtschaftliche Geräte und Maschinen**

Der Pflug hat wohl in der langen Geschichte der Menschheit die vielfältigsten Entwicklungen mitgemacht. Dabei wurden immer mehr Holzteile durch Metallteile ersetzt. Sicherlich haben unsere Vorfahren jahrhundertlang den Holzpflug benützt, dessen Entwicklung über



*Leiterwagen 1950*

sen und Rädern aus Ganzholz zu Wagen mit Speichenrädern - noch aus Holz - mit einem Metallreifen, Erntewagen mit Seitenleitern, mit Rutengeflecht für den Mais oder Rüben transport, mit Stangen und Seilen für Heu-, Strohh- und Garbentransporte, mit Zeltplane (Kober) für Reisen, Truhenwagen für Sandtransporte, mit Radbremse für abschüssige Wege, leichte Einspanner, ja sogar zweirädrige Pferdewagen für schnelle Personentransporte und ganz zuletzt, lange nach dem Krieg, Wagen mit leichten Autorädern. Benutzt wurden Hacken, Spaten, Gabeln, Rechen usw. Als neue, moderne Maschinen tauchten in den 20er/30er Jahren des 20. Jh. vermehrt und ständig verbessert auf: Sämaschinen, Mähmaschinen, Dreschgarnturen, Dreschkasten mit Dampfmaschinenantrieb bzw. Selbstwanderer, Traktorpflüge, Traktoren, Maisschroter.

### Die Modernisierung der Landwirtschaft in Pruden

Es erfolgte der Wandel etwa ab dem Jahre 1920, bis dann hatten viele von den Leuten



*Dreschgarntur von Johann Keul 1950*

noch die alten Holzpflüge, diese wurden dann ersetzt durch die Wendepflüge der Marke Sack und Eberhardt, welche direkt aus Leipzig, die Eberhardt aus Ulm/Donau kamen. Mähmaschinen, Sämaschinen, Hackpflüge, Rebspritzen, Walzen, u.a. wurden angeschafft. Manche Bauern kauften diese zu zweit oder zu dritt. Freilich nahmen die Erträge zu, denn die mit der Maschine ausgesäte Saat, konnte von den Vögeln

nicht gefressen werden. Zum ersten Mal wurde in den 40er Jahren auch Kunstdünger verwendet, Superphosphat und Stickstoff.

Zum Entkörnen der Maiskolben, eine Arbeit, die ursprünglich mit einem Maiskolbenstrunk und bloßen Händen gemacht wurde, wurden eingeführt Kukuruzrebler und Kukuruzritzler. Sicheln hatten rückwärts gewandte Einkerbungen und dienten nicht nur zur Getreideernte, sondern auch zum Schneiden der Mais- und Sonnenblumenstengel. Sensen waren hochwertige landwirtschaftliche Geräte. Der Sensenstiel wurde von geschickten Handwerkern hergestellt, das Sensenblatt, das ursprünglich vom Schmied hergestellt wurde, kaufte man in der Stadt. Zur Sense gehörte ein Wetzstein in einem Wetzsteinkumpf (ursprünglich aus Holz oder Knochen, zuletzt aus Blech) und ein Dengelambos (ein Miniambos, würde man mit einem heutigen Ausdruck sagen) auf einem faustdicken Holzstiel angebracht, der in die Erde geschlagen werden konnte und auf dem mit einem Hammer die Sense immer wieder scharf gemacht wurde, indem die Schneide, die nach längerem Benützen stumpf war, plattgeschlagen wurde. Das Mähen war nicht nur eine schwierige, gefühlvolle, sondern auch eine sehr anstrengende Tätigkeit, die fast ausschließlich von Männern durchgeführt und auch verhältnismäßig gut entlohnt wurde.

## Feldarbeiten

Der Stoppelsturz als Feldarbeit außer dem Ackern ist eine relativ neue, erst Ende des 19. Jahrhunderts aufgetretene Methode. Vor den Zweischarpflug wurden mindestens zwei Zugtiere - am liebsten die starken Ochsen - gespannt. Geeggt wurde gleich nach dem Ackern. Schon im Herbst wurde der Winterweizen gesät, im Frühjahr Hafer, Sommergerste, Futterpflanzen und Hackpflanzen. Das Saatgut wurde für die Aussaat vorbereitet. Mais und Hackfrüchte wurden mindestens zweimal, grundsätzlich dreimal gehackt.

### Kürbisse und Bohnen - Maisanbau und Maisernte

Auf jedem Maisfeld wurde früher nicht nur Mais angebaut, sondern zwischen den Maisstengeln wuchsen auch weiße Bohnen, Futterrüben, Melonen und Kürbisse. Die



*Maisfeld*

Kürbisse benötigte man als Schweinefutter und im Herbst und im Winter als Zusatzfutter für Rinder und Pferde. Die Kürbisse wurden halbiert, aus ihrem Inneren die Kerne entfernt und getrocknet und bei größeren Mengen zur Ölgewinnung verwendet. Futterrüben wurden im Keller gelagert. Die weißen Bohnen wurden getrocknet und bei größeren Mengen mit der Dreschmaschine, sonst mit dem Dreschflegel in der Scheune enthülst. Die Maiskolben wurden auf dem Acker aus dem Stengel

herausgebrochen, in runden, geflochtenen Holzkörben auf den Wagen zusammengetragen, heimgeführt und in einem Zimmer in einer Ecke abgeladen. Abends setzte sich dann die gesamte Hausgemeinschaft zum Entblättern der Maiskolben zusammen. Bei den kräftigen, schönen Kolben wurden 2-3 Blätter übriggelassen, so dass 10-15 Maiskolben zu einem Bund zusammengebunden werden konnten. Jeder Bund gelangte zum Trocknen auf den Dachboden, u.z. auf Zargen, auf Stangen angehängt. Nachdem der Mais getrocknet war, wurden die Maiskörner mit einer Maschine oder meistens mit den Händen abgerieben. Dabei verwendete man einen Strunk. Bei den halbreifen oder kleinen Kolben wurden die Blätter vollständig abgerissen, die Kolben auf dem Dachboden getrocknet.

Das Abreiben war meist eine äußerst lustige Sache, wo die jungen Familienmitglieder so manches von den Erwachsenen erfuhren oder wo sich oft Burschen und Mädchen trafen. Bei den goldgelben Kolben kam es immer wieder vor, dass auch gefleckte, schwarze, schwarz-weiße und bunte Körner dabei waren. Wenn jemand einen solchen Kolben fand, schrie er gleich, was ist das? Dann wurde geraten, viele Witze und Mär-

chen oder wahre Begebenheiten wurden dabei erzählt. Die Arbeitszeit war so im Nu um, gegen 22 Uhr wurde Schluss gemacht, es gab noch 1-2 Gläser Wein, Brot und Äpfel und dann gings ab in die Heia, denn am nächsten Morgen mußte man ja wieder sehr früh auf die Beine. Die Maisblätter wurden an das Vieh verfüttert. Das Maisstroh, der Stengel, wurde natürlich auch gesammelt, im Bund gebunden (mit Weidenruten), so dass ein Bund leicht getragen werden konnte, versorgt und im Winter auch an das Vieh verfüttert. Vorher mußte der Stengelbund gehäckselt oder mit der Axt kurz zerhackt, mit Salzwasser übergossen und so gefüttert werden. Es gab auch die Möglichkeit, die gehäckselten Maisstengel mit Spreu, Hafermehl, Salzwasser und Kleie in einem Bottich zu vermischen. Das war dann ein Fressen! Junge, Junge, als das Vieh nichts mehr in der Krippe fand, schleckte es sich die Nüstern mit der Zunge bis tief hinein ab, ein Zeichen für besonderes Wohlbefinden.

### Essen auf dem Feld

Die meisten Bauern fuhren mit Pferdegespannen auf den Grund. Oft hatte man auf der eigenen Tafel auch einige Wirtschaftsgebäude. Das Mittagessen wurde üblicherweise



*Familie Bloos macht Mittagspause*

auf dem Feld gebracht wurden. Meistens gab es Hausmannskost - kräftige Suppen, zu denen man viel Brot aß. Üblich waren in Pruden Suppen mit bzw. ohne Fleisch: weiße Bohnensuppe mit, grüne Bohnensuppe ohne, gerührte Bohnen ohne (aber mit frisch gebackenem Brot), Karottensuppe mit, Estragonsuppe mit, Zwetschgensuppe mit, Kirschensuppe mit, Bratensuppe mit, Krautsuppe mit Schaffleisch, sonst meist geselchtes Schweinefleisch, Kartoffelsuppe ohne, Salatsuppe ohne, Kartoffelgulasch mit Zwiebeln u. a. m. Wenn kein Fleisch dabei war, gab es meistens Hanklich (Hefekuchen): Eier-, Zwiebel-, Mohn-, Apfel-, Zwetschken-, Schafskäsehanklich. Mitunter wurde auf Mittag am offenen Feuer Speck am Spieß gebraten, das mit heißem Fett beträufelte Brot war dabei ein wahrer Leckerbissen. Ebenso die in der Glut gebratenen Zwiebeln und Kartoffeln. Im Spätsommer wurden hie und da auch frische, milchige, weiche Maisähren auf der Kohlenglut gebraten, noch öfters zu Hause im Kochtopf gekocht. Sie galten als besondere Leckerbissen. Eine 9 Uhr-Jause gab es in Pruden keine, dafür jedoch eine reichliche Nachmittagsjause mit kalten Speisen: geräucherter Speck roh oder vom Mittag gebraten, Schafskäse, Süßkäse, Sauermilch und natürlich Zwiebeln (Tomaten, Gurken oder Paprika sind eher nach dem Zweiten Weltkrieg zu finden gewesen). Das Abendessen war meist ein leichtes Essen

und wurde wie das Frühstück zu Hause am Tisch im Kreise der Familie eingenommen: Maisbrot (Polenta, rum. Mamaliga = rum. Nationalspeise) mit Schafskäse, Milch, Marmelade, Eierspeise, mitunter ein Kartoffelgericht. Milch - und zwar frisch gemolkene, nicht unbedingt gekochte Milch - hat bei keinem Frühstück oder Abendessen gefehlt. In vielen Häusern war es die besonders begehrte Büffelmilch, deren weiße Farbe gar nicht zu den pechschwarzen Büffeln passte. Aber ihr Geschmack, der war köstlich. Die Milch, die beim Abendessen übrigblieb, wurde in einen Tontopf von 3 bis 4 Liter zum Stocken gestellt, innerhalb von zwei Tagen bildete sich oben der Sauerrahm - er schmeckte prima mit Maisbrot - oder er wurde zur Butterherstellung benützt. Übrig blieb die sogenannte Buttermilch, ein herzhafter Durstlöcher. Unterhalb des Sauerrahms befand sich die köstliche frische Sauermilch, die in einem großen 5-6 Liter-Topf mit Deckel täglich auf das Feld mitgenommen wurde. In einem Erdloch wurde die Sauermilch im Sommer kühl gelagert und besonders zur Nachmittagsjause gern gegessen. Dabei wurde sie in eine Suppenschüssel geleert, alle - auch die Tagelöhner - saßen ringsumher und jeder schöpfte sich aus der Schüssel mit dem Suppenlöffel. Oft kam es vor, dass im Sommer so manche Heuschrecke in der Sauermilch hängen blieb und u. U. im Magen des einen oder anderen in der Runde landete.

### Ernte

Zum Getreideschnitt gehören folgende Arbeiten: Mähen bzw. Schneiden des Getreides mit der Sense/Sichel, Binden und Aufstellen der Garben. Auf einen Haufen und ein Kreuz kamen 20 Garben. Der Erntekranz wurde von der jüngsten Schnitterin getragen.



*Kornfeld*



*Kornernte*

Die Garben wurden auf der Tenne zu runden Schobern und/oder zu langen Tristen aufgesetzt. Das Stroh und das Heu lagerte man in der Scheune, auf dem Dachboden des Viehstalls oder im Freien in großen Schobern.

Gedroschen wurde meistens zu Hause in der geöffneten Scheune. Gedroschen wurde, bevor Dreschmaschinen zum Einsatz kamen, mit Dreschfliegeln oder mit 2-6 Pferden, die im Kreis über die sehr trockenen Garbenschichten geführt wurden. Der Weizen wurde von der Spreu getrennt durch Worfeln bzw. durch Winden. An der Dreschmaschine war die Gemeinschaftsarbeit der Nachbarschaft genau organisiert. Im Gegensatz zu

heute, wo ein einziger Mensch all dies und noch viel mehr Arbeitsgänge mit einer einzigen fahrbaren Maschine schon beim Ernten auf dem Feld vollbringt, benötigte man beim Dreschen eine ganze Mannschaft von 20 bis 24 Männer und Frauen. Es gab Garben-, Stroh-, und Spreuleute, einen Bandenführer oder Sackmann mit seinem Gehilfen, den Heizer und Wasserträger für die Versorgung der Dampfmaschine usw. Der Maschinenbesitzer (er war oft gleichzeitig der technische Fachmann) erhielt im Prinzip als Entlohnung einen Teil des gedroschenen Getreides. Wegen der Feuergefahr wurden natürlich strenge Schutzmaßnahmen getroffen (Wasserfass neben der Dreschmaschine, bereitgestellte Eimer - im Hof war der Brunnen nahe, ebenso der volle Wassertrog).

Das Kornstroh, das nach dem Dreschen übrigblieb, nutzte man als saubere Unterlage bei den Rindern im Stall (zusammen mit dem Rindermist ergab es ein wichtiges Düngemittel, den Stallmist, der im Winter auf die Felder hinausgefahren und dort verteilt wurde) oder beim Schweineschlachten als Brennmaterial beim Sengen der Schweinshaare und in Notfällen, das Haferstroh, vermischt mit Heu oder Grummet als Viehfutter und, wie es schon der Name sagt, als Füllmittel in den Strohsäcken.

### Erntezeit

Erntezeit ist für den Bauern nicht nur eine sehr arbeitsreiche sondern meistens auch eine sehr befriedigende Zeit: Im Herbst zeigt sich in großer Vielfalt das Ergebnis harter Feldarbeit. Getreide, Obst, Futterpflanzen werden nun vom Feld gebracht und für die langen Wintermonate für Mensch und Tier gelagert.

Das gedroschene Getreide - Weizen, Gerste, Hafer - wurde mit einem Holzgefäß gemessen, der 7., 8., 9. oder 10. Teil (je nachdem, wie man es vorher für diese Erntezeit und für das ganze Dorf vereinbart hatte) blieb als Maut beim Eigentümer der Maschine, der Rest wanderte in die bäuerliche Kornkammer. Mitunter dauerte das Dreschen je nach Ernteertrag wochenlang.

### Heu machen



*Johann Weber mit Heuwagen 1977*

Ohne Trockenfutter, ohne Heu für den Winter war die Viehhaltung nicht möglich. Eine der größten Sorgen auf dem Lande war deswegen jedes Jahr die Heuernte. Im Sommer waren die Bauern somit sehr stark mit der Heuernte beschäftigt. Während der Tage nach dem Mähen, das eine sehr harte Arbeit war, gab es viel Arbeit für alle Familienmitglieder. Auch Kinder mußten natürlich an die Arbeit ran. Das abgemähte Gras wurde gewendet und schön langsam getrocknet. Wenn man Glück hatte und das Warmwetter mitspielte, so war man in 8-14 Tagen fertig mit 20-25 Fuhren Heu. Gewendet wurde streifenweise mit der Heugabel, kurz vor Feierabend wurde es mit dem Heurechen in Schwaden zusammengerechnet, in kleineren Haufen aufgetürmt. Die Haufen wurden mit zwei Stangen zusammengetragen, immer 15 zu

einer Fuhre, an den nächsten Tagen, sofern das Wetter mitmachte, auseinandergeschüttelt und richtig ausgetrocknet. Nicht genügend getrocknetes übereinandergelagertes Heu kann sich nämlich selbst entzünden (Gasentwicklung) oder es verfault. Jeden Abend wurden Heufuhren nach Hause mitgenommen, wo es am nächsten Morgen auf dem Heuboden für den Winter versorgt wurde. Da der Platz auf dem Heuboden oder im Viertel nicht immer reichte, mußte ein Teil des Heus und meistens auch des Strohs im Freien gelagert werden. Dafür wurden höhere birnenförmige Haufen errichtet. In der Mitte stampfte man eine 4-6 m lange Stange in den Boden und rings um diese Stange wurde in der Form eines Kegels, der sich nach oben verdünnte, das Heu oder Stroh aufgeschichtet, so dass das Regenwasser abtropfen konnte. Dabei mussten Kinder die einzelnen Heu- oder Stroharben richtig treten, wobei man sich in luftiger Höhe an der Stange festhalten konnte. Mit einer Leiter oder mit der langen Heugabel erfolgte der Abstieg. Anschließend wurde das gesamte Gebilde schön mit dem Heurechen abgerechnet, so dass der Wind kein Heu oder Stroh wegblasen konnte.

Mitunter spielte uns das Wetter einen Strich durch die Rechnung: dann hatten die Bauern Pech, das Heu wurde schwarz, es verfaulte und man hatte seine Mühe, einen Teil davon getrocknet zu retten. Wenn jedoch das Wetter gut mitspielte, konnte man auf einen guten zweiten Schnitt, die Grummet hoffen. Wenn mitunter im Sommer eine längere Trockenzeit war, musste man auf ein wenig Grummet verzichten und die Wiese den Kühen freigeben, denn auf der Hutweide fanden sie nicht mehr genügend Nahrung und im Herbst, wenn alles geerntet war, durfte das Vieh sowieso überall weiden. Auf dem Maisfeld fanden sie viel und vielerlei: Blätter von Futterrüben, kleine nichtreifgewordene Kürbisse, hie und da mal einen Maiskolben - alles Leckerbissen für das Vieh. Ende August/Anfang September wurde der zweite Schnitt - Grummet - durchgeführt und bald darauf ging es schon mit dem Pflügen für die Wintersaat los. Vorher mußte auch noch der Samenklee eingebracht werden. Etwa um Michaeli (29. September) wollte jeder säen. Ende September/Anfang Oktober folgte die Maisernte und die Ernte all derjenigen Pflanzen, die auf diesem Feld zu finden waren: Rüben, Bohnen, Kürbisse, Maisstroh, ein leckeres Futtermittel.

## **Obstbau** **Adolf Schuster**

Der Obstbau hat in Pruden im 20. Jahrhundert einen großen Aufschwung genommen. Besonders Äpfel und Birnen, aber auch Zwetschgen, Kirschen, Weichseln, Walnüsse, ja im Weingarten sogar einige Quitten und Pfirsiche wurden geerntet. Der Obstbau spielte in den einzelnen Wirtschaften nicht die Hauptrolle. Ackerbau und Viehzucht waren immer die wichtigsten Bereiche. Obstbäume gab es eher vereinzelt innerhalb anderer Kulturen und in den Hausgärten und sehr spät eigentlich auch größer angelegte Obstanlagen. Veredelte Obstsorten sind in Siebenbürgen erst nach 1650 bekannt, vorher nur „wilde“ Äpfel und Birnen.

Ursprünglich legte man kaum Wert auf Veredlung, da man sie noch nicht kannte. Erst nach 1900 und besonders nach dem Ersten Weltkrieg kam die Veredlung auf. Es wurde entweder mit Reiser veredelt oder okuliert. Was die Pflegearbeiten in den Obstanlagen anbelangt, so wurden sie immer intensiver. Dazu gehörten das Abraupen, das Hacken,

das Spritzen. Geerntet wurde meist von Stehleitern aus, mit Haken zum Herbeiziehen der Äste, mit dem Obstklauber an einer langen Stange befestigt, in Körbchen. Säcke und später, besonders nach dem Zweiten Weltkrieg in Kisten. Das Obst wurde hauptsächlich für den Eigenverbrauch benötigt, später, besonders nach dem Zweiten Weltkrieg, wurde Obst auch verkauft. Obst wurde auch konserviert - z. B. Pflaumenzibri, zu Saft oder Wein und besonders zu Obstler, ein 52-54prozentiger Schnaps verarbeitet. Außer den genannten Obstarten gab es in Pruden auch Beerenobst, Maulbeeren, hie und da wuchsen auch Honigmelonen und natürlich Trauben.

### **Der Obstgarten**

„Wenn ich wüsste, dass morgen  
die Welt untergeht  
würde ich heute noch einen  
Apfelbaum pflanzen.“  
*Martin Luther 1483-1546*

Die Obstgärten hatten in den siebenbürgischen Gemeinden schon immer einen hohen Stellenwert. Die vielseitige Verwendung der verschiedenen Obstsorten war und ist von großer Bedeutung. Obst bedeutet gleichzeitig Gesundheit (für den, der es auf dem Speisezettel hat) schon wegen dem reichen Inhalt an Vitaminen, Mineralien, Spurenelementen usw.

100 Gramm Apfel enthalten:	52-55 Kcal	7 mg Calcium
	85 Gramm Wasser	6 mg Magnesium
	0.4 Gramm Fett	12 mg Vitamin C
	144 mg Kalium	

### **Zur Geschichte des Obstes**

Früher wuchsen die Äpfel im Wald zwischen den Laubbäumen, die Früchte waren klein und sehr sauer. Auf Streuobstwiesen findet man sie selten auch heute noch. Sie sind als Wildäpfel bekannt. Wildäpfel gab es auch in Asien, man nimmt an, dass unser heutiger Apfel eine Kreuzung der beiden war. Unsere Vorfahren entdeckten die Kunst des Veredelns. 500 nach Christi ist in Franken z. B. das Pfropfen von Bäumen bekannt, um den Geschmack und die Größe der Früchte zu verbessern. So gab es schon vor Jahrhunderten viele Apfelsorten. Schon im Jahr 1450 vor Christi wurden Obstbäume im Orient und Ägypten kultiviert. In Persien wurden große Landstraßen mit Obstbäumen bepflanzt. Alexander der Große (356-323 vor Christi) der mit den Griechen gegen die Perser kämpfte, brachte von seinen Feldzügen verschiedene Obstsorten mit, darunter auch den Apfel. Von Griechenland gelangte der Apfel nach Italien (wie auch andere Obstsorten). Die Römer nahmen das schmackhafte Obst mit auf ihre Feldzüge nach Frankreich, Deutschland und andere Länder Europas.

Aus dem 'Sündigen Apfel' wie in der christlichen Religion berichtet wird, entstand nach und nach der Apfel als Symbol der Macht. Kaiser und Könige hielten neben dem goldenen Zepter einen „vergoldeten Reichsapfel“ als Symbol für die Weltkugel in der

Hand. Ein goldener Apfel hat sich bis heute erhalten auf der Spitze des Stephansdoms. Als die Türken 1683 gegen Wien zogen, war es ihr Ziel den goldenen Apfel zu erobern.

## **Botanik**

Je nach Gliederung der Obstgewächse unterscheiden wir:

- Kernobst: Apfel, Birne, Quitte, Mistel.
- Steinobst: Süß- und Sauerkirsch, Pflaume, Zwetschge, Mirabelle, Reneklode, Pfirsich und Aprikose.
- Beerenobst: Himbeere, Brombeere, Johannisbeere, Stachelbeere, Weinrebe, Erdbeere.
- Schalenobst: Walnuss, Haselnuss, Edelkastanie und Mandel.

Von den o. g. Arten hat der Apfel (*Malus domestica*) die größte Verbreitung, gefolgt von der Birne (*Pirus comunis*) aus der Familie des Kernobstes. Aus der Familie des Steinobstes ist es die Pflaume und Zwetschge gefolgt von Pfirsich und Aprikose. Beim Schalenobst ist es der Nussbaum (*Inglans regia*).

### **Der Apfelbaum**

Gehört zur Familie der Rosengewächse, wurde in Europa veredelt, im Jahr 1880 gab es bereits 20.000 Apfelsorten. Zur Zeit gibt es weltweit 30.000 Sorten. Die Frucht verwendet man als Tafelobst, Dörrobst, Apfelsaft, Most, Wein, Gelee. Apfelessig ist weiteres wertvolles Produkt. Der Baumstamm liefert hartes Holz, wird in der Möbelindustrie verwendet.

### **Der Birnbaum**

Gehört ebenfalls zur Gattung der Rosengewächse. Stamm-pflanze der Gartensorte ist die wilde Birne (oder Holzbirne) aus Europa und Asien. Die Birne wird als Tafelobst verwendet, Dörrobst, Schnaps u. a.

### **Der Pflaumenbaum**

(Fam. der Rosengewächse)

Ist ein Steinobstbaum mit zahlreichen Spielarten, Zwetschge mit violettblauer, länglicher Frucht, Reneklode mit grügelber sehr süßer Frucht, Mirabelle mit kugelige gelber Frucht. Verwendung als Tafelobst, Marmelade, Gelee, Dörrobst, Schnaps.

### **Der Pfirsichbaum**

Ist ein Steinobst asiatischer Herkunft, gehört ebenfalls zur Familie der Rosengewächse, saftige Frucht mit samtiger Haut. Verwendung als Tafelobst, Kompott, Gelee, Schnaps.

### **Der Kirschbaum**

(Fam. der Rosengewächse)

Die Süßkirsche ist ein Obstbaum Mitteleuropas und Westasiens. Veredelte Sorten sind Knorpel und Herzkirsch. Verwendung findet sie als Rohobst, Kompott, Gelee, Schnaps. Kirschholz wird bei der Möbelherstellung verwendet. Obstgärten sind ein

wertvoller Lebensraum für Tiere, Insekten, Vögel, Käfer, Schmetterlinge, Ameisen, Würmer und Schnecken. Bei der Bepflanzung eines Obstgartens muss auf die Auswahl der Sorten geachtet werden, im Bezug auf die Bestäubung.

### **Apfel und Birne**

Sind selbst unfruchtbar (steril) das heißt der Blütenstaub einer bestimmten Sorte wirkt



*Kirschbaum*



*Apfelbaum*

nicht befruchtend auf die gleiche Sorte. Daher ist es sinnvoll stets ein aufeinander abgestimmtes Sortengemisch zu pflanzen.

### **Sauerkirsche, Zwetschgen und alle Pflaumenarten**

Sind selbstfruchtbar (Selbstfertilität) das bedeutet: Unabhängigkeit bestimmter Obstgehölze von der Bestäubung von sortenfremdem Blütenstaub. So können all diese Pflaumenarten mit dem Blütenstaub der eigenen Sorte bestäubt werden.

### **Bodenbeschaffenheit, Klima**

Für gute Erträge ist die Standortauswahl und Bodenbeschaffenheit von großer Bedeutung. Beim Apfel (*malus domestica*) soll der Boden eher schwer als leicht sein. Kann etwas lehmhaltig und mäßig feucht. Zu hoher Grundwasserstand ist für jeden Obstbau ungeeignet.

### **Klima**

Durchschnittlich mit normalen Niederschlagsmengen, gute Anbaubedingungen bis zu 600 m Höhe bei leicht bewegter, frisches Luft. Pflanzzeit ist im Herbst nach Eintritt des natürlichen Laubfalls (ab Ende Oktober). Das Leben eines Apfelbaumes (Hochstamm) beträgt im Durchschnitt 100 Jahre. Ein Baum aus Apfelsamen gezogen hat den ersten Ertrag nach 8-10 Jahren. Was Wachstumszeit und Alter betrifft ist eine Linde zum Beispiel erst mit 200 Jahren ausgewachsen und kann bis zu 2000 Jahre alt werden.

### **Die Birne** (*pirus comunis*)

Bodenbeschaffenheit wie beim Apfel, unterschiedlich das Klima. Braucht viel Wärme, pralle Sonne, trockene Luft, wenig Wind.

### **Die Pflaume** (*prunus domestica*)

Pflaumenarten stellen keine hohen Ansprüche an Boden und Klima. Der Boden soll kalkhaltig, mittelfeucht und durchlässig sein.

### **Pfirsich** (*prunus persica*)

Aprikose (*prunus armeniaca*): erfordern Weinklima, viel Wärme, kalkreicher Boden. Walnussbaum (*inglans regia*) hat großen Raumbedarf: 10-12 m beidseitig. Die Anlaufzeit bis zum Fruchten beträgt 10 - 15 Jahre nach Aussaat.

### **Vermehrung**

erfolgt auf zwei Arten:

1. Generativ (durch Samen) die Keime aus den Samen sind aber selten sortenrein.
2. Vegetativ, durch Ableger, Ausläufer, Schnittlinge.

Die wichtigste Maßnahme zur vegetativen Vermehrung von Obst und Zierhölzern (Rose) ist die Veredelung: Voraussetzung ist ein glatter Schnitt mit rasierscharfem Messer, Saftreichtum der Veredelungsstelle bei der Ausführung, festes Zusammenführen der beiden Schnittflächen. Als Hauptarten der Veredelung gelten Okulation (Augenveredelung), Kopulation (Pfropfen hinter der Rinde), Pfropfen in den Spalt (Geißfußpfropfen).

### **Baumpflege**

Hochstämmige Sorten, so wie wir sie aus unseren Gärten kennen bedurften keiner aufwändigen Pflege. Bei Neupflanzungen wurden die Bäume in den ersten Jahren geschnitten, um die Krone zu formen. Bei ausgewachsenen, älteren Bäumen wurde im Winter / Frühjahr die alte Rinde entfernt, gebrochene und trockene Äste ebenfalls. Im Frühjahr wurde der Stamm bis zum Ansatz der Krone mit Kalk geweißt um den Ausschlag und Blütezeit zu verzögern, es war gleichzeitig auch eine Desinfektion des Stammes. Zu erwähnen wäre noch der Verjüngungsschnitt, er wird bei älteren, im Ertrag nachlassenden Obstbäumen meist bis ins 3-jährige Holz vorgenommen, um den Austrieb der Krone neu zu beleben. Auch gleichmäßige Einkürzung aller Äste bis auf ein Viertel oder die Hälfte ihrer bisherigen Länge ist üblich (ähnlich wie Verjüngungsschnitt bei Beeresträuchern). Bekämpfung von Krankheiten und Schädlingen wurden in diesen hochstämmigen Obstgärten (bis 1950) nicht gemacht.

### **Baumbestand, Anbaufläche, Sorten**

Was den Baumbestand betraf, waren es in unseren Gärten Hochstammbäume verschiedener Sorten. Die große Sortenvielfalt charakterisiert den damaligen Stand der Pomologie. Wie schon erwähnt war das notwendig um die Befruchtung zu fördern, weil eini-

ge Sorten auf Fremdbestäubung angewiesen sind (Apfel und Birne) und um einen Ertragsturnus zu schaffen, das heißt ein Jahr überreiche Ernte und nächstes Jahr kaum Obstertrag, da es noch keine Fruchtansatzregulierung durch Beschneiden der Fruchtriebe gab, die wäre bei den damaligen Hochstammbäumen kaum ausführbar gewesen. Dem Obstbau wurde immer mehr Aufmerksamkeit gewidmet. Nach einer im Jahr 1907 vom Landwirtschaftlichen Verein geführten Obstbauzählung in Siebenbürgen zählte der Schäßburger Bezirk mit 168.000 Bäumen nach Bistritz und Schenk zu den Obstbaumreichsten.

### **Anbaufläche**

Die Gärten der Gemeinde machten ca. 20 ha aus. Davon wurde ca. 1/3 mit Gemüse bepflanzt und 2/3 machten den Baumbestand aus (gemeint sind die Gärten welche zum Hof gehörten). Die Mehrheit der Bäume waren Apfelbäume ca. 2/3 gefolgt von Pflaumen und Birnen.

Die am häufigsten in den Gärten gepflanzte Apfelsorte war der Batull, ein mittelgroßer sehr schön gezeichneter Apfel mit köstlichem Aroma. Er gedeiht nur in Siebenbürgen in dieser Qualität (klimabedingt). Weitere Sorten waren: der Süßapfel, Astrahan, Eisapfel, Langstielapfel, Kernapfel, Klarapfel als Sommersorten. Blauapfel, Gravensteiner, Landsberger und andere als Herbstäpfel. Jonathan, der oben erwähnte Batull, Boskop (Lederapfel), Weißapfel. Robinenapfel, Poinik, Quittenapfel, Goldparmän als Wintersorten.

Die häufigsten Birnensorten waren: Akewitze, Honigbirne, Johannisbirne, Katharinenbirne, Pfefferbirne, Schweinsbirne als Sommersorten. Pergamuttbirne und Glocknerbirne als Herbstbirne und Butterbirne, Williamsbirne, Kaiserbirne als Winterbirnen. Durch die große Sortenvielfalt war die Bestäubung gesichert, wie auch der Ertrag. Wenn immer wieder bei manchen Sorten der Ertrag ausblieb, waren andere Sorten, die den Verlust ausglich. Was die Qualität des Obstes aus den oben beschriebenen Gärten und Streuobstwiesen ausmacht, so sind sie denen aus dem Supermarkt überlegen, was Aroma, Geschmack und Inhaltsstoffe betrifft.

Viele der genannten Sorten sind nur noch selten zu finden (Jonathan, Batull, Butterbirne u.a.) Fachleute aus dem Gebiet bemühen sich, sie ausfindig zu machen wegen ihrem unverzichtbaren Wert bei der Züchtung von neuen Sorten.

Wir bewundern, kaufen und essen die schönen, großen, farbigen Äpfel und Obst überhaupt in den Regalen der Supermärkte. Oft aber vermisst man das Aroma, den spezifischen Geschmack, welcher zu einer gewissen Sorte gehört und vieles mehr. Haben sie schon einen Apfel oder Birne gekauft, welcher wie ein Jonathan oder Batull, wie eine Butterbirne oder Akewitze aus ihrem Garten schmeckt?

Obstgärten gab es auch außerhalb der Gemeinde em Beukels. Er war vorwiegend mit Apfelbäumen bepflanzt. Vor der Ernte wurden diese Bäume stückweise von der Gemeinde verkauft (versteigert). Das geschah jährlich. Obstbäume gab es auch in den Weingärten, vorwiegend Pflaumen und Nussbäume am Wegesrand ebenfalls Pfirsiche, Marillen und Kirschen. Die Gärten mit ihren Obstbäumen mussten auch schwere Unwetter überstehen. So z. B. wenn die blühenden Bäume mit den fruchtversprechen-

den Blüten in wenigen Stunden in einer einzigen Nacht dem Frost zum Opfer fielen (man hat versucht, die Blüten mit Rauch gegen den Frost zu schützen und zwar morgens zwischen 3 und 6 Uhr, wenn die Temperatur unter 0° fiel) oder die reifenden Früchte an den Bäumen durch Hagelschlag, anhaltende Dürre oder auch zu viel Feuchtigkeit negativ beeinflusst wurden.

### **Ernte, Verarbeitung, Aufbewahrung**

Im Herbst: Ende September, Anfang Oktober wurden die Spätsorten geerntet. Äpfel und Birnen wurden mit Holzleitern von den Bäumen geholt oder, wer jünger war kroch auf den Baum mit umgehängtem Sack und pflückte soweit die Arme reichten. Die geernteten Früchte wurden im Keller auf Holzrosten (Hurten) gelagert. Viele Sorten erreichten erst im Winter oder Frühjahr die volle Reife. Im Laufe der Lagerung wurden die kranken Früchte immer wieder entfernt um Ansteckungsgefahr zu vermeiden. Die geeignete Lagertemperatur lag bei 6° und einer Luftfeuchtigkeit von 90%.

Was nicht für Tafelobst geeignet war, wurde auf andere Art verarbeitet. Zum Beispiel als Dörrobst: Apfel, Birne und Pflaume; als Marmelade, Gelee vor allem die Zwetschge und Pflaume. Was nicht auf diese Art verarbeitet wurde kam in Fässer, wo daraus nach der Gärung Schnaps gebrannt wurde. Der Schnaps diente für Eigenbedarf und Verkauf. In der Gemeinde gab es eine Schnapsbrennerei bei Familie Johann Keul. Es wurde doppelt gebrannt und somit ein Schnaps von durchschnittlich 60 % Alkohol erzielt.

Im März 1945 kam die Agrarreform. Die deutsche Bevölkerung wurde vom gesamten landwirtschaftlichen Vermögen enteignet (Ackerland, Geräte, Viehstand). Und was noch schlimmer war von Haus und Hof und den dazugehörigen Gärten. Es war der Anfang vom Ende auch für die Gärten mit ihren Obstbäumen. Wenn im Winter das Brennholz nicht reichte und es reichte bei den neuen Eigentümern nie, fällte man einen Baum oder auch mehrere, manchmal alle und wenn es immer noch nicht reichte, musste die Scheune dran glauben. So wurde der Baumbestand vieler Gärten dezimiert oder verschwand vollständig.

Wir, meine Generation (1940) erlebten diese Zeit als Kinder. Wie aber mussten unsere Großeltern und Eltern, die viele dieser Bäume gepflanzt hatten darunter leiden, immer wieder einen Baum willkürlich sterben zu sehen.

Herrenberg, 01.02.2006

Adolf Schuster, Landwirtschaftsmeister

## **Der Weinbau in Pruden**

**Adolf Schuster, Paul Wilhelm**

### **Vom Mittelalter bis 1945**

Durch seine geographische Lage befindet sich die Gemarkung Pruden noch am Rande des Weinbaugebietes der Großen Kokel. Östlich der Nachbargemeinde Groß-Alisch, wo Weinbau in großem Maße betrieben wird, liegt die Grenze des siebenbürgischen Weinlandes. Dank des lehmigen, kalkhaltigen Bodens und der günstigen Ausrichtung der Hänge, die der Sonne von morgens bis abends ausgesetzt waren, konnten die Prudner gute bis sehr gute Weine erzeugen. Ihre Tafeltrauben waren begehrt auf

den umliegenden Märkten, wie Elisabethstadt oder Schäßburg. Schon im Mittelalter bepflanzten die Prudner Bauern die sonnigen Halden oberhalb der Großen Kokel mit Weinreben, allerdings nur mit unveredelten Sorten (Hybrid).

Das Prudner Weinbaugebiet umfasste zwei Halden:

- „An der Kokel“, es war die Verlängerung der „Dallen“ von der Groß-Alischer Halde in Richtung Westen;
- „Das Hillchen“ ostwärts der Ziegelei und dessen Verlängerung in Richtung Groß-Alischer Hill.

Außer diesen oben genannten wichtigsten Anbaugebieten, waren auch viele andere Weinberge in Pruden.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden fast alle Weingärten Europas von der Reblaus (Phylloxera) heimgesucht. Sie saugt den Saft der Rebwurzeln aus, so dass die Pflanze schließlich eingeht.

Nachdem die Reblaus im Jahre 1896 alle Weingärten unseres Dorfes vernichtet hatte, begann man veredelte Reben anzupflanzen. Aus den nahe liegenden Groß-Alischer Rebschulen holte man die so genannten amerikanischen Unterlagen. Die Unterlagen



*Weinlese um 1940*

mussten besonders sorgfältig gewählt werden, um einen neuen Befall durch die Phylloxera ausschließen zu können. Die meisten Winzer sorgten selbst für die Beschaffung und Veredlung der Setzlinge. Die Neubepflanzung zog sich auf 10 - 15 Jahre hin. In der Zwischenkriegszeit wurden die Flächen kontinuierlich ausgebaut, so dass sie vor dem 2. Weltkrieg 20 - 25 ha erreichte.

Allerdings gab es im Laufe der Zeit immer wieder Rückschläge. So kam es in den Jahren 1911-1912, durch starke Regenfälle, zu Erdbeben. Davon betroffen waren die Hänge „An der Kokel“. Die Prudner Landwirte ließen sich aber auch durch solche ungünstige Wetterverhältnisse nicht abschrecken und pflanzten immer wieder neue Reben an. Mit viel Idealismus, Begeisterung und Freude an der Arbeit erweiterte und verjüngte man stetig das Weinbaugebiet. Die Bauern besaßen Weingärten in den beiden, oben erwähnten, Halden. Im selben Weingarten wurden verschiedene Weinreben-sorten angebaut. Die gängigen Sorten waren: Mädchentraube, Neuburger, Riesling, Ruländer, Perle von Csaba, Muskateller, Gutedel. Der hohe Stellenwert des Weinbaues ist dadurch zu erklären, daß der Wein eine der wichtigsten Einnahmequelle darstellte.

Der Prudner Wein war sehr beliebt, besonders bei den Szeklern, und viele Prudner Familien sicherten damit ihre Existenz.

Große Aufmerksamkeit schenkte man der Bodenbearbeitung und der Pflege der Kulturen. Diese Arbeiten wurden ausschließlich manuell erledigt. Vor dem Anlegen eines Weingartens wurde der Boden tief umgegraben (rigolt). Im ersten Jahr blieb der Boden meist brach. Nach der Anpflanzung musste man 3-4 Jahre auf die ersten Erträge warten. Im Frühjahr wurden die Reben geschnitten. Man ließ 3-4 Triebe, die anschließend an Pfähle in Bogenform festgebunden wurden. Im Laufe des Sommers wurden so genannte „Grünarbeiten“ durchgeführt.

Zusätzlich zu diesen Pflegearbeiten musste man sich nun bei den veredelten Rebsorten verstärkt der Bekämpfung neuer Krankheiten, wie zum Beispiel der Blattfleckenkrankheit (Peronospora) widmen. Zu diesem Zweck wurden die Rebstöcke mit einem Gemisch aus einer Blaustein- und Kalklösung gespritzt.

Nach der Weinlese (Ernte) galt es, die Reben vor Kälte zu schützen. Hierzu legte man sie auf den Boden und bedeckte sie mit Stroh und Erde oder grub sie ein. Im Frühjahr wurde das Stroh eingegraben und diente somit auch gleichzeitig als Düngemittel. Die Grenzen (Raine) und Wege der Weingärten waren mit Aprikosen-, Pfirsich-, Zwetschgen-, Marillen-, Kirsch- und Nussbäumen bepflanzt. Jedes zweite Jahr wurde von der Gemeinde ein Weinbergamt mit einem Richter und zwei Gehilfen eingerichtet. Ihnen unterstanden die Hüter. In jeder Halde standen 1-2 Hüter, die ihren Lohn nach der Ernte in Most erhielten. Das Weinbergamt war dasjenige, das festlegte an welchen Tagen man in den Weingarten (auch in den eigenen) gehen durfte, um Trauben oder sonstige Früchte zu holen. Auch der genaue Tag, an dem die Weinlese beginnen konnte, wurde von dem Weinbergamt bestimmt. Dieser war in der Regel der 16. Oktober (der Gallustag).

Ordnung und Disziplin waren unabdingbar. Wer sich nicht fügte, wurde streng bestraft. Die Weinlese kam einem Dorffest gleich und dauerte 2-6 Tage, je nach Größe des Reblandes. Tage und Wochen davor wurden Wagen, Fässer und Bottiche gereinigt. Jeder, der an der Ernte teilnahm, bekam eine weiße Schürze umgebunden und mit Jubel und Gesang ging es dann in der Früh zur Ernte in die Weinberge hinaus. Zehn bis 20 Wagen fuhren die Wege der steilen Hänge hinauf. Die Weinlese wurde zum Freudenfest, besonders wenn es ein guter Jahrgang war und man am Abend mit einem voll beladenen Wagen nach Hause kam. Bis spät in die Nacht hinein wurden die Trauben gepresst und der frische Most in die, vorher geschwefelten, allesamt aus Eichenholz hergestellten Fässer gefüllt. Nach wenigen Tagen begann die Gärung des Mostes und man genoß den „Federweißen“ (rumänisch „Tulburel“- d.h. „der Trübe“). Fast jeder Hof besaß eine „Kelter“, eine Presse aus Holz. Ursprünglich verarbeitete man die Trauben sicherlich im Tretkübel mit den Füßen oder sie wurden mit einem Mostkolben zerstampft. Nach dem ersten Weltkrieg jedoch kamen Traubenmühlen zuerst mit Holzwalzen und später mit Gußwalzen auf, wo die Trauben gemahlen wurden. Die übrig gebliebenen Trebern wurden in einen Bottich gestampft, luftdicht mit Lehm abgeschlossen und im Januar wurde daraus ein prima schmeckender Treber Schnaps gebrannt. Sobald der Most im Fass zu Wein vergärt war, wurde er abgezogen und aus dem Satz stellte man Legerschnaps her. Mindestens eine Schnapsbrennerei gab es praktisch immer in Pruden, nach dem Krieg manchmal auch mehrere.

## **Die Weinberge nach dem Krieg**

Weil 1939 im Zuge der Mobilmachung viele Männer einberufen wurden, war die Arbeit in den Weinbergen für Frauen, die nun auf sich allein gestellt waren, äußerst beschwerlich. Nachdem am 23. August 1944 die rumänische Armee die Seiten gewechselt und Deutschland den Krieg erklärt hatte, begann sich nach und nach vieles zu Ungunsten unserer Dorfbewohner zu verändern. Bereits im Frühjahr 1945 wurden die Sachsen enteignet. Der Boden, das Vieh und die landwirtschaftlichen Geräte wurden unter den Rumänen und Zigeunern aufgeteilt. Die Weinberge wurden verstaatlicht und gegen Bezahlung bearbeitet. In Pruden fielen sie dem Staatsgut Schäßburg, zeitweise auch Elisabethstadt, zu. Es waren nach dem Krieg bis Ende der 50-er Jahre noch 13 - 15 ha Weingärten die bearbeitet wurden. 1963 waren es noch 10 ha; 6 ha an der Kokel und 4 ha im Hillchen und Groß-Alischer Hill (davon waren 2 ha mit der Sorte „Nova“ bepflanzt). Ab den Jahren 1965-1966 wurden die letzten verbliebenen 10 ha nicht mehr bearbeitet, obwohl die Staatsgüter bereits in den 50-er Jahren begonnen hatten große Flächen mit Neubepflanzungen voranzutreiben, wie z.B. in Groß-Alisch wurden 130 ha neu angepflanzt. Da die Dorfbewohner enteignet worden waren, fanden viele nun Beschäftigung auf der Staatsfarm und in der LPG (Kollektivwirtschaft) des Dorfes, wenn auch nicht mehr im Weingarten. Bedingt durch die Entwicklung der Industrie in den nahe gelegenen Städten, verließen im Laufe der Jahre immer mehr Jugendliche das Dorf und suchten Arbeit außerhalb der Landwirtschaft.

## **Hopfenanbau in Groß-Alisch und Pruden**

Wenn am Anfang dieses Beitrags eine kurze Ausführung über Verwendung, Geschichte, Botanik und Anbauweise des Hopfens (*Humulus Lupulus*) steht, so geschieht dies in der Absicht, den mit dem Hopfen weniger bewanderten Lesern einen kleinen Überblick über die Eigenart dieser Pflanze zu vermitteln.

### **Botanik des Hopfens**

Der Hopfen gehört zur Familie der Hanfgewächse (*Cannabinaceae*). Er ist zweihäusig und Windbefruchter. Nur die weiblichen Pflanzen bilden aus den Blüten Dolden, die jedoch nur dann einen hohen Brauwert haben, wenn sie nicht befruchtet werden. Darum muss darauf geachtet werden, dass sich keine männlichen Pflanzen im Bereich und in der Nähe der Anlage befinden. Schon eine einzige männliche Pflanze kann nämlich eine große Fläche befruchten. Der Kulturhopfen ist eine ausdauernde (perennierende) Pflanze. Er kann bis 50 Jahre alt werden. Durchschnittlich werden Hopfenpflanzungen nur 15 bis 20 Jahre genutzt und dann wegen des sinkenden Ertrages gerodet. Ausdauernd ist nur der Wurzelstock, der obere Teil, die Reben, werden jedes Jahr abgeschnitten und im Frühjahr werden die neuen Triebe an die Stütze (Draht) angeleitet. Die Wurzeln erreichen eine Tiefe von bis zu 4 Meter. Der Hopfen benötigt eine Stütze, um sich daran kletternd empor zu winden. Er ist eine rechtswindende Pflanze, d.h. eine sich im Uhrzeigersinn drehende Schlingpflanze und steht damit im Gegensatz zur Stangenbohne, die sich links windet.

Klimatisch und in Bezug auf die Bodenqualität zählt der Hopfen zu den sehr anspruchsvollen landwirtschaftlichen Kulturpflanzen. Das Hopfenbauklima liegt

zwischen Wein- und Weizenanbau. Die Wachstumszeit der Pflanze beträgt 5 Monate (April – August). Während der Hauptwachstumszeit im Monat Juni wachsen die Hopfenranken täglich 16 cm, bei günstiger Witterung sogar 35 cm. Nach Bambus zählt der Hopfen zu den am schnellsten wachsenden Kulturpflanzen.

### **Verwendung**

Der Hopfen wird hauptsächlich zur Herstellung von Bier verwendet. Er verleiht dem Bier das charakteristische Aroma und den bitteren Geschmack, ist aber auch für die Haltbarkeit des Bieres verantwortlich. „Der Hopfen ist die Seele des Bieres.“ Hopfendolden werden auch in der pharmazeutischen Industrie verwendet. Sie haben beruhigende Eigenschaften und sind deshalb Bestandteil von Beruhigungstees, Hopfenbädern sowie Hopfenseife; Sebastian Kneipp empfiehlt Hopfen für ruhigen Schlaf. Junge (unterirdische) Hopfentriebe können als Salate zubereitet werden und sind genau so schmackhaft wie Spargel. Das gleiche gilt für die Spitzen der jungen Reben, welche ebenfalls für Salate und Suppen verwendet werden können und wie grüne Bohnen schmecken.

### **Geschichte**

Es wird angenommen, dass die Babylonier die Ersten waren, die um 2000 v. Chr. Hopfen zur Herstellung von Getränken benutzten. In Europa wurde Hopfen jedoch erst ab dem 7. Jahrhundert angebaut. Das erste schriftliche Dokument darüber stammt aus dem Jahr 736 und weist den Hopfenbau in der Hallertau in Bayern nach. Die ersten Hopfengärten in Deutschland entstanden zur Zeit Karls des Großen (743-814) und die Ersten, die Bier brauten, waren Mönche in Klöstern. In Rumänien wurde Hopfen ab Mitte des 16. Jahrhunderts angebaut, obwohl man Bier unter Verwendung von Wildhopfen schon früher braute.

Ferner ist von Bedeutung, dass im Jahre 1516 der bayerische Herzog Wilhelm IV. eine Brauordnung erließ, das so genannte „Reinheitsgebot“. Darin wird bestimmt, dass zur Bierherstellung keine anderen Zutaten als Gerste, Hopfen und Wasser verwendet werden dürfen. Dieses Reinheitsgebot ist bis heute gültig. Deutschland ist übrigens das einzige Land der Welt, wo dieses Reinheitsgebot noch eingehalten wird.

### **Anfänge und Aufstieg des Hopfenbaus in Rumänien 1870-1918**

Die Geschichte des Schäßburger Hopfenbaus begann um 1870 in einer Epoche tief greifender politischer und wirtschaftlicher Veränderungen. Es war der Beginn der Umstellung der siebenbürgischen Landwirtschaft, verursacht vor allem durch die Eröffnung des Eisenbahnverkehrs in den Jahren 1868-1873 (in Schäßburg 1872). Vorher dauerte eine Fahrt mit der Postkutsche von Hermannstadt nach Wien zehn Tage und diese lange Reise konnte man zudem nur alle zwei Wochen antreten. Selbst von Schäßburg nach Hermannstadt benötigte man zwei Tage. Mit der Aufnahme des Eisenbahnverkehrs veränderte sich die Marktlage grundlegend. Siebenbürgen war nun eng mit den westeuropäischen Ländern verbunden und somit den Weltmärkten näher gebracht. Zudem musste die von den Großvätern praktizierte Drei-Felder-Wirtschaft aufgegeben werden, denn es war nicht mehr tragbar, alljährlich ein Drittel des Bodens brach liegen zu lassen und damit auf die Ernte von diesem Drittel der Gemarkung zu verzichten. Bei immer

tiefer sinkenden Getreidepreisen lohnte sich der reine Getreideanbau (Getreide-Monokultur) auch für den siebenbürgischen Bauern nicht mehr. Um das Einkommen der bäuerlichen Betriebe zu sichern, war es deshalb notwendig, auch mehr zu Intensivkulturen, wie Anbau von Futterpflanzen mit verstärkter Milchviehhaltung, Hack-



*Hopfenanlage*

fruchtanbau und zu Spezialkulturen (Gemüse, Obst, Wein, Tabak, Hopfen u. ä.) überzugehen. Zum Anbau von Hopfen haben insbesondere der Aufschwung der Bierfabrikation und die hohen Hopfenpreise beigetragen. Die Anlagekosten beliefen sich auf 500 - 600 Gulden pro Joch, die jährlichen Unterhaltskosten auf 230 Gulden. Der Bauer konnte dann mit einem durch-

schnittlichen Ertrag (Ernte) von 500 kg pro Joch rechnen (1 Joch = 0,5755 ha). Da ein Preis von 90 Gulden für 100 kg Hopfen bezahlt wurde, ergab sich eine Einnahme von 450 Gulden pro Joch und Jahr, d.h. es ließ sich ein Reinertrag von 220 Gulden pro Joch und Jahr erwirtschaften. Im Vergleich dazu erbrachte ein mit Weizen bebautes Joch nur einen Gewinn von nur 2 - 3 Gulden, bei intensiver Landwirtschaft ergab sich ein Erlös von höchstens 48 Gulden pro Joch und Jahr.

1875 umfassten die Hopfenpflanzungen in Schäßburg und Umgebung 9 Joch. 1883 wurde in 30 Gemeinden Siebenbürgens Hopfen angebaut, allerdings handelte es sich meistens noch um Versuche.

In den folgenden elf Gemeinden betrug die Anbaufläche mindestens 2 Joch:

- Kreisch	6 Joch	- Agneteln	5 Joch
- Keisd	4 Joch	- Mergeln	3 Joch
- Heltau	3 Joch	- Reps	2,5 Joch
- Großlasseln	2 Joch	- Großschenk	2 Joch
- Trapold	2 Joch	- Peschendorf	2 Joch
- Meeburg	2 Joch		

In dieser Zeit vollzog sich auch der Übergang vom Braugewerbe zur Bierfabrikation. Die bisherigen kleinen bürgerlichen Brauhäuser wurden durch neu gebaute Bierfabriken abgelöst. In Hermannstadt entstanden die Habermann-Brauerei (1880) und die Drei-Eichen-Brauerei (1887), in Kronstadt die Thomas-Brauerei (1892) und die Czelli-Brauerei, in Bukarest die Luther-Brauerei und die Brigadiru-Brauerei. Die hohen erzielbaren Verkaufspreise verliehen dem Hopfen einen solchen Nimbus, dass man

vom "Grünen Gold" sprach. Bei dieser Euphorie des "schnellen Geldes" übersah manch ein Bauer, dass der Hopfenbau sehr großen Ertragsschwankungen unterlag. Vor allem fehlte es besonders in den Anfangsjahren oft an Fachkenntnissen. Man hat damals nicht zu Unrecht den Hopfenbau das Hasardspiel der Landwirtschaft genannt, weil sich Jahre mit überreichen Ernten mit Jahren ausgesprochener Missernten abwechselten. Diesen großen Ertragsschwankungen entsprachen außerordentliche Preisschwankungen. Nach vielen Erfolgen und Misserfolgen im ersten Jahrzehnt der Einführung des Hopfenbaus, in dem eine kompetente Fachanleitung fehlte, übernahm im Jahre 1885 Ludwig Abraham (1861-1917) die Anleitung und Beratung der Hopfenbauern. Mit 14 Joch Hopfenbaufläche in der Rohrau (Schäßburg) gehörte er zu den größten Hopfenbauern Siebenbürgens. 1897 wurde die "Hopfenbau-Genossenschaft Schäßburg" gegründet mit 53 Hopfenbauern als Mitgliedern. Auf dem Schäßburger Güterbahnhof errichtete die Genossenschaft ein Hopfenlager mit Verkaufshalle. Jeden Donnerstag wurde dann dort während der Erntezeit (September-Oktober) ein Hopfenmarkt abgehalten. Hopfenhändler aus Böhmen und Nürnberg kauften siebenbürgischen Hopfen, den sie wegen seiner guten Qualität sehr schätzten.

### **Hopfenbau im Königreich Rumänien**

Nach dem Anschluss Siebenbürgens an Rumänien als Folge des 1. Weltkrieges, führten die veränderten politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu einer so starken Verknappung der Lebensmittel, dass das Agrarland Großrumänien gezwungen war, seine Lebensmittelausfuhren einzustellen. Dadurch gingen der exportorientierten sächsischen Landwirtschaft wichtige Märkte verloren. Die neuen Verhältnisse führten dazu, dass in den bäuerlichen Kleinbetrieben Mittel für die notwendigen Investitionen fehlten und kapitalintensive Kulturen nicht mehr unterhalten werden konnten. Nur noch kapitalkräftigere Bürger aus dem Mittelstand waren noch in der Lage, den Hopfenbau im Nebenerwerb weiter zu führen. So umfasste die Hopfenbausektion Schäßburg des Siebenbürgisch-Sächsischen Hopfenbauvereins im Jahr 1927 nur noch 23 Hopfenbauern. Mit 64 ha im Jahr 1930 stellte das Schäßburger Hopfenanbaugebiet die größte Anbaufläche Siebenbürgens (90%) dar. In anderen Provinzen wurde kein Hopfen angebaut. Die rumänische Regierung zeigte kein Interesse, den ausschließlich in sächsischen Händen liegenden Hopfenbau auch nur im Geringsten zu fördern. So ging der Anbau von Jahr zu Jahr immer mehr zurück. Von 64 ha Hopfen im Jahr 1930 wurden im Jahr 1938 noch 21 ha, bei Kriegsende nur noch 6 ha bewirtschaftet.

### **Hopfenbau in Siebenbürgen nach 1945**

Der einst blühende Hopfenbau in Siebenbürgen sank bis 1945 auf nur 6 Hektar: In Schäßburg 5 ha, in Keisd 0,5 ha, in Mediasch 0,3 ha und in Agnetheln 0,2 ha. Diese Hopfengärten wurden im Rahmen des Agrarreformgesetzes vom 23. 03. 1945 gänzlich enteignet. Ihre Vernichtung stand kurz bevor, als die Brauindustrie feststellte, dass sie ohne Hopfen dastand und die enteigneten Hopfengärten mit einem wertvollen Pflanzenbestand und Spezialeinrichtungen vor der Auflösung standen. In dieser für die Brauindustrie kritischen Lage erließ die Regierung mit Erlass vom 13. 04. 1945 eine Ausnahmeregelung zur Erhaltung der einzigen nur noch im Groß-Kokler Komitat bestehenden Hopfenkulturen, aus denen die Bierfabriken des Landes ihren Bedarf deckten. Man erklärte diese Kulturen zur Staatsreserve. Damit wurde die Zuteilung an die Begü-

terungsberechtigten (Improprietäriti) rückgängig gemacht und die Hopfengärten zur weiteren Bewirtschaftung an die ehemaligen Eigentümer verpachtet. Mit Bildung der Staatsgüter im Jahre 1948 fand der private sächsische Schäßburger Hopfenbau nach 80 Jahren ein Ende. Das Zentralkomitee der KPR beschloss, die Bierproduktion von 300.000 hl pro Jahr auf 1,6 Millionen hl zu erhöhen, um so die nach dem Krieg verstärkt eintretende Nachfrage nach Getränken decken zu können und gleichzeitig den Konsum hochprozentiger alkoholischer Getränke (Tuica und Rachiu) zu verringern, um dadurch die sozialistische Arbeitsmoral zu verbessern. Die 12 bestehenden Bierfabriken des Landes wurden erweitert und am Staatsgut Schäßburg die ersten 15 ha Hopfen Neuanlage (1948-1950) als Pilotanlagen für Feldversuche, Anbautechnik und Schulung des Fachpersonals angelegt. In den Jahren 1952 bis 1960 folgten die Pflanzungen in den ersten Hopfengroßanlagen mit je 100 ha auf den Staatsgütern um Schäßburg, um so den Bedarf von 230 t Hopfen für die vorgesehene Bierfabrikation von 1,6 Millionen hl aus inländischer Produktion zu decken.



*Hopfenanlage mit Trockenscheune, im Hintergrund Pruden*

### **Stand der Hopfenflächen im Jahr 1960**

Da nach dem Krieg Brotgetreide (Weizen und Mais) Vorrang vor allen anderen Kulturen hatte, wurden die Hopfenneuanlagen auf Hanglagen und ertragsschwachen Böden angepflanzt. Diese weniger günstigen Standorte wirkten sich nachteilig auf Bewirtschaftung und Ertrag aus. Besonders der deutschen Bevölkerung, die durch die Enteignung besitzlos und auch arbeitslos geworden war, boten diese neu angelegten Hopfenanlagen lange Zeit eine Verdienstmöglichkeit.

In einer zweiten Etappe von 1965 bis 1975 erfolgten eine Erweiterung der Hopfenanlagen auf 1.100 ha und der erste Schritt zur Mechanisierung der Arbeiten im Hopfenbau.

Es wurden 40 Schmalspurschlepper (Holder) importiert, ebenso moderne Gebläsespritzen für den Pflanzenschutz, Hopfenpflückmaschinen, Bandtrockner usw. In einem dritten Abschnitt bis 1990 erweiterte man die Hopfenanlagen auf 12 Staatsgüter mit 30 Hopfenfarmen und insgesamt 2.650 ha Anbaufläche. Von 1950 bis 1990 stieg die jährliche Hopfenerzeugung von 3 t auf 3.120 t und dem entsprechend schnellte die Bierfabrikation von 300.000 hl auf 13 Millionen hl hoch und der Pro-Kopf-Verbrauch von 1,6 auf 67 Liter. Die beim Bierprozess verwendeten Hopfengaben haben in den letzten Jahren infolge des technischen Fortschritts zu einer bedeutenden Reduzierung der Hopfenmengen geführt. Um 1890 verwendete man 1 kg Hopfendolden für 100 l Bier, in den darauf folgenden Jahrzehnten fiel die Menge auf 0,5 - 0,3 kg pro 100 l Bier. Der Hopfenbau der Staatsgüter war in Produktionsfarmen organisiert. Ab dem Jahre 1967 wurden die Staatsgüter in spezialisierte Farmen umorganisiert und Hopfenfarmen von 100 ha gebildet. Im Dezember 1989 befreite sich Rumänien von der kommunistischen Zwangsherrschaft. Der Umsturz traf das Land und die rumänische Wirtschaft unvorbereitet. Auf der einen Seite bestand große Euphorie in Bezug auf die Libe-



*Hopfenernte*



*Hopfenernte*

ralisierung, auf der anderen Seite Unentschlossenheit und Führungslosigkeit. In den ersten Jahren nach dem politischen Umschwung (bis 1993) blieben die Umstände im Hopfenbau unverändert. 1993 wurde die größte Hopfenanbaufläche von 2.650 ha mit einem Ertrag von 2.800 t erreicht. Dann begann der Abstieg. Es gab Absatzschwierigkeiten, die Ernte konnte nicht verkauft werden, ausländische

Bierkonzerne erwarben beträchtliche Aktienanteile an den Bierfabriken (bis zu 70 %) und brachten billigen Hopfen, Hopfenextrakt usw. aus dem Ausland. Dazu kam eine ga-

loppierende Inflation, welche den Niedergang des Hopfenbaus beschleunigte. Von 2.650 ha im Jahre 1993 ging der Anbau im Jahr 2000 auf knapp 100 ha zurück. Einige Unternehmen haben dann in den folgenden Jahren doch noch einige Flächen wieder bearbeitet, so dass die Anbaufläche im Jahre 2003 auf 220 ha anstieg.

Schäßburg	
Soromiclea	25 ha (4,5 ha Neuanlage)
Venchi	19 ha (4,5 ha Neuanlage)
Groß-Alisch	18 ha (4,5 ha Neuanlage)
Rora	11 ha (1,5 ha Neuanlage)
Weißkirch	34 ha
Elisabethstadt	45 ha
Ajud	45 ha
Simeria	11 ha

Weltweit wird auf ca. 90.000 ha Hopfen angebaut, wovon Deutschland mit 19.000 - 20.000 ha den größten Anteil hat. Dabei ist die Hallertau in Bayern mit 17.000 ha das größte geschlossene Hopfenanbaugebiet der Welt. Dann folgt die Region Tettngang am Bodensee mit 3.000 ha.

### **Hopfenbau in Groß-Alisch**

Im November 1971 berichtete die Tageszeitung „Neuer Weg“, Bukarest:

“Ein 36.000.000 [Lei-] Projekt beginnt beim Staatsgut Schäßburg auf den Farmen Venchi und Groß-Alisch Form anzunehmen. Es handelt sich um zwei Hopfengroßanlagen, die hier im Kokeltal errichtet werden. Neu dabei ist die Art der Drahtanlagen. Anstelle von bisher verwendeten Holzmasten werden in Beton eingefasste 9 Meter hohe Stahlmasten errichtet.

Im Vergleich betragen die Kosten:

50.000 Lei pro ha bei Holzmasten

90.000 Lei pro ha bei Stahlrohrmasten

120.000 Lei pro ha bei Eisenbetonmasten

Neu ist auch die Bewässerung der Anlage mittels eines Pumpwerkes mit Wasser aus der Großen Kokel. Fürs erste sind auf der Farm in der Venchi 67 ha und auf der in Alisch 60 ha gepflanzt. Weitere 72 ha sind in Vorbereitung. Für die Verkehrserschließung ist auch eine Zufahrtsstraße aus Betonplatten angelegt worden“ (Soweit der Bericht).

Wie schon erwähnt, wurde in den Jahren 1970 - 71 die erste Fläche von 30 ha mit einem Gerüst aus Stahlrohr versehen. Im Frühjahr-Sommer 1971 wurde diese Fläche rigolt (mechanisch) und für die Bepflanzung im Herbst vorbereitet. Die Hopfenfarm Groß-Alisch wurde im April 1971 gegründet. Hopfen war in Groß-Alisch „Neuland“. Die meisten Alischer hatten zwar mit Hopfen Kontakt gehabt, aber das vor allem bei der Hopfenernte in Pruden und Rora, ferner auf den 3 ha Hopfen, welche im Jahre 1951 „un der Gemuin“ gepflanzt und 13 Jahre später wegen geringen Ertrages und hohen Arbeitsaufwandes gerodet wurden. Die Setzlinge für die vorgesehenen Pflanzungen importierte man alle aus dem Ausland (Belgien und Tschechoslowakei). Im Frühjahr 1971 wurden 249.000 Setzlinge aus Belgien in die Rebschule zum Verwurzeln ge-

pflanzt. Ihre Qualität war jedoch so schwach, dass im Herbst nur 49.000 geerntet wurden bei einem Bedarf von 100.000. Die fehlende Menge musste von Keisd und Lasseln beigesteuert werden.

Wie jeder Anfang war auch der in Groß-Alisch schwierig. Es gab keine qualifizierten Arbeiter und Transportmittel und Werkzeuge mussten ausgeliehen werden. Trotz aller Schwierigkeiten schloss man das Jahr 1971 mit 30 ha gepflanztem Hopfen in den Sorten ab:

Saaz	14,5 ha
Northern-Brewer	8,0 ha
Brewer's Gold	7,5 ha

Im Dezember 1971 sowie im Frühjahr 1972 wurden Setzlinge für weitere 20 ha geliefert und im Frühjahr 1972 gepflanzt: Auf der Au (Hinter den Gärten) 13 ha Northern-Brewer, auf der Dunnesdorfer Seite 7 ha der gleichen Sorte. So wurde das Jahr 1972 mit 50 ha bepflanzter Fläche abgeschlossen. Im Schnitt pflanzte man pro Hektar 3.500 Setzlinge, der Reihenabstand betrug 2 Meter und der Abstand in der Reihe 1 - 1,20 Meter je nach Sorte, das ergab eine Densität von 3.250 -3.850 Pflanzen pro Hektar. In den folgenden zwei Jahren wurde der Rest bis auf 85 ha bepflanzt. Die Sorte Saaz wurde schon nach zwei Jahren wegen niedrigen Ertrages gerodet und durch andere Sorten (Brewer's Gold, Northern Brewer, Hüller Bitterer) ersetzt. Dabei ergab sich folgende Zusammensetzung der Sorten:

Northern Brewer	28 ha (mittelreife Sorte)
Brewer's Gold	48 ha (spätreif)
Rekord	3 ha (mittelreif)
Hüller Bitterer	6 ha (spätreif)

In den folgenden Jahren wurden dann auch die notwendigen Maschinen und Traktoren geliefert. In der dritten Straße (pe schess) errichtete man Büros und andere Gebäude wie Lagerräume, Garagen, Werkstatt, Kantine, Schlafräume für 100 Betten etc. Beim Kelterhaus auf den Grenzen wurden innerhalb von vier Jahren die ersten stationären Pflückmaschinen montiert, insgesamt vier Stück, alle tschechisches Fabrikat. Gleichzeitig stellte man zwei Bandrockner auf mit einer Leistung von je 12 Tonnen Grünhopfen in 24 Stunden. Außerdem wurde für die Lagerung des getrockneten Hopfens ein Depot mit einer Kapazität von 100 Tonnen gebaut. Wie andere Pflanzen ist auch der Hopfen der Witterung ausgesetzt. So zum Beispiel bei der Überschwemmung im Jahre 1975, als 14 ha Hopfen total zerstört wurden (weggespült oder verschüttet). Hier musste dann der Boden aufbereitet und im nächsten Jahr neu bepflanzt werden. Im Laufe der Jahre hat es auch Hagelschlag gegeben, ebenso Sturm, welcher manchmal ganze Parzellen "flachlegte", und das gewöhnlich im Juli vor der Ernte, wenn die Pflanzen am schwersten waren. Zur Sicherstellung der Setzlinge, die man jedes Jahr für das Ersetzen der Fehlstellen brauchte (ca. 5 % der Gesamtpflanzenzahl), wurde für den Eigenbedarf und den Verkauf eine Setzlingsschule angelegt. Beim Hopfenschnitt im Frühjahr und Herbst erntete man ebenfalls Setzlinge, im Schnitt 500.000 pro Jahr. Alle Farmen, welche nach der in Groß-Alisch gegründet wurden, bezogen den überwiegenden Anteil der Setzlinge von dort. Wie schon erwähnt, gab es in Groß-Alisch kaum mehr freie Arbeitskräfte. Die Mehrzahl, vor allem junge Leute, arbeitete in den Fabriken, an-

dere bei der Baza Tubulara, ein beachtlicher Teil auf der Weingarten-Farm und ein Teil der älteren Bevölkerung in der LPG. Im Frühjahr 1972, als die Pflege der ersten 50 ha Neupflanzung begann, fanden sich dann doch ein paar Frauen und Männer aller Altersgruppen und Nationen, die es versuchten. So hat sich im Laufe der Jahre ein Kern Einheimischer zusammengefunden, welche die Farm nicht mehr verlassen haben. Ein Sprichwort sagt: „Wen der Hopfen einmal gekratzt hat, den lässt er nicht mehr los.“

Unter den Groß-Alischer Sachsen waren es nicht viele, die sich dem Hopfen verschrieben hatten, sie bildeten jedoch eine bedeutende Stütze für den täglichen Ablauf der Arbeiten. Weil es nicht so viele waren, erlaube ich mir, sie namentlich zu erwähnen: Edi Botschner, Michael Fieltsch, Georg Hann (Traktorführer), Hans Drotleff (Werkstatt und Pflückmaschinen), Stefan Sas (Vorbereitung der Spritzbrühe), Sam Krestel und Erwin Roth (Ausfuhr und Essensverteilung), Andreas Fieltsch, Dorothea Zakel, Sofia Gitschner, Susanne Weber und Anna Schmitz (Pflanzenpflege), Gruppenleiterin Gerlinde Seiler (Barth), Gerlinde Menning (Buchhalterin), Elisabeth Menning (Köchin für beide Farmen). Der größte Teil der Arbeiten wurde von Fremdarbeitern durchgeführt, hier sind Oltener, Maramureschener, Ungarn und Zigeuner zu erwähnen. Eine starke Fluktuation fand vor allem in den ersten Jahren 1971-1973 statt, bis die ganze Fläche bepflanzt war. Ab Herbst 1972 hat sich dann eine Gruppe von 30 bis 35 Zigeunern aus Schaas bei Schäßburg eingefunden, die bis 1992 durchgehalten hat. Das war wichtig, denn die Arbeiten im Hopfen mussten gelernt werden und wenn jedes Jahr eine andere Truppe antrat, musste immer neu angelernt werden und dem entsprechend waren dann auch die Qualität der geleisteten Arbeit und schließlich das Erntergebnis. Die wichtigsten Arbeiten im Laufe des Jahres waren:

der Schnitt der Hopfenstöcke (unterirdisch) im Herbst und im Frühjahr,  
das Aufhängen der Drähte (jedes Jahr 500.000 Stück),  
das Anleiten der Reben (2 - 3 Stück pro Draht),  
die Krankheit- und Schädlingsbekämpfung, wobei jedes Jahr 15 - 20  
Spritzungen durchgeführt wurden (mechanisch mit Gebläsespritzen).  
Ab Juli verbrauchte man ca. 3.000 - 4.000 Liter Brühe pro Hektar.

Das Ganze gipfelte dann in der Ernte. In den ersten Jahren, als nur von Hand gepflückt wurde, waren täglich zwischen 600 und 700 Pflücker am Werk. Spätestens bei der Ernte - wenn nicht früher - ist so jeder Groß-Alischer mit dem Hopfen in Kontakt gekommen. Alles, was tagsüber geerntet wurde, musste bis zum nächsten Morgen getrocknet werden. In den ersten Jahren, als noch keine Trockner vorhanden waren; wurde der Hopfen nach Soromiclea, Pruden oder Rora zum Trocknen gefahren.

Wenn die Ernte dann mit 4 Pflückmaschinen, 2 Bandtrockner und 200 - 300 Handpflückern voll im Gange war, wurden täglich zwischen 20.000 und 25.000 kg Grünhopfen geerntet. Die Ernte dauerte durchschnittlich 30 Tage (10. August bis 10. September). Danach wurde es auf den 85 Hektar Fläche sehr herbstlich-melancholisch, wo wieder nur noch Stahlrohre und Drähte zu sehen waren. Eine geschlossene, gepflegte Hopfenfläche vor der Ernte ist dagegen etwas Sehenswertes. Pro Hektar wurden im Jahr zwischen 2.000 und 2.500 kg Trockenhopfen geerntet. Ausnahme waren die Jahre, in denen Überschwemmung, Hagel oder Sturm Schäden anrichteten. Der genannte Ertrag war in der Regel der maximale der 30 Hopfenfarmen, die 1990 produzierten.



*Hopfenstrauch*

Der Trockenhopfen wurde in Depots gelagert. Nach Abschluss der Ernte nahm man dann vom gelagerten Hopfen Proben (je eine Probe von 2 Tonnen Hopfen), von denen ein Teil in einem Chemielabor auf ihre Inhaltsstoffe (Bitterwert, ätherische Öle usw.) geprüft wurde. Den andern Teil beurteilte eine Kommission, an der Erzeuger (Farm), Käufer (Bierfabriken) und neutrale Teilnehmer beteiligt waren. Zusammen mit den Laborergebnissen wurde jede Probe einer Güteklasse von 1 bis 3 zugeteilt. Für jede Güteklasse gab es festgelegte Preise. Der getrocknete Hopfen wurde dann gepresst und nach Maßgabe des Landwirtschaftsministeriums an die Bierfabriken geliefert. Ein Kilogramm getrockneter Hopfen kostete in den 80er Jahren 60 bis 80 Lei.

Zu erwähnen wäre noch, dass im Rahmen des „Nationalen Hopfenbauprogramms“ die Agronomie-Fakultät der Universität Klausenburg den Auftrag erhielt, dieses Programm wissenschaftlich zu betreuen. Da die Uni Klausenburg keine Hopfenpflanzungen auf ihren Feldern hatte, wählte sie die Groß-Alischer Hopfenfarm als Pilotfarm. Hier wurden dann alle betreffenden Versuche durchgeführt. Der Vorteil war, dass man in Bezug auf den Hopfenbau immer über den weltweit neuesten Stand der Technik informiert war.

## **Aktueller Stand**

Im Jahre 2004 wurden auf den einstigen Hopfenfarmen des Staatsgutes Schäßburg (Soromiclea, Rora, Venchi und Groß-Alisch) noch 90 ha Hopfen angebaut nach 347 ha im Jahre 1993.

Von den 90 ha wurde ein Gesamtertrag von 126 Tonnen erzielt (1400 kg pro ha). Der gesamte Ertrag wurde an die Bierfabrik Neumarkt (Tg. Mureş) verkauft.

## **Gemüsebau**

Gemüse für den Hausgebrauch wurde im Hausgarten angebaut. Außerhalb des Hausgartens gab es Kartoffel - oder Krautfelder. Nach dem Zweiten Weltkrieg, nachdem die Deutschen ihre enteigneten Häuser und Hausgärten zurückerhielten (das war 1957) wurden die Hausgärten die wichtigste Quelle für den Lebensunterhalt für viele Familien. Hier wurden praktisch alle in Pruden anbaufähigen Gemüsesorten gezüchtet, die Obstbäume lieferten Obst und Gras und andere Futtermittel für eine Kuh, für ein Schwein, für Geflügel oder Kaninchen kamen auch zum Großteil aus diesen Hausgärten. Sicherlich wurde der Gemüsebau nach dem Krieg in den Hausgärten intensiver und erfolgreicher durchgeführt als noch vor 1945.

Gemüse wurde früher hauptsächlich aber nicht ausschließlich für den Hausgebrauch angebaut, nach dem Krieg in vielen Fällen vermehrt auch für den Verkauf auf dem Wochenmarkt in der Stadt.

### **Was wurde angebaut?**

Kraut, Frühkaroffeln, Zwiebeln, Möhren (Karotten), Petersilie, Sellerie, grüner Salat, besonders nach dem Krieg vermehrt auch Tomaten, grüne Paprika (wurden erst nach 1900 in Siebenbürgen eingeführt), Gurken, Erbsen, vereinzelt mal auch Tomatenpaprika/Fleischpaprika, ja sogar Melonen, u. z. Honigmelonen . . . Die meisten dieser Gemüsesorten mußten im Frühjahr gegossen werden. Dies geschah mit Gießkannen. Das Wasser schöpfte man entweder aus dem Fluß oder aus dem Hofbrunnen. Bestimmte Gemüsearten mußten noch recht früh - schon im Februar - in entsprechende Holzkästen gesät und später pikiert werden. Tomaten oder Paprika gehören dazu, aber auch Zwiebeln. Kartoffeln werden mindestens dreimal mit der Hacke gehäuft. Im Gemüsegarten gibt es prinzipiell auch eine Vielzahl von Gewürzkräutern - Dill, Estragon („Pfefferkraut“), Salbei, Bohnenkraut oder auch manche Heilkräuter (Minze). Als Heilmittel verwendete man jedoch eher wildwachsende Kräuter und Beeren: Kamille, Löwenzahn, Hagebutten, Schlehbeeren.

### **Der Gemüsegarten**

Dieser Bericht soll nicht als Belehrung verstanden werden, sondern eher als ein „In Erinnerung rufen“ für Gartenkenner und als ein Hinweis für die, welche es versuchen möchten.

## Geschichte

Merkwürdigerweise haben Gartenliebhaber zuverlässigere Kenntnisse über Blumen, Stauden u. a. als über jene Gewächse, die einen wesentlichen Teil unserer Nahrung bilden.

Wissen Sie, wann die Tomaten bei uns heimisch wurden, woher die Kartoffel kommt und seit wann es grüne Bohnen und Kohl gibt? Plinius erwähnt den sättigenden Kohl (Brassica) 79 v.Ch. Um die Zeitwende war er bei den Germanen ein weit verbreitetes Gemüse. Seit dem 12. Jahrhundert kennt man die heutige Kopfform. Seit jener Zeit ist auch Sauerkraut bekannt. Vor 2700 Jahren war Kohl eines der wichtigsten Gemüsearten in Griechenland.

Bohnen (Phaseolus), eine der ältesten Kulturpflanzen waren in Ägypten 4000, in Europa 3000 v. Ch. bekannt, in China kannte man vor 4700 Jahren die Sojabohne. Im Jahre 787 hatte der 45-jährige Karl der Große die Bohne in seine ersten Landbauvorschriften aufgenommen.

Die Kartoffel (Solanum Tuberosum) hat angeblich Francis Drake eingeführt und sie am 04. 04. 1581 der Königin Elisabeth I. vorgesetzt. Ein Irrtum, es waren Bataten, Süßkartoffel aus Südamerika. Schon 16 Jahre vorher hatte der Sklavenhändler John Hawkins dem Apotheker Gerarde in Herborn Kartoffelknollen zum Anbau übergeben. Sie stammten aus den Kordilleren des tropischen Peru oder des subtropischen Chile.

In Spanien wurden sie zuerst als Ziergewächs angebaut, während in der Schweiz und in Teilen Deutschlands Anbauversuche lange Zeit als Teufelswurzel wegen der giftigen Blätter und Früchte (nicht der Knollen) verhindert wurden. 1684 war die Kartoffel in Schottland bekannt, 1717 in Sachsen und aus den Hungerjahren 1771-72 datiert ihr mitteleuropäischer Siegeszug. 1765 wird die Kartoffel Nahrungspflanze in Deutschland. Im Jahre 1748 fand die erste Alkoholgewinnung aus der Kartoffel statt.

Die Tomate (Solanum Lycopersicum) hat im Jahr 1875 noch Seltenheitswert. Für einzelne Pflanzen werden bis zu 120 DM bezahlt (umgerechnet auf 1981). Vor Jahrhunderten entdeckten spanische Eroberer in Mittelamerika eine wohlschmeckende Frucht, die von den Indios Tomat genannt wurde. In Peru waren Tomaten vor 600 Jahren kirschgroß. 1818 soll eine Tomatenpflanze nach heutigem Geldwert über 1.000 DM gekostet haben. Vor 150 Jahren wurde die Pflanze in Europa kaum angebaut (bloß zu wissenschaftlichen Zwecken).

Allmählich kamen die vielseitig verwendbaren vitaminreichen, gesunden und schmackhaften Früchte aus Italien und Bulgarien zu uns. Volkstümlich wurde die Tomate im 1. Weltkrieg, als jedermann nach Essbarem fahndete. Man kochte Suppe, ans Rohessen dachte niemand. Heute verfügen wir über eine große Sortenvielfalt, italienische Tomatenzüchter nennen ihre Tomaten stolz „pomod'ora“- Goldapfel. Tomaten, Liebesäpfel, Paradaiser, in Frankreich Pomme d'amour kann sich jeder aus Samen heranziehen. So hat jede Gemüseart, die wir anbauen, ihre Geschichte.

## Botanik

Das Gemüse teilt sich nach Beschaffenheit in folgende Gruppen auf:

- Kohlgemüse (Kreuzblütler-Cruciferae)
- Blumenkohl, Weißkraut, Kohlrabi, Rosenkohl
- Blattgemüse (Gänsefußgewächse-chenopodiaceae)
- Eiskrautgemüse, Spinat, Mangold, römischer Kohl
- Fruchtgemüse (Kürbisgewächse-cucurbitaceae)
- Gurke, Kürbis, Tomate (Nachtschattengewächs)
- Wurzelgemüse (Doldengewächse-umbeliferae)
- Möhre, rote Rübe, Radieschen (Gänsefußgewächse), Rettich, Sellerie (Kreuzblütler)
- Blattsalate (Korbblütler-compositae)
- Kopfsalat, Pflücksalat, Ackersalat
- Zwiebelgewächse (Liliengewächse-liliaceae)
- Saatzwiebel, Steckzwiebel, Frühlingszwiebel
- Hülsenfrüchte (Schmetterlingsblütler-papilionacea)
- Erbse, Bohne
- Andauernde Gemüse (Knöterichgewächse-poligonaceae)
- Rhabarber, Meerrettich (Kreuzblütler)

## Die Vermehrung

Geschieht auf unterschiedliche Weise, durch Samen ist die verbreitetste. Wichtig ist die Keimfähigkeit der Samen. Betrachten wir den Ertrag einer in wenigen Monaten groß gewordenen Tomatenpflanze, vergessen wir leicht, auch dies war einmal ein Samenkorn, eine der bescheidenen Winzigkeiten, in denen die Natur Jahr für Jahr ihre Wunder vollbringt. Ein Kg Kohlsamen bringt bei durchschnittlicher Ernte 1200 Zentner.

Weißkohl in vielleicht 400-fachem Wert. Die Zahl der Samen bestimmter Pflanzen ist verschieden. Manche bringen alle 20 Jahre einen Samen hervor. Die meisten haben einen bis 100 Samen, die Schwarzpappel bringt es auf 28 Millionen Samen im Jahr. Manche Samen sind feiner als Mehl, bei einigen Orchideen wiegen 300.000 Samen ein Gramm. Das größte Samenkorn stammt aus der Fächerpalme und wiegt bis zu 50 Pfund.

Der richtige Aussattermin lässt sich niemals lange Zeit vorher bestimmen, es hängt von Nässe und Kälte ab. Erst wenn die Erde trocken und krümelig ist und sich an den Händen nicht kalt anfühlt, ist die Zeit gekommen. „*Säst Du mich im April, komm ich, wann ich will. Säst Du mich im Mai, komm ich bald herbei.*“ Bei aufgehendem Mond säen ist Aberglaube, dennoch erfolgreich in 75 % der Fälle. Letztendlich kennt jeder seinen Garten am besten und weiß, wann, wo und wie er säen soll. Aber nicht vergessen: es gibt keinen Gärtner, der jemals ausgelernt hat.

## Bodenpflege

Die Pflanze ist unser Schicksal, deshalb haben wir allen Grund, uns darum zu kümmern, dass ihre Lebensmöglichkeiten erhalten und gesteigert werden. Es ist keine neuzeitliche Erkenntnis, dass die Vollwertigkeit unserer Nahrungsmittel die Gesundheit

des Bodens voraussetzt. Jedes Übermaß an Sonne und Feuchtigkeit, an Handelsdünger oder frischem Dung, an Spritzmitteln stört den normalen Wachstumsverlauf der Pflanze. Die Pflanzen gehen an einem Zuviel genauso ein, wie an einem Zuwenig.

Gartenbesitzer werden durch überreiche Angebote an bodenverbessernder Düngemittel verwirrt. Welche davon haben sich 100%-ig bewährt und wie reagiert der Boden darauf? Eine Weisheit: Prospekte und Kataloge kennen Ihren Boden nicht, Erde ist etwas Geheimnisvolles. Eine Analyse von einem Pfund Erde würde an jedem Ort ein anderes Ergebnis zeitigen. Es ist wie mit dem Meerwasser, man kann es nicht nachahmen. Wenn Chemiker genau herausfänden, welche Bestandteile Meerwasser enthält, ließe es sich dennoch nicht herstellen, das dann entstandene Wasser wäre für Fische tot, sie könnten darin nicht leben. Sobald man aber künstlich zusammengestelltem Wasser einen Liter echtes Meerwasser hinzufügt, ist es in Ordnung, die Fische könnten darin leben.

Die Behandlung kranken Bodens hat große Fortschritte gemacht. Nach Beimischung einer handvoll Mangans hat man z. B. Tomaten mit dreifachem Vitamin C-Gehalt geerntet. Die höchste 50 cm dicke Humusschicht enthält für das Wachstum wichtige Nährstoffe und die zu ihnen gehörenden Bakterien und Wirkstoffe. Bodenbakterien sorgen für die Verwesung abgestorbener Pflanzenteile und Kleinlebewesen, um sie dann wieder als Pflanzennahrung aufzubereiten. Erhalten sie keinen Lebensstoff in Gestalt von Stallmist oder Kompost, hören sie auf zu produzieren. Bald ist kein Humus mehr vorhanden, der Boden stirbt. Jede Bodenpflege ist anstrengende Arbeit, es gilt, dem Boden entzogene Nährstoffe zu ersetzen.

Jede Pflegearbeit basiert auf Umgraben, tiefem lockern der Erde, Entfernung von Wurzelresten und Unkräutern, um Fäulnis und Krankheitsübertragungen vorzubeugen. Das liest sich leicht. In Wirklichkeit ist es harte Arbeit, die überlegt sein will, die richtig durchgeführt sein muss und bei der man nicht die geringste Schlamperei erlauben darf. Wie heißt es? „Erfolg ist das Ergebnis einer Fülle von Dreckarbeiten“. Die Pflanze braucht zu ihrem Aufbau vornehmlich P.K.N. (Phosphor, Kalium, Stickstoff).

Führt man diese Elemente in geeigneter Form dem Boden zu muss es gelingen, ihn fruchtbar zu erhalten. Die Welt der Pflanzen ist allerdings vom Urquell der Lebenskraft der Sonne (Wärme) und Wasser abhängig. Wasser ist Nahrungsspender, der Urgrund aller Dinge, der reichste aller Nahrungsgründe. Wasser ist „der Erde Schoß“. Bodenpflege heißt unter anderem: die schlummernden Kräfte in der Erde zu wecken (Stallmist ist pures Gold für die Gartenerde).

## Düngen

Wir müssen dem Boden ersetzen, was wir ihm entziehen. Dünger ist nicht gleich Dünger. Riesig ist das Angebot. Zum normalen Düngen sind unerlässlich: Kali (zur Festigung des Gewebes, für den Kreislauf der Säfte, für die ganze Kraft der Pflanze), Stickstoff (für Blattbildung und Gerüst), Phosphor (für die Bildung der Blüten, Früchte und Samen), Kalk (erschließt alle Möglichkeiten dieser chemischen Stoffe und bietet sie der Pflanze an), Spurenelemente sind nicht zu übersehen, Stallmist und Kompost sind unentbehrlich.

## Schädlingsbekämpfung

Im Altertum wurde festgestellt, dass Schädlinge Ernten vernichten können und dadurch der Bevölkerung die Ernährungsgrundlage entziehen, dass also Schädlinge und Pflanzenkrankheiten bekämpft werden müssen.

Den Sumerern war 2500 v. Ch. die Insektizidwirkung von Schwefel als Kulturmaßnahme bei der Bekämpfung von Schädlingen bekannt. Die Antike erlebte die Massenvermehrung schädlicher Insekten und schwere Pilzinfektionen bei Feldfrüchten. Im 2. Kapitel Vers 17-18 liest man beim Propheten Haggai: „Denn ich schlug euch mit Brand, Mehltau und Hagel“. Plinius empfahl 60 nach Christus Weizensaatgut in Wein mit zerstoßenen Zypressennadeln zu tränken, um Mehltau zu bekämpfen.

Das biologische Gleichgewicht in der Natur verschwand, als der Mensch Waffen erfunden hatte und damit auf die Jagd ging. An dieser These gibt es keinen Zweifel. Die Zivilisation und die Kultivierung der Landschaften, zu denen Betonflussumfer genau so gehören, wie Auslaugung des Bodens durch immer gleiche Fruchtfolge, hat die Feldraine, Waldränder und die natürlichen Flussumferböschungen total verändert.

Das Fischsterben, die verminderte Anzahl unserer Vögel, der Mangel an Fröschen und das Wegbleiben der Störche sind ein Teil jener „Verbesserung“ unserer Umwelt, die ursprünglich dem Nutzen und Vorteil unserer Menschen diente. Natürlich hat man, die Fehler, den Missbrauch eingesehen und versucht durch strenge Gesetze und Verbote einiges wieder gut zu machen. Meistens ist es aber zu spät. Der Missbrauch an Schädlingsbekämpfungsmitteln gleicht dem Tablettenmissbrauch (Sucht) des Menschen. Vor allem gab es lange Zeit zu viele sehr schädliche Mittel. Schadinsekten und Nagetiere werden gegen ärgste Gifte resistent und vermehren sich nach wie vor in bedrohlicher Weise. Vögel verenden durch Kontaktgifte, Bienen gleichermaßen. Nicht die Chemie ist schuld, sondern der Missbrauch. Mit Vernunft, Kontrolle und Sachlichkeit wären die Nachteile auf ein erträgliches Maß herunter zu schrauben. Heute ist ja der Bio-Anbau groß im Kommen. Die Frage ist nur: sollte der Bio-Anbau die konventionelle Landwirtschaft ersetzen, wie würden die notwendigen Nahrungsmittel gesichert? Der sicherste Weg wäre der Mittelweg (Chemie mit Maß). Jeder Gartenbesitzer kennt seine Feinde im Garten und wie er damit fertig wird. Ein chemisches Spritzmittel setzt er nur ein, wenn alles andere nicht reicht.

Zu sehen, wie seine Ernte vernichtet wird, weil er keine chemischen Mittel einsetzt, will er auch nicht. Schädlingsbekämpfung beginnt übrigens mit der Bodenpflege. Auf gepflegtem humusreichem Boden wachsen kräftige Pflanzen, welche auch Krankheiten und Schädlingen besser widerstehen. Ein Kleingärtner kann sich ohne großen Aufwand gegen vielerlei Gartenschädlinge schützen. Es gibt viele biologische Bekämpfungsmittel. Viele Erzeugnisse der 70- 80-er Jahre gehören der Vergangenheit an und sind gesetzlich verboten. Leider gibt es auch hier schwarze Schafe, welche sich diese Mittel auf anderen Wegen aus dem Ausland besorgen und anwenden. Leider ist das Prinzip „Viel hilft viel“ nicht auszurotten. Es gibt heutzutage viele, welche meinen, es geht auch ohne Chemie. Ziehen wir aber in Betracht, dass ein Mäusepaar im Jahr 3.000 Nachkommen hat, ein Rattenpaar 800-900, ein einziges Pärchen des Apfelwicklers kann innerhalb von 3 Monaten bis zu 401,3 Milliarden Individuen hervorbringen,

um nur ein paar Beispiele zu nennen - müssten solche Zahlen auch den Gegnern der chemischen Bekämpfung ein Warnsignal sein. Schädlingsbekämpfung kann nicht ernst genug genommen werden. Schätzungsweise sind über 600.000 Insekten bekannt. Ca. 300.000 harren noch ihrer Entdeckung. Zu jeder Art gehören Milliarden Männchen und Weibchen, deren Hauptnahrung in der Vertilgung von Pflanzenteilen besteht, deren größtenteils der menschlichen Ernährung dienen soll.

### **Der siebenbürgische Gemüsegarten**

Gemüse aus dem eigenen Garten hat Vorzüge, die von keiner noch so hervorragenden Marktware erreicht werden. Auch heute wird deshalb der Haus- und Kleingärtner trotz preiswerter Angebote auf eine klug gelenkte Selbstversorgung nicht verzichten wollen. Die Gärten, die wir zu Hause hatten, waren von der Gestaltung her sehr ähnlich, er bestand immer aus zwei Teilen, vorne der Gemüsegarten (hinter der Scheune), gefolgt vom Obstgarten. Der Gemüsegarten machte ca. 1/3 der Gesamtfläche aus, das ergab dann eine Fläche von ca. 10 ha auf Gemeindeebene. Sobald man in den Garten ging und die Scheune hinter sich ließ, tat sich einem eine Gartenlandschaft auf, ein Garten schloss sich dem anderen an, es war eine Einheit, getrennt nicht durch hohe Zäune, sondern durch einfache Gehwege. Geschlossen durch Zäune waren die Gärten meistens nur am Ende des Obstgartens, also wo der Garten aufhörte. Auf diese Weise ergab sich immer die Gelegenheit, den Nachbarn zu begegnen, sich auszutauschen, manchmal auch zu streiten. Im Garten fanden viele Ereignisse statt, vorwiegend aber angenehme. Man war nie allein. Der Garten, vor allem der Gemüsegarten war ein Teil unserer Kultur. In der Regel hatten die Gärten eine rechteckige Form, welche durch einen Hauptweg (Fur) in zwei geteilt war. Dieser Weg führte bis zu dem Rasen, wo die Obstbäume angingen. Die weitere Aufteilung, was und wie viel von jeder Gemüseart angebaut wurde, war jedem selbst überlassen. Unsere Eltern und Großeltern waren alle auch Gärtner, wenn auch nur durch Erfahrung. Jeder kannte seinen Garten und wusste am besten, wann, wohin, wie viel er von jeder Gemüseart brauchte, um den Bedarf der Familie zu sichern. Der Gemüseanbau war nämlich nicht als Hobby oder Freizeitbeschäftigung betrachtet, sondern als eine Notwendigkeit und jeder trachtete danach, diese Fläche so intensiv wie möglich zu nutzen. Nach der Agrarreform, wo die Enteignung von Grund und Boden stattfand, war der Garten die einzige, sichere Quelle, um das wertvolle Gemüse zu erzeugen. Es war die wichtigste Nahrungsmittelquelle, auf die man bauen konnte. Es war da nur noch der Garten, der zum Haus gehörte. Vor der Enteignung gab es auch Gemüsegärten außerhalb der Gemeinde. Die wichtigsten Gemüsearten welche angebaut wurden, waren die Tomaten, Bohnen, Kraut, Zwiebel, Paprika, Kartoffeln, Salat, Rettich, Rhabarber, Auberginen u. a. Es waren eigentlich alle Gemüsearten dabei, welche vom Klima her gedeihten. Das Saat- und Pflanzgut erzeugte jeder selbst. Jeder oder 2-3 Nachbarn zusammen hatten ein Wärmebeet, wo sie die Pflanzen zwecks Weiterpflanzen züchteten (Tomaten, Paprika u.a.). Den Samen für Zwiebeln, Salate u. a. erzeugten sie selber. Steckzwiebeln ebenfalls. Man war unabhängig von Saat- und Pflanzgut. Jeder wusste, was er zu tun hatte. Wie schon erwähnt, gewinnt der Bioanbau immer mehr an Bedeutung. Die Verbraucher wollen chemiefreies Gemüse, genau das waren unsere Gärten, 99 % chemiefrei. Selten wurde gespritzt, vielleicht 1-2 mal die Tomaten mit Kupfer-Kalk Lösung, wenn überhaupt. Das Angebot an chemischen Dün-

gemitteln war nicht da, also verwendete man organische Düngemittel: Stallmist, Hühnermist. Alles was im Garten wuchs, wurde zeitgemäß verwertet. Was nicht frisch verbraucht werden konnte, wurde verarbeitet (Tomaten zu Tomatenmark, Paprika, Gurken eingelegt, Kraut ebenso, Möhren, Petersilie u. a. eingekellert). Auf diese Art war auch die Winterzeit mit dem Bedarf an Gemüse gedeckt.

Heute können wir zu jeder Jahreszeit frisches Gemüse und Obst kaufen, aber was rät der Arzt, wenn man aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr weiß, was man essen soll: „Essen Sie das, was bei Ihnen wächst, und dann wann es wächst“, er wollte damit sagen, dass wir mit der Natur eins sind. Wir atmen dieselbe Luft, wie die Pflanzen und der Boden, wo wir leben, also sind wir aufeinander eingestimmt. Die Afrikaner und andere Völker dieser Erde essen Dinge, von welchen wir Europäer krank werden, sie leben aber mit denen und ihr Körper ist darauf eingestellt.

Der Gemüsegarten wie „In der alten Heimat“ gehört der Vergangenheit an. Glücklicherweise erleben wir ihn, wenn auch auf eine andere Art auch in der Gegenwart in unserem neuen Zu Hause. Fast alle unserer Landsleute, welche die Gelegenheit hatten und es wollten, haben auch hier einen Garten, ob es nun ein Schrebergarten, ein Garten neben dem Haus oder eine andere Art von Garten ist. Der Unterschied ist, dass er hier als Hobby oder Freizeitbeschäftigung dient. Man hört immer wieder „Es lohnt sich ja nicht, man kriegt doch alles“, für wen es sich doch lohnte, stellte schnell fest, dass das Gemüse aus dem eigenen Garten auch hier anders ist als das aus dem Supermarkt und außerdem entlastet es die Haushaltskasse beträchtlich.

Wie wird die Zukunft des Gemüsegartens aussehen? Irgendwann sind unsere Kinder und Enkelkinder dran. Werden sie bereit sein, ihn weiter anzubauen oder ist Garten für sie gleich Freizeit und Grillen.

Würde damit nicht ein Stück Lebensqualität verloren gehen? So merkwürdig es auch klingen mag.

## **Die wichtigsten Grundregeln für die Bearbeitung und Pflege des Gemüsegartens:**

### **Grundregeln für Bodenbearbeitung**

- Im Spätherbst umgraben, einschließlich kleinere Gehpfade, in grober Scholle liegen lassen
- Von Frühjahr bis Herbst: Spaten weg vom Gartenland
- Boden nur noch lockern (Hacke, Eisenrechen u.a.)
- Stets soviel Land vorbereiten, wie am selben Tag gesät oder bepflanzt wird
- Keine Verkrustung der Oberfläche dulden, Boden locker und luftdurchlässig halten, hacken ist wichtiger als gießen.

### **Grundregeln für richtiges Düngen**

- Vorratsdünger (Stallmist, Kompost), nur während der Vegetationsruhe geben
- Düngung auf Bodenverhältnisse und Anbauplan abstimmen (Starkzehrer, Schwachzehrer)

- Während der Wachstumszeit am besten nach Regen oder bedecktem Himmel düngen

### **Grundregeln für richtiges Säen**

- Saatgut beizen
- Dünn, immer dünner säen
- Nicht zu tief säen, das Saatkorn soll ca. um das doppelte bis dreifache seiner eigenen Größe mit Erde bedeckt sein
- Angesätes Land grundsätzlich nicht festklopfen, mit Ausnahme von Saatzwiebel, Rote Bete, Rasen
- Weder zu früh noch zu spät, sondern der Gemüseart, ihrer Sorte (Früh, Spät, Mittel) und der Wetterlage entsprechend

### **Grundregeln für richtiges Pflanzen**

- Setzlinge vor Entnahme vom alten Standort gründlich wässern
- Pflanzung gegen Abend bei bedecktem Himmel und regnerischem Wetter vornehmen
- Pflanzlöcher rechtzeitig vorbereiten, Stützpfähle (Tomaten, Stangenbohnen) vor dem Setzen einschlagen
- Nicht zu tief, nicht zu hoch pflanzen
- Zu lange Pfahlwurzeln abkneifen, sanft und gründlich gießen.

Bericht von Adolf Schuster

## **Die Feldarbeit der Bauern in Pruden**

**Mathilde Mattes**

### **1. Harte Arbeit – keine Freizeit**

Die Arbeit des Bauern wurde schon immer vom Rhythmus der Jahreszeiten mit dem Erwachen, dem Blühen und dem Vergehen der Natur bestimmt, sie hing aber früher viel stärker als heute von den jeweiligen Witterungsverhältnissen ab. So war die Arbeit in der Landwirtschaft, die mit einfachen und primitiven Geräten betrieben wurde, ein ständiges Ringen mit der Natur, denn nur selten herrschte zur richtigen Zeit auch das richtige Wetter.

Da Maschinen und maschinelle Vorrichtungen fehlten, war bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts der bäuerliche Alltag hart und mit anstrengender und zeitraubender körperlicher Arbeit verbunden. Während der arbeitsreichen Monate Juni, Juli und August begann der Arbeitstag bereits vor fünf Uhr morgens und dauerte nicht selten 14 bis 16 Stunden. Es kam zu einer ersten Arbeitsanhäufung, da zu dieser Zeit mehrere Arbeiten, wie beispielsweise Hacken, Heumachen, Halmfruchternte/Scheunendrusch, Hanf- und Flachsernte, Spritzen im Weingarten, sowie Stoppelsturz zeitlich fast zusammen fielen. Der Herbst brachte dann eine zweite Arbeitsspitze, denn dann waren der Winterweizenanbau, die Kartoffel-, Rüben- und Maisernte sowie das herbstliche Tiefpflügen beinahe gleichzeitig zu erledigen. Hinzu kamen noch die Traubenernte und das Keltern der Weintrauben, das Eingraben der Rebstöcke. Da blieb nicht viel Freizeit. Wie eng bemessen diese auf den Bauernhöfen tatsächlich war, lässt sich am

Beispiel der Heuernte zeigen, wo das Mittagessen oft keine 10 Minuten dauern durfte und wenn ein Gewitter nahte, ließ man es gänzlich ausfallen.

Das bäuerliche Tagewerk war – je nach Jahreszeit – verschieden. Im Frühjahr, wenn die Tage länger wurden, begann auch beim Bauern eine verstärkte Tätigkeit. Morgens, oft schon vor Tagesanbruch, begann die Stallarbeit. Das Vieh wurde gefüttert, getränkt und gestriegelt, die Ställe ausgemistet und frisches Weizenstroh eingestreut. Die Kühe, meist von Frauen gemolken, wurden während des Sommers der Gemeindeherde zugeführt.

Je nach Jahreszeit wurde nach dem Frühstück der Wagen hergerichtet und mit Ackergeräten beladen, im Frühjahr zur Bodenbestellung und zur Aussaat, im Sommer zur Futter-, Heu-, und Getreideernte und im Herbst zum Einbringen von Kartoffeln, Rüben und Mais. War das Flurstück (*det Stack*) weit entfernt von der Gemeinde, blieb man über Mittag draußen, um Zeit und Weg zu sparen. Nun wurde bis zum Mittagsläuten gearbeitet. Dann bekamen die Arbeitstiere ihr Futter und die Menschen nahmen das Mittagessen ein. Dieses bestand meistens aus einem warmen Eintopf mit Gemüse, selten auch Fleisch. Dazu aß man Brot. Oft gab es Speck, Käse und Zwiebeln. Nach einer knappen Stunde Pause ging die Arbeit weiter.

Erst kurz vor Sonnenuntergang kam man heim. Jetzt musste zunächst das Vieh



*Büffelkarren / Foto: Archiv Gundelsheim*



*Pferdetränke / Foto: Archiv Gundelsheim*

versorgt sowie die Schweine und Hühner gefüttert werden. Oft war es auch noch notwendig, die Sense zu dengeln (dünnes Austreiben durch Hämmern auf einem kleinen Amboss), mundartlich *de Soans kloppen* und die Hacken zu schärfen.

Zum Abendessen kochte die Hausfrau gewöhnlich Maisbrei, der mit Schafskäse sowie süßer oder saurer Milch verzehrt wurde. Oft gab es auch eine Eierspeise mit gebratenem Fleisch und Wurst sowie Sauerkraut aus der „*Bid*“ (dem Faß).

Nach dem Abendessen saß man zur Sommerzeit oft auf der Bank neben dem Gassentor, genoss die warme Abendluft und plauderte mit den Nachbarn. Nach einem Kontrollgang durch Stall und Hof war es Zeit, schlafen zu gehen. Im Sommer war die Bettruhe jedoch nur kurz, denn sobald die Sonne aufging, begann der Tageslauf aufs Neue.

So etwas wie Urlaub gab es früher auf

keinem Bauernhof. Da alle Prudner auch über einen mehr oder weniger bedeutenden Viehbestand verfügten, war es praktisch nicht möglich, sich länger als ein paar Stunden vom Hof zu entfernen. Dass man auch an Sonn- und Feiertagen das Vieh füttern, die Kühe melken, den Stall ausmisten musste, wobei es sich durchweg um schwere und zeitraubende Handarbeit handelte, soll hier nur am Rande erwähnt werden



*Georg Keul beim Ronebrunnen 1969*



*Die Kinder der Familie Höhr aus der BRD auf dem Büffelwagen, Georg Keul neben dem Wagen 1969*



*Transportmittel 1940*

eine Schwangerschaft war keine Schonzeit. Schön und zierlich brauchte eine Frau auf dem Lande nicht zu sein. Sie sollte arbeiten können.

Trotz aller Härte hatte das bäuerliche Leben jedoch in seiner Vielseitigkeit und der

Die Frauen hatten es oft schwerer als die Männer. Aus heutiger Sicht muss man über die Vielfalt der früher von Frauen verrichteten Arbeiten staunen. An den meisten Feldarbeiten nahm die Frau an der Seite ihres Mannes teil. Zudem wurde sie auch im Stall gebraucht. Das Melken von Hand gehörte meist zu ihrem Tätigkeitsbereich. Auch die Schweine und das Geflügel wurden gewöhnlich von ihr gefüttert. War die Arbeit auf dem Feld und im Stall getan, wartete die Hausarbeit. Es musste gekocht, geputzt, gewaschen, gebügelt und Brot gebacken werden. Auch der hauseigene Gemüsegarten wollte in Schuss gehalten werden. Nicht selten hatte die Bäuerin auch eine beachtliche Kinderschar zu versorgen. Ebenso war häusliches Gewerbe wie Spinnen und Weben ausschließlich ihre Sache. Auf größeren Bauernhöfen mussten zusätzlich auch Tagelöhner und Dienstboten verköstigt werden. Freizeit gab es da für die Frauen nur selten. Selbst

engen Verbindung zur Natur seinen eigenen Reiz. Ältere Leute kommen beim Erzählen schnell ins Schwärmen von der vermeintlich so „guten alten Zeit“, als im überschaubaren Pruden die Welt noch in Ordnung war.

Um das Leben und die Arbeit von früher richtig einschätzen zu können, wollen wir die Prudner bei der Arbeit in Feld, Hof und Haus durch das Jahr begleiten.

## 2. Anbauen und Hacken

Das bereits im Herbst tief geackerte Feld wurde flach gepflügt und anschließend der Boden mit der Zinkenegge zerkrümelt, eingeebnet und aufgelockert. Dadurch wurde auch das frisch gekeimte Unkraut entfernt.

Bei günstigem Wetter setzte schon Mitte März, sobald die Frühjahrs Sonne den Boden genügend getrocknet hatte, die Frühjahrsbestellung der Felder ein.

Eine besondere Bedeutung kam dabei der Saatbeetbereitung zu. Zuerst wurden die im Herbst ausgerissenen und aus dem Vorjahr liegen gebliebenen „*Maissturze*“ (Stücke vom Maisstengel mit Wurzeln) an die Oberfläche gebracht und eingesammelt. Wichtig war ausreichend trockener Boden, um ein fein gekrümeltes Saatbett zu erhalten, andernfalls verschmierte der teils lehmige Boden, der auf den Hügeln der Prudner Gemarkung verbreitet ist. Dann bildeten sich dicke Erdklumpen in die das Saatgut nur schwer eingebracht werden konnte.

Im März konnte das Getreide, vor allem Gerste und Hafer ausgesät werden. Erst in der zweiten Aprilhälfte kamen Wicken, Rüben und Kartoffeln an die Reihe, als Letztes Mais und Hanf. Sie sind gegen Spätfröste äußerst empfindlich, so dass es der Bauer nicht wagte, sie vor Ende April auszusäen.

Bis 1930 wurde die Saat vorwiegend von Hand ausgestreut. Dies geschah wie folgt: Der Bauer nahm den Sack mit dem Saatgut um Hals und Schulter, griff mit der rechten Hand in den Sack, holte weit aus und streute die Körner bei jedem zweiten Schritt mit breitem Wurf auf den für die Saat vorbereiteten Boden. Anschließend fuhr der Bauer mit der umgekehrten Egge über das Saatbeet um die Körner mit Erde abzudecken. In den 30er Jahren kamen dann allmählich Sämaschinen auf. Unsere Großväter säten noch in den 40er Jahren mit der Hand.

Eine mühsame und zeitraubende Arbeit war das Hacken (*Drussen*), eine Arbeit, die bei günstiger Witterung schon Mitte Mai anfiel. Sie verlangte von den Bauern den ersten vollen Einsatz. Dazu mussten alle verfügbaren Kräfte, nicht selten auch Tagelöhner, eingesetzt werden. Mais und Kartoffeln wurden zweimal, Rüben sogar dreimal gehackt. Beim ersten Hacken säuberte man das Feld vom Unkraut und vereinzelt die Mais- und Rübenpflänzchen. Durch das Hacken wurde der Boden gelockert und die Verdunstung des Wassers verhindert. Das zweite Hacken, mundartlich „*Amzahn*“ (anhäufeln der Erde um die Pflanze) genannt, gab den zarten Pflanzen einen besseren Halt. Pflanzenschutzmittel waren in Pruden vor 1947 nicht bekannt.

Eine wesentliche Erleichterung brachte der Einsatz des dreischartigen Hackepflugs, der nur von einem Pferd gezogen wurde. Zwischen den Pflanzen ein und derselben Reihe musste jedoch von Hand gehackt werden. Hingegen machte das Anhäufeln der

Kartoffeln mit dem Häufelpflug ein zweites Hacken überflüssig. Auf dem Maisfeld, wo im Mischanbau auch Speisebohnen und Futterkürbisse ausgesät wurden, konnte der Häufelpflug wegen der letztgenannten Feldfrüchte nur bedingt eingesetzt werden. Zu groß wäre der angerichtete Schaden gewesen. Gewöhnlich im Juli wurden die Maispflanzen vereinzelt (*geloachert*), so dass nur die kräftigen Pflanzen stehen blieben, die schwächeren wurden abgehackt und dienten als Grünfutter für das Vieh.

Durch die sehr hügelige, an manchen Stellen recht steile Landschaft auf Prudner Hattert konnten nicht überall landwirtschaftliche Hilfsgeräte eingesetzt werden, so dass die Arbeiten nur von Hand ausgeführt werden mussten.

### 3. Heumachen

Zusätzlich zu den Feldarbeiten kam im Juni die Heuernte. Gras war das erste Erntegut, das ebenso wie der Klee gemäht, getrocknet und eingefahren werden musste, bis genügend Vorrat in der Scheune lag. Denn ohne Heu war in der Winterzeit die Viehhaltung nicht möglich. Gemäht wurde von Hand mit einer Sense, die aus einem langen, gebogenen Blatt und einem Stiel bestand.

Das war eine mühevolle, schweißtreibende Arbeit, bei der Muskelkraft, Zähigkeit und Ausdauer gefragt waren. Deshalb war das Mähen ausschließlich Männersache. Während der Grasmahd standen mein Großvater und seine erwachsenen Söhne schon um drei Uhr in der Früh auf und Feierabend wurde meistens nicht vor 10 Uhr abends gemacht. Bei klarem Mondschein mähten sie des Öfteren auch die Nacht über durch und schliefen bei Tagesanbruch auf den Wiesen. Manchmal wurden dafür auch Tagelöhner gehalten. Ein- bis zweimal am Tag musste das aus zähem Gerbstahl gefertigte Sensenblatt gedengelt (*geklappt*) und unzählige Male mit dem Handwetzstein geschärft (*gewazt*) werden.

Bei der Heuernte halfen auch oft größere Kinder mit. Zunächst wurde das Gras der „Mad“ mit einer dreizinkigen Heugabel gleichmäßig auf dem Boden verteilt, am zweiten Tag mehrmals gewendet und gegen Abend zum Schutz vor der Feuchtigkeit der Nacht zu kleinen Haufen (*Klonjen*) zusammengelegt. Am nächsten Morgen wurden die Haufen, sofern das Wetter mitmachte, wieder auseinander gezogen und über den Tag musste das Heu einige Male gewendet werden, damit die Sonne es durch und durch trocknen konnte. Dann wurde es mit dem hölzernen Heurechen in Schwaden zusammengereicht.

Wesentlich erleichtert wurde das Heumachen durch das Aufkommen von Grasmähern und mechanischen Heurechen. Allerdings kamen in Pruden diese mechanischen Hilfen erst Ende der 40er und Anfang der 50er Jahre zum Einsatz.

Eingefahren wurde das Heu mit dem großen Leiterwagen, wobei der längs gespannte Heubaum (*Wisebam*) sowie das Vorder- und Hinterseil die Ladung auf dem schwankenden, hoch aufgetürmten Heuwagen festhielten und somit das Verrutschen verhinderten.

Mitunter machte dem Bauern das Wetter einen Strich durch die Rechnung. Einige Tage Regen erschwerten nicht nur die Heuarbeiten, sie beeinträchtigten auch die Qualität dieses wichtigen Futtermittels. Das Heu wurde schwarz, faulte und war für die Nahrung der Tiere nicht mehr zu gebrauchen. Ideal für das Heumachen sind heiße, trockene Tage.

Bei günstiger Witterung konnte man auch mit einem zweiten Schnitt, dem „Gummet“ (*Greu-met*), rechnen. Dies ist meist nährstoffreicher als das Heu.

Zum Trocknen von Klee und Luzerne wurde der Dreibockreuter verwendet. Er bestand aus drei an der Spitze zusammenlaufenden Stangen, die im unteren Drittel durch Querstangen verbunden waren. Nach kurzer Vortrocknung am Boden wurden Klee und Luzerne mit der Gabel auf den Bock geschichtet. Dort trockneten sie auch bei ungünstiger Witterung schneller und verloren weniger Nährstoffe. Erst beim zweiten Schnitt wurde dann das Erntegut eingefahren. Mathilde Mattes (geb. Paul)

*Anmerkung der Redaktion: Frau Mathilde Mattes war längere Zeit in Pruden als Landwirtschaftsmeisterin tätig, † 2008 in Nürnberg.*

All diese Arbeiten unserer Eltern und Großeltern zeigt uns, dass man schon eine Menge tun mußte, bis man im Winter eine volle Kornkammer hatte und einen guten Wein trinken konnte. Und auch dies konnte nur dann geschehen, wenn unser Herrgott dafür sorgte, dass die Ernte nicht durch Schädlinge, durch zu großen Frost oder durch Unwetter teilweise oder ganz zerstört wurde. Dies galt natürlich auch für alle anderen landwirtschaftlichen Produkte.

*.Das Bibelwort „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein tägliches Brot verdienen...“ bewahrheitet sich jahraus jahrein auf dem Lande.*

## Die Viehzucht

Die Viehzucht des Dorfes war bis in die vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts hauptsächlich ausgerichtet auf Zug- und Arbeitstiere, da man diese dringend für all die schweren Arbeiten in der Landwirtschaft benötigte. Als Zugtiere galten zunächst hauptsächlich die starken Ochsen und natürlich die Pferde. Es gab kaum Arbeiten, wo sie nicht eingesetzt wurden. Außerdem bemühte man sich sehr um Milchtiere, hauptsächlich Kühe, aber auch Ziegen und Schafe. Was die Stallform angeht, so waren in Pruden getrennte Pferde- und Kuhställe unter einem Dach, manchmal davon völlig getrennte Schweineställe mit Ferkelställen üblich.

Als häufigste Futtermittel für Zug-, Milch- und Masttiere verwendete man Heu, Grummet, frisches Gras auf der Weide, bei Pferden auch Hafer, bei Schweinen Mais, Kartoffeln, Futterrüben, Magermilch . . . Häute von Pferden, Kühen, Schafen wurden von Gerbern und Riemenmachern (die jedoch nicht im Dorf wohnten) zu Leder für Schuhzeug und zu Schafspelzen, zu Pferdegeschirr oder zu Ledergürtel verarbeitet. Gemolken wurde in einen Melkeimer . . . Quark wird erzeugt, indem man Milch in irdenen Töpfen gerinnen läßt und in Käsetüchern zum Abrinnen aufhängt. Milch, Quark, Käse, Butter und Magermilch wurden hauptsächlich im eigenen Haushalt verwertet.

Jauche und Mist wurden meistens direkt im Hof vor dem Stall gesammelt und im Winter als Düngemittel auf die Felder gefahren. Organischen oder Kunstdünger benutzte man eigentlich praktisch erst nach 1945 bzw. ab den 50er Jahren.



*Die Herde kommt nach Hause / 1969*

Wie auch in anderen Orten gab es in Pruden auch einen Dorfschinder - meist ein Zigeuner. Seine Aufgabe war u. a. das Einsammeln und Wegführen des verendeten Viehs, Geflügels oder unbequemer, junger oder streunender Hunde.

### **Weidetrieb**

Die gemeinsamen Hutweiden der verschiedenen Prudner Viehherden befanden sich in Richtung Zendersch. Auf die Weide wurden vor dem Krieg getrieben: Pferde und Fohlen, Kühe, Büffel, Schweine, Schafe, Ziegen, Gänse. Als Prudner Vieh wurde besonders das Großvieh mit einem Brandzeichen kenntlich gemacht. Der Gemeindegirte holte das Vieh in der Früh ab und am Abend die ganze Herde - rund 100 Kühe - wieder heim. Jede Kuh fand im Prinzip ihren Stall selber. Als Hirten diente der Gemeindeausschuß meistens Rumänen, manchmal ortsfremde. Ausgerüstet waren die Hirten mit einem Hirtenstock - meistens selber geschnitten und verziert - und Knallpeitsche und wurden von Hunden begleitet. Im Frühjahr, so Mitte Mai, kamen die Kühe hinaus auf die Weide und blieben bis zum Spätherbst draußen - sofern dort ein Stall war.

### **Veterinärwesen**

Die häufigsten Krankheiten der Haustiere - z. B. Maul- und Klauenseuche, Schafkrätze, Kolik der Pferde, Geflügelcholera, Rotlauf am Euter, Blähungen - waren lange Zeit hindurch eine riesige Plage für die Bauern. Nicht selten gingen zahlreiche Tiere ein und



*Die Hutweide / Mai 2008*



bedeuteten für den Einzelnen und für die gesamte Gemeinde schwere Verluste. Irgendwelche Versicherungen dagegen gab es nicht und genau so, wie mit der möglichen Zerstörung der Ernte durch Unwetter (Hagel, Hochwasser) oder Frost, mußte der Landwirt große Risiken in Kauf nehmen. Üblicherweise gab es auch in Pruden immer wie-

der Landwirte, die traditionell von ihren Vorfahren bestimmte Methoden und Praktiken für die Heilung mancher Krankheiten mitbekommen hatten und diese praktizierten. Veterinärärzte und Veterinärtechniker gab es in Pruden nicht.

### **Schafzucht - Domäne unserer rumänischen Nachbarn**

Die rumänischen Hirten waren große Meister in der Herstellung erlesener Köstlichkeiten aus Schafmilch. Jeder, der einmal erlebt hat, wie und was diese einfachen Menschen unter primitivsten Bedingungen aus der Milch im wahrsten Sinne des Wortes hervorzaubern, bleibt beeindruckt. Der Umgang mit den Schafen und die Herstellung von Käsespezialitäten und sonstigen Schafmilchprodukten war im wahrsten Sinne des Wortes eine Art Wissenschaft für sich, die wir Sachsen nie gekannt haben, die jedoch die Rumänen perfekt beherrschten.



*Schafherde Mai 2009*

### **Geflügelzucht**

Natürlich wurde in Pruden auch Geflügel gezüchtet: Hühner, Enten, Gänse, hie und da auch Truthühner hielt man wegen der Eier und wegen des Geflügelfleisches, aber auch der Federn (Dauenfedern) wegen. Als Geflügelfutter dienten Bruchkörner, Abfälle aus dem Wirtschaftshof, Mais und manchmal auch Grünfutter. Eier waren und sind auch heute noch in Siebenbürgen ein sehr wichtiges und meist gar nicht billiges Nahrungsmittel. Legebatterien und Massentierhaltung war unbekannt und somit gab es im Winter, da die Hühner das



*Glückliche Gänse im Bach vor dem Tatter Haus 1977*

Eierlegen fast ganz einstellen, hohe Preise für Eier. Das Geflügel nächtigt auf eigens dazu angebrachten Sitzstangen im Hühnerhaus oder in einer Ecke des Viehstalls. Manche Bauern hielten auch Tauben, nach dem Krieg mehr als früher (wie auch Kaninchen). Die Taubenhäuser waren meist in Holzkästen unter einem Dachvorsprung oder in Taubenschlägen auf Stall- oder Schuppenböden zu finden. Aufwendig aber auch recht anschaulich auch für Kinder war die Geflügelzucht: man bekam als Bewohner eines Bauernhauses jedes Jahr genau mit, wie Eier ausgebrütet (bei einer Henne 3 (?) Wochen Brutzeit) wurden, wie sich die kleinen Küken und ihre Mutter während der ersten Minuten, Stunden, Tage und Wochen verhalten und entwickeln, wie die Kleinen behütet werden, wie sie wachsen . . .

## Imkerei und Jagd

In Pruden gab es wie in anderen Dörfern immer auch eine Reihe von Bauern, die Imkerei als eine Art Nebenerwerbsbetrieb führten. Die Bienenzucht ist insgesamt gesehen, eine relativ aufwendige Tätigkeit, die nicht nur viel Wissen, Geschicklichkeit und Können, sondern auch ein Herz für Bienen und ihre Welt vom Imker abverlangt. Ursprünglich wurden Bienenvölker auch in Pruden in lehmbeschmierten, kegelförmigen Weidenkörben gehalten, zwischen den beiden Weltkriegen und besonders nachher kamen speziell vom Tischler hergestellte hölzerne Bienenkästen mit vorgefertigten rechteckigen Waben. Es wurden dafür spezielle Bienenhäuser gebaut. Die Imkerei lieferte nicht nur Honig, sondern auch Wachs und Kittharz. Vor dem Krieg beschäftigten sich mit Imkerei: Pfarrer Depner, Pfarrer Lingner, Franz Tatter, Hans Keul, Albert Keul und Waedt. Nach dem Krieg: Pfarrer Lingner, Franz Tatter, Albert Keul und Waedt.

Fischerei und Jagd spielte in Pruden gewerblich keine Rolle. Gefischt wurde in der Kokel, von verschiedenen Leuten. Treibjagden wurden auch abgehalten, es kamen meistens Jäger aus den Städten. Der ehemalige Ministerpräsident von Rumänien Joan Gheorghie Maurer war des öfteren auf der Jagd in Prudner Wäldern. Gejagt wurden Hirsche, Wildschweine und Hasen.

## Waldwirtschaft



*Katharina Leutner*

Mit dem Holzfällen beschäftigten sich von altersher alle Bauern, jeder musste seinen Holzbedarf selber fällen und nach Hause fahren. In Pruden gab es seit Menschengedenken auch Förster und Waldheger - kein Wunder - bei dem ursprünglich sehr ausgedehnten Waldbesitz der Prudner.

## Handwerk - Gewerbe - Handel

Im Wirtschaftsleben der Gemeinde Pruden spielte das Handwerk und das Gewerbe nur eine zweitrangige Rolle. Der Wirtschaftsbereich Nr. 1 war eindeutig die Landwirtschaft. Pruden war nie Marktflöcken oder Stuhlsitz, Pruden war eine kleine Gemeinde im Kokelgebiet. Was das Handwerk anbelangt, so gab es bis zum Zweiten Weltkrieg hauptsächlich und ausschließlich Bauernhandwerksarten. Dazu gehörten: Schmied, Zimmermann, Wagner, Böttcher, Maurer und Tischler.

Als neue Handwerke wurden nach dem Zweiten Weltkrieg u.a. eingeführt: Elektriker, Schlosser (Reparaturwerkstätten bei der Maschinen- und Traktorenstation). Verschiedene Tätigkeiten führten auch auswärtige Handwerker aus: Dachdecker, Maurer, Zimmermaler, Bretter-, Kalk- oder Wagenschmierlieferanten. Bodenständiges Kunsthandwerk bzw. Kunstgewerbe war in Pruden, abgesehen von der Herstellung von Textilien und entsprechenden Trachtenstücken, wohl kaum verbreitet.

## Hauswebetextilien: Flachs und Hanf

Angebaut und verarbeitet wurden in Pruden von altersher Flachs und Hanf. Diese Tex-

tilfpflanzen wurden nach der Ernte zum Rösten in Altwässer des Baches und der Kokel eingelegt. Nach rund einer Woche wurde der Hanf und der Flachs ausgewaschen, getrocknet, gehackt, gebrochen, gehechelt und gegrebelt. Die Abfälle verbrannte man.

### Das Spinnen



*Hanfernte / Foto: Archiv Gundelsheim*

Als Spinnrocken verwendete man in Pruden meistens Sitzrocken, die rumänischen Frauen oft Hüftrocken. Als altes wichtiges Werkzeug war der Rocken meistens reich verziert mit geschnitzten und manchmal auch mit bemalten Ornamenten. Zwar wurden nach 1900 auch hie und da Spinnräder eingeführt, aber Spinnrocken und Spindel konnten nicht verdrängt werden.

### Das Weben

Der Webstuhl fehlte im Prinzip vor 1945 aus keiner Bauernwirtschaft. Um zu weben, mussten vorerst einige Arbeiten zum Anrichten des Webstuhls geleistet werden wie



*Hanfbearbeitung / Foto: Archiv Gundelsheim*

Haspeln, Garn waschen, Spulen, Werfen u.a. Gewebt wurden z. B. Tischdecken, Bettdecken, Polsterüberzüge, Vorhänge, Handtücher und natürlich Bettlaken, Stoffe für Hemden oder Kittel und Material für die Säcke.

### Handel und Geldwesen

Kauf und Verkauf von Produkten spielte sich hauptsächlich in der nahegelegenen Stadt ab. In Elisabethstadt und in Schäßburger Geschäften kauften die Bauern hauptsächlich Handwerks- und später auch Industrieerzeugnisse, auf dem Wochenmarkt verkauften sie eventuell Gemüse (meist nach dem Krieg) oder auf dem Viehmarkt (z. B. auf dem Sommerjahrmarkt). In Pruden selber entstand im Laufe der Zeit ein Dorfladen mit verschiedenen Kolonialwaren, auch ein Wirtshaus, das von vielen Leuten benutzt wurde.

## Verkehrswesen

Zu den umliegenden Ortschaften gab es unterschiedlich gute Verkehrsverbindungen. Die am besten ausgebaute Straßenverbindung war diejenige, die das Dorf mit Halvelagen, Zendersch und Groß-Alisch verband. Diese Straßen waren 3 bis 5 m breit, auf beiden Seiten mit Abflußgräben versehen, waren geschottert und markiert mit Kilometersteinen.



*Letzter Kilometerstein  
auf Prudner Hattert*

Die verkehrsmäßig schlechteste Verbindung gab es zu der Ortschaft Hundorf. Zu diesem Ort führte nur ein einfacher Feldweg. Die Nachbarorte besuchte man nicht so oft, wie die nahegelegenen Städte. Im Sommer machte man sich ab und zu mal auf den Weg nach Lasseln, Groß-Alisch, Hundorf, Halvelagen und Zendersch. Als Reisemittel benützte man vor 1945 hauptsächlich den Pferdewagen oder große Schlitten, erst nach dem Krieg Fahrräder, vereinzelt Mopeds, Motorräder (ab 1960 herum), PKW, Autobusse (ab Mitte der 60er Jahre).

## Die dörfliche Lebensordnung Annemarie Schenk

*Die folgenden Ausführungen orientieren sich eng an dem entsprechenden Text aus Annemarie Schenk: „Deutsche in Siebenbürgen – Ihre Geschichte und Kultur“ C.H. Beck München 1992, S.140ff*

### Bauernwirtschaften, Familie und Partnerwahl

Bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs wurden die sächsischen Bauernwirtschaften vorwiegend von den eigenen Familienangehörigen betrieben. Der Wirtschaftsbetrieb bestimmte das gesamte Arbeits- und Familienleben in all seinen Äußerungen. Die Familienmitglieder standen unter der Autorität des Hausvaters der ältesten Generation. Nach diesem patriarchalischen System war neben der Wirtschaftsführung auch die Struktur der Familie mit ihrer Verteilung der Rollen, der Kindererziehung, den Heiratsvorschriften, der Versorgung der Alten geordnet.

Grundsätzlich war das sächsische Haus auch in Pruden von einer gemeinsam wirtschaftenden Haushaltsfamilie bewohnt, die sich meistens aus drei Generationen zusammensetzte: zwei Generationen, die in den Betrieb besorgten, während die dritte heranwuchs. Die Nachfolge, die in alter Zeit der jüngste Sohn angetreten hatte – so lautete die Vorschrift im Eigen-Landrecht der Sachsen – wurde in späteren Jahren durch den Vater geregelt. In seinem Ermessen stand es, wen er im Haus behalten wollte. Häufig war es der älteste Sohn, der mit Frau und Kindern auf dem Hof bei den Alten

blieb, um den bäuerlichen Betrieb in einem allmählichen Generationswechsel ohne Störungen weiterzuführen. Hatte der älteste Sohn noch unverheiratete Geschwister, so lebten diese so lange im gemeinsamen Haushalt, bis auch sie eine Ehe schlossen und damit aus der Familie ausschieden.

Alle Personen, die im Haus lebten, halfen bei der Arbeit in der eigenen Wirtschaft. So orientierte sich das Leben der Familienmitglieder, selbst der Kinder, an den Bedürfnissen der Familienwirtschaft. Es wurde danach getrachtet, nicht nur das Lebensnotwendige zu erwirtschaften, sondern auch der Besitz an Land sollte vermehrt werden. Dabei ging es um die Verbreiterung der eigenen ökonomischen Basis und natürlich auch um die Erhaltung der Lebensgrundlage der nächsten Generation.

An der Haushaltsführung wird sehr gut sichtbar, wie das ganze Leben im sächsischen Bauernhaus auf den Erwerb von Grund und Boden konzentriert war. Von Festen abgesehen wurde in den meisten Haushalten nur sparsam gegessen. Vor dem Aufbruch zur Feldarbeit gab es in der Regel einen Gemüseeintopf, sehr oft fleischlos. Mittags bereitete man in den bäuerlichen Familien keine richtige Mahlzeit zu, sondern begnügte sich mit Brot und Speck oder Käse, es sei denn es wurde für die auf dem Felde Arbeitenden, eine kräftige Suppe gekocht, die dann um die Mittagszeit oft von größeren Kindern auf das Feld gebracht wurde. Zum Abendessen kochte die Hausfrau häufig Maisbrei, der gestürzt mit süßer und saurer Milch oder Schafskäse verzehrt wurde.

Besitz und wirtschaftliches Handeln bestimmte weitgehend das Denken und Verhalten der Sachsen im Dorf. Da man vom Landbesitz abhängig war, wirkte sich dies auch auf die familiären Bindungen aus. Es war keineswegs gleich, mit wem man in Beziehung trat. Besonders deutlich kann dies am Heiratsverhalten der gut situierten Sachsen beobachtet werden. Die „richtige“ Verbindung bedeutete doch einen Zuwachs an Grundbesitz und Ansehen. Ledig blieb grundsätzlich so gut wie niemand. Erst mit der Verehelichung galt man als ein vollberechtigtes Gemeindemitglied. Da bei der Heirat die Vermögenslage eine so entscheidende Rolle spielte, achteten Eltern und Großeltern streng auf die jungen Leute, um vor Überraschungen sicher zu sein. Ihre Kontrolle erstreckte sich bis in den Tanzsaal und die Spinnstube, die reihum in den Häusern der Nachbarschaft für Frauen und Mädchen getrennt abgehalten wurde. Zum Tanz am Sonntag nachmittag hatten überhaupt nur diejenigen Zutritt, die am Morgen in die Kirche gegangen waren.

Nach Abwägung ihrer jeweiligen finanziellen Lage kamen zwei Väter überein, ihre Kinder eine Ehe schließen zu lassen. Praktisch wurde eine Art Vertrag zwischen zwei bestehenden Altfamilien geschlossen, wobei darin die existenztragenden Eigentumsverhältnisse im Hinblick auf die Nachfolge geordnet wurden. Nach der Zuneigung der beiden Kinder wurde bei wohlhabenden Bauern nur selten gefragt. Es wäre jedoch falsch, zu glauben, dass diese Zuneigung in allen Fällen fehlte. Oft hieß es, Kind, die Liebe kommt schon mit der Zeit. Die armen Leute waren bei der Wahl ihrer Ehepartner freier, weil es kein Vermögen gab, das zu Rücksichten zwang. Die ihnen vorgegebenen Heiratskreise konnten sie allerdings kaum verlassen, denn unter den Bessergestellten fand sich schwerlich eine Partie für sie. Sobald sich die Jungen der Entscheidung der Eltern widersetzen, so übten diese Druck aus und machten sich ihre Kinder gefügig, indem sie drohten, sie aus der Familie und vom Erbe auszuschließen.

Aber meist gehorchten die Jungen und fügten sich den strengen Gesetzen des Dorfes. So heirateten die wohlhabenden Familien untereinander, was manchmal bis hin zu Verwandtenheiraten gehen konnte. Was tut man nicht alles des «Grundes» wegen? Auch die einfacheren Bauern achteten darauf, dass ihre Kinder Ehegefährten aus gleichgestelltem Haus nahmen. Da im Dorf der größte Teil der Bauern zur mittleren Schicht gehörten, gab es somit auch mehrere passende Heiratsverbindungen, so dass sich innerhalb des Systems die Partnerwahl hier relativ frei entfalten konnte. Man mag diese Verhältnisse aus heutiger Sicht kritisch einschätzen, aber dieses recht feste, strenge gesellschaftliche Gefüge war auch ein Garant für die Existenz, für den Bestand, für die Kontinuität geschlossener siebenbürgisch-sächsischer Dorfstrukturen.

Der Heiratskreis der sächsischen Bauern beschränkte sich im Prinzip auf das eigene Dorf. In der Regel folgte man dem Sprichwort, dass man nicht «über Hattert», d. h. nicht über die Grenzen der Gemarkung hinaus heiraten soll. Wenn einmal die Wahl auf einen Partner aus der Umgebung fiel - was selten war -, wurde diese Entscheidung im Dorf ungerne akzeptiert. Die Fremden wurden auch als ein unwägbares Element im dörflichen Leben abgelehnt. Aber auch schon deshalb war die Beschränkung auf den überschaubaren Heiratskreis im eigenen Dorf für die Bauern gegeben, weil sie ihren Grund im Dorf zwar hätten verkaufen können, aber kaum die Aussicht bestand, sich für den Erlös in der Gemeinde des zukünftigen Ehepartners leicht anzukaufen.

Schließlich spielte sich die Partnerwahl auch fast ausschließlich innerhalb der eigenen ethnischen Gruppe ab. Es gab zwar Mischehen - eine über fünfzehn Jahre geführte Statistik aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für die 227 von Sachsen bewohnten Landgemeinden weist jährlich rund fünfundzwanzig gemischte Ehen auf - aber wie auch diese Zahl zeigt, blieben sie eine seltene Erscheinung. Im übrigen lehnten die mit den Sachsen in den Dörfern zusammenwohnenden Rumänen ebenso Mischehen ab. Wer diese Verhaltensregel durchbrach, hatte in beiden Gruppen mit Schwierigkeiten zu rechnen. Entgegen manchen Ansichten galt den Sachsen eine einmal vollzogene Ehe nicht als unauflöslich. Die in früheren Zeiten sehr strengen Scheidungsbestimmungen lockerten sich mit der Zeit, es kam öfter zu Ehescheidungen, und es ist erstaunlich, dass die Trennung der ehelichen Verbindung von der sächsischen Gesellschaft als selbstverständlich toleriert wurde. Ebenso bildete eine zweite Verheiratung nach der Auflösung der ersten Ehe keine Ausnahme.

Der Sohn, der den väterlichen Hof übernahm, hatte für die Eltern zu sorgen, wenn sie alt geworden waren. Wenn die Geschwister mit ihrer Heirat das Haus verließen, übergab ihnen der Vater jeweils ein Stück Feld, Wiese und Weingarten, einem jeden in gleicher Größe. Bei der Aufteilung des Grundes an die Kinder behielten die Alten für sich Land zurück, hatten zum Teil auch noch etwas Vieh. Der Vater überließ den Kindern den Boden im Vorgriff auf ihr Erbe. Sie verfügten zwar damit weder über ihr gesamtes Erbteil, noch war das Land schon ihr Eigentum. Aber durch diese Regelung hatten die Kinder schon zu Lebzeiten der Eltern ihre Existenzgrundlage. Die materielle Fürsorge für die Alten war aber nicht allein Sache desjenigen Kindes, das bei den Eltern geblieben war und mit ihnen eine gemeinsame Wirtschaft führte und sie bei Gebrechlichkeit betreute. Alle Geschwister hatten den Eltern Naturalien zu ihrem Unterhalt zu geben. Bei mittleren Bauern zum Beispiel belief sich der den Eltern

zustehende Anteil in etwa auf einen Sack Weizen, zwei Säcke Mais, Kartoffeln, Fleisch. Beim Dreschen und Schlachten brachten die Kinder dem Vater einen bestimmten Teil. Geld hatten sie zwar nicht zu geben, sie mussten aber schon die anfallenden Steuern für den ihnen überlassenen Grund entrichten. Die Abmachung, wieviel die Kinder dem Vater schuldig waren, wurde mündlich getroffen. Notarielle Verträge, die die Übergabe des Besitzes regelten, waren auch im 20. Jahrhundert nicht häufig. Der Vater war immer noch der Besitzer von Haus und Feld und brauchte sich nicht um die strenge Einhaltung der mündlichen Vereinbarung, in der er sich mit den Kindern über seinen Unterhalt geeinigt hatte, zu sorgen. Was der Vater von den Kindern an Naturalien verlangte, entsprach weniger seinen persönlichen Wünschen, sondern er hatte der Dorfnorm zu folgen, die die Mengen ungefähr vorgab, die den Alten zur Versorgung zustanden.

Nach dem Tod der Eltern traten die Kinder ihr volles Erbe an. Männer und Frauen erben gleichberechtigt, ein großer Fortschritt im Vergleich zu anderen Kulturen. Das Kind, das nach dem Willen der Eltern im Haus geblieben war, sie versorgt und beerdigt hatte, erhielt das Anwesen. Da es aber auch seinen Anteil am Grundbesitz erbt, musste es die Geschwister entschädigen, indem es ihnen die «Hofschuld» auszahlte. Zur Erbmasse gehörte auch das Inventar des Hofes. Die Konfliktsituation, in die das bäuerliche Familiensystem bei der Vererbungsregelung gestellt ist, nämlich das Familien Eigentum zu bewahren und dementsprechend nur einem Erben den Hof und das Feld ungeteilt zu übergeben, während die Geschwister eine verhältnismäßig geringe Abfindung erhalten, hatten die Sachsen zugunsten der Realteilung gelöst, bei der jedes Kind seinen Anteil erhält. Diese gerechtere Regelung führte aber auch zur Zerstückelung des ländlichen Grundbesitzes, als das Ackerland der Gemeinden gänzlich an die Bauern verteilt und zu Privateigentum geworden war. Dies führte insbesondere bei den begüterten Landwirten zu einer gewissen Tendenz zur Einkindehe mit entsprechenden negativen Folgen. Meistens jedoch lief es anders. Manche Bauernwirtschaft hatte nicht mehr den Boden, um die Familie ernähren zu können. Mit Arbeiten im Tagelohn mussten sich diese Kleinbetriebe mühsam über Wasser halten. Andere Kleinbauern suchten ihr Heil in der Auswanderung, als in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts Siebenbürgen von einer schweren Wirtschaftskrise getroffen wurde, die die Lage noch verschlimmerte. In jenen Jahren nahm die Auswanderung solche Formen an, dass in einigen Dörfern mehr als zehn Prozent der sächsischen Bevölkerung vorübergehend oder auf Dauer in den Vereinigten Staaten von Amerika lebte.

### **Das Wohnen im sächsischen Bauernhaus**

In seiner traditionellen Form weist das sächsische Bauernhaus einen zwei- oder dreiräumigen Grundriss auf. Einige Stufen führen vom Hof aus direkt über einen eingebauten Aufgang in das Innere des Hauses, häufig auch zuerst in die «Laube», einen überdachten Vorraum, der zu einem längeren Laubengang erweitert sein kann. Man betritt den «Haus» genannten Herdraum, von dem aus die vordere, an der Straßenfront gelegene Stube und gegebenenfalls auch der hintere Raum betreten wird. Ursprünglich war der Herdraum fensterlos, wurde später aber neben der Eingangstür mit Fenstern versehen. Der ehemals offene Rauchfang im «Haus» wurde im Laufe der Zeit durch einen gemauerten Herd ersetzt und in den Raum eine Decke eingezogen. In den zwanziger Jah-

ren des 20. Jh. gab es noch einige wenige sächsische Bauernhäuser, in denen der Rauch frei in den Dachraum stieg. Mit dem Einbau des Herdes war das «Haus» rauchfrei geworden, und nun konnte auch der Koch- und Wirtschaftsraum dem Wohnen und Schlafen dienen. Aus der vorderen Stube, die mit dem Stubenofen eine eigene Feuerstelle hatte, verlagerte sich das Leben in die rückwärtigen Räume; aus dem vorderen Zimmer

wurde die «gute Stube», die nur zu festlichen Anlässen genutzt wurde.



*Ully Klein im Gästezimmer von Frau Botschner*

waren es Truhenbänke, deren Sitzflächen aufgeklappt werden konnten und als Behältnis für Wäsche und Textilien dienten. Diagonal zur Tischecke hatte die Ofenecke ihren Platz, während in der vorderen, dem Tisch gegenüberliegenden Ecke das «hohe Bett» als Paradestück stand, vor das einem alten Einrichtungsprinzip entsprechend eine Sitztruhe oder eine Lehnbank gerückt war. An das hohe Bett schloß sich ein einfaches, oft ausziehbares Bett oder eine große Kleidertruhe an. In der rückwärtigen vierten Ecke stand in wohlhabenden Häusern die auch «Schüsselkorb» genannte Anrichte, in der das

Geschirr verwahrt wurde. Die verbleibenden Stellflächen nahmen weitere Truhen ein. Vervollständigt wurde die Einrichtung der sächsischen Bauernstube durch die schon erwähnten Teller- und Krugrahmen, die unterhalb der Decke an den Wänden entlang hingen. Anfangs hatten diese Abstell- und Anhängereiter rein praktische Zwecke, mit der Zeit wurden sie mit ihrem Keramikschmuck zu einem Dekorationselement. Zwischen den Fenstern der Giebelfront, auch im Winkel oberhalb des Tisches oder über dem Bett befand sich eine Wandnische, die durch eine vorgesetzte Tür verschlossen war. Sie wird Almerei genannt und war ein unverzichtbarer Schmuck der traditionellen sächsischen Bauernstube.



*Vitrine von Sara Geddert / 1900*

Der Herdraum, wo sich der Alltag besonders ab-



*Wandschmuck der Familie Friedrich Menning / 2008*

spielte, wies als der vorrangig der häuslichen Wirtschaft dienende Raum nur wenige Einrichtungsstücke auf. Er enthielt den gemauerten Herd, der zum Teil mit dem Backofen verbunden war, wenn man diesen nicht schon in den Schuppen oder ein Nebengebäude verlegt hatte.

Neben der Tür oder der Kochstelle benachbart fand die Wasserbank mit den Wassergefäßen ihren Platz. In einer Ecke stand der Tisch, von Bänken oder auch Truhen als Sitzgelegenheiten umgeben. Den Vorrat an Mehl bewahrte die Hausfrau in einer großen Truhe auf. Tellerrahmen oder ein Küchenkasten für das Geschirr vervollständigten die Einrichtung. Die hintere Stube war ähnlich wie die gute Stube ausgestattet, nur einfacher und natürlich fehlte das hohe Bett.

Die gute Stube, die zwar mit einem Stubenofen ausgestattet worden war, wurde dennoch fast nie beheizt. Im Paradezimmer bewahrte man die Fellkleidung und die festlichen Kleidungsstücke, etwa Trachtenteile auf. Diese aufwendigen Kleidungsstücke mussten vor Mottenfraß geschützt werden. Im Winter waren die Trachtenstücke so aus-



*Küche der Familie Johann Keul / 1950*



*Küche von Frau Regina Botschner / 1984*

gekühlt, dass sie schon am Samstag abend aus der Stube geholt und während der Nacht in einen warmen Raum gebracht werden mussten, wenn sie sonntags zum Kirchgang getragen werden sollten. Das hohe Bett, das Prunkstück der sächsischen Bauernstube, wurde kaum je als Schlafstätte benutzt. Es war vielmehr ein Repräsentationsstück, das vom Wohlstand des Hauses, aber auch vom Fleiß der Bäuerin Zeugnis ablegte, denn sie stellte seine Ausstattung selbst her. Ein Strohsack bildete die Unterlage auf dem Bett. Sein von der Stube her sichtbares Ende war mit einer gestickten oder durch Webmuster verzierten Kappe versehen. Über das Bett breitete sie eine reich verzierte Bettdecke aus. Auf diesen Aufbau kamen als Abschluss aufwendig gestickte Zierkissen.



*Das hohe Bett der Familie Johann Keul*

Ihren Besitz verwahrten die sächsischen Bauernfamilien in Truhen, von denen sie meist mehrere in verschiedenem Format besaßen. Anschließend an das hohe Bett stand gewöhnlich die Kleidertruhe mit den guten Kleidungsstücken. Zur Ausstattung, die gut versorgt werden musste, gehörten neben der Kleidung die verschiedenen Haustextilien wie Leintücher, Bezüge, Tisch- und Handtücher, aber auch die Ballen Vorrat an noch unverarbeiteten Hauswebeteilen. In keinem sächsischen Bauernhaus fehlte der Webstuhl. Alle Arbeiten bei der Textilherstellung vom Anbau der Textilpflanzen über die Gewinnung der Fasern bis hin zum Spinnen und Weben hatten die Frauen in ihrer Hauswirtschaft zu leisten. Es gab wohl kaum Frauen, die sich nicht auf sie verstanden. Schon die Mädchen erlernten die verschiedenen Arbeitstechniken bei ihren Müttern und Großmüttern. Anfang November, häufig am Martinstag, begannen die Frauen mit der Spinnarbeit, die bis zum Lichtmeßtag am 2. Februar abgeschlossen sein musste, wollten sie nicht als nachlässig gelten. In dieser Zeit verarbeiteten sie ungefähr das an Hanf, was sie angebaut hatten. Von Februar bis Ende März, bis die Feldarbeit begann, saßen die Frauen von morgens bis abends am Webstuhl und legten kaum eine Pause ein, bis ihr Vorrat an versponnenem Hanf verwebt war.



*Spinnrad von Elisabeth Geddert*

Die beschriebene Raumgestaltung und die Inneneinrichtung der Stube war für große Teile Siebenbürgens noch um die Jahrhundertwende 1900 gültig. Aber in Südsiebenbürgen begann damals die städtische Möbelmode, das bemalte bäuerliche Mobiliar zu verdrängen. Mit den neuen Möbeln änderte sich die alte Raumordnung. Die Truhen wurden allmählich ersetzt, als die neomodische Kommode und der Kleiderschrank Einzug in das sächsische Bauernhaus hielten. Dabei übernahm man das städtische System der Wohnraumdifferenzierung, das den Wohnraum vom Schlafräum trennt, nicht. Schlaf- und Wohnbereich blieben im sächsischen Bauernhaus ungeschieden. Die Verdrängung der bäuerlichen Wohnausstattung durch städtisches Mobiliar vollzog sich aber in einem langandauernden Prozeß und war vielerorts bis in die jüngste Gegenwart nicht abgeschlossen. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass sich viele Zeugnisse für den schönen alten Hausrat in den sächsischen Dörfern, so auch in Pruden, erhalten hatten.

Das Wohnhaus war im Alltag wie auch zu besonderen Anlässen der Mittelpunkt im Familienleben der Sachsen, das sich allerdings nicht losgelöst von der Arbeitswelt im abgeschlossenen Heim vollzog. Es war vielmehr von den Erfordernissen der Bauernwirt-



Wandsprüche in Prudner Wohnungen



schaft bestimmt und zudem in das Leben der Nachbarschaft und der Gemeinde eingebunden. Im Haus traf man sich zu den Mahlzeiten, in Augenblicken der Muße und abends zum Schlafen. Hier wurden die Kinder geboren, und die Alten starben dort. Man empfing Besuche, und die Verwandten versammelten sich im Haus zu Festen, aber auch traurigen Anlässen. Die Haushaltsfamilie wirtschaftete nicht nur gemeinsam, sie bewohnte auch zusammen die hintere Stube bzw. den Küchenraum, wo sich das Alltagsleben abspielte.

Das enge Zusammenleben stellte besonders an die junge Frau, die eingehiratet hatte, große Ansprüche, denn oft fiel ihr das Einleben in der anderen Wirtschaft schwer. Die Alten dirigierten das Leben der Familie und kontrollierten es. Auch die Enkelkinder waren dem oft strengen Regiment der Großeltern unterworfen, die vor allem

darauf achteten, dass die Kinder und Jugendlichen am religiösen Leben der Gemeinde teilnahmen.

Die Inanspruchnahme des Wohnhauses und seiner Einrichtungen änderte sich dem Rhythmus des bäuerlichen Jahres und seinem Tageslauf entsprechend. In vielen Häusern wurde während der warmen Jahreszeit an anderen Stellen geschlafen als im Winter, wenn die Kälte zum Zusammenrücken zwang. Nach der Beendigung der Feldarbeit und dem Einsetzen des kalten Wetters konzentrierte sich das Leben der Familie ganz auf die Wohnstube. Um Kosten für die Feuerung, aber auch für die in den dunklen Wintertagen notwendige Beleuchtung zu sparen, wurden die Hausarbeit und das Kochen auch in den Häusern in den Wohnraum verlegt, in denen sommers der Herdraum dem Wirtschaften diente. Von Anfang Februar bis Ende März musste die Stube zudem den Webstuhl aufnehmen, bis er wieder abgebaut wurde. In den Nebengebäuden mancher Anwesen war die sogenannte Sommerküche entstanden, in der die Hausfrau während der warmen Jahreszeit kochte, um die Temperatur im Haus erträglich zu halten.

Im Sommer standen die Bauern schon bei Tagesanbruch auf, um nach dem Füttern des im Stall zurückgebliebenen Viehs zu frühstücken und dann zur Arbeit auf die Felder zu gehen, im Winter ließen sie den Tag – wie auch die Natur – später beginnen. Die Männer hatten neben verschiedenen Ausbesserungsarbeiten nicht allzu viel zu tun, seit sich die Dreschmaschine in den Dörfern durchzusetzen begann. Die Frauen hingegen mussten neben ihrer Hausarbeit für die Ausstattung der Familie mit Textilien auch den Haushalt betreiben.

Im Sommer fand die Mittagsmahlzeit meist auf dem Feld statt. Nur abends und an Sonntagen versammelten sich die sächsischen Familien um den Tisch. Im Winter setzte man sich auch mittags zum Essen zusammen. Der Eßtisch stand in der Regel in der Wohnstube. Hier wurde alltags und sonntags gedeckt. Bei Tisch hatten die Kinder zu schweigen. In früheren Zeiten war es vielerorts üblich – auch weil Gestühl nicht im Überfluss da war – dass die Kinder stehend an den Mahlzeiten teilnahmen.

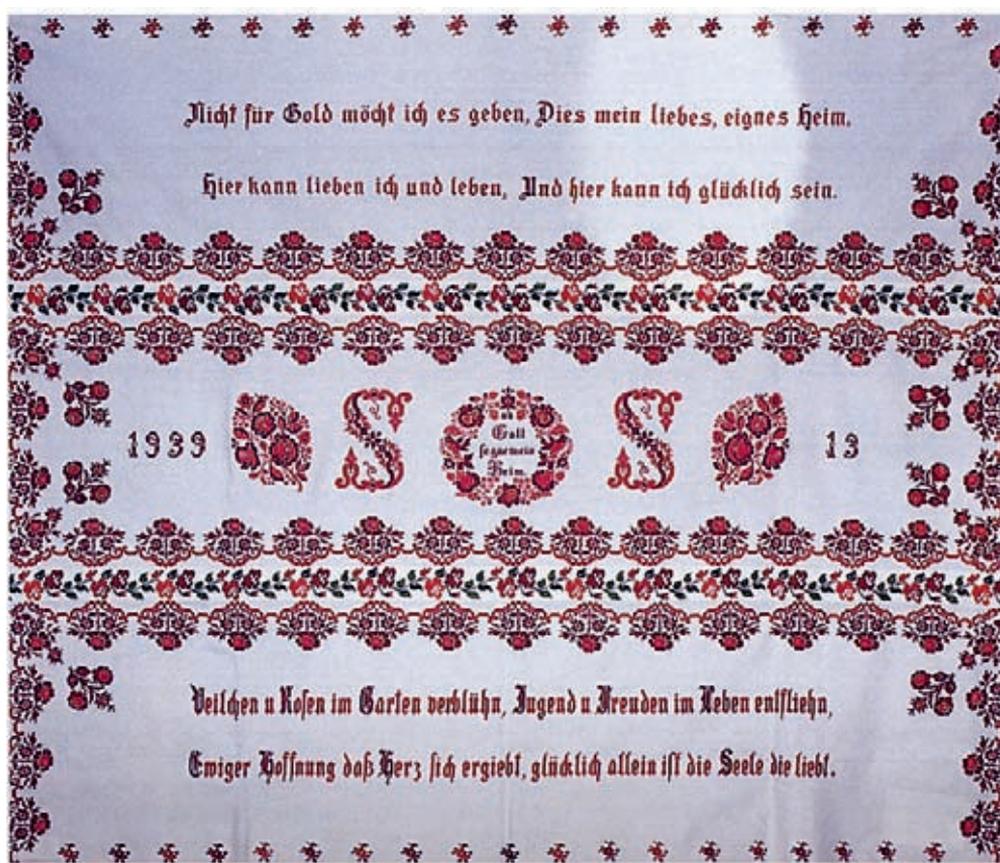
Besuche in der Verwandtschaft oder der Nachbarschaft statteten sich die sächsischen Bauern vorwiegend während des Winters ab. Im Sommer blieb für Zusammenkünfte kaum Zeit. Da im «schönen» vorderen Zimmer nicht geheizt wurde, führte man auch die Gäste in die allgemeine Wohnstube. Hier schloß der Hausherr mit dem Händler, der ihn in der Ruhezeit auf seinem Hof aufsuchte, sein Geschäft ab und trank mit ihm ein Glas Wein. An den Winternachmittagen kamen auch die Nachbarinnen zu Besuch in die Stube. Sie brachten sich ihre Spinnarbeit oder eine andere Handarbeit zu der Gesprächsrunde mit. Da die Erwachsenen nachmittags oft alle in der Stube anwesend waren, gab es für die Kinder bei der Erledigung der Hausaufgaben auch Schwierigkeiten. Die meisten Familien zeigten sich nicht so verständnisvoll, dass sie wenigstens für kurze Zeit den Kindern Ruhe verschafften. Alt und jung blieben in der Winterzeit in der Regel abends nicht allein zu Haus. Die Männer der Nachbarschaft besuchten sich gegenseitig, während sich die Frauen und Mädchen zum Spinnen in der sogenannten Rockenstube trafen, die sie reihum, nach einer bestimmten Regel (etwa jede für eine Woche), in ihrem Haus abhielten. Die Frauen spannen mit dem Spinnrad, viele aber benutzten auch noch die Handspindel. Die geselligen Zusammenkünfte, die manchmal bis gegen Mitternacht dauerten, fanden täglich außer am Samstag und Sonntag im Rahmen der jeweiligen Nachbarschaft statt, zu der die Frauen durch die Lage ihres Hofes in dieser oder jener Gasse gehörten. Hielt sich im Winter die ganze Familie, alt und jung, tagsüber nach den häuslichen Verrichtungen in der warmen Stube auf, so blieb sie auch zum Schlafen im gleichen Raum beieinander. In den großen Familien waren natürlich nicht für alle Bettstellen vorhanden. Die Ehepaare schliefen in einem Bett zusammen. Andere Liegestätten mussten deshalb eingerichtet werden, und dies auch in den Häusern der reicheren Bauern, da sie durch die übliche Nutzung der vorderen guten Stube als Repräsentationsraum ebenfalls wenig Platz hatten. Man schlief somit z.B. in der Betttruhe, einer schmalen langen Truhe, die zum Aufklappen oder als Auszugbett eingerichtet war.

Mit acht und zehn Personen in einem Raum konnte es mehr als unbehaglich werden. Morgens musste die Stube erst einmal aufgeräumt werden, damit die Familie darin wieder Bewegungsfreiheit hatte. Aber nicht in allen Familien war es üblich, dass das junge Ehepaar mit den anderen Familienmitgliedern den Schlafraum teilte, sondern man wies ihm in einem Nebengelaß eine separate Schlafkammer zu. Manchmal behielten sich die alten Eltern auch ein Zimmer für sich allein vor. Man führte dann den Haushalt gemeinsam, kochte und aß zusammen, schlief aber getrennt. Die Alten hatten sich durch diese Regelung die Möglichkeit geschaffen, sich zurückziehen zu können, wenn ihnen das Zusammenleben mit den Enkelkindern zu viel Unruhe brachte.

In der schönen Jahreszeit verlagerte sich das häusliche Leben soweit als möglich aus

der Wohnstube ins Freie. Abends saß man draußen, sofern die Arbeitsbelastung in der bäuerlichen Wirtschaft einen Feierabend gestattete. Selbst zum Schlafen suchten im Sommer in vielen Familien nicht alle Mitglieder die Stube auf. Die Schlafplätze konnten auch außerhalb des Zimmers hergerichtet werden, und die jungen Männer schliefen gern im Heu.

In der guten Stube als dem Paradezimmer versammelten sich die sächsischen Familien nur bei festlichen Anlässen. Hier empfing man dann die Geladenen. So richtete die Bäuerin zur Feier einer Hochzeit die gute Stube für die Ehrengäste her. Auch ein «hoher Besuch» des Pfarrers oder aus der Stadt genoß den Vorzug, hier eintreten zu dürfen. Bei diesen seltenen Gelegenheiten war dort der Tisch gedeckt, um die Gäste gebührend zu bewirten. Die auch mengenmäßig möglichst umfassende Bewirtung war (und ist) bei den Siebenbürger Sachsen von großer Bedeutung. Die Familien markierten durch ein solches, auf Repräsentation gerichtetes Verhalten ihre soziale Position innerhalb der dörflichen Gesellschaft, wobei es sehr auf Geltung und Anerkennung ankam.



## **Kirche und Schule in Pruden**

Siebenbürgisch-sächsische Zivilisation ist ohne die christliche Kirche undenkbar. Über die geistliche und seelsorgerische Funktion hinaus war die Kirche bis zum Zweiten Weltkrieg auch in Pruden wesentlicher politischer, wirtschaftlicher und kultureller Faktor ersten Ranges.

Das gesamte gesellschaftliche Leben der Gemeinde, genauer: das Gemeindeleben insgesamt, war eindeutig von kirchlichen Feiertagen, von religiösen Ansichten, mit einem Wort: von Kirche und Religion umfassend geprägt.

Sehr wertvoll war dabei auch, dass sogar in den weltvergessensten sächsischen Dörfern in leitender Stellung als Pfarrer Männer saßen, die von Leipziger, von Tübinger, von Berliner, von angesehenen deutschen Universitäten herkamen, ihre Wirkungsstätte prinzipiell als reich und schön empfanden, die Lutherlehre rein verbreiteten und sich zugleich als Vorkämpfer des Fortschritts, der Gesittung, Bildung und Entfaltung ihres Volkes bewährten. Die Achtung, die sie genossen, drückte sich in den allgemein üblichen Anreden aus: Danach gebührte dem Bischof die Bezeichnung Hochwürden, dem akademischen Geistlichen der Titel Hohehrwürden, der Seminarist wurde als Wohlehrwürden angesprochen. Die Pfarrer waren in ihren ernsten Talaren auch überall dabei, wo unser Volk sich öffentlich zeigte. Ihnen fiel oft die Gestaltung der nationalen Kundgebungen zu. Sie saßen in jedem wichtigen Ausschuß und konnten ihre Meinung geltend machen. Sie waren die treibende Kraft des Gedeihens ihrer Dörfer. Nach dem Pfarrer beurteilte man die Gemeinde, er war gleichsam ihr Aushängeschild und Wappen. (*Horst Göbbel*)

### **Kirche und kirchliches Leben in Pruden**

Pruden blickt zurück auf eine Vielzahl sehr fähiger, sehr erfolgreicher Pfarrer, Lehrerinnen und Lehrern, die sowohl in Pruden selbst als auch in anderen siebenbürgisch-sächsischen Orten oder - besonders nach 1945 und speziell nach der Aussiedlung der Siebenbürger Sachsen - auch in Deutschland oder in Österreich fruchtbar im kirchlichen und im Bildungsbereich tätig waren.

### **Menschen - Zahlen - Geschichte Der Name**

Deutsch: Pruden ; siebenbürgisch-sächsisch: Prudn; rumänisch: Prod; magyarisches: Prod(t);  
lateinisch: Prod, Prodiu, Proden, Prud ; Nennung in unterschiedlichen lateinischen Urkunden.

1348 wird Pruden urkundlich zum erstenmal erwähnt. Aus der Urkunde geht hervor, dass ein Teil des Schäßburger Stuhlgebietes, zu dem Pruden gehörte, ursprünglich Besitz der Abtei Koloszmönaster war. ( Ub.II,Nr. 634, vgl.E. Wagner, Ortsnamenbuch, Studia Transilvanica 4, S. 360).

Der bekannte Sprachforscher G. Kisch leitet den Namen Pruden vom slawischen „prud“ (rumänisch prund) ab, was so viel wie „das Kies“, „sandiges Ufer“ bedeutet (Kbl. 1924 S. 32). Tatsache ist, dass die Gemeinde Pruden, mit vielen andern auf diesem Gebiet, erst nach dem Mongolensturm (1241) entstanden ist. Thomas Nägler zählt das Zwischenkokelgebiet, auf dem auch Pruden liegt, zur „letzten bedeutenden sächsischen Siedlungsenklave“ (Die Ansiedlung, S. 161).

### **Zugehörigkeit**

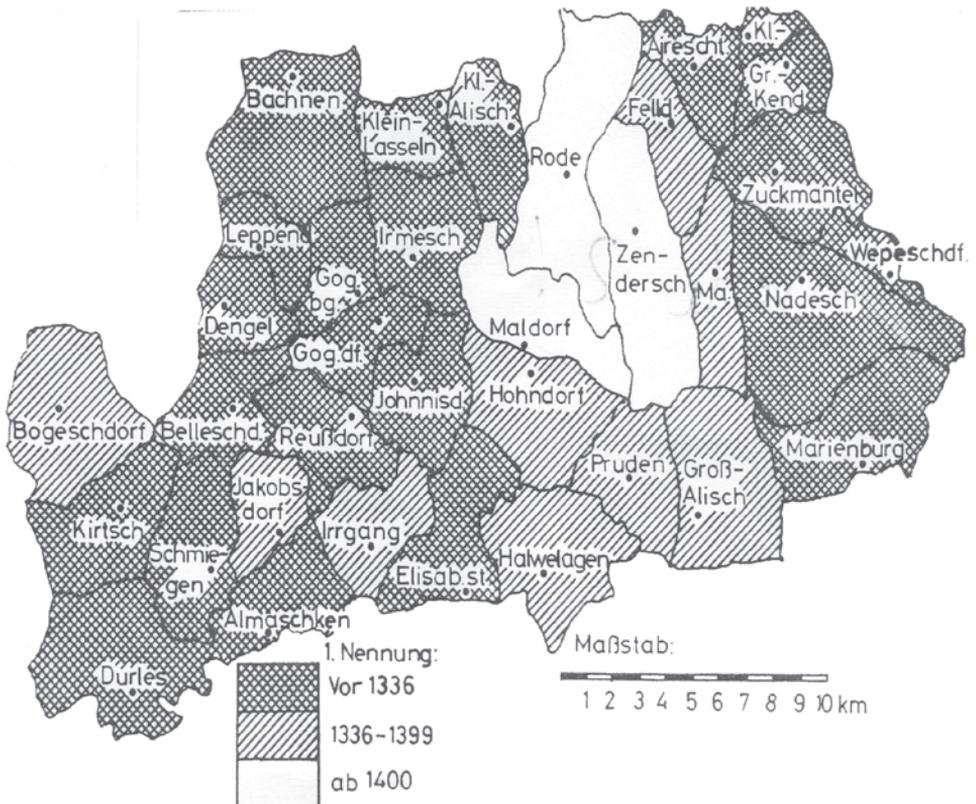
Ursprünglich lag Pruden auf Komitatsboden des Kokelburger Komitatsdesertums (G. Müller, Vereinsarchiv 48, S. 131). Damit im Zusammenhang ist auch bekannt, dass infolge einer Grenzverschiebung durch den jungen ungarischen König Stefan, die Dörfer Halvelagen, Pruden und Gross-Alisch 1263 dem Hermannstädter Gau angeschlossen wurden. Pruden gehörte ab 1393 mit den drei Gemeinden Bogeschdorf, Gross-Alisch und Halvelagen als freie Gemeinde sicher zum Schäßburger Stuhl (G. Müller, S. 24). Im Schäßburger Steuerregister 1504 – 1508 wird Pruden als Prod geführt (Kbl. 1879 S. 11).

Kirchenrechtlich gesehen, gehörte Pruden zum Bogeschdorfer Kapitel, das 1309 zum erstenmal erwähnt wird. Diese Möglichkeit der sächsischen Gemeinden, sich zu einem Kirchlichen Landkapitel zusammen zu schließen, auch wenn sie auf Komitatsboden siedelten, war offenbar ein Siedlerrecht der Sachsen. Über den geografischen Umfang des Bogeschdorfer Landkapitels, das als solches erst 1586, 30 Jahre nach der Reformation, den Namen „Bogeschdorf“ trägt, gehen die Meinungen der Forscher auseinander. Übereinstimmung herrscht allerdings darüber, dass 24 Gemeinden (Dörfer) dazu gehörten (G. und R. Weber, Kirche als zentrale Institution..S. 233ff in „Zugänge zur Gemeinde“ Studia Transilvanica Bd. 24).

Was die Einführung der Reformation in diesem Landkapitel anbetrifft, wissen wir (Fr. Marienburg), dass auf der Mediascher Synode von 1561, auch zwei Vertreter des Bogeschdorfer Kapitels anwesend waren, um die Bekenntnisschrift des Bischofs Mathias Hebler (1556 – 1571) „Brevis Confessio“ (Kurzes Bekenntnis über das Herrenmahl) zu unterschreiben. Es waren die beiden evangelischen Pfarrer aus Bogeschdorf und Belleschdorf. Als dann 1566 auf dem Konvent in Kirtsch die Kapitelstatuten festgelegt wurden, sind sämtliche Pfarrer des Bogeschdorfer Kapitels zur Reformation bereits übergetreten (Fr. Marienburg S. 63). Demnach kann man annehmen, dass das Jahr 1566 als Abschluss der Reformation in diesem Landkapitel gewertet werden kann. Diese kirchliche Einteilung der sächsischen Gemeinden in Kapitel bestand bis 1861, als eine neue Kirchenverfassung Leben und Verwaltung der Evangelischen Kirche A.B. in Siebenbürgen (den siebenbürgische Landesteilen Ungarns) neu ordnete.

### **Gemeinden des Bogeschdorfer Landkapitels nach der ersten urkundlichen Nennung Dr. August Schuller**

Aufgrund der neuen Kirchenverfassung von 1861 wurde dann die Gesamtkirche in 10 Kirchenbezirke eingeteilt. Diese Einteilung hatte bis 1920 Bestand. Denn nach dem 1. Weltkrieg wurden auch andere evangelische Kirchenverbände an unsere Kirche angeschlossen: aus Altrumänien, der Bukowina und Bessarabien. Der Bischofssitz, der 1572 nach BIRTHÄLM verlegt wurde, wurde 1867 wieder nach Hermannstadt verlegt.



Die Kirchengemeinde Pruden wurde also aufgrund der Neureglung 1861 zunächst dem Mediascher Kirchenbezirk zugeordnet, der 36 Gemeinden umfasste. Als dann 1872 der Mediascher Kirchenbezirk neu abgegrenzt wurde, fiel Pruden an den Kirchenbezirk Schäßburg, der 33 Gemeinden zählte. Im Zuge der Verwaltungsreform von 1876, dem Jahr, da die sächsische Selbstverwaltung aufgelöst wurde, wurde auch das Kokelburger Komitat neu gestaltet. Dabei erhielt es einen neuen Namen: Kleinkokler Komitat und auch einen neuen Vorort: Sanktmartin (Tirnaveni). Als 1968, unter kommunistischer Herrschaft, eine territoriale Neuaufteilung Rumäniens in "Kreise" (Jude-te) erfolgte, wurde Pruden vorübergehend an Mediasch angeschlossen. Jedoch später kamen Halwelagen und Pruden wieder in die Gemeinschaft des Schäßburger Kirchenbezirkes zurück.

### Die Kirchengemeinde Pruden in Zahlen

Nach der großen Pestepidemie von 1350 und den einsetzenden Türkeneinfällen, vollzog sich in der Bevölkerung des Kokelburger Komitates eine ethnische Wandlung.

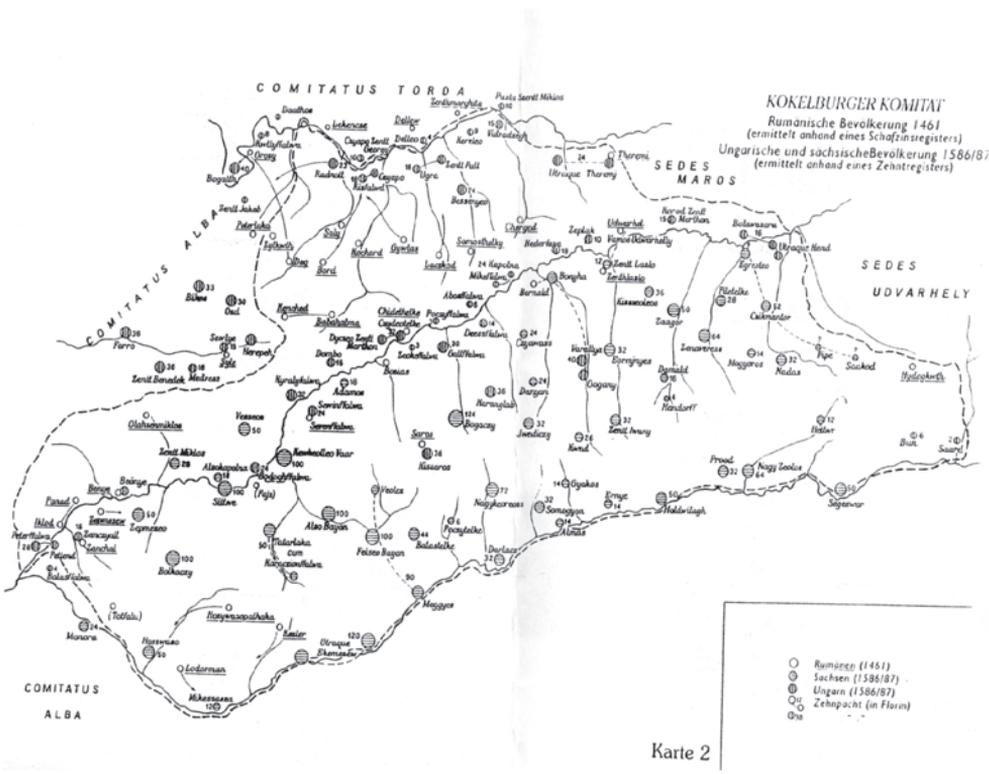
Ab 1350 nahm hier der rumänische Bevölkerungsteil zu. Anhand eines Zehntregisters (Weber, Zugänge zur Gemeinde, Karte 2, Seite 368) wurde ermittelt, dass in Pruden zwischen 1586/87 32 sächsische Familien lebten.

1733 leben und wohnen in Pruden auch 8 rumänische Familien ( a.a.O. Karte 3 : siehe

Abbildung). Pruden ist demnach schon ein ethnisch gemischter Ort.

1766 setzt sich die Gemeindegliederzahl des Dorfes aus 303 evangelischen Sachsen und 79 Rumänen, die zur griechisch-orthodoxen Kirche gehörten. (Karte 8: siehe Abbildung).

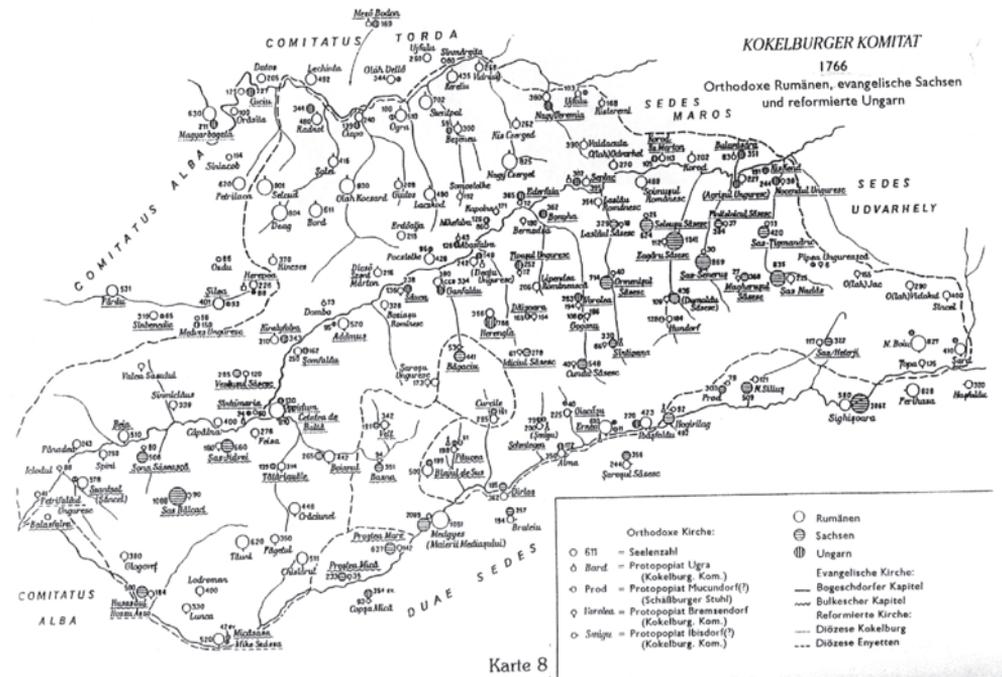
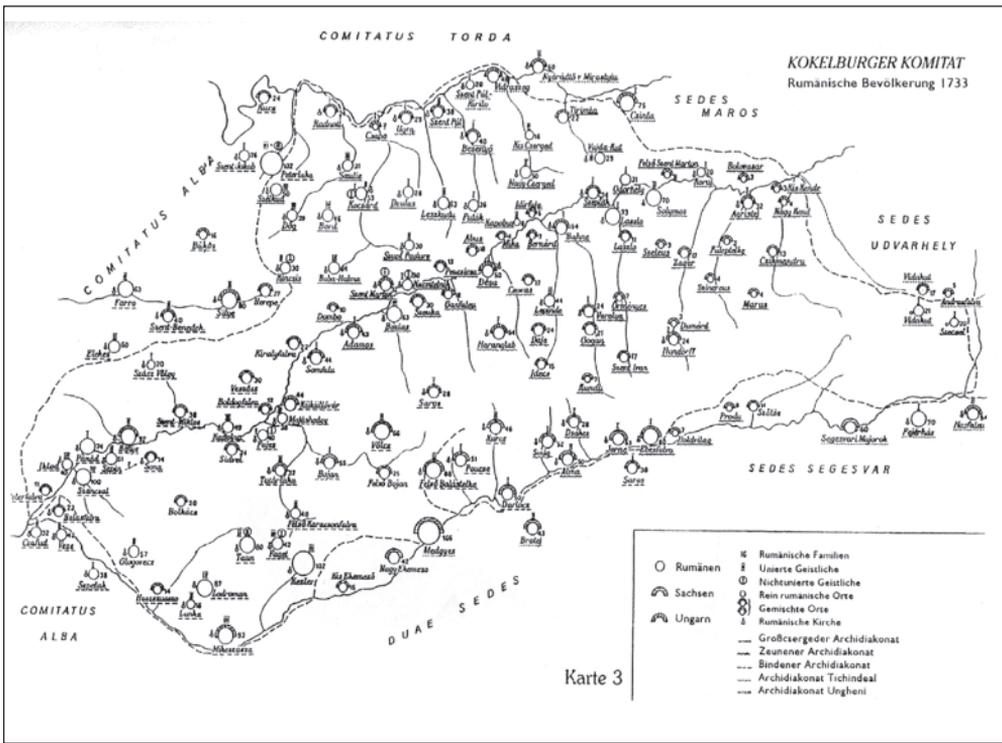
Im Jahre 1765 fand „auf nachdrucksamsten Befehl unseres Herrn Superintendenten“ (Bischofs) nach „genauester Untersuchung“ eine Zählung in der Evangelischen Kirche A.B. in Siebenbürgen statt. Der damalige Bischof, der von BIRTHÄLM aus die Zählung anordnete, hieß Georg Jeremias Haner (1759 – 1777). Dem Statistischen Jahrbuch der Evangelischen Kirche, dritter Jahrgang, Hermannstadt 1870, Seite VIII/11 (Bogeschdorfer Kapitel) entnehmen wir für Pruden folgende Daten:



69 Hausväter und 69 Hausmütter  
 4 Witwer und 13 Witwen.  
 Arbeitende (dienende) Kinder: 6 Kinder : 135

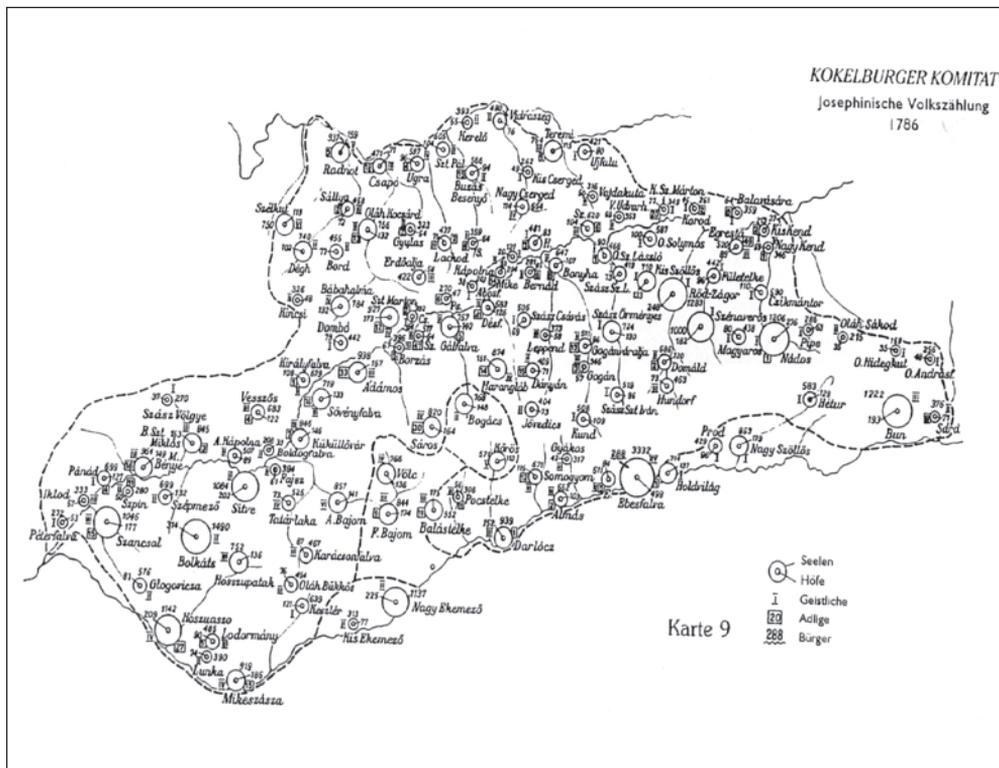
Ledige oder Zugezogene: 6 männliche und 1 weibliche Person, zusammen 7.  
 Die evangelische Gemeinde setzte sich demzufolge aus 303 Gemeindegliedern zusammen.

Die Josefinische Volkszählung ( unter dem Habsburger Kaiser Josef II ( 1780 – 90) von 1786 weist für Pruden 96 Höfe aus, auf denen 429 Personen leben und arbeiten



(1832 – 35 zählte Pruden 425 evangelische Gemeindeglieder und 57 rumänische, d. h. griechisch-katholische Christen (Karte 10: siehe Abbildung). Inzwischen hatte eine konfessionelle Differenzierung unter den Rumänen in Siebenbürgen stattgefunden. In Blassendorf, der Stadt am Zusammenfluss der beiden Kokeln, war das dominierende Zentrum der Rumänen entstanden, die sich mit der Westkirche (Rom) unierten hatten.

(Karte 9: siehe Abbildung).



Man nannte sie auch „die Unierten“. Viele rumänisch – orthodoxe Gemeinden traten im Zuge dieser Bewegung zum griechisch-katholischen Glauben über. So auch in Pruden. Im Statistischen Schematismus der Evangelischen Kirche von 1851 werden für Pruden ausgewiesen:

Ortspfarrer: Johann Nussbaumer.

Seelenzahl der Geschlechter zusammen: 498

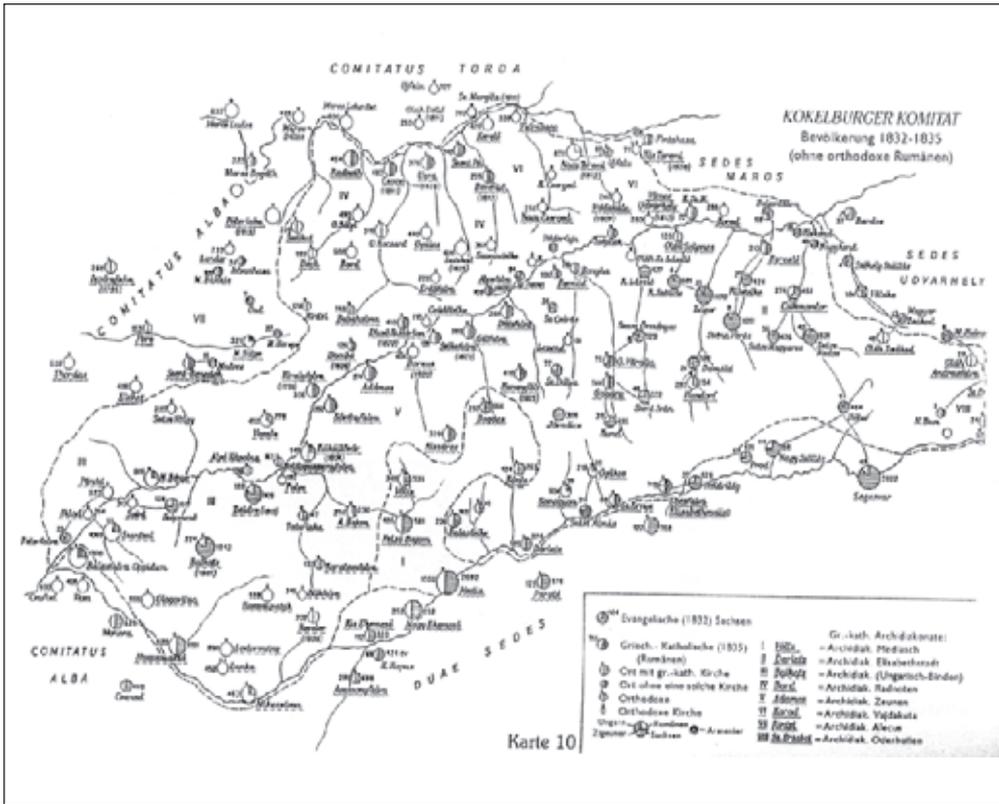
Pfarrgehilfe: Johann Keul, gleichzeitig auch Lehrer der männlichen Jugend.

Anzahl der Schüler: 52

Lehrer für die weibliche Jugend: Johann Schuster.

Anzahl der Schülerinnen: 41

Für das Jahr 1869 besitzen wir dann noch genauere Daten (Statistisches Jahrbuch 1870, S. 63):



Seelenzahl:	228 m	232 w	= 463
Geboren:	45 m	41 w	= 90
Davon lebend			
Geboren	41 m	41 w	= 82
Totgeboren	4 m	4 w	= 8
Ehelich	42 m	44 w	= 86
Unehelich	3 m	1 w	= 4
Gestorbene	41 m	39 w	= 80
Getraute Paare	21		
Schülerzahl	36 m	34 w	= 70

Gemeindepfarrer war: Carl Franz Ungar.

Kurator: Andreas Keul     Prediger: Michael Eger

Rektor: Lukas Keul     Kantor: Stephan Tatter

Zehn Jahre später, am 31.12. 1879, sah das zahlenmäßige Bild der Kirchengemeinde dann so aus:

Seelenzahl :	224 m	220 w	= 441
--------------	-------	-------	-------

Geborene:	31 m	38 w	=	69 ehelich geboren
Lebend geb.:	25 m	32 w	=	57 ehelich geboren
Totgeb.:	6 m	3 w	=	9
Gestorbene:	37 m	31 w	=	68
Darunter	14 m	9 w	=	23 unter 5 Jahre alt
Getraute Paare :	21			
Schülerzahl:	37 m	27 w	=	64
Darunter	-	1 w	=	1 griechisch katholisch
Pfarrer: Johann Keul		Kurator: Andreas Keul		
Prediger: Lukas Keul				
Rektor: Michael Zenn		2. Lehrer: der Prediger		

Am 31. Dezember 1883 zählte die Kirchengemeinde 442 Gemeindeglieder. In 118 Jahren, von 1765 – 1883 hatte die Gemeinde um 139 Seelen zugenommen. Das sind 45,9%. Für diesen Zeitabschnitt bedeutet dies eine jährliche Zunahme von 0,39%. (Oskar von Meltzel, Statistik der sächsischen Landbevölkerung, Hermannstadt 1886, Tabelle I, S. 2).

1880 betrug die Gesamtzahl der in Pruden lebenden Personen 515: davon waren 422 evangelisch, 93 Rumänen gehörten zur griechisch-katholischen Kirche ( Oskar v. M. Tabelle II S. 10).

1940 setzte sich die Gesamtbevölkerung aus 491 evangelischen Gemeindegliedern und 135 Nichtevangelischen Personen zusammen. 80 evangelische Schulkinder wurden von zwei Lehrkräften unterrichtet: Rektor Rudolf Höhr und Suppl. Wilhelm Roth (Stat. Jahrbuch der evangelischen Landeskirche, 14. Jahrg., 1941).

### **Nach dem Zweiten Weltkrieg: Einbrüche, Abbrüche und Aufbrüche**

Der Zusammenbruch im Jahre 1944 und die damit im Zusammenhang stehenden unheilvollen Abbrüche und Einbrüche der Nachkriegsjahre, wie Deportation und Agrarreform, zogen abgelegene Gemeinden, wie Pruden eine war, stärker in Mitleidenschaft als stadtnahe Gemeinden. Viele Familien und Einzelpersonen suchten in nahegelegenen Städten sowie in der aufstrebenden Industrie eine neue Beschäftigung und bauten sich somit dort auch eine neue Existenz auf. Das trug andererseits zur Schrumpfung der Kirchengemeinde bei. Die evangelische Gemeindegliederzahl nahm zunehmend ab.

Als ich 1978 als Bezirksdechant den Kirchenbezirk Schäßburg übernahm, wies Pruden auf dem Papier für das Jahr 1977 109 evangelische Gemeindeglieder auf. In der Folgezeit sank die Seelenzahl kontinuierlich:

1978	103	Gemeindeglieder	1979	92	Gemeindeglieder
1980	80	Gemeindeglieder	1981	79	Gemeindeglieder
1982	79	Gemeindeglieder	1983	79	Gemeindeglieder
1984	80	Gemeindeglieder	1985	74	Gemeindeglieder

1986	56	Gemeindeglieder	1987	55	Gemeindeglieder
1988	45	Gemeindeglieder	1989	37	Gemeindeglieder
1990	4	Gemeindeglieder			

Die jährlich sich verändernden evangelischen Gemeindegliederzahlen der Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg stehen nicht nur für ein politisches System, das Menschen kaltherzig entwurzelte, sondern auch für Menschenleben und Lebensschicksale, die nach 1945 einen harten Daseinskampf zu führen sich anschickten. Die Umgestaltung des Landes durch die Diktatur der alleinherrschenden kommunistischen Partei traf die überwiegend bäuerlich geprägte siebenbürgisch-sächsische Bevölkerung sehr hart. Die Landbevölkerung hatte durch die Agrarreform ihre bisherige wirtschaftliche Lebensgrundlage verloren, was einer Entwurzelung gleichkam. Diese tiefgreifende wirtschaftliche und kulturelle Veränderung wirkte sich auf die Sozialstruktur der sächsischen Dörfer stark aus. Auch in Pruden.

Im Jahre 1948 wurden dann Kirche und Schule getrennt, ebenso Staat und Kirche. Diese Trennung bedeutete für die Kirche eine starke Eingrenzung ihrer bisherigen Tätigkeit. Nach sowjetischem Muster wurde die Kirche auf den Kultus, den Gottesdienst zurückgedrängt, der nach außen keinerlei Wirkung haben durfte. Die Öffentlichkeit stand allein der Partei zu. Im gesellschaftlichen Leben des Dorfes wurde die Ideologie der kommunistischen Partei dominant und vorherrschend. Das Schulwesen wurde neu



*Gottesdienst im Pfarrhaus 7. Mai 1989, v.l. Dagmar Geddert  
Pf. Johann Menning, Regina Botschner, Regina Seiler und Georg Botschner*

strukturiert. Die christliche Sozialisation der Kinder (Katechese und Konfirmandenunterricht) durfte nur samstags und sonntags durchgeführt werden, wobei auf die schulischen Verpflichtungen der Kinder Rücksicht zu nehmen war, was zu vielen Konflikten mit den Schulen führte.

Das nachbarschaftlich gegliederte Leben bekam Risse, da viele Familien das Dorf verließen. Das ererbte Brauchtum, bisher eine Stütze des gemeinschaftlich geprägten Lebens, veränderte sich und auch die Menschen. Die bisher geschlossene Dorfgemeinschaft zeigte durch die anhaltende Abwanderungsbewegung Risse. Weil die Altersstruktur des Dorfes sich veränderte, konnte man Auflösungserscheinungen wahrnehmen.

Solange die Kirchengemeinde die 300 - Seelengrenze nicht unterschritt, hatte sie kirchenordnungsgemäß das Recht, einen eigenen Pfarrer zu haben. Insoweit war man bestrebt, diese Grenze, zumindest auf dem Papier (Statistische Jahresberichte) zu halten. Man wohnte sonst wo, optierte aber für die Herkunftsgemeinde, für die man dann auch den Kirchenbeitrag entrichtete, zumal man zu den christlichen Hauptfesten, wenn möglich, „nach Hause“ fuhr. Der tief eingelebte Jahreszyklus großer Feste und Feiertage bestimmte das kirchliche Leben und Verhalten der Gemeindeglieder. Andererseits waren es die Feiern und Feste an den Knotenpunkten des Lebens (Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung), welche die in der Zerstreung lebenden Menschen immer wieder zusammen brachte, Gemeinschaft erfahren ließ sowie identitätsstiftend sich auswirkte.

Zu meinen Aufgaben als Bezirksdechant gehörte auch die Visitation der Gemeinden. So führte ich am 26./27. Mai 1979 in Halvelagen und Pruden eine Spezialkirchenvisitation durch. Pruden gehörte seit 1972 als Tochtergemeinde zu Halvelagen und war durch den zuständigen Kirchenrat vertreten. Von den 104 ausgewiesenen Gemeindegliedern lebten 80 in der Gemeinde. Die 1904 eingeweihte Gustav–Adolf Kirche machte damals einen gepflegten Eindruck, weil die kleine Gemeinde zu ihrer Kirche stand. Es war ein heller, schöner Raum mit guten Sitzbänken. Allerdings viel zu groß für die schrumpfende Gemeinde. Dies war auch ein Grund dafür, weshalb die Gemeinde im Winterhalbjahr ihre Gottesdienste in einen dafür hergerichteten Raum im Pfarrhaus feierte. Das obere Hauptbild des aus 1781 stammenden Altars war durch ein Bild des Siebenbürgischen Künstlers A. Coulin ersetzt worden.

Laut Aussage des zuständigen Pfarrers fand im Sommer 1978 die letzte Konfirmation statt. Da die Gemeinde völlig überaltert war, fanden auch keine Kindstauen mehr statt. Die einzigen kirchlichen Amtshandlungen, die noch vorgenommen bzw. gefeiert wurden, waren Beerdigungen. Natürlich hatte die kleine Gemeinde auch Sorgen: Renovierungsarbeiten am Kirchdach, vor allen Dingen mussten komplizierte Dachdeckerarbeiten durchgeführt werden. Dafür waren 15.000- Lei veranschlagt worden. Die Kirche musste dringend vor eindringender Feuchtigkeit geschützt werden. Das leer stehende Pfarrhaus besaß 6 Räume. Ein Raum war als Gottesdienstraum ausgesondert und hergerichtet worden. Der Pfarrgarten wurde an Gemeindeglieder verpachtet. Der große Friedhof war umfriedet, ein Teil davon, aus 6 Grabreihen bestehend, sah gepflegt aus. Die politische Wende 1989/90 sowie der Exodus der Sachsen führten dazu, dass der Kirchengemeinde das Recht auf Selbstverwaltung abgesprochen werden musste. Die Vermögens- und Finanzverwaltung sowie die Sorge für das Archiv und für die Kanzlei

der Kirchengemeinde Pruden wurde mit Erlass Z. 1252-V/1990 durch das Landeskonsistorium in Hermannstadt dem Evangelischen Bezirkskonsistorium in Schäßburg übertragen. Letzteres sollte künftig alle aufgrund der Kirchenordnung und der kirchlichen Regelungen in den Wirkungskreis des Kirchenrates fallende Angelegenheiten dieser Kirchengemeinde wahrnehmen. Die Absprechung des Rechtes auf Selbstverwaltung erfolgte auf Antrag des Evangelischen Bezirkskonsistoriums in Schäßburg, Z.211/1990 vom 29. Juni 1990 in der Sitzung des Landeskonsistoriums vom 12. Juli 1990. Das gesamte bewegliche und unbewegliche Vermögen der Evangelischen Gemeinde Pruden wurde aufgrund eines Protokolls vom Evangelischen Bezirkskonsistorium Schäßburg zur weiteren Verwaltung übernommen. Für die Führung und Verwaltung der Kirchenmatrikel zeichnet das Bezirkskonsistorium verantwortlich, ebenso für alle künftigen Einnahmen und Ausgaben der Kirchengemeinde.



*Kanzel, Altar und Taufbecken*

Die bisherigen Karten des Kokelburger Komitates stammen aus: Paul Binder und Renate Weber, Der Kokelburger Komitat S.367 ff in „Zugänge zur Gemeinde“ hg. von Georg und Renate Weber, Böhlau Verlag Köln Weimar Wien 2000, Studia Transylvanica Band 24.

### **Vasa Sacra: Heilige Gefäße**

Als Martin Luther am 5. Oktober 1544 die Schlosskirche in Torgau einweihte, sagte er in seiner Predigt, im Blick auf den Gottesdienst, der hier gefeiert wurde, „ dass nichts anderes darin geschehe, dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges

Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang“. Mit diesem Satz beschrieb M. Luther kurz und prägnant das Wesen des Evangelischen Gottesdienstes: Gott spricht zu uns durch sein Wort und Sakrament und wir antworten darauf mit unseren Liedern und Gebeten. Für den Gottesdienst wird von der Gemeinde ein besonderes Haus ( Kirche) gebaut und aus-sondert und unter Gottes Wort und Gebet geweiht, gesegnet und in Dienst genommen. Ebenso werden für die Feier des Gottesdienstes, neben der Bibel (Heilige Schrift) und dem Gesangbuch auch besondere liturgische Gefäße (Vasa sacra) für den unmittelbaren Gebrauch in Anspruch genommen. Auch sie werden vor dem Gebrauch, im Gottesdienst geweiht und in Dienst genommen.

Zu den heiligen Gefäßen gehört der „**Taufstein**“ mit der **Taufschale**. Das mit dem äußeren Zeichen des Wassers vollzogene Sakrament Taufe, durch das ein Menschenkind in die christliche Kirche aufgenommen wird, wird aufgrund des Taufbefehls Christi vollzogen ( Mt. 28, 19ff).

Zu den Heiligen Gefäßen gehören für die **Feier des Heiligen Abendmahles**:

- **Der Kelch** für den Abendmahlswein.
- **Die Patene** für das Brot („Himmelsbrot“).
- **Das Ziborium** dient als Behälter zur Aufbewahrung des „Brottes“.
- **Die Kanne** ist für den Abendmahlswein bestimmt.

Diese Vasa Sacra wurden auf dem Pfarrhof, im Dienstzimmer des Pfarrers, in einem verschließbaren Schrank, aufbewahrt. Wenn im Hauptgottesdienst auch das Heilige Abendmahl gefeiert wurde, gehörte es zu den geistlichen Aufgaben der beiden Kirchenväter der jeweiligen Gemeinde, die Vasa Sacra sowie Brot („Himmelsbrot“) und Wein, für diese Feier vorzubereiten. In Kirchentracht kamen beide auf den Pfarrhof, holten die Geräte ab und stellten sie auf den Altartisch, um unmittelbar vor der Abendmahlsfeier, den Tisch vorzubereiten und die beiden Altarkerzen anzuzünden. Nach der Abendmahlsfeier gehörte es ebenso zum Aufgabenbereich der Kirchenväter, die Abendmahlsgeräte zu reinigen, die Kerzen zu löschen und mit den Abendmahlelementen (Brot und Wein) „in geziemender Ehrfurcht“ (Ph. Melancthon) umzugehen. Die Vasa Sacra kamen dann, nach der Übergabe im Dienstzimmer, wieder unter Verschluss.

*Fotos: Laszlo Dudas*



*Abendmahlkelch, Silber teilweise vergoldet 17. Jh.*



*Patene, Silber vergoldet / 1645*



*Ziborium, Holzdeckel fehlt*



*Kanne, Metall, Zinn 18. Jh.*



▲ Die Bibel Foto: Laszlo Dudas ▼



Die Bibel Foto: Laszlo Dudas



Leuchtert Foto: Dr. Wolfgang Theilemann

Immer wieder wurde im Laufe der Jahre daran erinnert, diese Geräte „ihrer Bestimmung gemäß zu benützen und vor jeglichem Missbrauch zu bewahren“ (Johann Fabini, Recht und Brauch, Hermannstadt 1882, Seite 107).

Die Kirchengemeinde Pruden besass laut „Auszug aus dem Objektkatalog des LKM/Hermannstadt“ vom 17. 07. 2008 folgende Objekte, die dort aufbewahrt werden:

- Kelch: Hersteller (Künstler) unbekannt, 17. Jahrhundert, Silber, teilweise vergoldet
- Kelch: Hersteller (Künstler) unbekannt, 1912, Silber, teilweise vergoldet, Inschrift: „Gewidmet von Sara Botschner, Pruden am 4. April 1912“, gut erhalten.
- Ziborium: Hersteller unbekannt, ebenso Herstellungsjahr, Holz, Deckel fehlt, mäßig erhalten.
- Ziborium: Hersteller unbekannt, ebenso Herstellungsjahr, Holz, flacher Deckel, der Erhaltungszustand ist schlecht.
- Patene: Hersteller (Künstler) unbekannt, 1645, Silber, vergoldet, der Erhaltungszustand ist mäßig, auf der Unterseite befindet sich eine Inschrift. Das Meisterzeichen „SI“ kann man dem Schäßburger Goldschmied Stephanus Jüngling zuordnen.
- Kanne: Hersteller (Künstler) unbekannt, 18. Jh., Metall, Zinn, auf der Standfläche befindet sich ein eingraviertes „N“, gut erhalten.
- Kanne: Hersteller (Künstler) unbekannt, 18. Jh., Metall, Zinn, der Erhaltungszustand ist mäßig.
- Kanne: Hersteller (Künstler) unbekannt, 18. Jh., Metall, Zinn, Erhaltungszustand gut bis mäßig.
- Patene: Hersteller (Künstler) unbekannt, 1912, Metall, Silber. Inschrift auf der Standfläche: „gewidmet von Sara Botschner am 4. April 1912), gut erhalten.

Beenden möchte ich dieses Kapitel, das so existentielle Fragen des christlichen Glaubens, wie Taufe und Heiliges Abendmahl benennt, mit einem Text, den der Pfarrer und Märtyrer Dietrich Bonhoeffer (am 9. April 1945 von den Nazis im KZ Flossenbürg erhängt), im Juni 1944 im Gefängnis verfasst hat:

### **Wer bin ich?**

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?  
Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?  
Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig;  
Ringend nach Lebensatmen, als würgte mir einer die Kehle,  
hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen,  
dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,  
zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung,  
umgetrieben vom Warten auf große Dinge,  
ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne,  
müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen,  
matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen?

**Wer bin ich**  
**Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.**  
**Wer ich auch bin, Du kennst mich, dein bin ich, o Gott.**

Durch die **Heilige Taufe** werde ich Glied der christlichen Gemeinde. Sie schenkt mir die Möglichkeit, mich jeden Tag von neuem dessen zu vergewissern, wem und wohin ich gehöre. Gott spricht durch Jesus Christus in der Taufe: **ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist Mein. (Jesaja 43,1)**. Im Gesangbuch unserer siebenbürgischen Heimatkirche stehen diese Liedverse zur Taufe:

Ich bin getauft, ich steh im Bunde durch meine Tauf mit meinem Gott!  
So sprech ich stets mit frohem Munde in Kreuz, in Trübsal, Angst und Not.  
Ich bin getauft, des freu ich mich; die Freude bleibet ewiglich.

Ich bin getauft, ich bin geschrieben auch in das Buch des Lebens ein.  
Nun wird mein Vater mich ja lieben und seinem Kinde gnädig sein.  
Es ist mein Name Gott bekannt und eingepägt in seine Hand. (Nr. 157)

Auf dem Weg durchs Leben, durch gute und böse, kranke und gesunde Tage, benötigen wir Menschen immer wieder Kraft, Stärkung und Vergebung. Denn wir Menschen leben nicht nur vom Brot allein. **Jesus Christus sagt: ICH bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten (Johannesevangelium 6, 43).**

Für den Schluss der Abendmahlsfeier wurde im Heimatgesangbuch u. a. auch dieses Lied vorgesehen (Nr. 185):

Im Frieden dein, o Herre mein, lass ziehn mich meine Straßen.  
Wie mir dein Mund gegeben kund, schenkst Gnad du ohne Maßen,  
hast mein Gesicht das selge Licht des Heilands schauen lassen.

Mir armem Gast bereitet hast, das reiche Mahl der Gnaden.  
Das Lebensbrot stillt Hungers Not, heilt meiner Seele Schaden,  
Ob solchem Gut jauchzt Sinn und Mut mit alln, die du geladen.

O Herr, verleih, dass Lieb und Treu, in dir uns all verbinden,  
dass Hand und Mund zu jeder Stund dein Freundlichkeit verkünden  
bis nach der Zeit den Platz bereit, an deinem Tisch wir finden.

*Brühl, im November 2008*

*Dr. August Schuller*

## Jahresberichte der evangelischen Gemeinde A. B. in Pruden

Pos.	Jahr	Selenzahl	Schulpfl. Kinder	Fortbildungsschule Pruden	Geburten	Sterbefälle	Taufen	Trauungen	Konfirmanden	Burschenschaft	Schwesternschaft
1	1897	487	68	29	19	16	19	7	5		
2	1898	485	72	16	16	18	14	4	6		
3	1899	492	75	19	16	12	16	5	8		
4	1900	454	76	19	16	14	16	3	7		
5	1901	459	87	18	13	8	12	1	6		
6	1902	465	80	21	13	7	12	2	11		
7	1903	473	80	18	12	4	11		3		
8	1904	476	79	17	10	7	9	2	10		
9	1905	473	78	16	8	11	9	3	6		
10	1906	476	79	25	13	10	12	3	5		
11	1907	479	79	21	11	8	10	4	6		
12	1908	468	78	25	13	17	12	4	11		
13	1909	492	80	30	15	10	14	3	8		
14	1910	510	88	29	17	9	14	4	10		
15	1911	509	85	22	13	9	13	9	8		
16	1912	507	96	27	9	7	10	4	9		
17	1913	504	84	27	15	7	14		7		
18	1914	508	96	25	12	8	12	1	8		
19	1915	503	88	26	10	15	9		9		
20	1916	494	86	36		19	1		15		
21	1917	486	88	40	5	6	6		11		
22	1918	479	100	35	6	23	5	2	5		
23	1919	494	89	35	16	8	14	7	13		
24	1920	490	93	32	11	9	10	4	6		
25	1921	484	83	59	13	17	13	11	11		
26	1922	508	76	54	30	13	30	10	8		
27	1923	505	64	48	14	10	14	2	6		
28	1924	512	56		19	10	19	4	12		
29	1925	519	47	51	12	10	11	5	11		

<b>Pos.</b>	<b>Jahr</b>	<b>Selenzahl</b>	<b>Schulpfl. Kinder</b>	<b>Fortbildungsschule Pruden</b>	<b>Geburten</b>	<b>Sterbefälle</b>	<b>Taufen</b>	<b>Trauungen</b>	<b>Konfirmanden</b>	<b>Burschenschaft</b>	<b>Schwesternschaft</b>
30	1926	517	52	21	14	14	14	7	6		
31	1927	525	44	22	18	10	15	1	16		
32	1928	535	64	16	13	5	22	2			
33	1929	514	59	25	10	11	10	4	16		
34	1930	517	47	18	12	6	12	3			
35	1931	521	76	10	10	7	10	1	5		
36	1932	534	73	12	23	11	23	5			
37	1933	515	93	7	5	11	10	2	3		
38	1934	501	74	15	18	6	18	3	15		
39	1935	510	103	6	15	9	15	2			
40	1936	503	86	8	11	19	11	1	12		
41	1937	493	107	13	9	7	9	1	25		
42	1938	485	106	30	11	13	11	4	6	53	30
43	1939	491	83	20	5	3	5	3	2	30	23
44	1940	481	93	33	8	13	8	5	23	57	32
45	1941	490	74	35	8	4	10		2	58	34
46	1942	485			6	5	6	2	21		

**Volk und Kirche in Not**  
**Randbemerkungen zu einem besondern Fall**  
**Dr. August Schuller**

Ein Ereignis, das sich im Jahre 1933 in Pruden zugetragen hat, soll in diesem Heimatbuch nicht unerwähnt bleiben, weil es nämlich ein deutliches Licht auf jene Jahre wirft, in welchen sich sächsisches Volk und evangelische Kirche in Siebenbürgen in einer handfesten inneren sowie äußeren Krise befanden.

Worum geht es? Dem Tagebuch meines Mentors aus Vikariatszeiten entnahm ich vor vielen Jahren folgende Notiz: „Am 23. August 1933 stirbt 27-jährig Lehrer Ernst Steiger aus Pruden, da er sich wegen Gehaltsrückständen und durch das sittliche Versagen von Ärzten nicht zeitgerecht operieren lassen konnte. Zu dem an Darmtyphus erkrankten Lehrer wollte ein Schäßburger Arzt nicht nach Pruden heraus kommen, bis nicht vorher das Honorar bezahlt wird. Der um den Arzt geschickte Wagen musste ohne Arzt zurückkommen. Schließlich wurde Steiger in das Spital nach Schäßburg gebracht, wo er ohne Bezahlung auch nicht operiert wurde, sodass er dort drei Tage liegen musste, während sich seine Schwester ergebnislos bemühte von der Gemeinde Pruden, die ihm viel Geld schuldete, Gehaltsrückstände zu erhalten. Schließlich wird Steiger in einem sächsischen Sanatorium operiert, doch es ist zu spät. Sein Tod ist eine Anklage gegen seine Gemeinde, der er redlich gedient hat.“ (Dr. Helmut Klima, Tagebuch I, Seite 98). Dieser aufwühlenden Notiz kann man heute ohne weiteres hinzufügen: Dieser Tod ist auch eine Anklage an die damalige Evangelische Kirche A. B. sowie die sächsische Volksgemeinschaft insgesamt, gleichsam ein Abbild innerer wie äußerer Zerrissenheit einer sich wandelnden Zeit und eines sich wandelnden Volkes.

Heute fragen wir mit einer gewissen Betroffenheit: Wie konnte das geschehen? Wir müssen uns den Hintergrund vergegenwärtigen, vor dem sich dieses tragische Ereignis abgespielt bzw. zugetragen hat. Nach dem 1. Weltkrieg war Siebenbürgen in das rumänische Königreich eingegliedert worden. An diese Tatsache hatte man damals zweifellos Hoffnungen geknüpft, zumal die rumänischen Versprechungen groß waren. Doch die bekannten Karlsburger Beschlüsse vom 1.12.1918 (vgl. E. Wagner, Quellen zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen 1976, Seite 264 ff) waren von der rumänischen Regierung aus Bukarest nicht umgesetzt worden. Vor allem das 1921 verabschiedete Bodenreformgesetz hatte für große Aufregung und Unzufriedenheit gesorgt. Es wurde zum Nachteil des sächsischen Gemeinwesens und zu Ungunsten der sächsischen Bauern durchgeführt. Rund 55 % des Gemeindebesitzes wurden damals enteignet, indem Wald- und Weideflächen den rumänischen Nachbarn zugewiesen wurden. Große Teile der Siebenrichterwälder wurden der Vermögensverwaltung der sächsischen Nationsuniversität zum Nachteil der sächsischen Institutionen (z. B. Schulen) entrissen, der Währungsumtausch war unter krasser Benachteiligung der sächsischen Sparer (zwei Kronen zu einem Leu) durchgeführt worden. Besonders nachteilig wirkte sich die Enteignung von mehr als der Hälfte des Grundbesitzes der Evangelischen Kirchengemeinden aus. Das hieß damals: die Kirchensteuer musste drastisch erhöht werden, denn Kirche und Schule mußten weiter bestehen. Die Kirchensteuer lag etwa in der Höhe der Staatssteuer. Unwille und Unzufriedenheit breiteten sich in der sächsischen Bevölkerung aus, denn die Belastung der einzelnen Familien in den Kirchengemeinden nahm drastisch zu. Die wirtschaftliche Not der Gemein-

den nahm zu, über 100 Kirchengemeinden konnten den Forderungen nicht mehr nachkommen.

Die sogenannte „Unzufriedenenbewegung“, die sich aus den gewachsenen Enttäuschungen am rumänischen Staat und der Evangelischen Kirche A.B. sowie der großen Wirtschaftsnot speiste, breitete sich in den Evangelischen Kirchengemeinden aus und richtete sich vor allem gegen Kirche und Pfarrer, die sich ja bekanntlich für den Anschluss an Rumänien ausgesprochen hatten. Dazu kam die Wirtschaftskrise jener Jahre. Da die sächsische Volkskirche als „äußere Form unserer Volksorganisation“ angesehen wurde (A. Schullerus), wuchs sich die Krise auch zu einer geistlichen Krise der Kirche aus. Die überlieferte und viel gerühmte Einheit von Kirche und Volk, die der Begriff „Volkskirche“ ja meinte, war gefährdet. Volk und Kirche befanden sich in jenen Jahren in großer Not (Dr. L. Binder). Was Jahrhunderte lang zusammen gehört hatte, bröckelte langsam auseinander. Bischof Dr. V. Glondys schrieb am Ende des Jahres 1933: „Das hinter uns liegende Jahr 1933 wurde als das wirtschaftlich schwierigste in der Reihe der letzten Jahre bezeichnet“ (H. Klima, a.a.O. Seite 118). Diese große wirtschaftliche Not traf, wegen großer Gehaltsrückständen, vor allem die Dorflehrer.

Auf dem 20. Siebenbürgischen Lehrertag, der vom 24. – 26. August 1933 in Mediasch unter dem Vorsitz des Obmannes des sächsischen Lehrerbundes Simon Schwarz stattfand und an dem etwa 350 Lehrer teilnahmen, sagte der Obmann: „Die Lage unseres Standes ist schlechter, sie ist geradezu verzweifelt geworden“. Der Bericht der „Kirchlichen Blätter“ der Evangelischen Landeskirche merkte an: „Zur Regelung der Gehaltsrückstände soll die Oberbehörde ersucht werden, überall die Zwangsmaßnahmen zur Selbsthilfe der Gemeinden zur Pflicht zu machen“ (Kirchliche Blätter. Sept. 1933, Seite 357). Ebenso merkte der „Großkokler Bote“, der in Schäßburg erschien, an: „O möchten doch recht viele Volksgenossen die Not der Lehrer erkennen und ihnen in ihrer schwer bedrängten Lage helfen, damit sie ihre hohe Erziehungsaufgabe zum Wohle unseres Volkes erfüllen können“ (Nr. 2854). Insoweit wollte der sächsische Lehrertag „die Müden ermuntern“. Denn „es ist ein Ehrenzeichen für den Lehrerstand, dass er trotz aller Not auf Wache und Posten steht“ (Kirchliche Blätter 1933/ Seite 356).

Als am 1. Oktober 1933 der 5. Sachsentag in der Hermannstädter Stadtpfarrkirche mit einem Festgottesdienst eröffnet wurde, nahm der damalige Bischofsvikar unserer Kirche, D. Friedrich Müller, in seiner Predigt, die sich auf Apostelgeschichte 17, 22 – 33 gründete, auch Bezug auf die innersächsische Gesamtlage, die, wie gezeigt, sehr angespannt war. Dabei wies er auch auf den tragischen Tod des Lehrers Ernst Steiger aus Pruden hin und sagte, dass sein Tod „eine Anklage gegen uns alle und ein Warnungszeichen“ (H. Klima Tagebuch I, Seite 103) ist. Gleichzeitig wies er auch auf die Entkirchlichung weiter Kreise im sächsischen Volke hin und sagte dann wörtlich:

„Was wir am Verhalten unseres Volkes zu seiner Volkskirche erleben, ist die besondere Art, wie bei uns die Christentumsfeindlichkeit sich äußert. Auch wir sind tief vergiftet von den Keimen der Gottwidrigkeit. Die Gleichgültigen, Widerstrebenden und Feindseligesinnten erringen in manchen Gemeinden das Übergewicht. Die Ichsucht bringt uns in jene Lage, dass einer nach dem andern im Dunkel des Nichthörenwollens nach der Kluft der Auflösung hindrängt. Paulus zeigt den Athenern, dass Gott die Völker schafft, damit sie Gott suchen, was auch für uns gilt. Noch mehr aber gilt für uns der Ruf, Buße zu tun. Die Athener spotteten über Paulus und dieser verließ sie. Bei Spott und Gleichgültigkeit wird es uns ähnlich gehen, denn es heißt: glaubt ihr nicht, so

bleibt ihr nicht. Im Unglauben lösen sich die Völker auf, im Glauben nicht. Darum handelt es sich, dass die Gleichgültigkeit und Widerstrebigkeit so vieler in unserem Volk gegen die Volkskirche klar den Glaubensverfall anzeigt. Wer für die Erneuerung unserer Volkskirche ringt, ringt für das Heil unseres Volkes, seiner Söhne und seiner Töchter“. Die Ereignisse um den tragischen Tod des Prudner Junglehrers Ernst Steiger stehen für diese oben beschriebene Krise. Sie sind ein Spiegelbild jener politisch und kirchlich so bewegten 30er Jahre des vergangenen 20. Jahrhunderts, die eine politisch verhängnisvolle Zeit einleiteten und nun der Vergangenheit angehören.

Ernst Steiger wurde am 24. August 1933 in Pruden beigesetzt. Sein früher Tod wurde von Pfarrer Daniel Salmen, dem damaligen Ortsgeistlichen, in dem Prudner Totenmatrikel schlicht vermerkt. Der Eintrag lautet: „Ernst Ferdinand Steiger, hiesiger Schullektor, geb. am 12. Mai 1906 in Hermannstadt, evang. A.B., ehelicher Sohn des Julius Ferdinand Steiger und dessen Ehefrau geb. Roth, hier wohnhaft“. Als Krankheit wird angeführt: „Vergiftung, Darmtyphus“. Der Totenschein vom 23. August 1933 lag vor (Seite 49).

Der Groß-Kokler Bote brachte unter Nr. 2853 vom 3. September 1933 dann diese Nachricht: „Ernst Steiger, Rektor in Pruden, starb am 23. August nach kurzer Krankheit im Alter von 27 Jahren. Die Eltern als Kind in einigen Tagen verloren, hat er früh die Härte des Lebens und des Alleinseins erfahren. Doch tapfer hat er den Kampf geführt, hat immer gesucht und weiter gestrebt – als Lehrer, als wertvolles Glied der Erneuerungsbewegung, als Mensch. Vor dem Sieg, vor der Erfüllung hat ihn der Tod hinweggenommen. Ehre seinem Andenken“.



*Dr. August Schuller, ehemals Bezirksdechant in Schäßburg*

Die Erinnerung fügt zusammen, was längst abgebrochen oder auch verloren gegangen ist. Das Land der Vergangenheit muss immer wieder erwandert werden, bis man aus der Gegenwart heraus eine Brücke in die Zukunft findet.

## Zum Gedenken an Sofia Keul, Haus-Nr. 138

Geboren am 6. Juni 1854, gestorben 8. Februar 1940 in Pruden

„Der Alten Krone sind Kindeskinde, der Kinder Ehre sind ihre Väter.“

Das Geschehen in der Natur weist immer wieder darauf hin, dass nichts Irdisches auf Erden eine bleibende Stätte hat. Alles Ding währt seine Zeit. Auch der Mensch, der König der Erde, ist den ewigen Gefahren der Natur unterworfen. Er muss vergehen zu seiner Zeit, wie des Grases Blume. Wie flüchtig und vergänglich unser Leben, fühlen wir insbesondere in der Passionszeit, die uns an das Leiden und Sterben des Heilandes mahnt, der unseren Blick vom Vergänglichem der Erde hinlenken will auf Gottes ewiges Reich; der uns mahnt: Wir haben hier keine bleibende Rast, sondern die zukünftige suchen wir. Mit dem Eintritt in die Passions- und Leidenszeit ist auch bei uns Leid eingekehrt. Eine Familie unserer Gemeinde betrauert den Verlust und Heimgang eines lieben Menschen. Wir alle aber neigen uns in Ehrfurcht vor Gott, dem Herrn, der sich im Leben der ältesten Schwester unserer Gemeinde so herrlich offenbarte.

Es wird uns schwer, wenn ein Mensch in der Blüte seines Lebens gehen muss. Ja, selbst wo wir schon lange vorbereitet sind auf das Hinscheiden eines unserer Lieben, wie bei diesem Sterbefall, der einem Leben ein Ziel setzte, das durch Gottes Gnade fast 86 Jahre währte, selbst dann ist das Scheiden noch bitter und es scheint unserer Liebe, als habe der Tod zu früh angeklopft. Und in der Tat ist durch den Tod dieser hochbetagten Frau eine fühlbare Lücke in unserem Familienkreis gerissen, war sie doch der ganzen Familie ehrwürdiges Haupt, die geliebte Mutter und Großmutter, die verehrte Urgroßmutter, eine frohgemute Frau, ausgezeichnet durch Herzensgüte und reiche Gaben des Gemütes.

Wie dankbar hat sie Gottes Güte und Barmherzigkeit gepriesen, mit der sie der himmlische Vater getragen bis ins hohe Alter! Wie hat sie doch in Freud und Leid des Lebens empfunden: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen!“

Ihr Leben umfasst eine Zeitspanne von fast drei Menschenaltern. Was hat sich doch in dieser Zeit alles abgespielt: Fünf Jahre nach St. L. Roths Tod geboren, erlebte die sechszehnjährige das Jahr 1870/71, den Weltkrieg mit seinen Schrecken und die Erhebung Deutschlands im Jahre 1933! „Unser Leben währet 70 Jahre und wenn es hochkommt, so sind es 80 Jahre und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“, spricht der Psalmist.

Köstlich ist unser Leben, wenn es Mühe und Arbeit gewesen. Das dürfen wir auch von ihrem Leben sagen. Ihr wird nachgerühmt, dass sie ein sonniges, frohes Wesen hatte. Dies hielt sie im Gleichgewicht auch in den schwersten Tagen, die auch in ihrem Leben nicht fehlten. Ihr innerstes Wesen aber entsprang aus dem tiefen Glauben, dass wir als Gottes Kinder geborgen sind. An ihrer Lebensführung konnten die Kinder erleben, die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln, wie Adler, dass sie wandeln und nicht matt werden.

Ein reiches Leben liegt vor uns abgeschlossen. Ein Leben, über das man die Worte setzen könnte: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein“. Geboren im Jahre 1854, 06. Juni, als eheliche Tochter des Georg Leitner und der Sofia, geb. Tatter, wuchs

sie im Elternhaus gemeinsam mit zwei Geschwistern auf. Im frühen Alter von 15 Jahren trat sie in den Ehestand mit Lukas Keul. Gott der Herr segnete ihren Bund: Er schenkte ihnen 7 Kinder (2 Söhne und 5 Töchter) von denen noch vier am Leben sind. Dem Tode eines 6-jährigen Mädchens folgt 7 Jahre später ein schwerer Schicksalsschlag. In rascher Aufeinanderfolge verlor sie einen 10-jährigen Knaben und ein blühendes Mädchen im Alter von 17 Jahren. Gott gab ihr Kraft, das Leid zu tragen und das Schwere zu überwinden. Mit umso größerer Liebe sorgte sie für die Lebenden. Ihre ganze Sorge und Liebe galt den Kindern. Darüber hinaus aber nahm sie mit ihrem Gatten lebendigen Anteil am Gemeindeleben. Das gastfreundliche Haus des langjährigen Organisten der Gemeinde, war weithin bekannt. Als Diener der Kirchengemeinde pflegte er den herzlichen Verkehr mit den Angestellten und Lehrern der Gemeinde. Als friedliebende Eheleute, denen Zwistigkeiten fern lag, waren sie beliebt und geschätzt von Jedermann. Es fiel der Verewigten auch schwer von ihrem Gatten zu scheiden, 45 Jahre gemeinsamen Lebens hatte sie miteinander verbunden, als 1914 der Herr, ihren Gatten im Alter von 69 Jahren abrief. Wenn es ihr auch schwerfiel – sie hat ihr Schicksal in Geduld ferner getragen. Die 26 Jahre ihres Witwenstandes sehen sie im Dienst ihrer Enkel und Urenkel.

Das Glück ihrer Kinder war ihr Glück. Der Schmerz ihrer Kinder, ihr Schmerz. Wenn irgendwo, so darf hier mit Recht das Wort Anwendung finden: „Der Alten Krone sind Kindeskindern“. Ist es nicht Gottes Gnade, wenn an ihrem Grabe mit den vier Kindern, den Schwiegersöhnen und Töchtern, 14 Enkel und 21 Urenkel trauern? Ja, an diesem Leben hat sich erfüllt: „der Alten Krone sind Kindeskindern“, aber ebenso auch das andere Wort: „Der Kinder Ehre sind ihre Väter“, das wussten ihre Kinder. Als sie das Alter niederzwang fanden sie bei ihnen Aufnahme und liebevolle Pflege. Besonders Freude empfand sie darüber, dass eine ihrer Töchter, Elisabeth, die fern von der Heimat in Amerika weilt, der Mutter nicht vergaß. Wie freute sie sich über ihren Besuch und das Wiedersehen! Und als sie wieder in die Ferne, waren es weniger die geldlichen Unterstützungen, als die Kindesliebe, die sich darin ausdrückte und ihr Herz freudig besorgte, die Liebe, die sie über Länder und Meere für weg mit ihrer lieben Mutter verband. Wie sehnte sich ihr Herz nach ihrem Kind, als sie ihr Ende kommen fühlte! Wie gerne hätte sie noch einmal alle um sich gesehen! Nun hat sie Gott erlöst und zu sich genommen. Es ist schwer zu trösten, wo man selber von Schmerz erfüllt, um den Tod eines blühenden Menschenlebens trauert. Um unseres Glaubens Willen, bitten wir euch: Ihr sollt nicht trauern und zagen wie die Heiden die keine Hoffnung haben, denn der Herr hat sie erlöst von den Leiden dieser Erde und zu sich genommen: Ihr ist wohl. An diesem Grabe muss alle Klage verstummen. Vielmehr erhebt eure Herzen zum Dank gegen Gott: Dank dafür, dass er sie Euch schenkte; Dank für all die Liebe und Güte, die ihr von der Verewigten empfangen. In diesem Sinne wollet Euch vor Gottes Allmacht, dessen Gnade über diesem Leben stand, in Ehrfurcht beugen und dankbar sprechen: „Lobe den Herrn, meine Seele und vergiss nicht, was er dir gutes getan“. Ja, vergesst nicht, was auch Eure Mutter Gutes getan und werdet nicht müde, ihre Liebe auf eure Kinder weiter zu pflanzen! Seid eingedenk, was Gottes Gnade an ihr getan! An diesem Leben hat sich in Wahrheit erfüllt:

„Der Alten Krone sind Kindeskindern, der Kinder Ehre sind Ihre Väter.“

Amen.

Pfarrer Hans Depner

## Zum Gedenken an Hans Keul

Hans Keul (der Melner) war einer der führenden Landwirte im Kokeltal. Für die Pferdezucht holte er sich Traber aus Bessarabien. Englische Vollblut wurden vom Binder Bub gekauft. Für die Viehzucht wurde 1930 die teuerste und beste Milchkuh auf der Landwirtschafts-Ausstellung gekauft. 1931 wurden die ersten Silo Türme von ihm gebaut. Der bis dahin nicht bekannte weiße Mais ( Silo - Mais ), kam zum Anbau. Die neuesten Weizensorten, wie z.B." Baiernkönigin," wurde von ihm zuerst und eigenhändig angebaut. Neue Obstsorten, - (Halbstamm) - wurden aus Tirol importiert und angepflanzt. Jeweils die neuesten landwirtschaftlichen Maschinen kamen zum Einsatz. Marktanpassung wurde praktiziert. Ochsenmast und Export nach Österreich wurde von 1928 - 1934 betrieben, anschließend Schweinemast und Export. Auf den brachliegenden Feldern (3-Felder Wirtschaft) wurde eine Schafherde gehalten (Merino- und Milchschafe). Die Weinanbauflächen wurden vergrößert. Brachliegende Flächen wurden gekauft und rygolt, neue Weinberge angelegt. Neue Weinsorten kamen zum Anbau. Peranospera Bekämpfung wurde verbessert und durchgeführt. Auf Grund der Erfolge im eigenen Betrieb wurde er Vorbild und Anreiz für die Anderen. So entwickelte sich Pruden in der Zeit seiner Tätigkeit als Bürgermeister (Hann), Kurator, Kirchenvater, Raiffeisen-Vorsitzender, zu einer gesunden, fortschrittlichen Gemeinde. Straßenbau, Brückenbau, Bachregulierungen, Kirche- und Schulhausrenovierung wurde in Gemeinschaftsarbeit durchgeführt.

In den Kriegsjahren und der Zeit der Verschleppung der arbeitsfähigen Männer und Frauen nach Russland, half er den betroffenen Familien. Jeder fand bei ihm Gehör, für jeden hatte er Zeit. Jedem, der bei ihm Hilfe suchte, wurde geholfen. Sein Wissen und seine Schaffenskraft wurde von den Kommunisten so hoch eingeschätzt, daß sie ihn, nachdem sie ihn 1954 enteignet hatten, 1964 baten, die Mühle und die 3 Höfe wieder zu übernehmen und instand zu setzen. Mit 64 Jahren bewältigte er diese Aufgabe von Neuem.

Hans Keul übergab, 71jährig, bei seiner Ausreise in die BRD einen funktionierenden Betrieb.

## Stationen eines Lebens

### Hans Keul

Geboren	07. Sept. 1900 in Pruden
Eltern	Johann und Elisabeth, geb. Schuller
Geschwister	eine Schwester – Frieda
Schulen	Volksschule in Pruden
	Volksschule in Birthälm

## Landwirtschaftsschule in Mediasch

### Weinbaupraktikum bei Ambrosi

- 1912 Tod des Vaters
- 1919 Tod der Mutter
- 1924 Tod der Schwester
- 1921 Eheschließung mit Katharina, geb. Keul

### Kinder:

Hans geb. 14.08.1922

Lukas O. geb. 21.12.1931

Karl geb. 28.09.1936

- 1924 – 1928 Ausbau des Hofes Nr. 5
- 1928 – 1938 Landzukauf ca. 20 Joch in Elisabethstadt und Pruden
- 1928 Schnapsbrennerei wird errichtet und bis 1944 weitergeführt
- 1928 – 1938 Aufbau: Rinder- und Pferdezucht  
Maschinelle Modernisierung der Landwirtschaft
- 1938 Molkerei – Milchverwertung wird errichtet und bis 1944  
weitergeführt
- 1939 Neubau einer Mühle und Betrieb bis 1954 und von 1965–71
- 1941 Kauf einer Dreschgarnitur Traktor mit Dreschmaschine aus  
Deutschland (für Lohndreschen). Betrieb bis 1954.
- 1946 Agrarreform – Verlust des landwirtschaftlichen Besitzes bis  
auf 8 Joch
- 1953 Kauf eines Hauses in Mediasch
- 1954 Enteignung des gesamten Besitzes in Pruden.  
Übersiedlung nach Mediasch
- 1954 – 1964 Fuhrunternehmer in Mediasch
- 1964 Rückkehr nach Pruden Haus Nr. 5 + 6 + 65 und die Mühle  
werden vom Kollektiv zurückgegeben
- 1964 – 1971 Ausbau bzw. Modernisierung der Mühle (Elektrifizierung)  
Instandsetzen der Höfe
- 1971 Aussiedlung in die BRD
- 1971 – 1977 Mitarbeit in der Baufirma seines Sohnes Hans in München
- 1977 – 1986 Pensionist, auch jetzt noch bestrebt, von der Rente Vorsorge  
zu treffen für seine Kinder.

Am 1. Aug. 1986 gestorben

Wir nehmen Abschied: vom letzten Hann von Pruden  
dem Hum  
dem Kompestan

der Leimkoi  
dem Donnebesch

vom Friedhof, auf dem unsere Ahnen seit Generationen ruhen, alles Zeugnisse der 800-jährigen Aufbauarbeit in Siebenbürgen.

Wir danken den noch in Pruden Zurückgebliebenen, die jetzt - zu diesem Zeitpunkt der Beerdigung - auf dem Friedhof in Pruden ebenfalls Abschied nehmen von Hans Keul.

### **Andreas Lingner - Pfarrer in Pruden**

Ich wurde am 28. August 1904 als Sohn des Landmannes und Maurermeisters Andreas Lingner in Dunnesdorf bei Schäßburg geboren. Meine Kindheit war die der Landkinder; teils frei und ungebunden, teils tätiges Mithelfen im Hause und in der Wirtschaft. In der einklassigen Volksschule meines Heimatdorfes erhielt ich auch den ersten



*Pfarrer Andreas Lingner*

Schulunterricht. Der Wunsch meines Vaters, ich solle das Gymnasium in Schäßburg besuchen, wurde durch den Ausbruch des Weltkrieges um 2 Jahre verzögert. Mein Vater musste dem Ruf der Fahne Folge leisten und meine Mutter mit fünf kleinen Kindern, von denen das älteste 10 Jahre zählte, allein zurücklassen. Mehr als bisher galt es nun mitzuhelfen; ich tat es auch freudig, erhielt ich doch als ältester Knabe der Familie gleichsam die Rolle des abwesenden Vaters zu vertreten, also einen „Familienvater“ darzustellen.

Als mein Vater 1917 wegen eines Magenleidens vom Militärdienst befreit wurde, konnte mein Wunsch erfüllt werden und ich kam auf das Gymnasium nach Schäßburg. Hier wohnte ich im Alberthaus. Von den Unterrichtsgegenständen waren mir am liebsten: Geschichte und Erdkunde. In den späteren Jahren traten an ihre Stelle der Deutschunterricht, besonders die deutsche Literatur. Mein Lieblingsdichter war Schiller.

Der Wunsch meines Vaters war, ich solle Architektur studieren. Da ich aber hierfür weder die rechte Freude noch eine ausgesprochene Begabung hatte und mich das Geistige in Abgrenzung vom Technischen und Künstlerischen mehr anzog, entschied ich mich zum Studium der Theologie in einer Zeit, wo jeder technischen oder kaufmännischen Berufen nachging. Der Vater willigte ein und tröstete sich damit, dass einer meiner Brüder ihm den Wunsch erfüllen würde und Architekt werde. Nach Ablegung des Bakka-laureats besuchte ich im Herbst desselben Jahres die Universität Marburg. Meine ersten Semester waren wohl wie bei den meisten Anfängern ein Suchen und Jagen von einem zum anderen Professor: als ob die „Alma Mater“ im Sturm genommen werden müsste. Da die Lösung des „Pudels Kern“ nicht prompt auf dem Präsentierteller geboten wurde, stellten sich mir Zweifel an der ganzen Wissenschaftlichkeit ein; ob sie wohl sagen könne, was das Leben sei. Beides wechselte sich ab: Bewunderung vor dem großen Berg von wissenschaftlicher Arbeit, die geleistet wird, dann wieder die Frage, ob alle Wissenschaft die Welt im Wesentlichen einen Schritt vorwärts bringt. Nach diesen kühnen Gedankenflügen machte ich mich daran und las das Neue Testament gründlich, lernte Vokabeln und erfuhr auch an mir, dass Arbeit von allen unnötigen Gedanken erlöst.

In Leipzig, wo ich im 2. und 3. Semester studierte, fing ich an, mich auf die Grundprüfung vorzubereiten, die ich im Herbst 1927 auch ablegte. Das Buch von Brunner „Erlebnis“, seine Erkenntnis und sein Glaube wirkten durch seine Klarheit und Deutlichkeit stark auf mich und ich hatte das Verlangen, den Verfasser dieses Buches auch zu hören. Als mir die Möglichkeit gegeben wurde, zog ich für die nächsten Semester nach Zürich. Was ich erhoffte, wurde mir auch zuteil; für meine weitere Entwicklung ist Zürich von Bedeutung gewesen. Auch konnte ich durch Verkehr mit schweizerischen Studenten und Professoren das kirchliche Leben in der Schweiz kennenlernen und in einer Sonntagsschule eine Zeitlang mithelfen. Für uns Minderheiten hat die Schweiz als Mehrvölkerstaat auch aus diesen Gründen eine Anziehung und es kommt einem gut, wenn man hört, dass verschiedene Völker in einem Staat friedlich miteinander leben können und ein gemeinsam geliebtes Vaterland haben. In Zürich habe ich mein Studium beendet, d.h., die vorgeschriebene Anzahl der Semester erfüllt und in der Heimat die geforderten Prüfungen zeitgerecht bestanden. Nach dem Vikarjahr suchte ich eine Anstellung als Pfarrer, um den aufgeschobenen Militärdienst nicht leisten zu müssen. Da ich aber bald das 27. Lebensjahr erfüllte und eine weitere Verschiebung des Militärdienstes nicht möglich war, bewarb ich mich und erhielt auch meine gegenwärtige Stelle. Der Ruf von Mergeln ist kein guter, das zeigt auch der häufige Pfarrer- und Lehrerwechsel in diese Gemeinde. Die Beitragsleistung zur Erhaltung von Kirche und Schule wird von den Leuten derartig unwillig, ja widerwillig getan, dass die Energie des Pfarrers fast ganz für die wirtschaftliche Erhaltung dieser Einrichtungen verbraucht wird und daß für seine eigentliche Arbeit, die wahrlich eines ganzen Mannes Kraft beanspruchen kann, nämlich für die Verkündigung, nicht die nötige Spannkraft übrig bleibt.

Dies ist der Grund, warum ich wechseln möchte und warum ich mich für die Stelle in

Campina bewerbe.

*Mergeln, am 29. April 1935*

## **Predigt**

### **Pfarrer Johann Eckehard Menning**

Text: Apostelgeschichte 16,9-15 gehalten in Pruden, am Sonntag Sexagesimae, den 18. 02. 1990, von Pfarrer Johann Eckehard Menning.

Liebe Gemeinde!

In der vergangenen Woche läuteten die Glocken in unserer Landeskirche. Der Sachsenbischof Albert Klein wurde zu Grabe getragen. Anwesend bei der Beerdigung waren Vertreter der Kirchen aus In- und Ausland, des Staates, der Deutschen Botschaft und fast alle Pfarrer unserer Kirche im Ornat. Es war ein unvergesslicher Tag. Es wurden Worte von geschichtlicher Bedeutung gesprochen. Dieser Bischof hatte über 20 Jahre unsere Kirche geleitet, für Ordnung und Bewahrung väterlicher Traditionen gesorgt. Er erlebte noch die Tage der Revolution in Rumänien und ihm wurde bewusst, dass eine neue Zeit anbricht. Aus seiner Arbeit musste er abtreten, gezeichnet durch schwere Krankheit, die dann zum Tode führte. Gott schenke ihm den Frieden und führe ihn zur ewigen Vollendung. Es wurde gesagt, dass der Bischof ein Symbol für gute Beziehungen mit dem Mutterland Deutschland und den Kirchen in Rumänien war. Er hat die guten Beziehungen zum Staat und der orthodoxen Kirche, so wie das gute Verhältnis zwischen den Nationen im Lande, gefördert. Es wurde deutlich, dass es so wie bisher nicht mehr weitergehen wird, dass eine neue Zeit für Kirche und Kirchenvolk anbricht. Auch in der kleinen Gemeinde Pruden ist die Frage aktuell :



*Gottesdienst am 7. Mai 1989*



*Herr Pfarrer Johann Eckehard Menning 7. Mai 1989*



Wie wird es weitergehen. Es ist eine Existenzfrage, die uns alle beschäftigt. Alle denken wir Tag und Nacht darüber nach. Es geht ja bei den einzelnen Familien um die Entscheidung, zu gehen oder zu bleiben. Es ist eine schwere Entscheidung und jeder muss für sich selbst entscheiden. Jeder sucht Rat für seinen Weg. Jeder macht Pläne nach eigenem Erwägen. Die Auswanderung geschieht mit viel Lärm, aber auch mit schwerem Herzen. Doch die Passämter werden überstürmt, Psychose breitet sich aus, einer steckt den anderen an.

Im heutigen Predigttext hören wir, wie auch der Apostel Paulus und seine Mitarbeiter auf einer Missionsreise ratlos waren. Ihr Ziel war, das Evangelium in die Welt zu tragen. Wohin sollen wir gehen? fragten sie. Sie waren durch das Galatische Land bis an die Nordküste des Schwarzen Meeres gewandert. Da merkten sie, dass es nicht nach ihrem Plan weitergeht, sie wurden gehindert. Da erfahren sie die Macht einer verborgenen Führung. Es geschieht in der Stille der Nacht. Paulus hat ein Gesicht. Er denkt darüber nach und weiß dann, dass Gott das Ziel ihrer Reise bestimmt. Es heißt Europa. Das Evangelium kommt nach Europa. Die Apostel können fröhlich weiter wandern und erfahren den Sinn ihrer Reise. Schwere Entscheidungen sind auch für uns fällig. Gehen oder bleiben? Von den Aposteln dürfen wir lernen, dass sie in der Stille wachsen und reifen müssen. Wir dürfen uns öffnen der Führung durch Gottes Geist. Wir dürfen die Glaubensfrage stellen: Was hat Gott mit uns vor? Die Erzählung von Tolstoi „Die beiden Alten“ ist besinnlich. Sie wanderten los mit Ziel Jerusalem. Einer kam an, der andere blieb zurück; um armen Leuten zu helfen. Zuletzt begegneten sie sich wieder und Jelissei sagte seinem Gefährten: „Umsonst suche ich Christus in der Ferne und verliere ihn in meinem Herzen“. Danach gilt, auch auf die verborgene Führung Gottes zu achten. Die Apostel achteten auf diese Führung. Sie waren angekommen in Philippi, einer bedeutenden Stadt in der römischen Geschichte. Sie wussten, sie soll noch bedeutender werden, sie soll zur Stadt auf dem Berge werden. Hier entstand die erste christliche Gemeinde in Europa. Und sie gingen an eine Gebetsstätte. Wir werden angewiesen wie wichtig das Gebet ist. Im Gebet erschließt sich uns der Wille des Allmächtigen, der ohne Rücksicht auf unseres Herzens Wünsche unsere Geschicke lenkt und unser Leben gestaltet. Und wir erfahren weiter, dass das Evangelium eine Kraft ist, die selig macht alle die daran glauben. Diese Kraft Gottes öffnet das Herz einer Frau wie Lydia. Diese Kraft bannt den Geist der Finsternis, macht die gefangenen Apostel bei Nacht ein Loblied singen, weckt einen in seinem Gewissen erschrockenen Kerkermeister, der das Verlangen nach Rettung äußert - so erfahren wir im Kontext. Diese Kraft gibt neuen Mut und soll tragend sein auf unseren Wegen, unserem Leben Sinn geben und die Macht des Bösen bannen. Denn der Satan hat ja auch ein Evangelium. Es sagt etwa: Rede idealistisch und handle egoistisch. Sprich die Wahrheit nur wenn sie dir Nutzen bringt. Sünde ist ein dummes Wort. Schaffe dir Geld um jeden Preis, viel Geld, denn reiche Leute sind brave und gescheite Leute, arme Leute sind dumm und schlecht usw.

Das Evangelium von Jesus Christus will uns aus diesem Bann lösen, wenn wir darauf achten auf unserem Weg.

Viele werden auswandern, wenige werden vielleicht bleiben.

Gott schenke es, dass wir als Kirche, als Gemeinde, jeder Einzelne von uns unsere Chancen wahrnehmen. Niemand muss sich verlassen fühlen. Unsere Existenzfrage

bleibt in Gottes Güte aufgehoben. Wer mit Gott wandert hat immer eine Chance.

Amen!

**Auf den ersten Blick verliebt in Pruden  
Wie es einen „echten“ Sachsen in ein altes Sachsendorf verschlug  
Harald Nötzold**

Im Frühjahr 1996 fragte mich ein Bekannter, ob ich Pfingsten mit ihm Hilfsgüter nach Rumänien bringen wolle - ins Lucas-Spital nach Großlasseln. Spontan habe ich zugesagt, auch aus purer Neugierde. Ich ging davon aus, dass meine Familie über die „verrückte Idee“ des Vaters den Kopf schütteln würde, doch seltsamerweise waren alle sofort begeistert. Meine Frau und vier Kinder gingen mit auf die Reise. Ich muss dazu sagen, dass ich eigentlich ein großer Muffel in Sachen Auslandsreisen war, ich bin auch zu DDR-Zeiten noch nie nach Ungarn, Rumänien oder Bulgarien gereist. Von Anfang an war diese Fahrt etwas Besonderes für uns.

Dabei war der Beginn voller Strapazen: Für die 1400 Kilometer brauchten wir 36 Stunden - damals gab es ja überall noch richtige Grenzen! Schließlich wurden wir, völlig kaputt, in Rautal von Pfarrer Johannes Friese empfangen, der gleichzeitig Dechant in Schässburg war. Wir kamen in tiefster Nacht an und wurden in ein leerstehendes Sachsen-Haus gesteckt, wir schliefen nach Sekunden wie die Murmeltiere. Als wir am Vormittag des nächsten Tages erwachten und die Fensterläden öffneten, kamen wir uns vor wie in einer anderen Welt: Draußen grünte und blühte es überall, die Vögel zwitscherten in einer Vielfalt, wie wir es noch nie gehört hatten. Wir waren in einem Märchenland! Es ging gut weiter in diesen Tagen: Schönes Wetter, eine herrliche Landschaft, und die große Herzlichkeit der verbliebenen Siebenbürger Sachsen, mit denen wir die Pfingst-Gottesdienste feierten. Wir spürten eine starke innere Bindung zum christlichen Glauben, wie es sie bei uns selten gibt. Dabei waren Lieder und Liturgie fast wie bei uns daheim. Die Siebenbürger Sachsen freuten sich über ihre Gäste aus dem „echten“ Sachsen, und ihre Freude steckte uns an. Das Erlebnis dieser Gemeinschaft beeindruckte uns stark. Für unsere Familie war nach diesem ersten Besuch klar: Wir würden wiederkommen!

Pfingsten 1997 war es soweit: Erneut fuhren wir nach Siebenbürgen. Mir wurde deutlich, dass nicht nur das Spital, sondern auch die evangelisch-lutherischen Kirchgemeinden vor Ort unsere Unterstützung dringend brauchten. Und ich wollte mit dem helfen, was ich konnte. Bei Reisen durch die Region und Gesprächen am Lagerfeuer verfestigte sich mein Entschluss: Eines der zahlreichen leer stehenden Pfarrhäuser sollte zu einem Rüstzeitheim werden. Kinder und Jugendliche hier hatten so etwas bisher nicht - sie kannten nur Zeltlager oder sie übernachteten bei ihren Ausflügen in leeren Fabrikhallen. Bereits im August 1997 war ich wieder in Rumänien und fuhr mit Pfarrer Friese im Lada Niva auf der Suche nach einem geeigneten Objekt durch das Land. Erstmals kam ich so nach Pruden. Zunächst war ich beeindruckt von der wunderschönen Landschaft und erfreut über den recht guten Weg, der ins Dorf führte. Über den Zustand der meisten Häuser war ich wiederum etwas erschrocken, dafür begeistert von

Kirche, Pfarrhaus und besonders dem Pfarrgarten - ein großes Freigelände war eine wichtige Voraussetzung für ein Rüstzeitheim. Das Dach des Pfarrhauses war dicht, die Räume gut geeignet, alles machte einen soliden Eindruck. Man kann schon von „Liebe auf den ersten Blick“ zu diesem Ort sprechen. Pfarrer Friese wollte mir noch weitere Häuser zeigen, doch mir war klar: Hier war der richtige Platz, mehr brauchte ich nicht zu sehen. Bei dieser Besichtigung hatte ich erstmals Kontakt zum rumänischen Nachbarn Joan Badiu, der als Hausmeister für die Gebäude tätig war und den Schlüssel verwaltete - es war meine erste nähere Begegnung mit einem Rumänen überhaupt. Von seiner Geschicklichkeit, speziell bei der Holzbearbeitung, haben wir seitdem oft profitiert. Mir war klar, dass ich das Projekt alleine nicht stemmen konnte, ich suchte daheim in Sachsen Mitsreiter, ein Freundeskreis bildete sich. Besonders möchte ich Carolin und Hartmut Friedrich nennen - ich glaube Gott hat uns zusammen geführt, wir ergänzen uns hervorragend. Auf oft wunderbare Weise haben sich seitdem für uns Wege geebnet, die unser Vorhaben voranbrachten. 15 bis 20 Leute, Einzelne ebenso wie Familien, gehören inzwischen zum Freundeskreis, der ganz locker organisiert ist. Eine Vereinsgründung war uns zu bürokratisch - wir haben ein eigenes Konto, über das alles läuft, und das war es auch schon. Anfang Mai 1998 fuhren wir erstmals zur Vorbereitung in kleiner Runde nach Pruden, im Sommer des gleichen Jahres folgte die erste Aufbau-Rüstzeit. Wir begannen mit den Arbeiten im Pfarrhaus, installierten unter anderem ein Wasserwerk und ließen einen Brunnen bauen. Und wir pflanzten einen Kastanien-



*Kaffepause mit unseren rumänischen Helfern Foto: Harald Nötzold*

baum im Pfarrgarten. Seit damals fahren wir als Freundeskreis oder nur in Familie vier - bis fünfmal jährlich nach Pruden, in der Gegend sind wir inzwischen als „die Neu-Prudner“ bekannt. Zu Pfingsten 2008 hat die 34. Aufbau-Rüstzeit stattgefunden, persönlich war ich inzwischen 55-mal in Rumänien. Natürlich gab und gibt es viele Widrigkeiten. Aber da wir selbst

uns dafür entschieden hatten, bewältigen wir alles, auch weil uns vieles aus unserer DDR-Vergangenheit vertraut war. Abenteuer gehören immer wieder dazu. Unser Vorhaben wuchs schneller als erträumt, auch Dank der Mithilfe der Rumänen im Ort, von denen wir viele als Tagelöhner verpflichteten - wir hatten schnell gemerkt, dass wir es allein nicht packen. Durch die gemeinsame Arbeit wuchs Vertrauen. Sie sahen, dass wir hier keinen Palast bauen wollen, und wir haben durchweg positive Erfahrungen mit den Rumänen gemacht. Auch sprachlich haben wir uns reingefitzt. Wir profitieren davon, dass alles Deutsche in Siebenbürgen nach wie vor hoch in Kurs steht, und fühlen uns richtig wohl dort.



*Ehemaliges Pfarrhaus, jetzt „Lutherhaus Pruden“ Foto: Harald Nötzold*

Erster Höhepunkt in Pruden war die Einweihungsfeier für das Rüstzeitheim zu Pfingsten 1999. Großzügige Materialspenden aus Deutschland - etwa durch gebrauchte Mö-



*Schülergruppe in Pruden Foto: Harald Nötzold 2007*

bel, aber auch durch nagelneue Sanitärtechnik - trugen zum Gelingen bei. Wir bauten den Dachboden aus, fünf Schlafräume und zwei Bäder entstanden. Der erwähnte Nachbar Badiu leistete Unschätzbare bei den Holzarbeiten. Ab Sommer 2000 nahmen wir die Erneuerung der Kirche in Angriff wobei eine einheimische Firma das Dach deckte. Der Putz wurde ausgebessert, neue Dachrinnen angebracht, alles frisch gestrichen. Ein Dresdner Uhrmacher half spontan bei der Wiederherstellung der Kirchturmuhre - für mich eines von vielen Beispielen, das Segen auf unserem Werk liegt. 2004/05 wurde die Kirche innen komplett renoviert, eine Elektroanlage installiert (es gab noch keinen Strom in der Kirche), Anfang 2006 die Orgel instand gesetzt. Seit 2003 haben wir guten Kontakt zur HOG Pruden, dort sind wir die Neu-Prudner. Die HOG unterstützt seitdem unsere Arbeit. Ein unvergesslicher Höhepunkt war dann die 100-Jahr-Feier der Kirche am 29. Juni 2006, zu der zahlreiche Prudner aus Deutschland angereist waren. Es flossen viele Tränen der Freude und Rührung in den Kirchenbänken. Das Prudner Gotteshaus ist ansonsten eine reine Rüstzeitkirche; inzwischen wohnt kein einziger Sachse mehr im Ort. Mit dem Abschluss der Kirchensanierung ist unsere Geschichte nicht zu Ende: 2005 erwarben wir das Nachbarhaus, um unser Rüstzeitheim zu erweitern: Die Nachfrage ist sehr groß. Damit haben wir das gesamte noch erhaltene Ensemble im Dorfkern vor dem Verfall gerettet. Für meine Frau, mich und unsere acht Kinder ist Pruden im Lauf der Jahre zu einer echten zweiten Heimat geworden. Auch wenn die Großen inzwischen eigene Wege gehen, so kommen sie doch immer wieder gern hierher. Schließen möchte ich mit einem Spruch, den ich an einem alten Sachsen-Haus in Siebenbürgen gelesen habe: **„Lasst uns zusammenhalten, solange das Leben währt. Hand in Hand können wir mehr vollbringen, als jeder für sich allein.“**

Harald Nötzold / Vielau 2009

### **Ein Dankeschön zum Jubiläum 2006 Helmut Höhr**

Am 29. Juni 2006 fand in Pruden die 100 - jährige Jubiläumsfeier der frisch renovierten Kirche statt. Kirche und Turm bekamen einen besonders schönen Anstrich, sogar die Orgel wurde überprüft und bieten ein Bild, worauf ein Siebenbürger Sachse nur stolz sein kann. Im Vergleich zu den Nachbarortschaften deren kirchliche Gebäude dem Ruin verfallen und vom Turm kein Glockenklang mehr zu hören ist, sind die Prudner zu beneiden. Sogar das Pfarrhaus wurde unter der Führung so genannter Neu-Prudner aus Zwickau, zu einem Rüstzeitheim „Lutherhaus Pruden“ umgebaut. Diese Neu-Prudner, Familie Nötzold und Familie Friedrich haben zwei Nachbarhäuser neben dem Pfarrhaus gekauft und verbringen hier, mehrmals im Jahr, mit ihren Kindern zusammen, ihren Urlaub. Den Jubiläums-Gottesdienst gestaltete Bischof D. Dr. Christoph Klein, mit andern fünf Pfarrern, darunter Wolfgang Rehner i.R. und der rumänische Pfarrer von Pruden. Rumänische Frauen aus dem Ort, hatten im Saal der gewesenen deutschen Schule, das Mittagessen mit Nudelsuppe und Krautwickel zubereitet. Hier kam Pfarrer W. Rehner in seiner Rede auf eine Geschichte über Pruden

zu sprechen und sagte: „Pruden liegt mitten in der Welt, ein alter dummer Spaß aus dem Jahre 1868, ist auch heute noch aktuell. Wenn jemand eine Dummheit sagt, so kommt es vor, daß diese noch viele Jahre weiter gegeben wird.“

In Pruden gab es bis 1904 nur eine kleine Kirche, mit einem kleinen Turm und so pflegten unsere Nachbarn aus andern Ortschaften im Spaß oder wie man es auch auffasst zu sagen: „Pruden liegt mitten in der Welt, weil der Turm keinen Schatten wirft.“ Durch diesen Spaß wurde Pruden allgemein bekannt, wie keine andere große Gemeinde. Auch in Deutschland werden wir Prudner mit der Bemerkung: „Ach du bist aus Pruden, mitten aus der Welt“ begrüßt! Im Laufe der vielen Jahre ist die Geschichte mit dem Kirchturm in Vergessenheit geraten und man erfand andere Erklärungen für diesen dummen Spaß. Im Herbst 2006 war ich bei einem Klassentreffen im Schwarzwald. Dort traf ich auch noch Unbekannte, die mich nach meinem Heimatort fragten. „Ach du kommst mitten aus der Welt“, kam die Bemerkung. Ein anderer ergänzte: „In Pruden, hinter dem Altar befindet sich ein Stein und das ist der Mittelpunkt der Welt“. So sind auch viele unserer Landsleute im Unklaren und dieses Heimatbuch wird zur Aufklärung beitragen. Der Film von den Neu-Prudnern über die Jubiläumsfeier und das Heimatbuch zusammengestellt von Lukas Geddert, gehören zu den wichtigsten Dokumenten und Informationen über unsern Heimatort. Zu Dank und Anerkennung für ihre wertvolle geleistete Arbeit, sind wir Prudner, sowohl Lukas Geddert und den Familien Nötzold und Friedrich von Zwickau vielfach verpflichtet. Sie haben außergewöhnliches geleistet und dazu beigetragen, dass diese landschaftlich schön gelegene Ortsgemeinde immer in unserer Erinnerung bleibt.

Helmut Höhr / Lehrer für Mathematik und Physik

### **Wiedereinweihungsfest der Kirche Vergangenheit und Gegenwart Hannelore Baier und Horst Leutner**

Seine Großmutter hatte ihm das Samtkissen gezeigt, auf dem der Schlüssel gelegen hatte, mit dem der Bischof (der Evangelischen Kirche A.B., damals in Siebenbürgen) 1906 die neugebaute Kirche aufgeschlossen hat, erzählt Michael Dengel. Er ist in Pruden geboren und wanderte von dort 1969 nach Deutschland aus. Michael Dengel gehörte zu den über vierzig Prudnern, die am Peter und Pauls-Tag (am 29. Juni) in ihr Heimatdorf gekommen waren, um 100 Jahre nach der Einweihung des Kirchengebäudes, an dessen Wiedereinweihung teilzunehmen. Das Samtkissen ist verloren gegangen, die Kirche steht offen. Die Weihung wurde wiederum vom Bischof (der Evangelischen Kirche A.B., nun in Rumänien), D. Dr. Christoph Klein, vorgenommen. In einer Feier, in der Tradition und Gegenwart ineinander flossen. Pruden / Prod liegt 6 Kilometer unasphaltierte Straße von Halvelagen/Hoghilag

entfernt (das sich zwischen Schäßburg / Sighișoara und Elisabethstadt / Dumbrăveni befindet), in einem von schönen Laubwäldern umgebenen Seitental der Großen Kokel



*Bischof D. Dr. Christoph Klein, Pfarrer Rehner und Pfarrerin Helga Ingrid Rudolf  
Foto: Harald Nötzold*

/ Târnava Mare. Es war stets ein kleines Dorf. 148 Hausnummern und rund 600 Einwohner hatte es in guten Zeiten, denn die Prudner waren kinderreich, fand Horst Leutner, der HOG-Vorsitzende heraus. Es war ein „sächsisches“ Dorf, d.h. hier wohnten mehrheitlich Siebenbürger Sachsen, und die paar Rumänen und Zigeuner, die es vor dem Zweiten Weltkrieg da gab, sprachen ebenfalls Sächsisch. Eine siebenbürgisch-sächsische-evangelische Gemeinde gibt es heute in Pruden nicht mehr. Das letzte Mitglied wurde Anfang der Neunzigerjahre ins Altenheim in Hetzeldorf / Ațel gebracht. Dem Ort hat sich jedoch eine evangelische Gemeinschaft aus dem Bundesland Sachsen angenommen. Als „Neu-Prudner“ bezeichnen die „Alt-Prudner“ die Sachsen aus Sachsen.

Im Mai 1998 haben die „Neu-Prudner“ das evangelische Pfarrhaus - es diente bis 1972 als Pfarrerswohnung und wurde bis 1990 als Pfarrhaus genutzt - vertraglich übernommen, im Hof Kastanien gepflanzt und mit dem Renovieren begonnen, erzählte uns Caroline Friedrich. Die Familien Friedrich - Caroline und Hartmut - und

Nötzold - Ute und Harald - sind die Initiatoren und Hauptträger des Projekts (würde man im heutigen Jargon sagen). Ihnen dankte Pfarrer Gottfried Vogel im Rahmen des Gottesdienstes stellvertretend für alle, die zur Umgestaltung des Pfarrhauses in ein Rüstzeiten-Heim und zur Renovierung der Kirche beigetragen haben.

Dank richtete Pfarrer Vogel desgleichen an den orthodoxen Pfarrer von Pruden, Ioan



*Gottesdienst vom 29. Juni 2006 Foto: Harald Nötzold*

Adrian Cioca, und das Presbyterium der orthodoxen Gemeinde sowie den Bürgermeister und Vizebürger von Halvelagen (wohin Pruden verwaltungsmäßig gehört). Die „Neu-Prudner“ kommen aus der Gegend von Zwickau und sind in keinem Verein organisiert. Der Vorteil: Jede Spende wird direkt eingesetzt und es gibt keine Bürokratie. Sie seien der „Freundeskreis Pfarrhaus Pruden“ unter dem Dach der evangelischen Kirche, sagten sie uns. Sie wollen hier was tun, was Neues ausprobieren. Und das geschieht so: Seit 8 Jahren kommen 3 bis 4 mal im Jahr Gruppen aus Sachsen für 1-2 Wochen nach Pruden, nehmen dafür Urlaub, zahlen Fahrt und Kost, und arbeiten unentgeltlich. Was sie geleistet haben ist erstaunlich. Zu Pfingsten 1999 wurde das Rüstzeiten-Heim vom damaligen Dechanten Johannes Friese als „Lutherhaus Pruden“ geweiht. Friese kam selbst aus Sachsen, war 12 Jahre lang Pfarrer in Rauthal / Roandola und hatte den Brüdern das Pfarrhaus im August 1991 gezeigt. Die hatten es sofort ins Herz geschlossen und die Spendenaktion gestartet. Die

lief so gut, dass sie 2000 und 2001 das Dachgeschoss ausgebaut haben, wodurch das Haus geräumiger geworden ist. Im August 1998 aber feierten die Aufbau Rüsterei erstmals in der Kirche, die seit Juni 1990 nicht mehr genutzt wurde, Gottesdienst. Zu Ostern 2000 begann man dann die Kirchenreparatur und zwar mit der Turmsanierung. Die Instandsetzung umfasste außer der Erneuerung der Innen- und Außenfassade den Einbau der elektrischen Leitung, die Restaurierung des Altars und zuletzt der Orgel. Letzteres geschah in der Orgelwerkstatt von Hermann Binder in Hermannstadt, unter maßgeblichem Mitwirken von Peter Sandor und Szabolcz Balint. Die Kirche sei nicht



*Gottesdienst vom 29. Juni 2006 Foto: Harald Nötzold*

wiederzuerkennen, sagten viele, die ihren desolaten Zustand Mitte der 90er Jahre gesehen hatten. In der 1906 eingeweihte Kirchen, so wusste Pfarrer i.R. Wolfgang Rehner und Bibliothekar im Teutschhaus zu berichten, sei zu Weihnachten 1903 der erste Gottesdienst gefeiert worden. Warum zweieinhalb Jahre verstrichen bis zur Einweihung? Es war nicht die einzige unbeantwortete Frage aus der Geschichte des Dorfes und seiner Gemeinschaft. Die Geschichte stellte Pfarrer Rehner vor anhand des 1868 beginnenden Gedenkbuches von Pruden und der von Archivarin Liliana Popa und Dr. Wolfram Theilemann, dem Leiter des Kultur- und Begegnungszentrums Friedrich Teutsch (in dem sich bekanntlich das Zentralarchiv der Evangelischen

Landeskirche befindet) herausgesuchten Archivalien. Zusammenfassend hier nur: Pruden wurde urkundlich erstmals 1348 erwähnt, wird 1500 als freies sächsisches Dorf geführt und erhielt 1508 einen Steuernachlass wegen Kirchenbau - vermutlich wurde damals die Kirche zu einer Kirchenburg befestigt.

Mitte des 19. Jahrhunderts befanden die Prudner die Kirche als zu klein, gründeten 1859 einen Kirchenbaufond, aus dem dann jedoch Kredite vergeben wurden für die auf der Suche nach Arbeit nach Amerika Reisenden, bis schließlich Pfarrer Friedrich Ernst 1902 den Kirchen- und im Jahr danach den Turmbau fertig brachte. An Stelle der alten Kirchenburg steht also seit 100 Jahren eine neue Kirche und die war letzten Donnerstag



*Ehemalige Prudner beim Wiedereinweihungsfest 2006 Foto: Harald Nötzold*

zu klein für die zahlreichen Gottesdienstteilnehmer. Der Gottesdienst wurde weitgehend zweisprachig gehalten, denn teilgenommen haben außer den Alt- und den Neu Prudnern auch zahlreiche Mitglieder der orthodoxen Gemeinde. Zur musikalischen Gestaltung des Gottesdienstes hatten Mitglieder des Kirchenchors aus Schäßburg und Malmkrog / Mälancrav unter der Leitung von Theo Halmen, Hans Wolff und Christiane Lorenz, die Organisten Erhard Franke (Deutschland) und Theo Halmen (Schäßburg), der Trompeter Tobias Laub (Zwickau) und der von Heidi Eilzer und Dorothea Hultsch - ursprünglich Deutschland - geleitete Kinderchor aus Malmkrog beigetragen. Wohlklang beim gemeinsamen Musizieren wundert niemanden, schön aber ist es, wenn „Harmonie, wie man sie sich nur wünschen kann“, so Caroline Friedrich, auch im Dorf herrscht.

Zu Ostern hatten sie mit der orthodoxen Gemeinde besprochen, den 100 Jahren seit der Einweihung der Kirche mit einem Wiedereinweihungsfest zu gedenken und alles hat geklappt: Die orthodoxe Gemeinde hat das Dorf für den Festtag hergerichtet und das Essen vorbereitet. Nach dem Gottesdienst hatte es den mittlerweile auch hier eingeführten „Kirchenkaffee“ gegeben mit Fassbrause aus Sachsen und Striezel aus Siebenbürgen, und neben den „Rostern“ aus Sachsen gab es „mici“ aus Mediasch. Ebenso erfreulich ist, dass zwischen den Alt- und den Neu-Prudnern Harmonie herrscht. Die lose organisierte Heimatortsgemeinschaft unterstützt die Neu-Prudner bei den Restaurierungsmaßnahmen so gut sie kann und man lädt einander ein zu Vorstellungen des Projektes.



*Renovierte Kirche 2006 Foto: Harald Nötzold*

Warum erhalten wir unsere Gotteshäuser auch dort, wo keine Gemeinde derer mehr vorhanden ist, die einmal dort waren, hatte Bischof D. Dr. Christoph Klein in seiner Predigt einleitend gefragt. Gotteshäuser müssen nicht mehr Versammlungsorte, sondern sie können auch Herbergen sein, in die man zurückkommt zu bestimmten Gelegenheiten. Insbesondere zu Begegnungen, wie an diesem Peter- und Paulstag.

## Letzter Muttertag in Pruden

Wenn du noch eine Mutter hast,  
so danke Gott und sei zufrieden,  
Nicht allen auf dem Erdengrund  
ist dieses große Glück beschieden.

Und hast du keine Mutter mehr,  
so kannst du sie nicht mehr beglücken,  
so kannst du doch ihr frühes Grab  
mit Blumenkränzen schmücken.

Ein Muttergrab, ein heilig Grab  
für dich die ewige heilige Stelle,  
oh, wende dich an diesen Ort,  
in deiner Trauerwelle.

Meine liebe Mutter du,  
ich will dir Blumen schenken.  
Was ich dir sagen will dazu,  
das kannst du dir schon denken.

Ich wünsch dir Glück und Fröhlichkeit,  
die Sonne soll dir lachen!  
So gut ich kann und allezeit  
will ich dir Freude machen.

Denn Muttertage, das ist wahr,  
die sind an allen Tagen,  
ich hab dich lieb das ganze Jahr,  
Das wollt ich dir heut sagen!



*Letzter Muttertag mit Pfarrer Johann Eckehard Menning 1989*

## Pfarrer in Pruden

Amtszeit	Name	war vorher	geht nach	geboren in
1607-1642	Engel Laurentius	?	?	Agnethehn
1642-1648	Welther Johannes	Gross-Alisch	?	Felldorf
1648-1664	?			
1664-1670	Schulerus -Deak Michael	?	?	?
1670-1685	Honnius Michael	Pred.	Gross-Alisch	Seiden
1685-1686	Schullerus	Pred. Pruden	Halvelagen	?
1686-1717	Creutzer Georgius	?	?	?
1717-1737	Kraft Georgius	Pred.	?	?
1737-1740	Theil Johannes	Pred.	Bassen	Keisd
1740-1777	Imgarten Petrus	?	?	?
1777-1803	Theiss Johannes	Pred.	+ 20.07.1803	Nadesch
1803-1831	Ungar Petrus	Pred.	+ 19.11.1831	?
1831-1857	Nussbaumer	Pred.	+ 25.01.1857	Schässburg
1857-1875	Ungar Karl-Franz	Pred.	+26.05.1875	Pruden
1875-1889	Keul Johannes	Klein Alisch	+17.12.1889	Pruden
1889-1896	Ungar Friedrich	Neumarkt	Felmern	Pruden
1896-1900	Salmen Paul	Scharosch	Bussd	Scharosch
1900-1926	Ernst Friedrich	Pred. Zendersch	Ruhestand	Zendersch
1927-1938	Salmen Daniel	Rektor	Ruhestand	Scharosch
1939-1942	Depner Hans	Rektor	+1942	Marktschelken
1943-1962	Lingner Andreas	Bekokten	+18.07.1962	Dunnesdorf
1962-1973	Mosberger Hans	Elisabethstadt	Krankenpens.	
1970-1980	Radler Horst	Betreuung von	Havelagen	
1980-1990	Menning Johann	Betreuung von	Havelagen	

*Am 31.12.1995 erscheint die Gemeinde nicht mehr im Bericht des  
Bezirkskonsistoriums.*

## Schule und Schulwesen in Pruden

Über die Anfänge des Schulwesens bei den Siebenbürger Sachsen, das im nationalen und kulturellen Leben unseres Volkes eine überragende Rolle spielte, besitzen wir nur unsichere Kunde. Die oft gehörte Behauptung, die Siebenbürger Sachsen hätten eines der frühesten allgemeinbildenden Schulsysteme Europas besessen, lässt sich dokumentarisch zwar nicht einwandfrei belegen, aber dieses Schulwesen war auch im gesamtdeutschen Vergleich doch recht früh von großer Bedeutung. Flächendeckend wurden Jungen und Mädchen in den siebenbürgisch-sächsischen Orten Lesen, Schreiben, Rechnen und noch viel mehr beigebracht und Lehrer bzw. Lehrerinnen waren jahrhundertlang neben dem Pfarrer sehr respektvolle Persönlichkeiten allerorts.

### Kindergarten und Schule Helmut Höhr



*Taufbecken*

Wenn ein Kind geboren wurde, musste es binnen vier Wochen getauft werden; solange hatte die Mutter Ausgehverbot. Bei der Taufe waren vier bis sechs Taufzeugen anwesend. Mit drei bis sechs Jahren ging es in den Kindergarten und danach in die Schule.

Ein wahres Freudenfest der Kinder war der zweite Februar, der Marientag. Da hatten sie ihren „Blasie“, so benannt nach dem Heiligen Blasius, dem Freund der Kinder. Jedes Mädchen musste sich einen Jungen aussuchen, dem es ein Blumensträußchen auf den Hut steckte. Dann gingen die Pärchen Hand in Hand in den Tanzsaal, wo die Blasmusik die Kinder erwartete. Dieses war für die Prudner Kinder das allerschönste Fest. Die Eltern waren auch immer dabei und freuten sich, wenn sie sahen, wie glücklich sich ihre Sprösslinge unterhielten. Es wurden schöne Lieder gesungen, heitere Spiele gespielt und miteinander getanzt. Pfarrer und Lehrer waren nicht nur Zuschauer; sie leiteten das ganze Programm.

#### A. Kindergarten

In den Jahren 1935-1945 gab es den Kindergarten mit einer einzigen gemischten Gruppe, Kinder im Alter von 3-7 Jahren. Als Kindergärtnerin war in den ersten Jahren Maria Schuster und nachher Regina Botschner, geb. Seiler, von Seiten der Eltern angestellt. Es wurde eine gute Erziehungsarbeit geleistet und die Kinder wurden vorzüglich betreut.



*v.l. Katharina Weprich, Friedrich Weprich, Eliese Keul, Michael Keul und Michael Zakel*



*Kindergärtnerin Frau Botschner mit ihren Zöglingen*



*Kindergarten 1942*



*Kindergarten 1962*



*Letzte Kindergartengruppe 1965*



*Brüderchen und Schwesterchen*



*Der Herausgeber*



*Dagmar und Elke Schmidt*

## B. Schule

Laut Schulordnung von 1870 war der Schulbesuch von neun Jahren für Jungen und acht für Mädchen ab dem 6. Lebensjahr verpflichtend für alle sächsischen Kinder. Später waren es nur noch 7 Volksschulklassen ab dem 7. Lebensjahr und anschließend für alle Jungkonfirmierte, in den Wintermonaten die Fortbildungsschule von 2-3 Jahren, auch verpflichtend. Während der Fortbildung wurden Mathematik und Deutsch weiter vertieft und Richtlinien für die bäuerliche Wirtschaft und Hauswirtschaft vermittelt. Bis 1942 wurden die deutsche Volksschule und Gymnasien von der Evangelischen Kirche betreut. Die Volksschulen und ihre Lehrer wurden durch die Kirchensteuer der sächsischen Bevölkerung abgesichert.



*Deutsche Schule bis 1959*

Seit 1907 gab es im ländlichen Gebiet die Aufnahme der Kinder ab dem 7. Lebensjahr in die erste Volksschulklasse bloß jedes zweite Jahr, somit gab es bis 1948, in einem Schuljahr die Klassen 1 und 3, 5 und 7, im folgenden die Klassen 2, 4 und 6. Von 1938 bis 1942 gab es in der Unterstufe jedes Jahr immer einen anderen Lehrer: Bis zum Schuljahr 1937/38 war Sara Zenn als tüchtige anerkannte Lehrerin an der Unterstufe in Pruden. Die schönen Näharbeiten aus jener Schulzeit, werden auch weiter den Prudnern in guter Erinnerung bleiben. Sie kam im folgenden Schuljahr nach Großlasseln, wo sie außer dem Schuldienst auch die Betreuung der Kinder ihrer verstorbenen Schwester übernahm.

-In der ersten Klasse, Schuljahr 1938/39 hatten wir als Lehrerin Eleonore Nesper. Sie kam aus Bessarabien und war zu uns Schülern immer sehr freundlich.

- In der II. Klasse, Schuljahr 1939/40, bekamen wir den Lehrer Josef Hutter, den Sohn vom Rektorlehrer J. Hutter aus Hohndorf. Er war ein strenger Lehrer.
  - In der III. Klasse hatten wir unsern Rektorlehrer Rudolf Höhr, da Vikar Roth in der Oberstufe eingesetzt wurde, wo er als Pfarrer besser zur Geltung kam.
  - In der IV. Klasse kam zu uns Lehrerin Käthe Burtz aus Elisabethstadt. In der Unterstufe der Volksschule, hatten wir tüchtige Lehrer und den Stock als Erziehungsmethode haben wir auch kennen gelernt.
- Nach der 4. Klasse Schuljahr 1941 / 42 gingen Lukas Keul, Georg Zikeli und Helmut Höhr ins Gymnasium nach Mediasch. Der erste wurde Pfarrer und die andern zwei wurden Lehrer.



*Letzte Klasse von Lehrerin Zenn in Pruden 1938*



*Kinder um 1930*

In den Jahren 1936-1944 blieb in der Oberstufe immer Rektorlehrer Rudolf Höhr, mit einer Ausnahme im Schuljahr 1940/41 als er in der 3. Klasse auch unterrichtete.

Nach der 7. Volksschulklasse gab es immer eine Abgangsprüfung, nur ab 1937 musste man sie in rumänischer Sprache ablegen. Sie fand in der Nachbargemeinde Halvelagen statt. Die Prudner Schüler haben diese Prüfungen immer gut bestanden, sogar im Schuljahr 1939/40 belegten sie den 1. und 3. Platz (Rudolf Höhr, Fritz Weprich).

Am Ende der 7. Klasse fand auch die Konfirmation statt und für die Jungkonfirmanden gab es in den daraufkommenden Wintermonaten die Fortbildungsschule, die auch verpflichtend war. Diese Fortbildung wurde vom Schulrektor geleitet und es wurden Richtlinien für die bäuerliche Wirtschaft und Hauswirtschaft vermittelt.

In den Jahren von 1942-1944 unterstanden die deutschen Schulen der "Deutschen Volksgruppe in Rumänien" (D.V.R. ), die unter Einfluss der Braunen Bewegung aus Deutschland stand. Die Schule wurde von der Kirche getrennt und die D.V.R. betreute die Schulen und bezahlte auch die Lehrer. Die Trennung der Schulen von der Kirche, war nicht zu begrüßen, aber finanziell kam sie der armen Landbevölkerung zu gute, da sie eine kleinere Kirchensteuer zahlen musste. In Pruden diente die Weinernte zur Abzahlung der Kirchensteuer. Sogar den Rückstand der Gemeinde an die Lehrer wurde von der D.V.R. ausbezahlt. Ich kann mich noch gut erinnern, wie mein Vater den Rückstand für die letzten 3 Jahre über die D.V.R. nachbezahlt bekam und wir für das ganze Geld ein Radio kauften. Nur der Ladenbesitzer Rudolf Waedt besaß in Pruden ein Radio und nun auch wir. In diesen 3 Jahren, kamen wir ohne das Einkommen von meinem Vater aus, dank dem kleinen Grundbesitz meiner Mutter und alle Mitglieder der Familie halfen in der Wirtschaft mit.

Die Pfarrersfrau Adele Lingner wurde in den Jahren 1942-1944 als Lehrerin für die Unterstufe der Volksschule angestellt, also bis zum Umsturz vom 23. August 1944. Rumänien brach das Bündnis mit Deutschland und trat auf die Seite der Sowjetunion. Nun kämpften sie zusammen mit der Roten Armee gegen Deutschland. Viele Kinder wurden nach dem Januar 1945 elternlos und von Großeltern und Verwandten aufgenommen. Ihre Eltern und ein Teil ihrer Geschwister kamen zur Zwangsarbeit nach Russland. Im folgenden Jahr, wurden alle sächsischen Landsleute über Nacht besitzlos und aus Haus und Hof von den Motzen (Rumänen) verdrängt. Größere Kinder mussten nach der Schule an der Seite ihrer Großeltern und Tanten auf dem Besitz der Neuangesiedelten oder der einst gewesenen Tagelöhner (Zigeuner) und auch auf dem Staatsgut arbeiten, um ihr tägliches Brot zu verdienen.

- Vom August 1944 bis 1948 wurden die deutschen Schulen an die Evangelische Kirche wieder zurückgegeben. In dieser Zeit versah Pfarrer Andreas Lingner allein den Schuldienst (Unterstufe und Oberstufe), da mein Vater nach Russland zur Zwangsarbeit verschleppt wurde. Am 3. August 1948 erschien die neue Schulreform, auf Grund derer das gesamte Schulwesen eine neue Struktur bekam. Dabei wurden alle kirchlichen Schulen mit Vermögen vom Staat übernommen. Die neue Elementarschule mit den Klassen 1-7 wurde eingeteilt: 1. Zyklus (Kl. 1-4) und II. Zyklus (Kl. 5-7). Ab dieser Schulreform wurden jedes Jahr Schüler in die 1. Klasse aufgenommen. Den II. Zyklus, der nun dem Untergymnasium gleich gestellt wurde, gab es nur noch in den größeren Ortschaften, wie Goß-Alisch, Elisabethstadt. Im Obergymnasium gab es nur noch 3 Klassen, so gab es insgesamt nur noch 10 Klassen. Erst später gab es in der

Allgemeinschule (vorher Elementarschule) 8 Klassen und im Gymnasium (Obergymnasium) 4 Klassen, zusammen 12 Klassen.

Nach Pruden kam in den 1. Zyklus 1948 als Lehrerin, eine junge und tüchtige Absolventin der Pädagogischen Schule, Rosemarie Leonhardt und blieb bis 1961. Etwa 1959 wurde in Pruden die Deutsche Schule aufgelöst, weil die Anzahl der Schüler unter 7 betrug. Lehrerin Rosemarie Leonhardt beschäftigte sich auch mit der Jugend, führte das Theaterstück: „Der Herr Lehrer kommt“ auf und war in der Gemeinde sehr beliebt. In Pruden fand sie auch ihr Glück fürs Leben und heiratete den Pfarrerssohn Andreas Lingner. Nach der Schulreform von 1958 wurden alle Schulen der Minderheiten (deutsche Schulen) mit den rumänischen Schulen verbrüdet, bildeten nun Abteilungen mit deutscher Unterrichtssprache und in der Regel blieb der rumänische Direktor als Schulleiter. Ab 1959 wurde Geographie und Geschichte Rumäniens in rumänischer Sprache unterrichtet. Ab dieser Schulreformen hat man zweifellos den Verlust der gewachsenen Eigenständigkeit des Siebenbürgischen Schulwesens durch deren Trennung von der Evangelischen Kirche betrachtet, vermisst. Aber man kann bei aller Kritik am sozialistischen Unterrichtssystem einige Erfolge nicht absprechen. Die Sachsen haben andererseits die sich nach 1948 bietenden Bildungsmöglichkeiten geschickt genutzt. Nach der Enteignung ihres bäuerlichen Besitzes, bemühten sie sich um Erlernung neuer Berufe, gekoppelt mit höherer Schulbildung. Nach den Klassen 5 - 7 - 8, hatte man den Zugang zu den Berufsschulen und den Mittelschulen, danach zu den Hochschulen. Die sächsische Bevölkerung wechselte ihren Wohnsitz, verdrängt durch die Motzen und kamen in die Stadt, darunter viele Prudner und ihre Kinder kamen in den Genuss der Stadtschule. In Deutschland konnten unsere Kinder sich in allen Schulen und Hochschulen behaupten, brachten es zu anerkannten Fachleuten.

*Helmut Höhr*

*Lehrer für Mathematik und Physik*

*Rastatt, den 24. Februar 2008*

### **Rudolf Höhr war als Rektorlehrer in Pruden angestellt vom:**

1. September 1920 - 31. März 1922;

1. September 1936 - 31. Dezember 1944.

Er kam als junger Lehrer am 1. September 1920 nach Pruden und heiratete 1922 Frau Sara Weprich vom Haus Nr. 63 (Brunnen). Sein besonderer Verdienst in Pruden, war die Blasmusik, da er schon in Hermannstadt im Lehrer-Seminar die Blasmusik leitete. In Pruden hat er, sowohl die ältere Generation der Bläser (Adjuvanten), als auch von den jüngeren ausgebildet. Die Blasmusik stand bei allen Veranstaltungen im Mittelpunkt: Weihnachten, Silvester, Wintergrünholen, Kinderball (Blasi - immer am 2. Februar - Marienitag), am Peter - und Paulstag, wenn man um die Krone tanzte, Tanzveranstaltungen und fehlte bei keiner Beerdigung.

Vom Januar 1945 bis zu seinem Tode, den 6. Dezember 1947, war er im russischen Arbeitslager in Kungur / Ural.



*Rektorlehrer Rudolf Höhr und seine Schüler aus der 7. Kl. Schuljahr 1920 / 21 der Jahrgänge 1908 / 9*

### **Rosemarie Lingner, Lehrerin in Pruden von 1948 – 1961**

Im Sommer 1948 übernahm der Staat alle deutschen Schulen und damit änderte sich alles. Wir Lehrerinnen wurden vom Staat bezahlt, bekamen neue Lehrpläne und Bücher. Ich wurde nach Pruden versetzt. Für mich bedeutete das eine große Erleichterung, denn die 8 Kilometer zu Fuß bis zur Bahn, die mich dann bis nach Schäßburg brachte. Auch hatte ich nicht mehr 117 Kinder in drei Klassen vor mir, sondern nur noch 37 in vier Klassen. Das zweijährige Aufnahmesystem galt nicht mehr. Auch waren die Kinder besser vorbereitet; sie hatten vor mir den Lehrer Frank, der es verstanden hatte, seinen Schülern etwas beizubringen.

Eine Schwierigkeit bestand allerdings darin, dass in Pruden nur der erste Zyklus (Klasse 1-4) angeboten wurde. Den zweiten Zyklus gab es nur in Alisch, wo man für die Aufnahme fremder Kinder jedoch noch nicht vorbereitet war. Ein Internat gab es nicht. So kam es, dass manche Kinder nur 4 Jahre lang zur Schule gingen. Wie diese Sache schließlich doch geregelt wurde, weiß ich nicht mehr. Die damaligen Schüler erinnern sich aber sicherlich noch daran.

Ansonsten lief alles seinen gewohnten Gang. Der rumänische Lehrer Boariu ließ mich

in der deutschen Schule schalten und walten, wie ich wollte. Mit einigen Schwierigkeiten hatte ich allerdings schon zu kämpfen. Zum Beispiel mit Holz: In Bekokten, meinem vorhergehenden Arbeitsort, sorgten die Burschen dafür, dass ich Holz erhielt. Da die Kirche aber nicht mehr für die Schulen verantwortlich war, blieb ich im Winter 1948/1949 ohne Holz. Ich fragte nach, wie ich zu einer Fuhre Holz



*Lehrerin Rosemarie Lingner*

kommen könnte. Mir wurde gesagt, dass ich einen Bon bräuchte. Und wie ich diesen erhielt? Ich müsse 12 m Straßengraben ausheben oder eine Fuhre Schotter aus der Kokel für die Straße bringen. Beides konnte ich nicht. Jemanden bezahlen, der es an meiner Stelle gemacht hätte, durfte ich wiederum nicht. Ich hätte dann die Arbeitskraft eines Menschen in Anspruch genommen und das wäre Ausbeutung gewesen. Als Ausbeuter hatte ich aber kein Recht auf Holz.

Der Winter war sehr hart. Jeden Morgen musste ich mit einem Hammer das Eis im Wassereimer zerschlagen, um mich waschen zu können. Und wenn ich in den Zahnputzbecher Wasser schüttete, so waren darin, bis ich die Zähne geputzt hatte, nur noch Eiskristalle. So beschloss ich also, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Ich nahm eine kleine Axt und ein Seil und ging in den Wald, suchte nach trockenen Ästen, band sie zusammen und zog sie nach

Hause. Das war zwar auch verboten, aber das einzige Mittel gegen Erfrieren.

In der Schule hatten wir in diesem Winter anstatt Holz Torf bekommen, ganz zerfallenen, der nur rauchte und Asche hervorbrachte, aber keine Wärme lieferte. Einmal sah mich ein Parteiaktivist mit meiner Bürde aus dem Wald kommen und erkundigte sich im Dorf, wer das sei, denn nach einer Zigeunerin sah ich nicht aus. Als er hörte, dass es die „doamna saşilori“ sei, versammelte er alle Waldhüter aus dem Kreis Schäßburg und gab ihnen den Auftrag, die Lehrer mit Holz zu versorgen, auch ohne Bon.

### **Die kleinste Schule der Welt**

Im Jahr 1950 (?) hatte Pruden und damit ich die kleinste Schule der Welt. In der Zeitung erschien ein Artikel, die kleinste Schule der Welt sei auf einer Hallig, mit fünf Kindern, vier Klassen ein Rektor. Ich war auch Rektor, bekam eine Zulage zum Gehalt, hatte auch vier Klassen zu unterrichten, erhielt eine Extrazahlung und hatte aber nur drei Schüler: Je einen Schüler in der ersten, der zweiten und der dritten Klasse. Die erlaubte Mindestzahl waren eigentlich fünf Schüler. Mit weniger Schülern wurde die Schule aufgelöst. Das wollte ich auf keinen Fall zulassen. Deshalb schrieb ich mit Einverständnis des rumänischen Lehrers, zwei rumänische Kinder ein. Das ging aber nicht gut, weil sie kein einziges Wort Deutsch konnten. Da musste ich nach einem anderen Ausweg suchen. Ich ging nach Schäßburg auf den Pfarrhof. Dort nannte man

mir zwei Kinder, die ohne Eltern geblieben waren und von ihren Nachbarn unterhalten wurden. Ich nahm sie mit nach Pruden. Ein kinderloses Ehepaar gab ihnen Quartier, das Essen bekamen sie reihum von den Dorfbewohnern, jeden Tag von einer anderen Familie. Sie gaben es mit einer bemerkenswerten Selbstverständlichkeit, damit ihre deutsche Schule nicht geschlossen würde. Im darauffolgenden Schuljahr kamen noch zwei Kinder dazu. Damit war der Bestand der Schule auf jeden Fall gesichert.

### **Theater und Blasmusik**

Wir Lehrerinnen waren zu außerschulischen Tätigkeiten verpflichtet, d.h. wir mussten mit der Jugend Chor, Theater und Tänze einüben. Aber vor allem mussten wir Alphabetisierungs - Kurse für Motzen und Zigeuner abhalten. Mit der Jugend kam ich gut zurecht, aber Letzteres war eine Sache für sich. Niemand kam freiwillig in die Schule, ich musste zu ihnen nach Hause gehen. Am Ende des Kurses mussten sie eine Prüfung ablegen. Die Polizei brachte sie in die Schule und da musste ich mit ganz großen Buchstaben an die Tafel schreiben: „Trăiască Republica Populară Română, scumpa noastră patrie“. Das mussten sie abschreiben und darunter ihren Namen setzen. Das war die schriftliche Prüfung. Ein dicker Zigeuner, ich weiß nicht mehr, wie er hieß, saß vor seinem leeren Blatt und rührte sich nicht. Auf meine Frage, ob ich ihm helfen sollte, behauptete er: „Nu, știu totul“ (Nein, ich weiß alles!) Das Blatt aber blieb leer. Gegen Ende der Prüfung winkte er mich heran und sagte: „Știu să scriu, să - mi spuneți numai din ce capăt să încep“ (Ich kann schreiben, sagen Sie mir nur, wo ich anfangen soll).

Die Prüfung bestanden alle mit Glanz. Und als Beweis ihres Erfolges übte der rumänische Lehrer ein Theaterstück über Tito mit ihnen ein. Mein dicker Zigeuner stellte Tito dar. Über seinen Bauch, an einem breiten Gürtel angeklebt, stand mit großen Buchstaben „TITO“. Sämtliche Akteure standen in einer Reihe auf der Bühne. Es gab weder ein Bühnenbild noch Kostüme. Der Lehrer sagte einen Satz vor und einer der Schauspieler trat einen Schritt vor und wiederholte ihn. Beide Sätze hörte man bis in die letzte Reihe. Beim Höhepunkt angelangt, stand plötzlich eine Zuschauerin auf und rief: „Hai acasă, măi Ioane, încă n-ai dat la porci.“ (Komm nach Hause Ioane, du hast die Schweine noch nicht gefüttert). Darauf trat Tito an die Rampe und rief mit lauter Stimme in den Saal: „Ce ai cu mine, tu femeie? Eu nu-s bărbatul tău! Eu sînt călăul Tito!“ (Was willst du von mir, Frau? Ich bin nicht dein Mann! Ich bin der Henker Tito). Er trat wieder in die Reihe zurück und sie spielten weiter. Ich musste so lachen, dass ich am nächsten Tag Muskelkater um den Mund herum hatte. Was mich aber am meisten beeindruckt hatte, waren die Zuschauer. Ich hab selten ein Stück gesehen, bei dem die Zuschauer so mitgelebt haben und so begeistert waren wie jetzt. Es war das erste Mal, dass sie ihre Angehörigen auf der Bühne sahen.

Ein anderes Kapitel war die Blasmusik. Im Schulinventar waren einige Instrumente der Adjuvanten eingetragen: Ein Flügelhorn, ein Bassflügelhorn, ein Bass, zwei Trompeten, eine Klarinette. Von Halvelagen bekam ich den Befehl, entweder die Instrumente zu benutzen oder sie abzugeben. Letzteres wollte ich nicht. Aber wie sollte ich eine Blasmusik aufstellen? Alle, die früher gespielt hatten, waren in Deutschland oder Russland und es gab niemanden in der Gemeinde, der sich mit den Burschen abgeben wollte. Da lehrte ich sie erst einmal die Noten lesen. Dann kamen die

Instrumente dran. Ich selbst schaffte es nicht, den Instrumenten einen Ton zu entlocken. Und wie man mit den paar Klappen die Tonleiter hervorbringen sollte, war mir schleierhaft. Da borgte ich mir ein achtbässiges Akkordeon, spielte darauf das „C“ und jeder musste versuchen, auf seinem Instrument diesen Ton nachzuspielen. Es war nicht einfach, aber es klappte letztendlich recht gut. Dann versuchten wir, aus den Heften der Adjuvanten das erste Lied zu spielen. Es war ein dreizeiliger Walzer mit dem Titel „Geduld ist mir gewachsen, ein ganzer Garten voll“. Auf der zweiten Seite war eine ebenfalls dreizeilige Polka. Den Titel kenn ich nicht mehr, aber als beide Stücke einigermaßen klangen, spielten die Burschen nach dem Theater - zur Freude der Dorfbewohner - wie früher zum Tanz auf.

Da ich die einzige Lehrerin der Schule war, oblagen mir auch alle anderen außerschulischen Tätigkeiten. Ich musste mit der Jugend Chöre, Tänze und Theaterstücke einstudieren. Auf Befehl von oben mussten wir uns mit vierstimmigen Chören und Tänzen an irgendwelchen Wettbewerben beteiligen. Das meiste davon machte mir Spaß und den Jugendlichen ebenfalls. Während in anderen Gemeinden Polizei- und Parteiaktivisten sie zu den Proben brachten, kamen meine gern. Die Kollegen in den umliegenden Gemeinden beneideten mich deswegen. Ich selbst hatte aber auch viel Spaß, mit den jungen Prudnern zu arbeiten. Besonders das Singen machte meiner Truppe viel Freude. Mir weniger, denn ich konnte nicht singen und als Instrument hatte ich nur meine alte Blockflöte. Ich hatte Glück, dass meine Sänger sehr musikalisch waren, schnell lernten und von sich aus den richtigen Ton fanden. Ich hatte auch nur Sachsen im Chor, da die Motzen und Zigeuner nicht im Stande waren mehrstimmig zu singen. Um das zu beweisen, lud ich die Parteibonzen ein, bei den Proben zuzuhören. Sie gaben mir schließlich die Erlaubnis, nur mit den Sachsen zu proben. Bei Wettbewerben gewannen wir auch meistens einen Preis: Bücher für die Bücherei, die niemand las, Bänke für den „Gemeindesaal“, den wir nicht hatten. Als solcher diente eine Klasse in meiner Schule, 11 m lang und 7 m breit; keine Bühne. Die brauchten wir aber: Wir mussten schließlich jedes Jahr auch ein Theaterstück einüben. Die Bühne musste daher für jeden Auftritt neu gebaut werden. Zuerst ging ich mit einigen Burschen in den Wald und wir fällten eine gerade gewachsene Esche. Aus der wurden dann lange Sägeböcke als Füße für die Bühne gezimmert, darauf kamen lange Bretter. Die wurden vom Zaun des Pfarrers abmontiert und ausgeliehen. Den Vorhang, ein Übrigbleibsel aus der guten alten Zeit, lieh uns Frau Pfarrer. Noch einige Sprüche an der Wand und Möbelstücke und die Bühne war wunderschön, nur der Saal halt ein wenig zu klein. Das merkten auch die Petroleumlampen. Ihre Flammen wurden immer kleiner, bis sie schließlich aus Sauerstoffmangel ausgingen. Da mussten die Fenster geöffnet werden. Aber nicht alle ließen sich öffnen; einige waren zugenagelt. Da musste ich durch den Saal schreien: „Vom linken Fenster den rechten Flügel“ und so weiter, bis die Lampen wieder brannten und die Leute wieder atmen konnten. Dann ging das Spiel weiter.

Auf diesem Wege möchte ich den damaligen Jugendlichen meinen Dank ausrichten und ihnen meine Anerkennung zollen. Als ich nämlich einmal nicht zur Probe kommen konnte, weil ich mir den Fuß verstaucht hatte, holten die Burschen mich mit einem Schlitten ab und zogen mich durch die Gemeinde bis zum Versammlungsort. Waren keine Proben, traf man sich in der Spinnstube. Da wurde viel gearbeitet, gesungen,

gelacht und erzählt. Es war jedenfalls immer sehr unterhaltsam.

### **Sector agricol**

Die Schule war aber nicht mein einziges Betätigungsfeld. Ich war verantwortlich für einen „sector agricol“ (landwirtschaftlicher Bereich) mit 50 Neubauern. Die musste ich während der Anbauzeit morgens fünf Uhr wecken und aufschreiben, wie viel sie zu säen vorhatten. Dann hieß es „vreo 2 feldere“ (ca. 40 Liter). Ich musste das aber in Quadratmeter und Ar aufschreiben. Ein schwieriges Unterfangen. Zum Schluss nach der Umrechnung war die angebaute Fläche dreimal so groß wie der ganze Prudner Hattert. In Wirklichkeit hatten die meisten aber gar nicht gesät, den vom Staat erhaltenen Weizen aufgegessen und den Sachsen den Anbau um die Hälfte überlassen. Nach dem Anbau musste ich nachts um 2:00 Uhr gehen, um Schafe zu zählen. Dies musste nachts geschehen, damit die Schafe nicht heimlich in den Nachbargarten getrieben wurden.

Meine Hauptaufgabe bestand aber darin, die Neubauern zu überzeugen, in die Kollektivwirtschaft einzutreten. Das war ein schwieriges Unterfangen, denn eben waren sie stolze Grundbesitzer geworden, lebten gut ohne zu arbeiten (die Zigeuner). Die Motzen verlangten alle, eine Hofstelle zugewiesen zu bekommen und 28.000 Lei, um sich ein Haus darauf bauen zu können. Von wem diese Idee stammte, weiß ich nicht. Jedenfalls trat nicht ein einziger in das Kollektiv ein, bevor er nicht das Versprochene erhalten hatte.

Zum Teil brachten die Motzen ihre Blockhütten aus dem Gebirge und stellten sie auf ihrem Hofplatz auf. Sie durften nicht mehr auf sächsischen Höfen wohnen. So kam es, dass hinter dem alten Pruden ein neues entstand, in Richtung Halvelagen.

Und auf diese Art kam auch Pruden zu einer Kollektivwirtschaft. Eintreten durfte nur, wer Boden besaß und diesen abgegeben hatte. Die Ernte wurde nach geleisteten Arbeitstagen verteilt. Wer keinen Grund hatte – die Sachsen – konnte auf der Staatsfarm arbeiten und sich so sein Brot verdienen.

### **Aushilfe in der Kanzlei**

Eine andere wichtige Aufgabe war, in der Kanzlei auszuhelfen. Da waren nämlich solche beschäftigt, die des Lesens und des Schreibens gar nicht oder nur in geringem Maße kundig waren. Als Ausgleich bekam ich die Erlaubnis, den Schulgarten zu benutzen. Da sagte mir der Kurator, da sei genug Gras für ein Schaf. So schaffte ich mir ein Schaf an, es hieß Becky. Wenn Becky mit den anderen Schafen ins Dorf zurück kam, konnte ich nicht erkennen, welches Schaf mir gehörte. Dafür kannte aber jedes Kind mein Schaf. So hatte ich im Sommer Urda, Käse und Wolle. Die Wolle wurde in eine Kämmerei gebracht und dann spann ich und färbte sie mit grünen Nusschalen braun. Daraus strickte ich meinen Kindern Pullis, lange Hosen, Mützen, Socken und Handschuhe, alles, was man halt im Winter braucht. Zu kaufen gab es Derartiges nämlich nicht.

Im Herbst bekam ich für die Schule richtiges Holz zum Heizen. Um im Schuppen dafür Platz zu machen – da war noch immer viel vom zerfallenen Torf – leerte ich diesen auf das Beet im Garten und setzte im Frühjahr Kartoffeln. Denen gefiel der Torf wunderbar und meine Kartoffeln wurden prächtig; solche Kartoffeln, so viele und so dicke, hatte ich nicht erwartet. Das Holz, das wir anstelle des Torfs bekamen, war richtiges

Klafterholz und hatte eine lange Reise hinter sich. Erst mussten die Eltern meiner Schüler 200 m von der Schule entfernt, Holz auf den Wagen aufladen und nach Elisabethstadt auf den Bahnhof bringen. Dort luden sie es auf das Ende eines langen Holzstoßes ab. Vom anderen Ende des Holzstoßes wiederum luden sie Holz auf und brachten es nach Pruden. Ich hab nie verstanden, warum das Holz diese lange Reise machen musste.

### **Selbst ist die Frau**

Ich hatte in Pruden noch mehrere Gelegenheiten, Erfahrung in der Landwirtschaft zu erwerben. Einige Jahre hindurch bekam ich statt der üblichen Brotkarten 25 Ar ( $\frac{1}{4}$  ha) Ackerland, das ich aber selbst bearbeiten musste (ackern, eggen, säen, hacken, ernten). Jemanden dafür zu bezahlen, war nicht erlaubt. Ich hätte seine Arbeitskraft für mich ausgenutzt, das wiederum wäre Ausbeutung gewesen. Und als Ausbeuter hatte ich kein Recht auf ein Grundstück. So musste ich alles selbst machen. Obwohl ich in meinem Leben noch nie einen Pflug aus der Nähe gesehen hatte und auch nicht die leiseste Ahnung hatte, wie man damit umgeht. Der Pfarrer lieh mir seine Büffelkuh, die noch nie im Joch gegangen war. Und von Herrn Tatter erhielt ich eine Kuh und den Pflug. Er zeigte mir kurz, wie die Sache geht. Ich wusste es zwar immer noch nicht, aber die Kuh wusste, dass sie in der Furche gehen musste. So war ich bald mit dem Ackern fertig. Dann kam das Eggen. Da wusste die arme Kuh nicht mehr, wo sie gehen musste und lief über den Acker und ich mit der Egge am Seil hinterher. Es muss schon sehr lustig ausgesehen haben, denn Michael Gutt, der gerade vorbei ging, blieb stehen und lachte. Er rief mir zu, ich müsse nur rufen „links“ oder „rechts“, die Kuh verstehe das. Die Kuh schon, aber ich wusste nicht, wie man auf Kuhisch „links“ oder „rechts“ sagte. Er erbarmte sich meiner und eggte und besäte den Acker für mich. Ich war ihm für seine Hilfe überaus dankbar.

Das Lustige dabei war, dass die Bauern schon längst gesät hatten und der Mais schon bald gehackt werden musste. Er war aber schwach, denn es hatte nicht geregnet. Auf meinen frisch gesäten Mais fiel in der ersten Nacht ein feiner, warmer Regen und so wurde er der schönste weit und breit.

Beim Hacken fragte ich einen Bauern, der in der Nähe war, wie viel Platz zwischen den einzelnen Stängeln sein müsste. Er sagte mir, so viel, dass ein Schaf dazwischen Platz hätte. Da wusste ich erst recht nicht, ob das der Länge oder der Breite nach gemeint war. Trotzdem hatte ich im Herbst schönen Mais zu ernten. Den brachte ich meinen Eltern nach Schäßburg. Damit fütterten sie ein Schwein und hatten auch Palukesmehl. Dies war wichtig, da es nichts zu kaufen gab.

### **Wild in den Wäldern**

Was für mich auch zu Pruden gehört, ist das Wild in den Wäldern. Da gab es nicht nur Rehe und Hirsche, sondern auch viele Wildschweine und Wölfe. Mit all diesen Vierbeinern hatte ich oft denkwürdige Begegnungen, die für mich ziemlich aufregend waren. Als ich einmal im Dunklen mit dem Rad nach Pruden unterwegs war, lief ein Tier die ganze Zeit neben mir im Graben mit. Ich dachte, es sei ein Hund, und versuchte ständig, ihn durch Rufe zu verscheuchen. Er ließ sich aber nicht beirren und folgte mir auf Schritt und Tritt. Als ich am Prudner Bach ankam, blieb er stehen und stieß einen gräßlichen Schnaufer aus: Es war kein Hund, der mich begleitet hatte, sondern ein Wildschwein!

An der gleichen Stelle unter den Weingärten traf ich einmal auf einen Hirsch. Es knackte plötzlich im Gebüsch und vor mir stand ein riesiger Hirsch mit einem noch riesigeren Geweih. Ich wusste nicht, dass so ein Tier eine so breite Brust hat. Er stand 3 m vor mir, senkte und hob den Kopf mit seinem eindrucksvollen Geweih und stapfte mit dem Vorderfuß auf die Erde. Mir blieb vor Schreck der Atem stehen, obwohl ich wusste, dass Hirsche dem Menschen eigentlich nichts tun. Hinter ihm kamen noch etliche Hirschkühe aus dem Wald und liefen über die Straße auf die Wiese. Sie verharrten in einiger Entfernung. Da machte auch mein Gegenüber kehrt und folgte den Kühen.

Bedeutend mehr Angst jagten mir aber die Wölfe ein. Ich hatte öfters das Vergnügen, sie aus der Nähe in freier Wildbahn zu bewundern. Jedesmal zitterten mir dabei gehörig die Knie. Eines dieser Zusammentreffen ereignete sich wiederum unter den Weinbergen an der Kokel. Ich fuhr mit dem Rad nach Pruden. Da kam mir ein Wagen entgegen. Die Leute fuchtelten mit den Armen und machten mir Zeichen. Da sprang Hans Keul aus dem Wagen, nahm die Axt und schritt auf mich zu. Das kam mir etwas sonderbar vor. Als ich um die kleine Bergnase fuhr, stand ein Wolf vor mir. Seine Aufmerksamkeit galt aber dem Wagen. Als ich so plötzlich vor ihm auftauchte, war er genau so überrascht wie ich, machte kehrt und lief in den Weinberg zurück.

Bei der zweiten Begegnung lief ich in Todesangst nicht vor einem, sondern vor einem ganzen Rudel Wölfe davon. Es war auch nicht Herbst, sondern tiefster Winter, 2:00 Uhr nachts bei Mondenschein und dickem Schnee. Ich war allein unterwegs zwischen Halvelagen und Pruden. Es war an einem 30. Dezember. Was ich da machte? Am Nachmittag wurden die Schuldirektoren beider Gemeinden nach Halvelagen bestellt, um den Kostenvoranschlag für die Schulen zu machen. Der musste am nächsten Tag bei der Kreisverwaltung vorliegen. So stapfte ich mit dem rumänischen Lehrer nach dem Mittagessen los. Aber mit unserer Arbeit wurden wir erst weit nach Mitternacht fertig. Alle anderen verschwanden in Windeseile zum Bahnhof, um nach Hause zu kommen (Alisch, Mediasch). Und ich stand plötzlich alleine in Halvelagen auf der Straße. Nirgends war mehr ein Licht zu sehen, außer dem Mond.

Da ich die Strecke nach Pruden so oft gegangen war und mir dabei noch nie etwas passiert war, beschloss ich, mich auf den Heimweg zu machen. Also stapfte ich durch den Schnee zurück nach Pruden. Auf halber Strecke zum Wald, als ich gerade um eine kleine Kurve bog, hörte ich gräßliche Laute, und was ich da sah, ließ mir das Blut erstarren: Etwa 100 m vor mir stießen ein Rudel Wölfe neben der Straße aufeinander und knurrten und heulten entsetzlich. Was sollte ich tun? An den Wölfen vorbei? Nein. Also ging ich langsam rückwärts, solange ich sie sehen konnte, dann machte ich kehrt und lief so schnell ich konnte nach Halvelagen zurück. Da hatte ich Glück, dass mir ein Wagen entgegen kam. Es waren die Angestellten der Staatsfarm, die auch den Kostenvoranschlag einreichen mussten und auf dem Heimweg nach Pruden waren. Sie sahen mich und nahmen mich mit und retteten mir sozusagen das Leben.

Von den Wölfen war bis auf ihre Spuren im Schnee nichts mehr zu sehen. Wieder zu Hause war mein erster Gang zum Spiegel. Ich wollte sehen, ob ich nicht vor lauter Angst weiße Haare bekommen hatte. Es war nicht der Fall.

## Drei Wölfe im Dorf

Ein anderes Mal sah ich gleich drei Wölfe und diesmal von meinem Fenster im Pfarrhaus aus. Sie hetzten eine Hirschkuh durch das Dorf. Zwei Wölfe liefen seitlich von ihr und einer hinter ihr her bis zu der Kirche. Neben dem Pfarrhaus war der einzige Laden des Ortes und an dem Tag war auf der Staatsfarm Zahntag. Jeder kaufte sich sein Schnäpschen. Die Straße war voller fröhlicher Männer. Die Hirschkuh blieb stehen; die Wölfe auch. Die Männer, nachdem sie sich von der Verwunderung erholt hatten, fingen an, mit den Armen herumzufuchteln und zu schreien. Die Hirschkuh brach zusammen, die Wölfe liefen zurück. Der Waldhüter, der auch unter den Leuten war, brachte die zusammengebrochene Kuh in seinen Stall, wo sie nach kurzer Zeit verendete.

In den 13 Jahren meines Aufenthalts in Pruden hab ich noch oft Wild gesehen. Aber diese Begegnungen waren nicht so spektakulär. Nur einmal hatte ich gelacht, bei einem Erlebnis mit einem Wolf. Wir, d.h. „die Spitze“ der Prudner Gesellschaft, waren in der Kanzlei versammelt und warteten auf einen Parteiaktivisten aus Schäßburg, der eine Sitzung leiten sollte. Nach einiger Zeit des Wartens wurde die Tür aufgerissen und herein stürmte ein bedauernswerter Mann: Knallrot und schweißüberströmt das Gesicht, das Hemd offen, die Schuhe morastig und schrie uns entgegen: „Nu mai viu la Prod!“ (Ich komme nie mehr nach Pruden!) Was war geschehen? Er hatte eine Abkürzung durch den Wald genommen und war dabei auf einen Wolf gestoßen. Den Dorfbewohnern war dieser wohlbekannt; er war nämlich häufig an der Stelle anzutreffen, tat aber nichts Böses. Als nun der Aktivist vor lauter Angst zu laufen anfang, folgte ihm der Wolf und begleitete ihn bis zur Gemeinde. Die Angst des Parteiaktivisten war daher durchaus verständlich.

Er war nach Pruden gekommen, um die Wahlen vorzubereiten, um dafür zu sorgen, dass alles reibungslos abläuft. Ich musste in der Nacht vor dem großen Tag in der Kanzlei Telefondienst machen. Auf einem Sofa schnarchte der erschöpfte Aktivist. Nach Mitternacht wurde die Tür aufgerissen, der Nachtwächter stürmte atemlos herein und brüllte: „Dușmanul de clasă se mișcă!“ (Der Klassenfeind rührt sich!) Der Aktivist horchte auf, fuhr in seinen Pelzmantel und mit gewichtigen Schritten marschierten sie hinaus, um den Klassenfeind auf frischer Tat zu ertappen. Nach kurzer Zeit kamen sie zurück geschlichen. Was war geschehen? Der Klassenfeind (Herr Keul, der Müller) hatte keine Gegendemonstration vorbereitet, sondern Schweine auf den Wagen geladen, um sie in Mediasch zu verkaufen.

Bei den Wahlen kam es trotz aller Vorsorge zu einem unvorstellbar schrecklichen Vorkommnis: Beim Auszählen der Stimmen stießen wir auf einen Stimmzettel, der mit dicken Strichen überzogen war und darauf in großen Buchstaben geschrieben stand: „Nu vreau“ (Ich will nicht!) Was war zu tun? Denn es durfte nicht sein, dass der Kandidat nicht mit 100 % der Stimmen gewählt wurde. Die Sache schlug hohe Wellen und ging bis zum Rayon. Auch da wusste man keinen Rat. Sollte man die Wahl annullieren, den betroffenen Wahlzettel vernichten oder gab es noch eine andere Lösung? Die Aufregung war jedenfalls sehr groß. Wie die Sache schließlich gelöst wurde, weiß ich nicht mehr. Oder verlief alles im Sand?

### **Seidenraupen**

Am Anfang vom Sommer bekam ich ein Tütchen, wie ein Samentütchen, mit 10 Gramm Seidenraupeneiern. Die sollten wir, d.h. meine drei Schulkinder und ich, füttern und die Kokons abliefern. Es war nur eine winzige Menge schwarzer Kügelchen. Das schaffen wir schon, dachte ich, legte sie in einen Schuhkarton, Maulbeerblätter darüber und dachte nichts Böses. Nach kurzer Zeit wimmelte es in dem Karton von kleinen Rüpchen, die grässlichen Hunger hatten, Tag und Nacht fraßen und stetig wuchsen. Ich erhielt eine dicke Rolle mit durchlöchertertem Papier. Dieses musste ich jeden Abend über die Raupen ausbreiten und frische Blätter darauf streuen. Dann krochen die Raupen durch die Löcher hindurch zu den frischen Blättern, einige blieben zurück. Diese musste ich mit dem Finger abklauben und auf die frische Lage legen, was mir nicht sehr angenehm war.

Beim Füttern der Raupen hatte ich das Glück, dass Ditz Lingner, der Sohn des Pfarrers, zu Hause war. Er half mir beim Pflücken der Blätter, täglich sammelten wir einen 100 Liter Sack voll, Maulbeerbäume gab es nur ganz wenige im Dorf. Nach kurzer Zeit wimmelte die ganze Klasse vor Raupen. Sie begannen sich einzuspinnen. Ich stellte die kahlen Äste im Klassenzimmer auf, aber das reichte längst nicht aus. An den unmöglichsten Stellen spannen die Viehcher sich ein. Zum Schluss konnte ich aber stolze 10 kg Kokons abliefern und bekam als Belohnung Baumwolle, woraus ich Tischtücher webte.

### **Russischunterricht**

An einem Samstag bei einer üblichen Direktorensitzung in Schäßburg wurden wir gefragt, wie viele Kinder in der 4. Klasse eingeschrieben seien. Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür und herein wurden etliche Kisten mit Bücher gebracht. Wir waren alle sehr gespannt, was uns da erwartete. Da bekam jeder für jedes Kind der 4. Klasse ein Buch ausgehändigt. Es handelte sich dabei um Lehrbücher der russischen Sprache. Am darauf folgenden Montag mussten alle 4. Klassen Russischunterricht erhalten. Ich hatte keine Ahnung, weder vom Alphabet noch von der Sprache. Ich hatte aber Glück, denn im Pfarrhaus wohnte außer mir noch eine Lehrerin, die aus der Moldau geflüchtet war. Sie war des Russischen mächtig und unterrichtete mich abends. Mein frisch erlerntes Wissen übermittelte ich am nächsten Tag den Schülern. Diese Methode wendete ich im ganzen Schuljahr an.

### **Das Kreuz auf der rumänischen Schule**

Eines schönen Tages erschien in meiner Schule eine Delegation von Parteileuten aus Bukarest. Sie wollten von mir wissen, wie viele Mischehen es in Pruden gab. Natürlich gab es keine. Da wurde ich furchtbar beschimpft, nicht genug Überzeugungsarbeit geleistet zu haben. Um etwas Erfreulicheres zu erfahren, gingen sie in die rumänische Schule. Auf dem Weg dorthin fiel ihnen als erstes das Kreuz auf dem Giebel der rumänischen Schule auf. Das war für sie natürlich völlig inakzeptabel. Wütend gingen sie zum Direktor und verlangten von ihm, das Kreuz sofort zu entfernen. Der Direktor rief in seiner Verzweiflung den Herrn Mailat, den Parteisekretär von Pruden, um das Problem zu beseitigen. Dieser hörte sich das Anliegen an und rief: „Asta nu pot sa fac, mă bate Dumnezeu!“ (Das kann ich nicht tun. Gott wird mich strafen!). Das war für die Kommission der richtige Spruch!

Wer das Kreuz letztendlich herunter holte, weiß ich nicht, jedenfalls war es nicht Herr Mailat. Ein Gutes hatte die Sache mit dem Kreuz allerdings: Während dieser Aktion wurde nämlich festgestellt, dass der ganze Dachstuhl vom Holzwurm völlig zerstört war und sicher bald eingestürzt wäre.

### **Ein schrecklicher Unfall**

An einem Vormittag während des Unterrichts gab es plötzlich einen fürchterlichen Knall in der unmittelbaren Nachbarschaft. Alle Jungen in der Klasse sprangen auf und riefen: „Er hat es getan!“. Was sie damit meinten, konnte ich nicht von ihnen erfahren. Ein Nachbarjunge, ein Motz, hatte mit dem Hammer auf eine Granate geschlagen, die er vermutlich irgendwo gefunden hatte. Sie explodierte und verwundete den Jungen schwer. Die Aufregung war sehr groß; Polizei und Partei versuchten herauszufinden, woher die Munition stammte. Aber obwohl alle Jungen es anscheinend wussten, konnte es nicht aufgeklärt werden.

### **Ende meiner Prudner Zeit**

Das Unterrichten in Pruden hat mir viel Freude bereitet und den Schülern anscheinend auch. Daher konnte sich auch das Ergebnis sehen lassen: In der weiterführenden Schule in Alisch waren sie immer unter den Besten. Die Alischer führten dies auf meine Unterrichtsmethoden zurück. Als dort eine Stelle frei wurde, forderten sie mich an. So kam es, dass ich 1961 Pruden verließ. Aber auch heute noch erinnere ich mich gerne an die Zeit, die ich dort als Lehrerin verbracht habe. Auch ich habe dort eine Menge gelernt: Ich lernte Menschen kennen und schätzen, die von früh bis spät arbeiteten, ohne Pause und Urlaub, ohne sich zu beschweren. Bei jeder Gelegenheit stimmten sie ein passendes Lied an, denn davon hatten sie eine große Auswahl. Auch heute noch denke ich gern an meine Prudner Zeit: Trotz all den Schwierigkeiten war es schön!

*Anmerkung der Redaktion:*

*Die ehemaligen Schüler und Eltern sind dankbar, dass sie so eine tüchtige und einsatzbereite Lehrerin haben durften.*

### **Internatsschüler in Groß-Alisch Lukas Geddert**

Ich bin gebürtiger Prudner und war von 1951 bis 1953 Schüler an der Oberstufe der Schule in Groß-Alisch. Mit großem Interesse habe ich die beiden ersten Ausgaben der „Groß-Alischer Nachrichten“ gelesen und mich ganz besonders über die Berichte aus der Schulzeit gefreut.

Als es noch kein Internat in Alisch gab, sind wir Schüler aus Pruden täglich über die „Hill“ (Berg) zu Fuß in die Schule und nach Hause marschiert. Oft sind wir in der Früh im Dunkeln von zu Hause weggegangen und am Abend im Dunkeln wieder heimgekehrt. Für viele war dieser tägliche Weg beschwerlich. Als Fünftkläßler waren einige von uns noch etwas klein, wogegen andere Schüler drei Jahre älter und bedeutend robuster waren. Außerdem musste eine Lösung für den

nahenden Winter gefunden werden. Nach Umfragen und Fürsprache unserer Lehrer wurden wir Prudner Schüler von verschiedenen netten Alischer Familien aufgenommen und gepflegt und wir konnten sogar für eine Übergangszeit bei den



*Schule in Groß-Alisch Foto: Lukas Geddert 2008*



*Internat 1952 Foto: Lukas Geddert 2008*

Familien wohnen. Diese menschliche Geste werde ich niemals vergessen.

Meine Schwester Elisabeth und ich wurden von der Familie Johann Kuttesch, Haus Nr. 210, freundlichst aufgenommen, obwohl die Familie aus fünf Personen bestand. Ich würde gerne auch alle anderen Alischer Familien erwähnen, leider weiß ich nach über 50 Jahren nur noch die Namen der Familien Rudolf Paul und Michael Lingner. Alle anderen Wohltäter sollen mir verzeihen.

Auf diesem Weg möchte ich mich im Namen aller ehemaliger Prudner Schüler recht

herzlich bei den Familien für die freundliche Aufnahme bedanken. Ich bin mir sicher, dass die Prudner sich genau so um die Alischer Schüler gekümmert hätten. Das Gefühl, für einander da zu sein, war in dieser Zeit sehr geprägt. Nach Fertigstellung des Internates sind wir dort freudig eingezogen. Anfangs haben wir auch zu zweit in einem Bett geschlafen, was trotzdem besser war als der tägliche Marsch über den Berg. Unsere Eltern lieferten Lebensmittel, jeder so viel und was er konnte und hatte. Die Schule erhielt von der Gemeinde den „Internatacker“ zum Anbau von Kartoffeln und Gemüse. Dieser Acker wurde von den Internatsbewohnern, aber auch von den Schülern der Oberstufe bearbeitet. Die Ernte wurde im Keller der Familie Kraft eingelagert, wo sich auch unsere Kantine befand. Wir waren sozusagen Selbstversorger. Küchendienst musste von uns Schülern nach einem festen Plan geleistet werden. Wir hatten zwei sehr gute Köchinnen, Elisabeth Schuster und Maria Zenn, die sich auch sonst rührend um uns kümmerten. Sie waren unsere Ersatzmütter. Mit dem kleinen Beitrag, den unsere Eltern für Wohnen und Verpflegung zahlten, konnten Fleisch, Milch, Zucker und andere Lebensmittel gekauft werden, die unsere Eltern nicht liefern konnten. Brot wurde anfangs selber gebacken, später dann aus der Bäckerei aus Schäßburg gebracht.

Es gab eine strenge Internatsordnung. Fehler und Verstöße wurden geahndet und bestraft. In Ausnahmefällen benachrichtigte man die Eltern. Nachmittags wurden die Hausaufgaben unter der Aufsicht eines Lehrers in den Klassenräumen der Schule erledigt. Geschlossen ging man dann von hier zum Abendessen in die Kantine. Eigentlich besuchten wir eine Ganztagschule. Ihre straffe Ordnung hatte jedoch positive Aspekte: Die Hausaufgaben waren immer gemacht, es gab kein Zuspätkommen zum Unterricht und wir betrieben Sport, da man in der Freizeit nichts Besseres zu tun hatte. Die Alischer Kinder dagegen mussten nach dem Unterricht in Haus, Hof und bei der Feldarbeit helfen, waren dafür aber zu Hause in der Familie und wir nicht.

Ich behaupte, die Schulzeit in Groß-Alisch hat uns für den Rest des Lebens geprägt. Wir waren für weiterbildende Schulen sehr gut vorbereitet und mussten nur noch weitermachen, und das haben auch die meisten von uns Internatsschülern getan. Das Wissen und den Mut dazu haben wir unseren hervorragenden Lehrern zu verdanken. Sie waren einmalig. Abschließend möchte ich mich bei ihnen bedanken, wenn sie noch leben und diese Zeilen lesen. Sie haben uns den Weg für die Zukunft gezeigt, haben durch ihr Wirken uns zu rechtschaffenden Menschen erzogen und bei uns für immer eine dankbare Erinnerung an Groß-Alisch hinterlassen.

**„Better late than never!“  
Michael Dengel**

Verfolgt man die Debatten über die deutsche Schule von heute, muss man sich mit Vokabeln auseinandersetzen, die einem Zweifel aufkommen lassen, ob man denn selber auch schon mal zur Schule gegangen sei. Man muss dort heute Schlüsselqualifikationen erwerben, vom linearen zum vernetzten Denken übergehen,

soll Flexibilität und Teamfähigkeit üben, von der regionalen zur globalen Orientierung übergehen, damit man durch den ständigen Informationsaustausch zu selbstständigen Problemlösungen gelangen kann. Deutschland befindet sich auf dem Weg von der Industrie- zur Wissensgesellschaft. Dieser Wandel setzt lebenslang Lernen voraus, denn Bildung ist die Schlüsselressource eines rohstoffarmen Landes wie Deutschland. Und was zeigt die Pisa-Studie? Die Deutschen sind bekanntlich ein vergrübeltes Volk. Sie wollen stets den Dingen auf den Grund gehen. Und stehen wichtige Ereignisse an, bereiten sie sich mit gebührendem Ernst darauf vor. Die Ergebnisse jedoch sind nicht immer das, was man sich vorgestellt hat. "Klug ist jeder. Der eine vorher, der andere nachher." (russisches Sprichwort)

Vergleicht man die jetzige Situation der Schulen in Deutschland mit jener der Alischer Schule, als wir sie besuchten, so stellen wir fest, dass diese damals auch vor einem Umbruch stand. Ich bewundere heute noch unsere damaligen Lehrer, wie sie alle Aufgaben und Verpflichtungen bewältigten. Allein das Internat und die zahlreichen Internatsschüler aus so vielen Nachbargemeinden war ein riesiges Unternehmen. Da es geeignete Gebäude zunächst nicht gab, wurden wir bei Alischer Familien untergebracht. Heute würde man angesichts solcher Hilfsbereitschaft von Solidarität sprechen. In Siebenbürgen kannte man dieses Wort nicht; man lebte jedoch seinen Inhalt. Auch ich möchte mich auf diesem Wege im Namen aller Schüler aus Pruden, Zendersch, Marienburg, Reußdorf, Dunnesdorf, Weißkirch für die Gastfreundschaft der Groß-Alischer herzlich bedanken. „Better late than never!“ (englisches Sprichwort: Lieber spät als nie!)

Danken will ich auch unseren lieben Köchinnen, Frau Zenn und Frau Schuster, die in hervorragender Weise für unser leibliches Wohl sorgten. Nach vielen Jahren kam ich als Lehrer in Lasseln erneut in den Genuss der Kochkünste der „Mizitant“. Frau Fakesch betreute wie eine umsichtige Mutter das Internat in der Nähe der rumänischen Kirche. Diese drei Frauen übernahmen bei vielen von uns die Mutterrolle, vor allen bei denen, die durch Deportation nach Russland ohne Mutter oder Vater aufwachsen mussten. Die Nachkriegszeit war für alle eine Zeit voller Entbehrungen. Auch in Alisch hatte der Krieg tiefe Wunden geschlagen. Es gab viele Waisen und Halbwaisen. Um so mehr muss man die Hilfsbereitschaft der Alischer würdigen. Die Ganztagschule, die man nun auch hier in Deutschland fordert, erlebten wir Internatsschüler schon damals. Die Lernstunden, von deutschen und rumänischen Lehrern betreut, war ein fester Bestandteil unseres Schulalltags. Abends gingen wir in Reih und Glied, deutsche Lieder singend, z.B. „Ich ging im Walde so für mich hin“, zum Abendessen und anschließend ins Internat. Nach diesen Gesängen konnten sich die Alischer zeitlich orientieren, zumindest diejenigen, deren Häuser auf unserem Weg lagen. Es grenzt an ein Wunder, dass die rumänische Obrigkeit diese deutschen Lieder nicht verbot, zumal der Nationalismus schon damals sehr verbreitet war, sogar unter einigen rumänischen Lehrern. Ich erinnere mich, dass Frau Gherman in einer Lernstunde folgende Bemerkung machte, nachdem einer von uns ein tintenverschmutztes Blatt ausgerissen und zerknüllt hatte: „Scoala germana rupe carti.“

Die Alischer Schule, eingebettet in die ernste und ehrwürdige Tradition siebenbürgischer Lehranstalten, geleitet von gesundem Menschenverstand, setzte in

unserer Erziehung und Bildung Akzente und gab uns Halt. Der Lehrer war eine Respektsperson, ihm galt es zu gehorchen. Ihrer Verantwortung voll und ganz bewusst, orientierten die Lehrer ihren Unterricht, trotz Vorschriften des Lehrplans, an wertvollen Texten der deutschen Klassik und der modernen Literatur. Die Elternabende wurden gründlich vorbereitet, was ohne „Teamarbeit“ nicht möglich gewesen wäre. Balladen, Szenenspiele, Chorlieder kamen zum Vortrag - niveauvolle Veranstaltungen. In den letzten Jahrzehnten war der Lehrer hier in Deutschland der Prügelknabe der Nation. Wundert da der Zickzackkurs des deutschen Bildungswesens?

Obwohl ich in Mathematik nicht sonderlich begabt war, erinnere ich mich mit Bewunderung der mathematischen Beweise von Frau Luise Zikeli. Sie waren Musterbeispiele wissenschaftlichen Arbeitens. Meine Frau, die hier in Deutschland jahrelang Mathematik unterrichtet hat, beklagte die Unwissenschaftlichkeit des hiesigen Mathematikunterrichts. Durch die „Entrümpelung“ der Lehrpläne gingen diesem Fach - und nicht nur diesem - wichtige Grundlagen verloren. Frau Professor Hildegard Höchsmann war für uns so etwas wie ein „Universalgenie“. Zu allem konnte sie aus dem Stegreif was sagen. An einem Nachmittag hatten wir uns auf dem Dachboden der Schule versteckt. Dort stießen wir ganz unverhofft auf Berge von kostbaren deutschen Büchern - sogar edle Klassikerausgaben waren darunter - die dort offensichtlich ihrer Zerstörung harften. Jeder von uns nahm sich mit, was ihn zu interessieren schien. Ich griff mir zwei Bücher: den Roman „Titan“ von Jean Paul und



*Kirche in Groß-Alisch / Foto: Lukas Geddert 2008*

ein wissenschaftliches Buch mit dem Titel „Moloch Maschine“. Im Internat zeigte ich diese Bücher Frau Prof. Höchsmann. Sie wußte natürlich über Jean Paul Bescheid und beim zweiten Buch korrigierte sie mich, denn ich hatte den Titel als „Molch“ Maschine gelesen, weil wir in Naturkunde, wie damals das Fach Biologie hieß, über Frösche und Molche gelernt hatten. Sie machte mich auf den Fehler aufmerksam und sagte mir, dass „Moloch“ ein persischer Gott des Feuers sei. Das merkte ich mir. Als ich nach dem Gymnasium im ersten Jahr in Klausenburg Germanistik studierte und mit vielen Studenten aller Fremdsprachen in einem großen Amphitheater-Hörsaal der Vorlesung des Lektors lauschte, fragte dieser plötzlich, ob jemand wisse, was ein „Moloch“ sei. Niemand meldete sich. Ich saß ganz oben in einer Ecke und in die Stille des Vorlesungssaales rief ich: „Moloch e un zeu al focului din Persia.“ („Moloch ist ein persischer Gott des Feuers.“) Der Lektor war erstaunt. Seine Prüfungen waren streng und jeder hatte Angst vor ihm. Ich jedoch war sein Mann, obwohl ich damals noch nicht fließend Rumänisch sprechen konnte. Ich war immer dankbar für Hinweise, die man uns zusätzlich zu den Lehrbüchern gab. Dankbar bin ich, dass ich auch in Schäßburg Lehrer mit „vernetztem Denken“ hatte. Prof. Hügel, Prof. Irtel und Prof. Lang verdanke ich sehr viel. Michael Dengel - Auszug aus dem Groß-Alischer Heimatblatt

### **Familie von Pfarrer Lingner Gertrud Wagner**

Meine Eltern:

Andreas Lingner 1904 bis 1962, geboren in Dunnesdorf.

Adele, geborene Binder, 1905 bis 1974, geboren in Mergeln bei Agnetheln.



*Pfarrer Andreas Lingner*



*Adele Lingner*

Pruden war der Mittelpunkt meiner Familie geworden. Dort verbrachten wir von 1943 bis 1962 die längste und schwerste Zeit, ich meine die Nachkriegszeit, unseres Lebens. Wir Kinder sind dort Erwachsene geworden; auch dort wurden uns schon Wertevorstellungen vorgelebt, wie z. B. soziales Verhalten, Respekt vor dem Alter und Krankheit.

Mein Vater kam 1943 als Pfarrer nach Pruden. Die Familie Lingner hatte große Ländereien im benachbarten Dunnesdorf; davon sollte die ganze Familie profitieren. Es kam bekanntlich ganz anders. Enteignung, Verarmung; das ist uns allen wohl bekannt. Er hatte sein Theologiestudium 1927 in Zürich beendet und ging dann als Pfarrer zurück nach Siebenbürgen. Er liebte es sehr, sich in philosophische Bücher zu vertiefen.

Meine Mutter war Lehrerin, übte aber ihren Beruf unter den Kommunisten nicht mehr aus. In den schweren Jahren nach 1945 haben sie gemeinsam unentgeltlich die Prudner Schule weitergeführt, bis die Kirchengemeinde wieder in der Lage war, einen Lehrer einzustellen. Zu unserem Glück war mein Vater wirtschaftlich begabt. Alles, was er anpflanzte, gedieh. Es gab Bienen, Kühe, Schweine, Schafe, so dass es uns in der schweren Zeit an nichts mangelte. Es wurde ein offenes und gastfreundliches Haus geführt. Jeder war gerne gesehen und wurde bewirtet. Auch die Pfarrerskinder von Groß-Alisch kamen gerne und erzählen heute noch, wie sie ihre Schritte beschleunigten, je näher sie an Pruden kamen. Unser guter Geist in der Familie war die „Lisi-Guet“ (Lukas Gedderts Mutter). Sie half uns immer in Notsituationen aus. Nach dem Tod meines Vaters musste meine Mutter Pruden verlassen. Bis zu ihrem Tod (1974) hat sie bei uns Kindern gewohnt. Ihr letzter Wunsch, in Pruden begraben zu werden, konnten wir ihr erfüllen. Nun sind sie beide dort zur letzten Ruhe gebettet, nach einem schönen und erfüllten Leben in unserer geliebten siebenbürgischen Heimat.



*v. l. Karin, Andreas und Gertrud Lingner*



*Andreas Lingner*

Es waren drei Pfarrerskinder, die hatten einander so lieb, geliebt ist nur eines  
Andreas (Ditz) 1933 – 2003      Gertrud 1936      Karin      1938 – 2005

Mein Bruder Ditz war der Älteste. Er war ein phantasiebegabtes Kind, schon früh war er darauf versessen, Eisenbahnen aus Küchenstühlen zu bauen, in die ich mich dann



v. l. Lehrerin Rose Lingner, Frau Lingner, Pfarrer Lingner  
vorne: Gertrud und Gertrud

wirklichen „Helden“ des Lebens (nach dem Fragebogen von Marcel Proust). Nun bin ich von unserer Familie die einzig Überlebende, so dass ich keine direkten Erlebnisse mehr austauschen kann.

Dennoch erstaunt es mich, wie viele Erinnerungen sich um Dinge ranken, die zu ihrer Zeit unbemerkt geblieben und die ich heute wachrufen kann. Da sind z.B. die Spiele mit den Kindern des Dorfes, die vielen Besucher auf dem Pfarrhof, die interessante Arbeit meines Vaters als Pfarrer.

Erinnern kann ich mich besonders an die kalten Tage des Januar 1945, als sich die Blüte unserer Gemeinde versammeln musste, um nach Russland deportiert zu werden. Sie standen zusammen und sangen gemeinsam „Mer wollen bleiben wat mer seng“. Es war herzerreißend, diese schrecklichen Schicksalsschläge unseres Volkes hautnah miterleben zu müssen. Die grauenvollen Eindrücke haben sich für mein ganzes Leben im Ge-

reinsetzen und virtuelle Reisen in die weite Welt machen konnte. Später baute er nur noch Schiffe. Er kannte alle großen Segelschiffe der Welt und versuchte sie, maßstabgerecht nachzubauen. Sein Hang zum Schiffsbau war uns allen unbegreiflich, da das Bächlein von Pruden nun wirklich keine Inspiration für die große Seefahrt bot.

Die einzige, die immer Verständnis für ihn hatte, war die Lehrerin Rose. Sie wurden auch später ein Paar und zogen vier Kinder groß. Meine wunderbare Schwester Karin wurde medizinisch-technische Assistentin und heiratete den Dipl. Ing. Ortwin Lieb aus Mediasch. Sie bekamen drei Kinder, eines davon behindert. Die Betreuung und die Erziehung des behinderten Kindes erforderte viel Kraft und seelische Stärke. Ich hatte viel Einblick in die Familie. Für mich waren meine Schwester und mein Schwager die

dächtnis eingebrannt. Von da an veränderte sich unser Leben in Siebenbürgen fundamental. Es blieben überwiegend nur noch Kinder und Alte im Dorf zurück. Die Kühe brüllten nachts, weil niemand sie melken konnte und ich weiß nicht mehr, wie dieses Problem gelöst wurde. Mein Vater kam zum Glück zurück; wir konnten es kaum fassen. So gehörten wir zu den wenigen Kindern, die noch Eltern hatten. Alle unsere Schulfreunde mussten auf den Feldern mithelfen. Zeit zum Spielen blieb kaum noch. Die Tragik dieser Situation kann ich nur im Rückblick richtig begreifen. Es gab im Dorf praktisch keine intakte Familie mehr. Entweder es fehlte ein Elternteil (meistens der Vater) oder es fehlten beide Eltern und die Kinder landeten bei den Großeltern oder irgendwelchen Verwandten. Es wurde von allen enorme Opfer gebracht, um das Gemeinschaftsleben einigermaßen im Gang zu halten. Diese Situation hat sich auch nicht mehr normalisiert und führte letzten Endes zur langsamen Auflösung der Dorfgemeinschaft. Worauf ich hinaus will, ist, diesen Menschen, die Unvorstellbares geleistet haben, im Nachhinein meine Anerkennung und Dank auf diesem Weg auszusprechen. Damals konnte ich das nicht erkennen.

Als Kind stand ich so gerne vor dem Pfarrhaus, wenn die Kirchenglocken zum Kirchengang riefen. Aus allen Häusern kamen die Menschen in ihrer Tracht hervor und es begann der wunderschöne, gemächliche Kirchengang. Dann erinnere ich mich gerne an die Brautpaare, die am Abend in ihrer Tracht zum Pfarrhaus kamen. Wir Kinder lauschten immer an der Türe. Ähnlich war es auch, wenn der Kurator und die Kirchenväter sich zur Besprechung bei meinem Vater einfanden. Sie pflegten ihre Entscheidungen mit dem Satz zu beenden: **„Sofern wir leben und verbleiben werden“**.



*v. l. Karin, Andreas und Gertrud Lingner*

Wenn wir in die Ferien nach Hause kamen, lauschten wir mit Freude dem abendlichen vielstimmigen Gesang der Jugend im Dorf. Sie sangen mit Inbrunst die schönen deutschen Volkslieder wie z. B. „Am Brunnen vor dem Tore“, „Wenn alle Brunnlein fließen“ oder „Kein schöner Land“. Beliebt war auch die Blasmusik am Heiligen Abend, wenn man „Puer Natus“ vom Kirchturm blies. Am 1. Mai zogen sie dann durch das Dorf und spielten: „Der Mai ist gekommen“. Zur Erinnerung muss mein Mann mir auch heute noch dieses Lied auf seinem Keyboard zur Begrüßung des Maimorgens vorspielen. So könnte ich weiter fortfahren. Wir haben alle diese Erlebnisse in uns aufgenommen und sie erwärmen heute noch unsere Herzen.

Ich habe Pruden früh verlassen, da ich nach der 4. Klasse ins Gymnasium nach Schäss-



*Ehepaar Gertrud und Dr. Edmund Wagner*

burg und Mediasch kam. Oft bin ich die Wege abends alleine durch den Wald nach Halvelagen oder Dunesdorf auch im Dunkeln gegangen; heute unvorstellbar. Im Winter gaben mir meine Eltern eine Zeitung und Zündhölzer mit auf den Weg zum Schutz gegen die Wölfe. Angegriffen wurde ich nie, aber das grausige Heulen der Rudel habe ich oft gehört. In der Schule wurde ich immer damit gehänselt, dass ich aus Pruden, dem sogenannten Mittelpunkt der Welt, käme, wo der Turm ja keinen Schatten werfe. Ich musste mich dann immer rechtfertigen und erklären, dass Pruden doch inzwischen eine neue Kirche mit einem beachtlichen Turm erhalten habe. Dann hieß es weiter: die Prudner seien alle vertattert (Tatter), vergeddert (Geddert) und verkellt (Keul).

Im Übrigen kamen alle unsere Schulfreunde während der Ferien gerne nach Pruden. Sie schliefen in der Scheune und badeten in der Ko-

kel. Bei meinem Klassentreffen wurde ich oft auf Pruden angesprochen. Leider kann mir meine Schwester Karin nichts mehr über ihre vielen persönlichen Erlebnisse im Dorf erzählen. Wie zum Beispiel: „En den Weyden wär ech der gead nea schechst tea mech met der Traister vurun...“. Ich weiß nicht mehr, um wen es sich gehandelt haben könnte. Dann erzählten wir uns oft, wie sie einmal mit Licki (Anneliese Roth) nackt durch die Maisfelder von der Kokel nach Hause gelaufen sind. Man hatte ihnen nämlich während des Badens die Kleider gestohlen.

1953 habe ich das Seminar in Schäßburg beendet. Im Lehramt wollte ich aus persönlichen Gründen nicht bleiben. Wer die Geschichten von meiner Schwägerin Rose und insbesondere ihre Schulerlebnisse liest, wird vielleicht meine Entscheidung nachvollziehen können. Unmusikalisch war ich auch; das kam noch erschwerend hinzu. Ich studierte dann an der Technischen Hochschule in Bukarest Anorganische Chemie und schloss 1961 mit dem Dipl. Ing. ab. In demselben Jahr heiratete ich in Pruden meinen Kollegen Imre Fodor. Die Ehe hielt nur bis 1972. In diesem Jahr setzte ich mich in die Bundesrepublik Deutschland ab. Hier habe ich dann noch eine Referendarausbildung für den öffentlichen höheren Dienst absolviert.

1998 bin ich als Oberregierungsgewerberätin in Pension gegangen. 1980 habe ich ei-

nen Kollegen, Dr. Edmund Wagner, geheiratet. Mit ihm lebte ich u.a. auch vier Jahre in Brüssel. Er arbeitete im diplomatischen Dienst bei der deutschen NATO - Botschaft.

Meinen Lebenslauf fasse ich gerne spaßhalber so zusammen:

**Von der Büffeltreiberin aus Pruden auf das Brüsseler Parkett.**

Uns Prudnern bleiben nun unsere Erinnerungen, die das einzige Paradies sind, aus dem wir nicht vertrieben werden können (nach Jean Paul). Zusammenfassend will ich nicht verhehlen, dass ganz zum Schluss, trotz aller Wehmut über unser Schicksal, die Dankbarkeit für alles und an alle überwiegt.

Erst die Erinnerung gibt den Bildern das Leben.

Heimat kann auch sein, wo ein Weg endet.

Bericht von Gertrud Wagner, geb. Lingner / Grevenbroich



*Kirche und Pfarrhaus / 2008 Foto: Lukas Geddert*

# Brauchtum in Pruden

## Die dörfliche Lebensordnung Nachbarschaftsleben Annemarie Schenk

*Der folgende Beitrag ist dem Buch Annemarie Schenk: Deutsche in Siebenbürgen – Ihre Geschichte und Kultur, C.H. Beck München 1992, S.140ff entnommen und den Prudener Verhältnissen angepasst.*

Noch deutlicher als in den Städten war in den dörflichen Gemeinden das Gemeinschaftsleben in den Rahmen der Nachbarschaften eingepasst. Auf dem Land ließen Tradition, der Druck der Nachbarn, aber auch die Lebensverhältnisse auf dem Dorf keine andere Wahl, als Mitglied der Nachbarschaft zu werden. Nach der Eheschließung oder nach Vollendung des 24. Lebensjahres trat jedes männliche Mitglied einer sächsischen evangelischen Kirchengemeinde der Nachbarschaft bei. Zwar war in jüngerer Zeit die Mitgliedschaft aller Angehörigen der Kirchengemeinde, also auch der Frauen, in der von der Kirche erlassenen Nachbarschaftsordnung vorgesehen, aber diese Bestimmung ist nicht mehr durchgehend eingehalten worden. Die Männer blieben in der Regel unter sich. Trotz der gelegentlichen Kritik an dieser traditionellen Lebensordnung, an deren strenge, Unterordnung verlangende Vorschriften, die von einzelnen als zu beengend empfunden wurden, kamen doch alle der an sie gestellten Forderung nach. Diese Ordnung war auch in besonderem Maße gemeinschaftserhaltend, wenn jemand in Not geriet, wurde er in dieser Ordnung aufgefangen.

Durch die Lage seines Hauses war auch jedem zwingend vorgeschrieben, welcher Nachbarschaft er anzugehören hatte. Keinem war die Wahl freigestellt, sich einer Nachbarschaft in einem anderen Viertel des Dorfes anzuschließen. Die Frauen gehörten durch ihre Männer der jeweiligen Nachbarschaft an. Eine Existenz außerhalb der Nachbarschaft wäre nicht denkbar und praktisch auch nicht möglich gewesen. Wie in der Stadt übernahmen die Nachbarschaften in den Gemeinden Arbeiten für die Allgemeinheit, daneben leisteten sie aber auch ihren Mitgliedern Hilfe. Dieser wechselseitige Beistand, den sich die Nachbarn in allen Lebenslagen gewährten, war breit angelegt und bezog sich auf die verschiedensten Lebensbereiche. Jeder Nachbar hatte ein Anrecht auf Hilfe nach einem klaren Gesetz von Leistung und Gegenleistung. Auf die nachbarliche Hilfe konnte sich jeder Dorfbewohner verlassen, wenn Not am Mann war. Ebenso war das gesellige Leben an die Nachbarschaften gebunden. Im wesentlichen stellen sich Funktion und Organisation der Nachbarschaften in der Stadt und auf dem Land gleich dar. Die Nachbarschaftslade mit der Nachbarschaftssatzung, das Nachbarzeichen, durch das von Haus zu Haus Nachrichten und Einladungen zur jährlichen Versammlung, zu Beratungen, zu Arbeitseinsätzen und zu geselligem Beisammensein übermittelt wurden, sie waren da und dort die Identifikationssymbole der Nachbarschaft.

## Nachbarschaften

### Johann Keul

Die Prudner Kirchengemeinde bestand aus drei Nachbarschaften, jede davon umfasste 30 bis 32 Höfe. Die Satzungen (Gesetze) waren einheitlich für alle Nachbarschaften, von der Kirche ausgearbeitet und beschlossen. Diese galten als gesetzliche Kraft und mussten von jedem Mitglied eingehalten werden.

Zum Kirchgang und anderen religiösen Festen trugen sowohl Männer als auch Frauen eine besondere Tracht. Die Männer kleideten sich mit einem Mantel aus Schafspelz, die Wolle war nach innen, das Leder nach außen gewendet. Das Leder zeigte Verzierungen in der Form von roten Blumen. Der schwarze Hut verlieh dem Aussehen den feierlichen Ernst. Die Mädchen trugen den Borten, einen runden schwarzen Samthut, nach oben offen, von dessen Rückseite fast bis zum Boden hinunter bunte Bänder hingen. Sie trugen auch ein weißes Kirchenkleid mit einer reichlich mit Blumen bestickten Schürze und einem schwarzen ärmellosen Umhang. Es war eine sehr schöne Tracht, bei deren Anfertigung Geschicklichkeit und eine reiche Erfahrung Voraussetzung waren. Die Trachten erfreuten sich einer großen Wertschätzung. Zwei besondere Zwecke standen von alters her im Mittelpunkt des nachbarschaftlichen Verbandes: die Pflege der gemeinsamen Brunnen und die würdige Ausgestaltung der Totenfeier. Weitere wichtige Aufgabenstellungen waren der Beistand beim Hausbau, Hilfe bei Krankheit, gemeinsame Vorkehrungen gegen Feuergefahr, Hilfe bei Hochzeit, Geburt und Taufe, Hilfe bei Unglücksfällen.

Oberste Instanz der Nachbarschaft war der Altnachbarvater zusammen mit dem Jungnachbarvater. Auch in Pruden war das nachbarschaftliche Leben geprägt von einem tiefen Gemeinschaftssinn, demzufolge einer den anderen zu achten verpflichtet war. Wenn z.B. beim Hausbau Hilfe nötig war, schickte der Altnachbarvater das Nachbarschaftszeichen und jeder Nachbar half 1-2 Tage und noch länger unentgeltlich, oft auch mit dem Fuhrwerk. Der Eingruß (die Aufnahme) der frisch verheirateten Ehepaare in die Nachbarschaft fand immer am ersten Faschingstag (Februar) statt, der auch als Gerichtstag abgehalten wurde, an dem jeder dem anderen versöhnend die Hand reichte. Das Haus für den Fasching musste der Altnachbarvater für die Männer zur Verfügung stellen; die Frauen versammelten sich im Haus des Jungnachbarschaftsvaters. Am „Richttag“ (das war der erste Faschingstag) waren die Männer unter sich; ihre Frauen brachten ihnen nur das Mittagessen und gingen nachher wieder zum Haus des Jungnachbarschaftsvaters. Während des „Richttags“ wurde nach den Gesetzen, die in der Nachbarschaftslade aufbewahrt wurden, gearbeitet und abgerechnet.



*Nachbarschaftszeichen*



*Beerdigung*

Wer gegen die Vorschriften verstoßen hatte, wurde bestraft. Am zweiten Faschingstag feierten Männer und Frauen gemeinsam. Es war immer ein fröhliches Beisammensein bei Streichmusik. Den dritten Tag brachte man wieder alles in Ordnung und trank noch gemeinsam einen guten kokeltaler Riesling.

Die Beerdigung eines Mitglieds war auch eine Aufgabe der Nachbarschaft. Der Tote wurde in der großen Stube aufgebahrt und am Abend hielten die Verwandten und die Nachbarschaft Totenwache und man beklagte den Verstorbenen. Am dritten Tag fand am Nachmittag die Beerdigung statt. An diesem Tag wurde als Rufzeichen für die Trauergäste mit der kleinen Glocke geläutet. Nur die Frauen gingen in das Trauerhaus hinein; die Männer stellten sich im Hof in Reihen auf. In der Stube verabschiedeten sich die Hinterbliebenen und Freunde von dem Verstorbenen. Beim Eintreffen der Nachbarschaft hielt der Nachbarvater vor den versammelten Trauergästen eine kurze Ansprache: „Liebe Freunde, ich bin von unserer ehrenhaften Nachbarschaft beauftragt worden, bei unserem lieben Heimgegangenen unsere Ehrenpflicht zu erfüllen. Es ist uns allen bekannt, dass die Toten kein Verbleiben unter den Lebenden haben, und wir möchten unsren lieben Verstorbenen auf seinem letzten Erdenweg bis zum Gottesacker begleiten. Aus diesem Anlass sind wir erschienen und möchten das Trauerhaus ehrenhaft bitten, den Verstorbenen bis zu seiner letzten Ruhestätte begleiten zu dürfen, wo wir ihm eine sanfte und selige Ruhe und eine freudige Auferstehung wünschen.“ Auf diese Worte antwortete der Leichenvater, von der Trauerfamilie beauftragt, und dankte der Nachbarschaft für ihre Bereitschaft und wünschte allen gute Gesundheit und Gottes Segen. Beim zweiten Läuten mit der großen Glocke kamen der Pfarrer und die Adjuvanten (die Bläser) zum Trauerhof. Anschließend wurde drinnen im Haus der Sarg von den Nachbarn verschlossen und im Hof aufgebahrt, wo dann der Pfarrer die Trauerrede hielt. Nun wurde mit beiden Glocken geläutet, der Trauerzug setzte sich in Bewegung, vorne weg die Adjuvanten, Trauermärsche spielend, gefolgt vom Pfarrer, anschließend der Sarg, von acht Nachbarn getragen. Hinter dem Sarg folgten die Familienmitglieder des Toten, die Verwandten und zuletzt die Nachbarschaft. Am Friedhof angekommen, vollzog der Pfarrer die christliche Zeremonie. Während die Adjuvanten den Choral „Im Grabe ist Ruh“ spielten, wurde der Sarg von Nachbarn ins Grab gesenkt und mit Erde zugedeckt. Auf's Grab legte man Blumen und Kränze.

Johann Keul

## **Bruder- und Schwesterschaften**

### **Fritz Leutner**

Den Nachbarschaften waren in den Dörfern die Bruder- und Schwesterschaften als Organisation der Jugendlichen sozusagen vorgeschaltet. Sie umfaßten auf dem Land die gesamte erwachsene Jugend, denn jeder Junge und jedes Mädchen war verpflichtet, ihnen nach der Konfirmation beizutreten. Sie bildeten ein

gewichtiges Rückgrat der Lebensordnung der Jugend. Die Bruderschaften entwickelten sich zur prägenden Lebensform der männlichen Jugend. Die Kirche hatte die Bedeutung der Bruderschaften für die sächsische Kirchengemeinde früh erkannt und band Bruder- und Schwesterschaft eng an sich, indem sie den Pfarrer zu einer Art Aufsichts- und Berufungsinstanz bestellte.

Mit der Konfirmation war die Aufnahme in die Bruderschaft und Schwesterschaft verbunden „Eingrüßen“, ebenso der neue Sitzplatz nach strenger Sitzordnung in der Kirche, die Teilnahme an allen Vergnügungen der Jugend sowie die Möglichkeit, Taufpate sein zu können. Nach dem Gelöbnis wurde jeder Konfirmand einzeln eingesegnet und erhielt vom Pfarrer einen Bibelspruch, der ihn sein ganzes Leben begleiten sollte. Man war Mitglied dieser Körperschaften bis zur Verheiratung; danach trat man in die Nachbarschaft ein. Die Bruderschaften gründeten sich auf das mittelalterliche Gesellenbruderschaftswesen der städtischen Zünfte.

Bei den monatlichen Zusammenkünften, „Zugänge“ genannt, wurden die Pflichten der Brüder (Burschen/Knechte) festgelegt: Teilnahme an der Beerdigung eines Bruders/einer Schwester, regelmäßiger Besuch des Gottesdienstes, Teilnahme am Abendmahl, Beteiligung an festlichen Umzügen wie Einholung



*Jugendliche um 1925*

eines neuen Pfarrers oder des Bischofs zur Kirchenvisitation. Die Bruderschaft war verantwortlich für Ehrbarkeit und Ordnung der Brüder im täglichen Leben, besonders bei geselligen Veranstaltungen, in der „Rockenstube“ und beim

Tanz. Dazu kamen eine ganze Reihe von Arbeiten, z. B. die Reinigung der Feldbrunnen, die Instandhaltung der Pfarrgrundstücke, die Errichtung der Pflingstkrone usw.

Bei schweren Verstößen gegen die Satzungen der Bruderschaft konnte man auch ausgeschlossen werden, was eine große Strafe und Schande war. Der Betroffene durfte an den Unterhaltungen der Jugendlichen nicht mehr teilnehmen. Bei Wiedereintritt musste er eine bestimmte Geldstrafe zahlen, sich bei den Brüdern und Schwestern entschuldigen und geloben, gegen jenen Paragraphen nicht mehr zu verstoßen. Die Aufsicht über die Bruder- und Schwesterschaft hatte der Pfarrer. Leitung und Verwaltung oblagen frei gewählten Vertretern: dem Altknecht und dem Jungalknecht; dazu kam noch ein Schreiberknecht und zwei Irtenknechte (Ehrenknechte), von den jüngsten Burschen gewählt. Entsprechende Ämter gab es bei den weiblichen Jugendlichen, den „Mägden“. Brüder und Schwestern waren wie in einer großen Familie gleichberechtigt, hielten in Freud und Leid zusammen, sorgten für Gehorsam, Respekt gegenüber dem Alter, sorgten für Frömmigkeit und Sittsamkeit unter den Jugendlichen.

Eine Institution mit solchem Einfluss auf die Jugend musste der nationalsozialistischen «Volksgruppenführung» vor 1944 ein Dorn im Auge sein. Auf ihr Drängen wurde 1942 von der Landeskirchenversammlung die Auflösung der Bruder- und Schwesterschaften verfügt; die Jugendorganisation der «Volksgruppe» sollte an ihre Stelle treten. 1945 scheinen die Bruder- und Schwesterschaften in den Gemeinden wieder entstanden zu sein, denn 1948 wurden sie vom rumänischen Staat verboten. Als informelle Gruppen aber, die bei den traditionellen Festen in Erscheinung traten, hielten sie sich zum Teil in den Dörfern, so auch in Pruden.

Ein schönes Beispiel dieses Miteinanders in Pruden ist der Jugendfasching, der immer zwei Tage dauerte. Zum Tanz spielte eine Streichmusik auf. Wenn alle Vorbereitungen getroffen waren, luden die Irtenknechte die Mädchen zum Faschingsball ein. Der Tanz fing immer mit einem schönen Aufmarsch an, den der Altknecht anführte. Wenn die Musik spielte, durfte kein Mädchen auf der Bank sitzen bleiben. Die Irtenknechte führten diesen Mädchen Burschen zu. Wenn diese den Tanz verweigerten, mussten sie Strafe zahlen. Verweigerte jedoch ein Mädchen einem Burschen den Tanz, so wurde der Tanz eingestellt und es musste den Ball verlassen. Die Jugendbälle waren immer sehr unterhaltsam, man sang schöne Lieder und es gab auch heitere Spiele. Am ersten Abend waren auch die Alten als Zuschauer dabei, denn die Neugier, ein neues Pärchen zu entdecken, war bei ihnen immer sehr groß.

Fritz Leutner

## Konfirmation Fritz Leutner

Mit der Konfirmation endete die unbeschwerte Kindheit und die jungen Leute übernahmen einen Teil der Rechte und Pflichten der Erwachsenen. Der Konfirmationsgottesdienst war einer der feierlichsten im Kirchenjahr der lutherischen Sachsen, nicht zuletzt weil es die erste Gelegenheit für junge Leute war, das Abendmahl einzunehmen. Alte Sitte schrieb den „Versöhnabend“ (Dank und Abbitte an alle Verwandten, Freunde, besonders an Taufpaten) vor mit feststehender Rede sowie eine Prüfung und Beichte vor dem Abendmahl. In Pruden hatten die Schüler der 7. Klasse zwei- bis dreimal in der Woche ihren Konfirmandenunterricht, vom Pfarrer abgehalten. Die Konfirmanden lernten den Kleinen Katechismus auswendig und dazu wichtige Geschichten und Psalmen aus der Bibel. Außerdem wurde ihnen das christliche Verhalten und Leben in einer Familie beigebracht.

Die Konfirmation fand immer im Gottesdienst am Palmsonntag statt. Samstag Abend legten die Konfirmanden eine Prüfung ab und am Palmsonntag bekannnten sie sich durch das Glaubensbekenntnis zum evangelischen Glauben. Die Konfirmanden kamen zur Konfirmation mit dem Borten und mit schön geschmückten Bändern; die Buben trugen zum ersten Mal den schweren Kirchenpelz, so wie er damals bei Männern üblich war. Nach dem Bekennen des evangelischen Glaubens folgte das Abendmahl. Der älteste Konfirmand mit Eltern, erwachsenen Geschwistern und Verwandten nahmen als erste das Abendmahl; danach folgten die anderen Konfirmanden in derselben Formation. So nahm man Abschied von den Kinderjahren und kam zu den Erwachsenen in die Jugend.



*Konfirmation mit Herrn Pfarrer Lingner*



*Konfirmation von Anneliese Roth (Zenn)*



*Konfirmation von Elfriede Tatter*



*Konfirmation*



*Konfirmation von Michael Tatter*



*Anneliese Roth (Zenn)*



*Ully Klein*



*Elke und Dagmar Schmidt*



*Konfirmation von Gertrud Keul*



*Konfirmation*



*Konfirmation von Brunhilde und Silke Leutner*



*Konfirmation von Christian Schmitz / 13.04.2008*



*Maximilian Klein (obere Reihe 3 v.li.)*



*Christian Tatter (Mitte) 16. März 2008*

*„Gott behüte dich vor allem Übel und behüte deine Seele.“ Psalm 121,7*



*Bruderschaftsfahne 1938*

## **Ostern** **Michael Paul**

Der Karfreitag war für uns ein feierlich-ernster Tag; man arbeitete nicht; man fastete vom frühen Morgen bis zum Abend. Man durfte kein Fleisch essen, man begnügte sich mit Dörrobst und Wasser. Unsere Osterbräuche bereiteten uns viel Freude, aber der dritte Ostertag war der fröhlichste. Am Vorabend zu Ostern fand das „Aufsetzen“ statt: jeder Bursche befestigte am Giebel oder am Tor des Hauses, wo seine Liebste wohnte, eine Tanne. Am Morgen des dritten Ostertages gingen die Burschen zum „Bespritzen“. Dabei zog der Bursche ein Parfümfläschchen aus seiner Brusttasche und „begoss die Blume“. Als Dank gaben ihnen die Mädchen bunte Eier, und wenn den Mädchen die Eier ausgingen, begossen sie ihrerseits den Burschen mit einem Eimer Wasser.

Nach dem Gottesdienst ging das ganze Dorf hinaus auf die Wiese am südlichen Rande des Dorfes, um das Eierwerfen, bzw. Eierlaufen, zu beobachten, ein Spiel, das die Bruderschaft organisierte. Zunächst wurden die Eier im Abstand von einem Schritt auf die Wiese gelegt. Diese Reihe konnte bis zu 360 m lang sein. Die Bruderschaft bildete zwei Mannschaften und jede wählte sich den besten Läufer aus, denn es ging um einen Wettlauf. Der Altknecht führte die Kandidaten, einen rechts und den anderen links, entlang der „Eierlinie“. Am Ende dieser Linie begann der Wettlauf.

Der eine Läufer musste zu einem zuvor vereinbarten Weinberg, der am Berghang an der Großen Kokel lag, laufen, um von dort einen vereinbarten Stecken zu holen. Es war eine Entfernung von etwa zwei Kilometer. Beobachter wurden aufgestellt, so dass der Läufer durch Abkürzungen nicht schummeln konnte. Währenddessen musste der andere Läufer die Eier auflesen, so viel er nur tragen konnte, und sie im Ziel in Körbe legen. Immer, wenn er ein Hemd voll mit Eiern hatte, rannte er los und brachte sie zu den Körben und stürmte zurück, um wieder neue Eier aufzulesen. Er durfte die Eier, um nicht immer ins Ziel zu rennen, auch ins Ziel werfen. Zwei Burschen standen mit ausgebreitetem Leintuch und versuchten die Eier aufzufangen. Wenn die Eier alle aufgelesen waren, bevor

der Konkurrent mit dem Stab eintraf, war die Mannschaft des Eierwerfers der Sieger. Wenn jedoch der andere Läufer vorher den Stab ins Ziel brachte, feierte man seine Mannschaft als Sieger. Die unterlegene Mannschaft musste alle verunglückten Eier bezahlen. Dann folgte ein großartiges Eier- und Speck-Essen, der Tag klang mit Musik und Tanz aus. An diesem Tag war immer das ganze Dorf auf den Beinen.

Michael Paul

### **Pfingsten** **Katharina Keul**

Auch zu Pfingsten wurden drei Tage lang gefeiert. Wenn man morgens am ersten Pfingsttag auf die Straße ging, sah man vor den Häusern lauter schöne Birken aufgestellt. Die Burschen brachten diese von weither aus den Wäldern und pflanzten sie um Mitternacht ihren Liebsten vor das Haus. Das Mädchen, vor dessen Haus eine Birke stand, musste ab dem ersten Pfingsttag bis zu Peter und Paul jeden Sonntag im Gottesdienst dem Burschen einen schönen Blumenstrauß überreichen. Ich hatte auch eine Birke bekommen, kannte jedoch meinen Verehrer nicht. So musste ich erst am Pfingstsonntag in der Kirche meinen Verehrer ausfindig machen, um ihm einen Blumenstrauß zu übergeben. Eifrig hatte ich für den Strauß aus unserem Garten die schönsten Blumen gepfückt, darunter waren auch kleine hübsche Blümchen. Später erfuhr ich, dass kleine Blümchen im Strauß bedeuteten, dass man den Burschen nicht möge. Das stimmte mich sehr traurig. Die Unterhaltung für Pfingsten wurde von der Bruderschaft veranstaltet.

### **Peter und Paul**

Die Schwesterschaft organisierte ihrerseits die Festlichkeiten an Peter und Paul, dem 29. Juni. Am Vortag wurde vor dem Pfarrhaus über der Tanzfläche die „Ka“ aufgebaut: das war ein grünes Dach, gestützt von Pfeilern. Mitten auf die Tanzfläche stellte man einen langen Mast auf, an dessen Spitze eine schöne Krone befestigt wurde. Im Dorf sammelte man Wiesenbäume, mit deren Hilfe man das Heu auf dem Wagen festbindet. Diese wurden an der Spitze des langen Mastes festgebunden und das untere Ende wurde nach außen gezogen und in der Erde befestigt. So entstand ein geräumiger kreisförmiger Hohlraum, der von Zweigen überdacht wurde, und fertig war das Dach der „Ka“. Zu diesem Fest luden die Mädchen die Burschen ein. Die Mädchen erschienen auf dem Ball in einer schönen weißen Tracht und nur sie forderten während der ganzen Unterhaltung die Burschen zum Tanz auf.

Katharina Keul, geb. Geddert

### **Weihnachten** **Helmut Höhr**

Weihnachten ist für uns Siebenbürger Sachsen ein Fest emotionaler Tragweite, das uns im christlichen Glauben Kraft, Mut und Hoffnung gab, gibt und auch weiter geben wird. In meinem Vortrag möchte ich sie in Gedanken zurückführen in die schöne Weihnachtszeit in der alten Heimat. Schon die Vorbereitungszeit hatte etwas besonders in sich, die unvergessliche Spuren in unsern Erinnerungen hinterlassen hat. So möchte ich in meinen Ausführungen Bezug nehmen auf den Leuchter (Lichtert) und auf das Leuchtersingen, ein alter Weihnachtsbrauch in Siebenbürgen. Der Lichtert war in vielen Gegenden bekannt, nur im Burgenland ist er am Ende des 19. Jh. abgekommen.

Hochwahrscheinlich geht der siebenbürgische Leuchterbrauch auf die Zeit vor der Reformation (1547) nachweisbar zurück, vor allem durch den lateinischen Text der Leuchterlieder. Ab der Zeit von Johannes Honterus wurde auch der deutsche Text gesungen. Der Leuchter trat später mit dem Christbaum in Konkurrenz, der im Elsass um 1600 aufkam, 1830 von einem zugewanderten Dänen in Siebenbürgen eingeführt wurde. Durch das Zusammentreffen von Christbaum und Leuchter, kam es zu wechselseitiger



*Leuchter nachgebaut  
von Fam. Heinz Fleischer*

Beeinflussung des weihnachtlichen Brauchs.

Viele Leuchter bewahrten eine flächenhafte sternförmige Gestalt, die entweder in der Kirche an einem bestimmten Platz bis zum heiligen Dreikönigstag verblieben, oder sie wurden von Trägern in die Kirche hinein und heraus getragen. In Pruden waren die zwei Leuchter in der Kirche aufgestellt und hatten eine runde Kronenform ca. 1,80 m hoch. Oben an der Spitze als Aufsatz, befand sich ein Siebengestirn. Das Siebengestirn schmückte gewöhnlich auch in den andern Gemeinden die Leuchter, z.B. Großpold, Alzen, Eibesdorf, Maldorf, Rode, Großau und Neppendorf. Es symbolisierte eine hochrangige Lichtquelle, die mit dem Abendstern gleichgestellt ist. Es kündet das Herannahen des Abends an, aber auch Gott selbst, durch das von ihm gesandte Himmelslicht, Jesus

Christus. Das Wintergrün war von Beginn die am häufigsten gebrauchte Beigabe des Leuchters. Die Gemeinden, die sich nach einem Ersatz wie Tanne, Moos und grünem Papier umsehen mussten, haben darüber etwas verloren, was beim Wintergrünholen, zum Begnüglisten gehörte. Wintergrün zu holen, war gewöhnlich Auftrag der Schule und zwar zu finden auf einer Wegstunde entfernten Waldhöhe. In Pruden waren immer auch die Jugend, vor allem die Konfirmanden dabei. Es gab einen bestimmten Tag im Herbst an dem man hinaus ging, es war der 19. November "Elisabeth- Tag ". An diesem Tag hatten alle Elisabeth ihren Namenstag. An der Spitze des Zuges ging die Blasmusik, danach folgten klassenweise die Schüler und zuletzt die Jugend. Blasmusik und Schülergesang lösten auf dem Weg zum Wald einander ab. Beim Wald angekommen, machten die Schüler und die Jugend sich emsig an die Arbeit. Die Bläser gingen weiter bis hinauf zur Berghöhe, wo eine ebene Fläche-Heideland mit ganz dicken Eichen sich auftat. Hier erwartete man die Wintergrünsammler mit angefachtem Feuer. Da zwei Leuchter von den Konfirmanden, Mädchen und Jungen getrennt zu binden waren, sammelte man das Wintergrün in zwei Quetschen "Quaatschen", es waren dicke starke Stöcke mit einer Längsspalte in Kreuzform von oben bis nahe an den Griff. Die Quetschen mit dem eingequetschten Wintergrün sahen wie ein Wachholderstrauch aus und wurden noch mit bunten Bändern geschmückt. Danach ging 's an ein fröhliches Herumtollen auf der breiten Waldhöhe und man ließ sich den am Spieß gegrillten Speck und frisches Schweinefleisch gut schmecken.

Hier auf dieser Waldhöhe traf man sich auch mit den Schülern der Nachbargemeinde Halvelagen. Manchmal kam es auch zum feindseligen Ringen zwischen den Buben dieser zwei Gemeinden. Worum ging es eigentlich? Diese Heidefläche wurde früher von den Prudnern an Halvelagen verkauft, vielleicht weil Pruden mehr Waldfläche als



**Jugendliche sammelten Wintergrün auf der Breite 1940**

Halvelagen besaß. Nun stritten die Jungen darum, wer der eigentliche Eigentümer dieser schönen Waldhöhe sei. In der Abenddämmerung, mit den Winterbäumen voran, ging es heimwärts und im Dorf stand die ganze Gemeinde Spalier und erwartete ihre Heimkehrer. Für mich ist und bleibt das " Wintergrünholen " eine meiner schönsten Kindheitserinnerungen.

In Maldorf verlief das Wintergrünholen auch so ähnlich, nur die acht Leuchter, brachte jedes Kind ein Sträußchen Wintergrün auf einem Stab mit einem roten Papierstreifen gebunden vom Sammelplatz nach Hause. Anders verlief es in den Gemeinden Arkeden, Katzendorf und Meeburg. Dort wurden die Pferde in Anspruch genommen. In den weiten Wald ritten die Schüler auf den Pferden, voran die Lehrer und so holten sie ihr Wintergrün. Der Leuchterschmuck bestand von Gemeinde zu Gemeinde ganz verschieden, außer dem Grünen gab 's auch Lametta, Engelhaar, bunte Kugeln und Papierblumen, getrocknete Naturblumen, Kerzen und Wunderkerzen. In Maldorf und Pruden, verwendete man das weiße Mark aus Binsen (Bess sächsisch) ein Sumpfgas und gelbe Pappelchen ( sächsisch Judenkirschen genannt ), daraus entstanden schöne Blümchen.

Das Leuchtersingen (Puernatus-Lied = Ein Kindlein geboren) fand von Ort zu Ort verschieden statt, bei einigen in der Frühkirche zwischen 3-6 Uhr am 25. Dezember, bei andern gleichzeitig in der Abendkirche mit der Weihnachtsfeier, in Brauer gleich anschließend an die Weihnachtsfeier erklang vom Turm das Lied : " Allein Gott in der Höhe sei Ehr " der Bläser und vom Kinderchor das " Puernatuslied " gesungen. In Pruden flankierten zwei erleuchtete Leuchter den im Chor aufgestellten Christbaum in der Abendkirche, aber das Leuchtersingen fand draußen um Mitternacht statt. Auf dem Turm sangen die Konfirmanden, die auch für die zwei Leuchter verantwortlich waren, abwechseln mit den Bläsern das " Puernatuslied " ( in Bethlehem ein Kind geboren, Puernatus-Lateinisch = Kind geboren) und unten vor dem Turm stand die ganze Gemeinde mit brennenden Kerzen und Wunderkerzen, in stiller und feierlicher Stimmung. Den Anstoß zu diesem Vortrag gab mir die Nachricht in der " Zeitung der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen ", dass die Gemeinde Scharosch (Elisabethstadt) das Puernatuslied hier in Deutschland aus der

Vergessenheit hervorgeholt hat und am "Heiligen Abend" es wieder singen. Wiederum gilt ein großes Lob und Achtung der Pforzheimer Kreisgruppe unter der Leitung von Heinz Fleischer, die es geschafft hat den Siebenbürger Lichtert in den Mittelpunkt ihrer Weihnachtsfeier zu stellen. Unter der Leitung von Elisabeth Botschner und ihrer Tochter Elisabeth Fleischer wurde der Prudner Leuchter nachgebaut und auf die Bühne gestellt. So erhalten die Weihnachtsfeiern bei den Pforzheimern einen viel besinnlichen und heimatlichen Rahmen.

Dieser Leuchter, so wie er im folgenden Bild zu sehen ist, steht in der Heimatstube der Pforzheimer Kreisgruppe.

Bestimmt kann man die Frage stellen : " Was bringen diese Erinnerungen an den Christleuchterbrauch aus Siebenbürgen uns heute noch?" Wem obliegt es, das kulturelle Erbe unserer Vorfahren auch den nächsten Generationen zu übermitteln? Nicht uns, die wir diese Bräuche erlebt haben, daran unsere Freude hatten?

Aber auch wenn der Leuchter nur ins Gespräch gebracht wird, ist schon viel erreicht. Verlorenes muss nicht unwiederbringlich dahin sein. Ein positives Beispiel sind die vielen Weihnachtsfeiern der Kreisgruppen in unserer neuen Heimat und in deren Mittelpunkt auch die Bescherung der Kinder steht.

Rastatt, am 15. Dezember 1999

Helmut Höhr

Dieser Vortrag wurde anlässlich der Weihnachtsfeier, die traditionsgemäß jedes Jahr mit den Chormitgliedern und ihren Angehörigen stattfindet, gehalten.

### **Puernatus Friedrich Menning**

Es war eine grimmige Kälte in jener Heiligen Nacht, als die Leute in einem kleinen fast eingeschneiten Dorfe in Siebenbürgen aus der Abendkirche heimkehrten. Dazu blies noch ein stürmischer Wind. Die Kirche, in der die Weihnachtsfeier mit den Lied - und Gedichtvorträgen der Kinder stattgefunden hatte, war von den Kerzen noch düster beleuchtet. Um die Zeit gab es noch kein elektrisches Licht. Und auf den Straßen war es stockfinster. Deshalb trugen die Leute Petroleumlaternen mit sich, um nicht von dem kaum erkennbaren Weg abzukommen. Familienweise stampften sie ihren Häusern zu, und unter ihren Füßen knirschte der Schnee.

Konnte unter diesen Umständen das "Puernatus-Singen" vom Turme um Mitternacht noch stattfinden? Beim Familienabendessen nach der Christbescherung sah man nur noch fragende Gesichter. Vater, der selbst Bläser im Posaunenchor war, hatte dem 5 - jährigen Peter versprochen, ihn diesmal zu diesem beeindruckenden Brauchtumerlebnis mitzunehmen.

Noch immer hatte sich der Sturm nicht gelegt, als die Zeit näher rückte. Und dennoch bettelte Peter so lange, bis ihn der Vater schließlich warm angezogen und mit der Laterne in der Hand zum Turme mitnahm.

Der Posaunenchor hatte seinen Platz unten am Turme eingenommen und die vier ausgewählten Sängerknaben waren mit ihren Kerzen im Turme hochgestiegen. Nun sah man ihre von der Kälte gezeichneten roten Gesichter, die nur von ihren Kerzen

angeleuchtet waren, aus den Turmluken in die Finsternis hinausblicken. Es war ein himmlischer Anblick. Und oh, welch Wunder! Als der Posaunenchor das Präludium spielte, verstummte plötzlich auch der Sturm. Da begann der eine Knabe den ersten Vers des "Puernatus-Liedes" mit glasklarer heller Knabenstimme vom Turme in die eine Himmelsrichtung hinaus zu singen: „Puer natus in Bethlehem!“ Dazwischen spielte der Posaunenchor eine Zwischenmelodie. Dann schmetterte der zweite Knabe den zweiten Vers in die andere Himmelsrichtung und nachher der dritte und der vierte Knabe. Friede sollte werden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Friedrich Menning

## **Winterzeit in Siebenbürgen** **Helmut Höhr**

Wem von uns sind die malerischen mit Schnee bedeckten Landschaften Siebenbürgens nicht in schöner Erinnerung geblieben? Bei wem haben die besinnlichen Feste im Winter nicht eindrucksvolle Tage hinterlassen? Uns der älteren Generation obliegt es, unsere Erinnerungen aus der alten Heimat immer wieder an die nächste Generation weiterzugeben.

Im Jahreskalender 2004 sind viele Erinnerungen unserer Landsleute in Text und Gedichtform zu finden:

„Wänterzegt am Sachsenland“

Wä sich allen Kängt nea froan,  
ändlich fet et un ze schnoan!  
Ous den Wulken, säht nur allen,  
weiß auch wich de Floken fallen  
af de Felder, af den Bäsch,  
uch de Laft äs wängterfräsch.  
Schni däkt longsem alles za,  
de Natur hält Wängterrah.

Das Gedicht endet:

Allen äs et drum bekannt  
Wängterzet am Sachsenland  
wi dä imol mitgemacht -  
wit se eng am Sänn behalden.  
Mer gehihren neu zea den AIden,  
dinkt uch gärn, äng' dn zräck  
un de läwlich Wängterzet !

Nicht nur Winterzeiten in Siebenbürgen haben uns fasziniert, sondern auch die besinnlichen Feiertage mit ihrem Brauchtum sind unvergessen geblieben. Sie, diese Festtage haben unsern Glauben an Gott, unser Gemeinschaftsgefühl und unsere Gemütlichkeit besonders geprägt. Weihnachten war als Familienfest für uns von großer Bedeutung. Ebenso die Silvesternacht mit ihrer festlichen Gestaltung, war für uns immer ein unvergessliches Erlebnis.

Silvester ist der letzte Tag im Jahr und wurde im Jahr 314 nach dem Papst Silvester I. benannt, der später heilig gesprochen wurde. Der Silvesterabend wurde in Siebenbürgen noch in Gesellschaften und Freundeskreisen gefeiert. Kurz vor Mitternacht versammelte sich die ganze Dorfgemeinde auf dem Dorfplatz, so auch in Pruden und in vielen andern Gemeinden. Die Blasmusik spielte während die Glocken läuteten, nach dem gemeinsam von der Gemeinde gesungenen Choral : „ Großer Gott wir loben

dich“, einen Trauermarsch. So wurde das alte Jahr verabschiedet. Nachdem die Turmuhr 12 schlug, wurde ein flotter Marsch gespielt, mit dem das neue Jahr begrüßt wurde.

Das neue Jahr beginnt mit dem 1. Januar, es ist und war der Neujahrstag, kurz Neujahr. Dieser Tag wurde im römischen Kalender noch von Julius Cäsar im Jahr 45 vor Christi Geburt vom März auf den 1. Januar verlegt. In Siebenbürgen stand Neujahr im Zeichen der Neujahrswünsche. Die Kinder gingen am frühen Morgen zu ihren Paten und Verwandten, sagten ihre gelernten Wünsche auf. Dafür bekamen sie Äpfel, Nüsse, etwas Geld und die Patenkinder bekamen auch einen großen herzförmigen Lebkuchen. In Pruden schrieb ein Mann der hieß Andreas Gutt (Hausnr. 33) die Neujahrswünsche für alle Kinder, von denen auch ich vorgetragen habe, wie z.B.:

I. „ Vorüber ist das alte Jahr  
mit seinen vielen Sorgen  
und freundlich leuchtet hell und klar  
ein froher Neujahrmorgen.

Das neue Jahr bringt neue Lust  
und neues Leben wieder,  
Und in der freuderfüllten Brust  
Erwachen frohe Lieder.

Ein Engel schaut ins Fensterlein  
vom lieben Gott gesendet,  
der ruft euch zu: „Sollt glücklich sein,  
das Leid hat sich gewendet“.

Im neuen Jahr sollt glücklich sein!  
Gott hat mein Flehen erhört,  
Und euch ihr lieben Freunde mein,  
Sei ein frohes Jahr beschert.

II. „Ein neues Jahr ein neues Leben fängt heut` mit diesem Morgen an;  
Wir danken Gott der`s uns gegeben und unser Lob steigt Himmel an.

Das alte Jahr ist nun verflossen, bei mancher Not und Traurigkeit,  
doch uns hat Gottes Lieb umschlossen und nur geschützt vor allem Leid.

Das neue Jahr bringt euch nur Segen, Gesundheit Glück und Wohlergehen,  
geliebte Freunde stets entgegen, entfernt mag `Not und Krankheit stehen?

Erhöre Gott unser kindlich Flehen, sei unser Freunde Schutz und Heil.  
Oh lasse sie deine Wonne sehen, schenk ihnen stets das beste Teil! Amen.

III. Ich wünsch euch heut und allezeit, Glück, Wohlsein,  
Zufriedenheit und was Gott denen die er liebt auf dieser Erde, Gutes gibt.

Das ganze liebe neue Jahr seid froh und glücklich immerdar und spürt des treuen  
Gottes Segen, bei allem Tun, auf allen Wegen.

Gesundheit, ein langes Leben und einen immer frohen Mut, dies wolle euch der Him-  
mel geben; mir aber bleibt ferner gut! Amen.

Die Siebenbürger Sachsen verstanden etwas auch von Humor, dazu eine Kostprobe  
aus Streitfort bei Reps: „Ech wenschen ech am noan Gor, de Katz, dai huet gro Hor, de  
Kea, dai huet en kromen Hiurn, git mer zwin Kretzer, ech ben gefriuren. Wun ech se  
schel hun, dro Benn ech em nu derfun!“

Nun möchte ich mit einem Weihnachtsspruch von Pfarrer Friedrich Siegbert Höchsmann meine Ausführungen beenden:

„Der treue Gott, der mit uns war  
von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr  
der wird uns immer gnädig sein.  
Wir gehen ins neue Jahr hinein  
In Gottes heiligem Namen.“

Helmut Höhr



*Stickereien wie diese fehlten in keinem siebenbürgisch-sächsischen Haus*





*Stickereien wie diese fehlten in keinem siebenbürgisch-sächsischen Haus*



## Hans Lang, der „Stumme“, der letzte Prudner Sachse

Ich bin ein halber Prudener: meine Mutter, eine geborene Zakel, wurde von ihrer kinderlosen Tante Schwarz aus Dunnesdorf als Kind aufgenommen. Später hatte sie auch einen Dunnesdorfer geheiratet und dort auch gelebt.

In Pruden hatten wir sehr viele Anverwandte: die Zakel, Tatter, Keul, Lang und andere. Vor dem zweiten Weltkrieg fuhren wir sehr oft mit dem Pferdewagen, im Winter mit dem Schlitten, sonntags nach Pruden, wo wir bei Tatters einkehrten und gut bewirtet wurden. *Mein Vater und sein Schwager becherten dabei kräftig, denn ein Schwein hatte man ja geschlachtet und guten Wein gab es auch.*

Ich habe Pruden immer sehr gerne gehabt, es lag mir immer am Herzen. So habe ich mich als ehemaliger Schulinspektor dafür eingesetzt, dass die deutsche Schule ein Jahr lang (illegal) weiter funktionieren konnte, obwohl die vom Gesetz vorgeschriebene Schülermindestzahl fehlte. In den folgenden Jahren waren dann wieder genug Kinder vorhanden, allerdings musste die Schule dann eines Tages wegen Kindermangel geschlossen werden.

Nach der Wende, ich glaube es war 1991, als ich Kurator im Schäßburger Kirchenbezirk war, erfuhr ich, dass in Pruden ein Sachse unter ganz schlimmen, menschenunwürdigen Verhältnissen lebe. Wir fuhren hin und fanden den Armen in einem erbärmlichen Zustand: er war stumm, taub und blind. Wir konnten mit ihm nicht kommunizieren. Eine Rumänin betreute ihn: er hauste in einem leeren Raum mit Erdfußboden. Nur ein Bett und ein kalter Ofen standen im Zimmer. Es war erheblich kalt. Als Belohnung für diese Pflege sollte die Rumänin das Weltherische Haus an der Ecke bekommen. Allerdings war von dem nicht mehr viel übrig geblieben. Ich hatte in Erfahrung gebracht, dass dieser arme Mensch, „der Stumme“, wie man ihn nannte, der Mann von der Fikitante, einer Cousine meiner Mutter, zu der wir gute Beziehungen hatten, war. Die Familie Lang war kinderlos, betreute aber drei Kinder aus der Familie Keul, aus welcher beide Eltern nach Russland deportiert worden waren. Hans Lang hatte ich gut gekannt. Er war ein guter Schuster gewesen. Er stammte aus Grossalisch. Dort hatte ihn eine Lehrerin als Schulkind zur Strafe in einen Keller gesperrt und dann über Nacht einfach dort vergessen. Die ausgestandene Angst jener Nacht hatte dem Kind die Sprache verschlagen. Er war stumm geworden und blieb es ein Leben lang. Wir nannten ihn in der Familie nur den „Stummen“. Man konnte sich mit ihm aber gut verständigen. Später haben wir dann die Verbindung zu ihm verloren. Zwischenzeitlich war er (er war auch vorher schwerhörig gewesen) auch taub geworden und erblindet.

Die Bedingungen, unter denen er lebte, hätte man keinem Tier zumuten können. Ich habe dann sofort einen Pflegeplatz im Altenheim von Hetzeldorf, das zum Mediascher Diakonieverein gehörte und vom Ehepaar Pitters vorbildlich verwaltet wurde, erwirken können. Als wir Hans Lang, „den Stummen“, in den bereitstehenden PKW luden, er besaß nur das, was er auf dem Leibe trug, freute er sich sehr. Dabei hatten wir den Eindruck, er glaubte, nach Deutschland gebracht zu werden.

In Hetzeldorf war er gut aufgehoben. Wir konnten das Heim mit Spenden unterstützen. Es hatten sich dann auch die Keulschen Kinder mit Spenden gemeldet.

Hans Lang, „der Stumme“, hat noch einige Jahre, gut betreut, im Hetzeldorfer Heim gelebt und ist dort auch gestorben. Leider habe ich von seinem Ableben nur später erfahren, so dass ich bei seiner Beerdigung nicht dabei sein konnte (zwischenzeitlich waren dann auch die guten Pitters verstorben).

Hermann Baier / Schäßburg 2008

## Jugendliche aus Pruden



*Jugendliche um 1920*



*Jugendliche um 1920*



*Burschenschaft 1940, Jahrgänge 1918 - 1926*

*Obere Reihe: Andreas Weber 99, Franz Menning 107, Hans Keul 52,  
 Johann Keul 34, Alwin Leutner 116, Alfred Tatter 28, Michael Gedder 49, Karl Keul 24  
 Mittlere Reihe: Fritz Weprich 60, Rudolf Höhr 68, Johann Weprich 140, Johann Keul 34,  
 Eduard Geddert 54, Franz Geiger 80, Hans Weprich 140,  
 Untere Reihe: Franz Weber 61, Michael Paul 25, Franz Tatter 28, Georg Gutt 33,  
 Georg Geddert 49, Julius Bloos 22, Michael Weprich 140, Hans Tatter 46*



*Elisabeth Geddert*



*Emma Leutner; Elisabeth Leutner  
und Otilie Leutner*



▲ *Jugendliche um 1942* ►



*Prudner im Grevel / Mediasch*





*Sonntagsausflug*



*Bändertanz*



*Sonntagsausflug*



*Jugendliche 1955*



*Johann und Katharina Keul*



*Elisabeth Geddert und Sara Wolff*



*Brigitte Wolff*



*Elisabeth Geddert*



*Die Freundinnen*



*v.l. Andreas Weprich, Katharina Tatter und Georg Botschner*



*Eliese Leutner*



*Michael Bloos und Andreas Weprich*



*Jugendliche um 1957*



*Simon Botschner und Andreas Weprich*



*Prudner beim Militärdienst*



◀ *Daniel Wolff*



◀ *Georg Tatter*

*Karl Keul* ▶



# Hochzeiten

## Fritz Leutner

Wenn sich ein junges Paar verliebte und eine Ehe schließen wollte, wurde zunächst Verlobung gefeiert. Voraussetzung dafür war jedoch, dass der Bursche bei den Eltern seiner Zukünftigen um ihre Hand angehalten hatte (Frejen). Vorher wurden noch von beiden Seiten die Wortmänner, die wichtigsten Trauzeugen, bestimmt. Bei der Verlobung waren nur die nächsten Verwandten dabei. Das Brautpaar ging mit zwei Trauzeugen zum Pfarrer, der eine Ansprache hielt und sie als Brautpaar segnete. Von da an trug die Braut beim Kirchgang den Borten mit einem schönen Myrtenkränzlein als Zeichen der Jungfrauenschaft. Der Bräutigam trug als besonderes Zeichen einen Blumenstrauß aus künstlichen Blumen am Hut. Die Vorbereitungen für die Hochzeit dauerten zwei bis drei Tage. Fast die ganze Gemeinde beteiligte sich daran. Man brachte Geflügel, Speck, ein Stück Fleisch, Rahm, Milch, sogar Naturalien. Die Frauen, die zur Hochzeit eingeladen wurden, mussten Hanklich und Striezel backen. Wer etwas für die Hochzeit abgab, bekam auch Gebäck mit, so dass eigentlich das ganze Dorf an diesen Feierlichkeiten teilhatte, auch wenn er nicht eingeladen war. Die Männer schlachteten ein Kalb oder ein Schwein für die vielen Gäste; oft waren es über hundert an der Zahl.

Die Hochzeitshäuser wurden mit allerlei Tüchern, Spruchbändern, Girlanden, Eierschalenketten, aufgenagelten Federviehköpfen und Füßen geschmückt. Am Sonntagmorgen versammelten sich die Hochzeitsgäste im Hochzeitshaus und wurden dort mit Hanklich, Striezel und Schnaps empfangen. Bevor die Kirchenglocken läuteten, fand nach feierlicher Rede und Gegenrede des Wortmanns das Abverlangen und Übergabe der Braut statt. Die Braut nahm in festgelegten Worten Abschied von ihren Eltern und Freundinnen. Auch bat man die Gäste in die Freundschaft ein.

Um halb elf läuteten die Kirchenglocken. Der Hochzeitszug formierte sich und geschlossen ging man zur Kirche. Vor dem Altar sass der Bräutigam mit zwei Burschen (Bittknechten) rechts und die Braut mit zwei gebockelten Frauen links. Zu Beginn des Traugottesdienstes sang man das Lied „Wenn Mann und Frau zusammen gehen“. Während des Gesangs stand der Bräutigam auf und ging zur Braut, verbeugte sich und bat sie, zum Altar mitzugehen. Der Pfarrer bat das Brautpaar, die Trauringe zu wechseln und zu versprechen, in Freud und Leid zusammen zu bleiben, bis der Tod sie scheidet. Darauf segnete er sie als Mann und Frau. Nach dem Ende des Gottesdienstes wurde vor der Kirche noch getanzt. Dann trugen zwei Burschen die Braut auf den Schultern bis zum Hochzeitshaus. Nach einem gemeinsamen Gebet begann ein stundenlanges Schmausen und Trinken. Unter vielerlei Belustigungen und Tanzen verbrachte man den Abend. Vor Mitternacht folgte das „Gaben“ (Geschenke darbringen) der Hochzeitsgäste. Die Geschenke waren als Starthilfe für das jung Paar gedacht.

Um Mitternacht wurde die junge Frau neu eingekleidet und kam „unter die Haube“. Der zweite Hochzeitstag war der Jungfrauentag, eine Fortsetzung der Lustbarkeiten mit Essen, Trinken und Tanzen. Höhepunkt dieses Tages war die

Einsegnung der von zwei Brautfrauen zur Kirche begleiteten jungen Ehefrau. Der dritte Hochzeitstag war die Nachhochzeit, an dem alles Übriggebliebene verzehrt und dann saubergemacht wurde. Den Abschluß der festlichen Tage bildeten das „Ausgrüßen“ (Verabschiedung) des jungen Ehepaares aus der Bruderschaft und Schwesterschaft.

Diese Aufzählung und Beschreibung einiger Bräuche aus Pruden soll zeigen, wie unsere Gemeinschaft funktioniert hat. Sie waren Teil unseres Lebens. Gleichzeitig soll es auch eine Dokumentation für unsere Nachkommen in Deutschland sein, damit sie erfahren, wie unsere Eltern , bzw. Großeltern, gelebt und gefeiert haben.

Fritz Leutner



*Gottesdienst*



*Brautpaar Susanna und Rudolf Bloos*



*Brautpaar Elisabeth Botschner und Johann Weprich*



*Brautpaar Regina - Margarete und Julius Bloos*



*Brautpaar Johanna und Julius Bloos*



*Brautpaar Katharina und Hans Weprich*



*Brautpaar Katharina und Hans Keul*



*Brautpaar Katharina Leutner und Johann Weprich*



*Junge Frauen vor der Kirche*



*Der Kuchen ist fertig*



*Brautpaar Sara Müller und Johann Tatter*



*Brautpaar Sara Paul und Michael Bloos*



*Brautpaar Gertrud Lingner und Imre Fodor*



*Hochzeitstanz vor der Kirche*



*Hochzeit von Katharina und Georg Keul 1956*





*Hochzeit von Rebekka Löw und Daniel Wolff*



*Die Burschen genießen den Wein*



*Gruppenbild*



*Brautpaar Katharina Tatter und Georg Botschner*



*v.r.: Hans Botschner, Michael Zakel (Bräutigam), Eliese Hartmann (Braut), Pfarrersfrau Adele Lingner, Ida Ungar Pfarrersfrau von Waldhütten, Sara Höhr und Hermine Höhr / 1958*



*Brautpaar Eliese Hartmann und Michael Zakel /1958*



*Brautpaar Elisabeth Paul und Michael Tatter*



*v.l.: Brautfrauen Rebekka und r.: Katharina Paul  
Bildmitte: junge Frau Elisabeth Tatter*



*Brauttanz*



*v.l.: Elisabeth Geddert, Sara Wolff, Michael Tatter und Rebekka Wolff*



*Die Suppe schmeckt*



*Die fleißigen Köchinnen*



▲ Jugendliche ▼





*Die fleißigen Köchinnen*



*Brautpaar Betty und Michael Dengel*



*Ehepaar Elena und Hans Georg Geddert*



*Brautpaar Anneliese Botschner  
und Horst Leutner*



*Brauteltern Elisabeth und Andreas Botschner*



*Brautpaar Astrid Seiler und Bruno Löw /1986*



*Hochzeit von Katharina Rosen und Andreas Botschner*



*Brautpaar Dagmar Schmidt und Dietmar Schweizer*



*Brautpaar Melita und Erwin Geddert*

# **Aussiedlung der Deutschen aus Pruden Prudner in der Zerstreung – Die HOG Pruden**

## **Aussiedlung der Siebenbürger Sachsen und Leben in der Zerstreung Horst Göbbel**

Die Enteignung, Entrechtung, Deportation im Gefolge der Kriege und Wirren des 20. Jahrhunderts, der unaufhaltsame Angriff auf ihre Sprache und deutsche Identität - besonders durch die kommunistische Ceauşescu-Diktatur - haben die Siebenbürger Sachsen ihrer Heimat entfremdet und den Drang nach Rückkehr in die deutsche Urheimat als Ausweg aus der Unfreiheit verstärkt.

Sie wollten frei sein und wieder als Deutsche unter ihresgleichen in Freiheit leben. Die Aussiedlung war für sie der letzte Ausweg, den sie für sich und ihre Kinder auch nach dem Sturz der Ceauşescus sahen. Allein 1990 kehrten 111.150 deutsche Aussiedler Rumänien den Rücken (1991: 32.178, 1992: 16.146). Diese Menschen waren satt von den täglichen brutalen oder raffinierten Menschenrechtsverletzungen, satt vom sozialistischen Alltag, satt von der ständigen Gängelung, Schlamperei und Ämterpatronage, satt von der jahrzehntelangen, katastrophalen Unterversorgung mit einfachsten Dingen des täglichen Bedarfs, satt von der unaufhörlichen Bespitzelung durch den Geheimdienst, satt von der erdrückenden Allmacht der Partei, satt von der allgemeinen Perspektivlosigkeit und Zukunftsangst. Sie wollten und wollen endlich frei über ihr Leben, über ihre Zukunft entscheiden.

Besonders die Aussiedlung der letzten Jahrzehnte hat sie vor der unausweichlichen Romanisierung und damit ihrem Niedergang als siebenbürgisch-sächsische und somit deutsche Gemeinschaft gerettet. Diese allgemeine Entwicklung betraf auch Pruden.

Die Siebenbürger Sachsen sind als Aussiedler dankbar dafür, als freie Deutsche hier in Deutschland an freiheitlicher Demokratie und am Wohlstand teilhaben zu dürfen. Sie bejahen die Einigung Europas.

Ohne die große Bedeutung der rechtlichen und finanziellen Starthilfen des deutschen Staates für Aussiedler - unmittelbare Zuerkennung der deutschen Staatsbürgerschaft nach Art. 116 Grundgesetz, Begrüßungsgeld, Übernahme der Rückführungskosten, unmittelbare Versorgung mit Wohnraum, Gewährung von Einrichtungsdarlehen, Anerkennung von Prüfungen und Arbeitsnachweisen, Zahlungen nach dem Lastenausgleichsgesetz, Leistungen der Arbeitslosen-, Renten-, und Unfallversicherungen, steuerliche Vergünstigungen, in manchen Fällen Sprach- oder Berufsausbildungsförderung, Gewährung günstiger Wohnungsbaukredite (alles Leistungen, die besonders nach 1992 massiv eingeschränkt bzw. auch abgeschafft wurden) - abzuwerten, muss mit allem Nachdruck auf folgende Tatsache hingewiesen werden: Der überdurchschnittlich hohe Wohlstand der meisten nach Deutschland ausgesiedelten Siebenbürger Sachsen nach relativ kurzer Zeit ihres Hierseins hat seine wesentlichen Ursachen hauptsächlich in zwei voneinander nicht zu trennenden Gegebenheiten: Altbewährte Tugenden und persönliche Freiheit.

1. Auch die Siebenbürger Sachsen haben wie andere Aussiedler aus ihrer siebenbürgischen Heimat ausgeprägte Eigenschaften und lebeswichtige alte Tugenden mitgebracht, auf die sie im wahrsten Sinne des Wortes bauen konnten und können. Solche innerhalb von Jahrhunderten gewachsene Tugenden und Eigenschaften wären: Fleiß, Hartnäckigkeit, Sparsamkeit, Geradlinigkeit, Loyalität gegenüber staatlichen und kirchlichen Behörden, Festhalten am christlichen Glauben, Toleranz, Durchsetzungsvermögen auch unter widrigsten Bedingungen, Mut und Bereitschaft zum Neuanfang (nach Wandervölker- und Türkeneinfällen sowie Kriegen in früheren Jahrhunderten, nach der Katastrophe von 1944/45 in Siebenbürgen, nach der Evakuierung, nach der Kriegsgefangenschaft, nach der Deportation 1945 zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion, nach Aussiedlung nach Deutschland). Mit anderen Worten gesagt: Die Siebenbürger Sachsen haben sich in gewissem Sinne den Pioniergeist der mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung bewahrt.
2. All diese Eigenschaften und Tugenden sind auch hier im Westen nach 1945 auf fruchtbaren Boden gefallen: Die Siebenbürger Sachsen sind hier in eine Welt gelangt, deren Grundlagen Freiheit, Gewährung der ureigensten Menschenrechte und pluralistische parlamentarische Demokratie sind. Denn: Was nützen all die oben genannten Tugenden und Eigenschaften, wenn man in Unfreiheit und in ständiger Gefahr des nationalen Niedergangs, der nationalen Assimilierung leben muss? Somit bewahrheitet sich auch in diesem Zusammenhang das große Wort des Sachsenbischofs Georg Daniel Teutsch: *„Edle Menschen haben seit jeher die Freiheit dem Vaterlande vorgezogen.“*

### **Was erwartete die Aussiedler in Deutschland in den 70er und 80er Jahren?**

Kerstin Möller, eine deutsche Journalistin, zeigte prägnant in einem Beitrag in den „Nürnberger Nachrichten“ vom 12./13. September 1987 („Deutsch sein, heißt treu sein“) mit welchen Erwartungen, Hoffnungen und Wunschvorstellungen Aussiedler nach Deutschland kommen und wie manche Enttäuschungen - besonders am Anfang - nicht ausbleiben.

Der hier angetroffene Reichtum, die Gefühlskälte vieler Bundesbürger, das „undeutsche“ Wesen, die große Freizügigkeit in vielen Lebensbereichen, besonders jedoch die geringe Kenntnis der Situation der Aussiedler, meint Kerstin Möller, bringe viele aus dem Gleichgewicht, all das mache manche richtig krank. Schließlich kannten die Siebenbürger Sachsen die Bundesrepublik praktisch fast nur vom Hörensagen und nicht vom Westfernsehen, wie die meisten Deutschen aus der DDR. Die Ankunft am Flughafen Frankfurt am Main (seit Jahren am Hauptbahnhof Nürnberg), das Erschrecken über die vielen Farbigen, der ungewohnte Straßenverkehr, die Hektik, der Stress der Leistungsgesellschaft, die vielen Reklameschilder - plötzlich alle in deutscher Sprache! - die starke Fixierung der Menschen auf das Geld, das unermessliche Warenangebot, der offene Schlagabtausch der Politiker im Parlament, die vielen kritischen Bemerkungen in der Öffentlichkeit und das Fehlen der Rücksichtnahme auf hochrangige Politiker aus der Staatsführung . . . alles war neu, ungewohnt, zunächst erdrückend, schwer verdaulich (*„Warum lässt man zu, dass der*

*Bundeskanzler im Bundestag kritisiert wird?* . . .“). Später dann die endlosen Behördengänge, der Kampf mit den komplizierten, sprachlich kaum oder sehr schwerverständlichen Formblättern. Kaum einer der Aussiedler hatte nämlich den riesigen Umfang von Behördenerledigungen vorausgesehen. Praktisch innerhalb weniger Wochen muss jedoch jeder hier seine Identität neu aufbauen: Personenstandsurkunden, Staatsangehörigkeitsdokumente, Personalausweis, Flüchtlingsausweis, Berufsqualifikation, Rentenanwartschaft, Hausratsentschädigung, Lastenausgleichsanträge und vieles andere mehr gehören dazu. Dabei ist besonders erschwerend, dass jeder dies praktisch ohne die geringste Kenntnis der hiesigen Gesetze und der sich daraus ergebenden Rechte und Pflichten und ohne jede gesellschaftliche Einbindung tun muss. In ihrer Unerfahrenheit machen Aussiedler dabei natürlich auch Fehler und fühlen sich herabgesetzt, wenn sie korrigiert werden. Sie sind verunsichert und betrachten oft ihre Lage in den ersten Monaten als sozialen Abstieg. All zu schnell machen manche ihre ersten schlimmen Erfahrungen, zum Beispiel mit Vertretern an der Haustür, unterzeichnen Verträge, die ihnen aufgeschwatzt wurden, ohne sich über deren Ausmaß und Folgen bewusst zu sein. Oder sie kaufen mit ihren schlimmen Erfahrungen in einem kommunistischen Land mit ständigen Versorgungsschwierigkeiten oft zu schnell und zu teuer, das Unnötige vor dem wirklich Notwendigsten. Auch damit stoßen sie oft bei der einheimischen Bevölkerung auf Kritik und Unverständnis, werden wegen ihres falschen Konsumverhaltens und besonders wegen ihres historisch bedingten stark ausgeprägten deutschen Nationalbewusstseins oft massiv abgelehnt, ja sogar als ewig Gestrige, als Nazis apostrophiert - was besonders weh tut!

### **Das unsichtbare Gepäck**

Aber das ist nur die eine Seite der neuen Wirklichkeit, denn Aussiedler bringen auch gewichtige Stärken mit: Aussiedler sind anpassungsbereit, sie bejahen den deutschen Staat, die freiheitliche Demokratie, sie packen an, sie schaffen es, sie sind fleißig, zäh, zuverlässig. Beharrlichkeit zeichnet sie aus, sie sind keine Wirtschaftsflüchtlinge sondern Heimatsuchende, sie knüpfen ihr deutsches Bewusstsein nicht an das Dritte Reich (was man ihnen oft anhängt), sondern an die Zeit lange davor bzw. an das demokratische freie Deutschland (West) nach dem Zweiten Weltkrieg. Extremismus und Diktatur - zu lange am eigenen Leib erlebt - mögen sie nicht. Deutschland war immer in ihrem Bewusstsein ihre Urheimat und geistig-kulturelle Heimat zugleich, Aussiedler betrachten sich selber als Heimkehrer, als Spätheimkehrer, sie sind geschichts- und traditionsbewusst. Sie verstehen nicht, dass sich manche Bundesbürger schämen, Deutsche zu sein, dass für so viele Bundesbürger das Deutschsein lästig ist. *„Für Aussiedler sind Begriffe wie Deutschtum, deutsches Volk, Muttersprache oder Heimat ideelle Grundwerte. Werte, für deren Erhaltung und Pflege es sich zu kämpfen lohnt und für die man bereit ist, Opfer zu bringen.“* (Dr. Michael Kroner) Aussiedler sind nicht übertrieben anspruchsvoll, sie sind sparsam - oft krankhaft sparsam - bringen die sprichwörtliche siebenbürgische Toleranz mit (sie haben mehr als 800 Jahre mit Ungarn, mit Rumänen, mit Zigeunern, mit Juden zusammengelebt, ohne jemals einen Krieg gegen eine dieser Bevölkerungsgruppen zu führen), sie bleiben auch in der Zerstreung eine eingeschworene Gemeinschaft, ein

Umstand, der nicht nur bei Heimattreffen feststellbar ist, sondern genau so auch bei Bestattungen von Landsleuten. Mobilität - auch und besonders berufliche Mobilität - hilft ihnen überall in Deutschland, das Leben in der neuen Umgebung leichter zu gestalten. Natürlich klagte man beim ersten Zusammentreffen mit dieser ungewohnten Welt eventuell über die Hast und die Unrast und den Stress dieses neuen Lebens. Man vermutet darin den Verlust geistiger Werte mit dem Verlust der aus Siebenbürgen gewohnten sesshaften Kultur. Man erblickt darin oft Wurzellosigkeit und Entfremdung und fühlte sich anfangs wirklich unsicher und fremd. Aber diese Erscheinungen sind meist von kürzerer Dauer und treten vermehrt eher bei den „älteren Semestern“ auf.

Berufliche Erfolge, relativ schneller materieller Wohlstand, die Erkenntnis, dass man hier etwas erreichen kann, sofern man sich anstrengt, dass Leistung nicht nur gefordert sondern auch entsprechend ent- und belohnt wird, dass die Kinder hier eine Zukunft haben, all dies stärkte das Selbstvertrauen, stärkte das Selbstbewusstsein des einzelnen. Siebenbürger Sachsen - in Siebenbürgen mehrheitlich Bauern - sind heute in allen wirtschaftlichen Bereichen Deutschlands zu finden: Im industriellen Gewerbe, im Handwerk, im Bauwesen, im Handel, im Verkehrswesen, im vielfältigen staatlichen und städtischen Dienstleistungsbereich, im Schulwesen, im medizinischen Bereich usw.

### **Kirchliche Eingliederung**

Auf ihr christliches Gemeindeleben in Siebenbürgen lassen sich viele evangelische Aussiedler gerne ansprechen. Aber zwischen dem Gemeindeleben, das auch Siebenbürger Sachsen in ihrer siebenbürgischen Heimatgemeinde kennenlernten, und der Gemeindepraxis in den meisten Teilen der Bundesrepublik Deutschland gibt es manche Unterschiede:

In Siebenbürgen hat der Pfarrer („*Herr Vater*“) noch eine herausgehobene Stellung. Von daher leiten sich hohe Erwartungen z.B. an Auftreten und auch an die Kleidung der hiesigen Pfarrer oder ihrer Beauftragten auch bei Hausbesuchen ab. Welcher Siebenbürger Sachse hat sich nicht zumindest gewundert, wenn nicht sogar richtig geärgert, wenn ein Pfarrer in Deutschland z. B. Jeans-Kleidung - sogar in der Kirche! - trägt oder wenn er vom „*Predigtstuhl*“ aus manche Wörter und Begriffe benützt, die für jeden aufrechten Sachsen tabu sind.

Der Gottesdienst ist für viele Siebenbürger Sachsen die eigentliche Versammlung der Gläubigen. Die in Deutschland häufig geringe Zahl von Gottesdienstbesuchern, die für Siebenbürger Sachsen zu schnell gesungenen Lieder und Äußerungen in der Predigt oder in kirchlichen Veröffentlichungen zur Tagespolitik, zur Umwelt oder zur Dritten Welt (diese Themen haben in Siebenbürgen kaum eine Rolle in der Kirche gespielt) irritieren und bringen anfangs so manchen ein wenig Durcheinander. Manche wenden sich im Extremfall von den neuen Gemeinden enttäuscht ab. Die Mehrheit jedoch gliederte sich besonders in den Kirchengemeinden sehr schnell ein.

## **Gemeinschafts- und Brauchtumpflege**

Die innerhalb von Jahrhunderten gewachsene Gemeinschaft konnte in Siebenbürgen bis 1944 ohne weiteres existieren und sich entfalten, weil die materielle und geistig-kulturelle Grundlage dafür vorhanden war. Nach der Katastrophe von 1944/1945 fanden diesbezüglich radikale Veränderungen statt. In Siebenbürgen selber wurde versucht, unter den widrigen wirtschaftlichen, politischen, ideologischen Bedingungen einer kommunistischen Diktatur am siebenbürgisch-sächsischen Erbe festzuhalten, was mehr schlecht als recht bis zur massiven Aussiedlung seit den 70er Jahren in etwa gelang.

Nach der Aussiedlung waren die hier in Deutschland entstandenen Verbände und Organisationen wesentliche Pfeiler für ein bis heute reges Gemeinschaftsleben.

Als Deutsche unter Deutschen sind auch die siebenbürgischen Aussiedler anpassungsfähig und anpassungsbereit. Zwar gelten sie heute als weitgehend gut integriert, dennoch benötigten sie besonders während der ersten Jahre auch Rückhalt in einer vertrauten Umwelt als Schutz gegen Entwurzelung, gegen Vereinsamung, gegen Isolation.

Da dies im engeren Bekannten- und Verwandtenkreis nur begrenzt möglich ist, finden Aussiedler schon seit Beginn der 50er Jahre großen Halt innerhalb der Interessenvertretungen von Vertriebenen und Aussiedlern: den Landsmannschaften. Diese bemühen sich vorbildlich um alle Belange der Aussiedler, im besonderen auch um Pflege und Förderung des Kulturerbes der siebenbürgischen Heimat, der Wissenschaft und Kultur der Aussiedler. Die 1949 in München gegründete Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland e. V. (seit 2007: Verband der Siebenbürger Sachsen in Deutschland e. V. siehe: [www.siebenbuerger.de](http://www.siebenbuerger.de)) verbindet unsere Landsleute miteinander.

### **Heimattag in Dinkelsbühl und Heimortstreffen**

Schon sehr früh nach dem Zweiten Weltkrieg, Anfang der 1950er Jahre, hat der Verband der Siebenbürger Sachsen in Deutschland im mittelfränkischen Dinkelsbühl alljährlich zu Pfingsten den Heimattag der Siebenbürger Sachsen ins Leben gerufen. Inzwischen ist er eine richtige Institution geworden, an dem je nach Wetterlage zwischen 10.000 und 15.000 Landsleute und Gäste teilnehmen. Daneben gibt es zu verschiedensten Terminen und an verschiedenen Orten auch Heimortstreffen, das heißt Treffen der jeweiligen Heimortsgemeinschaften. Wie vieles im Leben, fingen auch Heimortstreffen in Deutschland klein an. Anfangs waren es gegenseitige Privatbesuche - zu Weihnachten, Ostern, bei Hochzeiten, Taufen - und nach dem Zustandekommen der alljährlichen Heimattreffen der Siebenbürger Sachsen an den Pfingstfeiertagen oft in dem inzwischen längst zur Partnerstadt der Siebenbürger Sachsen avancierten Dinkelsbühl.

Das Bedürfnis, aber auch die Möglichkeiten, sich in größerem Rahmen zu treffen, waren ab Mitte der 70er Jahre stark gestiegen. Zweck und Aufgabe dieser Heimortsgemeinschaften ist es, die zwischenmenschlichen Verbindungen und Bin-

dungen aller ehemaligen Bewohner einzelner siebenbürgischen Heimateorte und deren Freunde zueinander und zu den im Heimatdorf Verbliebenen zu erhalten und weiterzuentwickeln. Sie nehmen im Prinzip gleiche Aufgaben wahr, wie die örtlichen Gliederungen des Verbandes der Siebenbürger Sachsen, nämlich die Pflege des aus Siebenbürgen überlieferten heimatlichen Kulturgutes in Wort, Schrift, Bild, Kunst und Volkskunst, Dichtung und Musik, Brauchtum und Tradition oder jeder anderen Äußerungsform. Sie sind bestrebt, alle zugänglichen Kulturgüter der siebenbürgischen Heimat, die zu ihnen in Bezug stehen, zu sammeln, zu dokumentieren und in ihrem Bestand zu erhalten und geben seit Jahren wertvolle Heimatbücher - so, wie auch dieses Prudner Heimatbuch - heraus. Im Sinne humanitärer Hilfe unterstützen sowohl der Verband als auch die Heimatortsgemeinschaften auch Bedürftige oder in Not geratene Landsleute, sowohl in Siebenbürgen als auch außerhalb Siebenbürgens.

Nürnberg, im März 2009

Horst Göbbel, Studiendirektor



*Durchgangsstelle für Aussiedler in Nürnberg, in der Berta von Suttner Straße, Übergangwohnheim*

# **Die Heimatortsgemeinschaft Pruden in Deutschland**

## **Fritz Leutner**

Nach der Kapitulation vom 8. Mai 1945 kommen auch die ersten Prudner nach Deutschland an. Sie waren entlassene Kriegsgefangene und Flüchtlinge, später Deportierte aus den sowjetischen Zwangsarbeitslagern, die nicht mehr nach Siebenbürgen zurückkehrten. Die Siebenbürger Sachsen sind ein traditionsbewusster, deutscher Volksstamm, dessen Heimat Siebenbürgen, ihm durch die Leiden zweier Weltkriege und schwerer Nachkriegsjahre zur Fremde wurde. Als Folge dieser Umstände setzte der Exodus, aus der angestammten Heimat, schon nach dem zweiten Weltkrieg ein. Jeder versuchte, in der neuen Heimat Fuß zu fassen, was nicht immer leicht war, galt es doch mit der Tatsache fertig zu werden, dem Vertreibungsdruck, den man in der alten Heimat als Deutsche ausgesetzt war. Hatte man dem auch nachgegeben, verstand man nun die Welt nicht mehr, denn in der neuen Heimat wurde man als Fremdkörper angesehen und als Ausländer eingestuft. Diese Tatsache schmerzte, aber bekanntlich verbinden gleiche Gefühle und man suchte und fand Gleichgesinnte. Zusätzlich verband alle die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat, so wie man diese im Herzen trug, aber auch die Sehnsucht nach einer neuen Heimat, die es zu finden galt.

Als dann 1949 in München der „Verband der Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben“ gegründet wurde, aus dem sich im folgenden Jahr die beiden „Landsmannschaften“ herausbildeten, fühlte man sich als Teil der „Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland“. Die wohl jüngsten Einrichtungen der Siebenbürger Sachsen in Deutschland entstanden ab den 70-er Jahren, zeitgleich mit dem Anstieg der Aussiedlungswelle aus der angestammten Heimat Siebenbürgen, es sind die Heimatortsgemeinschaften. So entsteht auch die „Heimatortsgemeinschaft Pruden in Deutschland“.

Das erste Prudner Treffen fand am 10./11. Juni 1978 in Heidelberg (Stadt Bruchsal) statt. Dieses erste Prudner Heimattreffen verdanken wir unserem Landsmann Lothar Plachta, der sich schon längere Zeit mit dem Gedanken befasste, mit allen in der Bundesrepublik lebenden Prudnern ein Treffen zu veranstalten. Um den Prudnern die Erinnerungen und die Erlebnisse aus der alten Heimat aufzufrischen entschied sich Lothar Plachta die „Prudner Nachrichten“ (Heimatbrief der Prudner Nachbarschaft) ins Leben zu rufen.

Damit auch allen Lesern die Möglichkeit gegeben wird, sich über den Inhalt und Entstehung der „Prudner Nachrichten“ ein Bild zu machen, ist in unserem Büchlein der erste Heimatbrief gedruckt.

Das erste Prudner Treffen war ein gelungenes Fest und sollte auch nicht das letzte sein. Da die Prudner gerne feiern und sich viel zu erzählen haben, beschlossen sie von nun an sich jedes Jahr wieder zu treffen.

2009 werden wir unser 25. Jubiläums-Treffen abhalten.

# Prudner

1. Jahrgang Nr. 1



# Nachrichten

Pfingsten 1998



25490

Liebe Landsleute aus Pruden!

Endlich ist es soweit: Der erste Rundbrief ist geboren. Hier einige Notizen zu seiner Entstehung:

Als Kind und Jugendlicher wusste ich - leider - soviel wie nichts von Siebenbürgen, bzw Pruden.

Ich wusste nur, dass mein Vater von „Siebenbürgen“ kommt. Er hat viel von seiner Kindheit erzählt. (Ein Erlebnis davon werde ich Euch heute schildern). Im Jahre 1967 war es dann soweit. Ich fuhr mit meiner Schwester nach Elisabethstadt, zu unserem Onkel, dem Plachta Misch. Ich wusste nicht einmal genau, ob man dort deutsch spricht.

(Ich bin hier - im „Reich“ geboren, meine Mutter ist von hier). Man sprach dort deutsch. Seit damals gab es noch einige Besuche und ich lernte Siebenbürgen und die Landsleute kennen. Mit der Zeit haben manche von ihnen gemerkt, dass die Prudner so ein zerstreuter Haufen sind. Manche haben dann zu mir gesagt: Du bist noch jung, hast auch Interesse, Sorge dafür, dass das anders wird, trommle die Leute zusammen. Jetzt ist es endlich soweit. Ich will jedoch nicht nur jetzt die Leute zusammentrommeln, sondern den Anstoß zu regelmäßigem Kontakt geben. Wenn es Euch recht ist, soll dieser Rundbrief - mit der Zeit in verbesserter Form - zu einer ständigen Einrichtung werden. Wie oft er erscheinen soll, steht noch in den Sternen. Vielleicht könnte man, (wenn wir alle zusammen arbeiten) Neuigkeiten und Interessantes aus der alten Heimat mit hinein bringen. Das hängt aber alles nicht nur von mir, sondern hauptsächlich von der Mitarbeit aller Landsleute ab. Über nähere Einzelheiten des ganzen Vorhabens werden wir noch zu reden haben.

Soweit vorerst die Vorinformation.

Es grüßt Euch,

Euer Lothar Plachta

Liebe Prudner Landsleute,

einige unter uns sind mir fast schon böse, weil ich noch kein Prudner Treffen organisiert habe. Vor langer Zeit war schon die Rede davon, jetzt endlich soll es Wirklichkeit werden.

Termin: Samstag/Sonntag, 10./11. Juni 1978. Der Ort der Veranstaltung ist hier bei uns (Bruchsal / Heidelberg), da es sich für mich hier leichter organisieren läßt.

Einige Stichpunkte:

- Alle sollen kommen

- Informiert auch schnellstens diejenigen, die diesen Rundbrief, mangels vorhandener Adresse, nicht erhalten haben

- Das Treffen soll für jeden so billig wie möglich gehalten werden
  - Für Übernachtung wird gesorgt werden (siehe Antwortkarte)
  - Bringt bitte unbedingt alte Bilder, Dokumente usw. von Pruden mit, damit ich Duplikate anfertigen kann
  - Samstag, 10. Juni, ist in Baden - Württemberg schulfrei
  - Überlegt, ob wir eine „Prudner Nachbarschaft“ gründen sollen
  - Filme, Bilder und Dias aus der alten
  - (und neuen) Heimat sollen gezeigt werden
  - Nähere Einzelheiten werden im zweiten Rundbrief enthalten sein, der noch vor dem Treffen herauskommt
  - Vorschläge Hilfen, Anregungen und Adressen von Prudnern werden gerne entgegengenommen (sogar erwartet)
- Das wärs fürs Prudner Treffen, ich erwarte Eure Reaktion! LP.

### **Als wir einmal die Schule schwänzten von Karl Plachta**

Als junger Schulbub hatte ich folgendes Erlebnis: In Pruden hatten wir einen kleinen Hof mit Haus, Garten, etwas Vieh und natürlich Hühner.

An einem schönen Tag spielte ich mit Freunden im Hof. Wir hatten entkörnte Kukuruzkolben zur Verfügung, für die wir Verwendung suchten. Einer kam auf die Idee: Wir schnitzten daraus Pferdehufen. Nach getaner Arbeit brauchte man zu diesen Hufen auch Pferde, das waren halt, wir Jungen. Und was machten wir nun als Pferde? Wir ritten umher, und es kam sogar zu einem Pferderennen. Das Ganze war, wie Ihr Euch denken könnt, ein sehr schönes Erlebnis. Es hatte nur einen Haken: Vergaßen wir dabei die Schule oder wollten wir sie vergessen? Ich weiß es heute nicht mehr. Jedenfalls kamen wir nicht rechtzeitig zum Unterricht.

Als wir dort mit großer Verspätung ankamen, fragte uns selbstverständlich der Lehrer, wo wir geblieben seien. Auf diese Frage waren wir jedoch schon vorbereitet. Die Antwort lautete: „Herr Lehrer, wir konnten nicht eher kommen, denn wir waren allein zu Hause und mussten die Glucke hüten“. Der Lehrer war mit der Antwort zufrieden, obwohl er uns nicht glaubte und betrachtete die Angelegenheit als erledigt.

(Für Vollständigkeit dieser Erzählung wird keine Garantie übernommen. LP.)

### **Hier noch etwas Werbung**

Es ist Ehrenpflicht eines jeden Sachsen, Mitglied in der Landsmannschaft zu sein oder zu werden. Es sind keine leeren Worte, wenn in der „Siebenbürgischen Zeitung“ steht: „Nur eine grosse Landsmannschaft ist ein starke Landsmannschaft!“ Die Sudetendeutschen sind größer, die kommen auch mit ihrem Pfingsttreffen im Fernsehen, Rundfunk und Presse. Dazu sind wir Siebenbürger Sachsen wahrscheinlich noch zu klein. Mit vielen Mitgliedern erreicht man auch politisch mehr (Auswanderung „dort“, Eingliederung „hier“).

Also: Was hält uns ab ?

Es gibt auch ein „Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen“. Es ist über das Hilfswerk der Evang. Kirche in Deutschland organisiert und hat schon vielen Landsleuten sehr geholfen. Es arbeitet ohne Mitgliedschaft oder Beiträge und ist deshalb auf unsere Spenden angewiesen. Spender werden im „Licht der Heimat“, dem Monatsgruß des Komitees, veröffentlicht.

Kenn, Ihr schon den „Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde e.V.“ ? Dieser Verein ist hauptsächlich in der Erforschung der Sächsischen Geschichte tätig. Er unterhält auch die Siebenbürgische Bibliothek und das Heimatmuseum in Gundelsheim / Neckar.

Der Arbeitskreis ist finanziell von seinen Mitgliedsbeiträgen abhängig und hat nichts gegen neue Mitglieder. Jahresbeitrag: mindestens 20 DM.

Die Mitglieder können die Veröffentlichungen des Arbeitskreises (wertvolle Bücher) zu stark ermäßigtem Preis erwerben.

Nähere Einzelheiten über die Siebenbürgischen Einrichtungen beim Treffen!

Übrigens:

Alle finanziellen Zuwendungen für die genannten Einrichtungen (Beiträge, Spenden, Bücherrechnungen usw. sind steuerlich absetzbar!)

#### HINWEISE:

Auf der beiliegenden Antwortkarte möchtet Ihr bitte folgendes vermerken:

1) Eure Anschrift

2) Ob Ihr zum Treffen kommt

a) wieviel Erwachsene?

b) wieviele Kinder (Alter)?

3) Übernachtet Ihr?

4) Wünscht Ihr Betten oder Notunterkünfte, wie Luftmatratzen (wichtig wegen Besorgung und Kosten!)

5) Sonstige Mitteilungen

#### PRUDEN (Statistik: des Jahres 1930)

Einwohner (ges.) 576

Rumänen 45

Ungarn 4

Deutsche 435

Juden

Zigeuner 92

Sonstige

Evang. AB 435

Einwohner 1966: 544

(Entnommen aus: Ernst Wagner, Historisch-statistisches Ortsnamenbuch für Siebenbürgen; Böhlau -Verlag Köln -Wien 1977)

Das war der erste Rundbrief

" Prudner Nachrichten "

Es grüßt Euch Euer



Herausgeber: Lothar Plachta, Judengasse 21 D-7520 Bruchsal-7

Tel. 07251/5891 (Bruchsal - 7 Heidelshiem)

## Prudner Heimattreffen / Fotos: Lukas Geddert



*Gruppenbild vom ersten Prudner Treffen 1978*



*Hermann Salmen, Hans Tatter, Lothar Plachta, Dagmar Geddert und Frau Plachta v.li.n.r.*



*Treffen 1981*





*Treffen 1981*





*Treffen 1981*





*Der Nachwuchs*





*Gemütliches Beisammensein / 1988*



*Das vierblättrige Kleeblatt / 1988*



*Johann Tatter eröffnet das Prudner Treffen 1989*



*v.li. Dagmar Geddert, Daniel Wolff, Wenke Geddert, Elisabeth Klein, Otto Klein und Elisabeth Geddert*



*Marta Weprich, Lukas Geddert und Johann Weprich (v.l.) / 1989*



*Susanna Löw, Daniel Wolff, Johann Löw, Rebekka Wolff, Dagmar Geddert und Gerda Kepp (v.l.).*

1989



*v.l.: Tilli Salmen, Katharina Leutner, Simon Tatter, Katharina Weprich  
und Franz Geiger*



*Adolf-Michael Franz und Lukas Keul*



*Treffen 1989*





*Rebekka Tatter und Rebekka Weprich (Mutter und Tochter).*

*Treffen 1989*



*Emma Keul, Michael Keul, Michael Wolff, Hans Keul und Lukas Gierscher v.r.n.l.*



*Eröffnungsrede vom HOG - Vorsitzenden Horst Leutner*

*Treffen 2005*





*Treffen 2005*



*Treffen in Pruden 2006*



*Treffen in Pruden 2006*





*Treffen 2007*





*Treffen 2007*





*Die Geschwister Leutner 2007  
Treffen 2007*



*v.l. Rose Lingner, Ute Nötzold und Dagmar Geddert*



*Lisa und Dr. Doolittle (Toni)*



*Zukünftige HOG-Mitglieder*

*Treffen 2007*



*Tombola 2007*

## Der Heimattag der Siebenbürger Sachsen

Dem Verband der Siebenbürger Sachsen in Deutschland ist es in den Nachkriegsjahren gelungen, den Keim zu einer neuen Gemeinschaftsbildung zu legen. Siebenbürger Sachsen eines Ortes oder eines Gebietes fanden zueinander und sind durch ein feines Netzwerk mit Landsleuten in ganz Deutschland verbunden – mit der „Siebenbürgischen Zeitung“ als Informations- und Kommunikationsmedium im Zentrum. Deren Hauptaufgabe war es, so wie sie in der Vereinbarung vom 28. November 1959 zwischen den Landsmannschaften der Siebenbürger Sachsen in Deutschland und in Österreich festgehalten wurde, „den inneren Zusammenhalt und die Besinnung auf die dauernden Werte unseres Volksstammes zu pflegen und als Nachrichtenblatt der Landsmannschaften zu dienen“. Für diesen inneren Zusammenhalt war der persönliche Kontakt entscheidend. Wo aber konnte man Bekannte treffen, wo etwas über Personen erfahren, die man aus den Augen verloren hatte, wo mit ihnen beisammen sein, der gemeinsam verbrachten Tage gedenken oder Zukunftspläne schmieden?

Es hatte schon vorher Versuche gegeben, größere „Heimattreffen“ zu organisieren. Aber erst der überwältigende Erfolg des „Tages der Heimat“ 1950 in Stuttgart und an anderen Orten beflügelte die Vertriebenenverbände, und sie beschlossen, alljährlich neben dem Tag der Heimat auch Bundestreffen zu organisieren.

Der erste Heimattag der Siebenbürger Sachsen – noch als „Bundestreffen“ bezeichnet – fand zu Pfingsten 1951 in Dinkelsbühl statt unter Beteiligung von 4.000 Landsleuten aus Deutschland, Übersee, Österreich, England, Italien, Schweden und Frankreich. Sie waren gekommen, angetrieben von dem Wunsch, Freunde und Verwandte nach langen Jahren wieder zu treffen, und in der Hoffnung, Orientierung und Hilfe für die nächste Zukunft zu finden. Der Verbandstag, der im Rahmen dieses Bundestreffens stattfand – durch zahlreiche Gäste zum „Großen Rat“ aufgewertet –, sollte nach einer Lageanalyse auch Ziele für die Zukunft erarbeiten. Ob man in der damaligen Zukunftsanalyse wohl voraussehen konnte, dass der Heimattag bis heute das sichtbarste Zeichen des Gemeinschaftssinns der weltweit verstreuten Siebenbürger Sachsen geblieben ist? 1990 wurde mit 25.000 Personen der Teilnehmerrekord erreicht.

Alljährlich findet der Heimattag zu Pfingsten (mit zwei Ausnahmen 1952 und 1953) und in Dinkelsbühl statt (mit einer Ausnahme 1952 in Rothenburg ob der Tauber). Mit der ehemals Freien Reichsstadt Dinkelsbühl hatte man nicht nur einen Veranstaltungsort gefunden, der unweit des damaligen siebenbürgisch-sächsischen Siedlungsschwerpunktes lag – nach den Umsiedlungen 1951-1952, durch die die Last der Vertriebenen von Bayern, Niedersachsen und Schleswig-Holstein gerechter auf die anderen Länder verteilt wurde, verlor dieses Gebiet an Gewicht – und durch Lage und Stadtbild an die Heimat erinnerte. Man war dort auch willkommen, wie die Grußworte und die Einladungen des Landrates Dr. Küsswetter und des 1. Bürgermeisters Karl Ries zeigen, denn schließlich war ein solches Treffen auch ein Wirtschaftsfaktor.

So wie 1951 blau-rote Fahnen, siebenbürgisch-sächsische Tracht und Mundart für drei Tage das Dinkelsbühler Stadtbild prägten, so sollte der Verlauf des ersten Heimattages prägend für die Zukunft werden. Es gab in den drei Tagen schon: die Kundgebung vor der Schranne – Festredner auf der Großkundgebung war Prof. Dr. Dr. Theodor Oberländer, Bayerischer Staatssekretär für das Flüchtlingswesen und späterer Vertriebenenminister –, den Gottesdienst, den Festzug als Trachtenzug, eine

Kunstaussstellung und verschiedene Möglichkeit des geselligen Beisammenseins.

Das Beisammensein und die Zusammengehörigkeit wollte man in Dinkelsbühl nicht nur erleben, sondern auch nach außen hin sichtbar machen. Und was für ein besseres Zeichen dafür konnte es geben als die siebenbürgisch-sächsische Tracht, die Festtagstracht, die in Siebenbürgen bis in die allerjüngste Vergangenheit zum lebendigen Brauchtum gehörte, an der man weiterhin festhielt und sie mit berechtigtem Stolz zeigte, nimmt sie doch in der deutschen Trachtenlandschaft dank ihrer bis ins Mittelalter reichenden Tradition, ihrer Vielfalt und Kostbarkeit eine Sonderstellung ein. Es war daher naheliegend, einen Trachtenzug als visuellen Höhepunkt des Heimattages zu organisieren. Der Erfolg war schon 1951 überwältigend. Was kann sprechender sein, als dass Filmaufnahmen davon im Film „Am Brunnen vor dem Tore“ mit Sonja Ziemann von 1952 verwendet wurden? Glanzlichter waren damals ein Reiterbanderium und der Festwagen der Deutsch-Zeplinger. Seit den 60er Jahren gibt es kein Reiterbanderium mehr und nur noch selten einen Festwagen. Dafür nehmen heutzutage jährlich zwischen 40 und 50 Trachtengruppen und Blaskapellen mit rund 2.000 Mitgliedern am Trachtenzug teil. Und die farbenfrohen Trachten prägen nicht nur während des Trachtenumzuges und der anschließenden Kundgebung vor der Schranne das Stadtbild.

Gemeinschaftsbildend, da das Bewusstsein um die eigene Kultur und Tradition stärkend, sollte der Heimattag auch dadurch sein, dass er auch als kulturelle Veranstaltung geplant war. Die Brauchtumpflege, die hinter der Idee des Trachtenzuges stand und auch die hohe Kultur, die 1951 mit einer Kunstaussstellung vertreten war, wurden in den folgenden Jahren durch weitere Komponenten bereichert:

- jährlich veranstaltet die Jugend der Landsmannschaft das Offene und Gemeinsame Tanzen, an dem zwischen 200 und 300 Volkstänzer auch als Mitglieder von Gastgruppen aus Österreich und Siebenbürgen teilnehmen;

- jährlich gibt es eine Brauchtumsveranstaltung, bei der Theaterstücke und Singspiele in Mundart oder einzelne Bräuche szenisch aufgeführt werden;

- es gibt Mundartlesungen und auch Kunsthandwerk in den Verkaufsausstellungen – 1955 fand die erste „Mustermesse“ siebenbürgisch-sächsischer Unternehmer statt;

- Kulinarisches vom „Baumstriezel“ über die „Mici“ bis hin zum gekochten „Kukurutz“ findet man an den Ständen des Siebenbürger-Marktes;

- der Körperkultur widmen sich die Sportveranstaltungen der Jugend, die 1963 mit den Wettspielen der Jugend einen Höhepunkt erreichten;

- neben Kunst- und Dokumentationsausstellungen gibt es regelmäßig Musikveranstaltungen von Chören und Blasmusikkapellen bis hin zu Konzerten klassischer und moderner Musik, es gibt Dichterlesungen und Buchpräsentationen. Den Höhepunkt bildet seit 1968 die Verleihung des „Siebenbürgisch-Sächsischen Kulturpreises“.

Aber nach wie vor ist der Heimattag weiterhin vor allem das größte Treffen von Siebenbürger Sachsen, zu dem sie aus ganz Deutschland und darüber hinaus kommen, zusammenfinden und damit in beeindruckender Art und Weise Zeugnis ihres lebendigen Gemeinschaftssinnes ablegen.

Hans-Werner Schuster

(Aus: „50 Jahre Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland.“ Begleitbroschüre zu der gleichnamigen Ausstellung, München 1999, Seite 11-14)



*v.l.: Dr. Christoph Hammer, Dr. Bernd Fabritius und Ehepaar Johannis*



*Dinkelsbühler Knabenkapelle*



*Umzug*



*Besucher*



*Umzug*



*Umzug*



*Heimattreffen in Dinkelsbühl / 11.05.2008*



## Neue Heimat





## Prudner Treffen



## Prudner Treffen



## Prudner Treffen



## Prudner Treffen



## Prudner Treffen



## Prudner Treffen



# Prudner Treffen



## Prudner Treffen



# Prudner Treffen



## Prudner Treffen



# Prudner Treffen



## Prudner Treffen



## Prudner Treffen



## Prudner Treffen



## **Erinnerungen an Pruden von Michael Bloos „vum Häffel“**

In erster Linie bedanke ich mich und freue mich zugleich, dass es noch so viele jüngere Leute gibt, die sich für die Belange unserer Gemeinschaft einsetzen und für die Vergangenheit unserer Heimatgemeinde interessieren.

Ich wurde am 7. Februar 1920 in Pruden geboren. Die Kindheit verbrachte ich wohl behütet im schönen Pruden. 1927 kam ich in die erste Klasse zu Lehrer Ernst Steiger, der aus Hermannstadt kam. Er besaß einen großen Wolfshund. Weil ich in der Klasse der Kräftigste war, durfte ich mit dem Wolfshund, dem der Lehrer vorher einen Maulkorb verpasst hatte, ringen. Außerdem hatte unser Lehrer aus dem Tiergarten eine Wölfin gebracht, denn er hoffte, es käme zu einer Paarung zwischen Hund und Wolf. Das Experiment schlug leider fehl. Ich durfte täglich mit der Wölfin an der Leine spazieren gehen.

Herr Lehrer Steiger war auch sehr sportlich. Er hatte sich ein Motorrad gekauft und flitzte immer wieder durch Pruden. Er hatte einen Freund, den Pfarrerssohn Hermann Salmen, mit dem er zusammen viele Scherze machte. Hermann besaß ein Fahrrad, das hängten sie an das Motorrad an und fuhren so durch die Gemeinde. An einem heißen Sommertag hatte sich der Lehrer auf seinen Touren erhitzt, trank darauf kaltes Prudner Wasser. So zog er sich eine Lungenentzündung zu und starb bald danach.

Unser neuer Lehrer hieß Rudolf Höhr. Er ehelichte auch bald eine Prudnerin namens Sara Weprich, deren Elternhaus gegenüber dem Rathaus stand. Lehrer Höhr widmete sich auch der musischen Unterweisung der Schüler und lehrte sie verschiedene Instrumente spielen. Seine Musikschüler waren Julius Bloos, Georg Botschner, Friedrich Leutner, Andreas Zakel und Michael Bloos (meine Wenigkeit). In Pruden gab es drei Nachbarschaften, die zur Faschingszeit jede eine Musik benötigte. Gewöhnlich spielte in unserer Nachbarschaft die Zigeunerkapelle mit der Violine zum Tanz auf. Bald jedoch verdrängten wir die Streicher und die dritte Nachbarschaft war sehr stolz auf ihre Blaskapelle, deren Gründer unser Herr Lehrer Höhr war.

In Pruden gab es zwei Tränken für das Vieh: eine befand sich „of dem Plotz“, am „Ronnebronnen“, die andere in der „Kompestan“, am „Tschorrelbronnen“. Dieser Brunnen hatte besonders gutes Wasser. Die Dorfbewohner schätzten es sehr, weil es so erfrischend war und köstlich schmeckte und weil man darin leicht und schnell Bohnen kochen konnte.

Auf der Prudner Gemarkung (Hattert) gab es viele Quellen, deren Wasser im Sommer den Bauern Erfrischung brachten. Im Frühling mussten die Burschen alle diese Quellen reinigen, so dass sie in Ordnung waren und man das Wasser trinken konnte. Es gab auch eine kleine Wassermühle, die lag am Prudner Bach etwa drei Kilometer vom Dorf entfernt. Der Müller hieß Joschka und er holte das Getreide von den Leuten ab und brachte es dann gemahlen wieder nach Hause. Der Müller hatte zwei Kinder, Rosa und Joschka. Der Sohn war so alt wie ich und er kam von der Wassermühle jeden Tag zur Schule.

In den Familien hatten die Kinder eine Aufgabe: sie mussten immer vor dem Essen und

abends vor dem Schlafengehen beten:

„Komm, Herr Jesus, sei unser Gast  
und segne, was du uns bescheret hast.“

„Müde bin ich, geh zur Ruh,  
schließe beide Äuglein zu.  
Vater, lass die Augen dein  
Über meinem Bette sein..  
Amen.“

Ich erinnere mich, als ob es erst gestern gewesen sei, wie zu Neujahr die Kinder in den Garten gingen und riefen: „Freut euch, ihr Bäume, das neue Jahr ist gekommen!“ Im Spätherbst hatte man aus Stroh Bänder geflochten und sie um die Baumstämme gewickelt. Darin suchten schädliche Insekten Schutz vor Kälte im Winter. Im Frühling wurden diese Bänder von den Bäumen entfernt und verbrannt. So bekämpfte man die Schädlinge und das umweltschädliche Spritzen wurde vermieden.



*Soldat Michael Bloos*

Im Jahre 1939 war ich Rekrut. Zusammen mit zwei anderen Kameraden, Georg Botschner und Friedrich Leutner, wurden wir gefragt, ob wir bereit seien, in einer Blaskapelle mitzuwirken. Wir waren darüber natürlich sehr erfreut. Mit Kameraden aus Scharosch und Halvelagen bildeten wir eine Kapelle von 20 Bläsern. Leider konnten wir uns der Musik nicht lange erfreuen, denn im Juni ging es an die ungarische Grenze, von da in die Bukovina, bis der große Krieg mit Russland anfang. Statt des Blasinstruments bekam ich nun ein Maschinengewehr in die Hand. Wir befanden uns in den Weiten des Kaukasus. In der Hafenstadt Batumi fing der Rückzug der Truppen über das Schwarze Meer an. Auf der Halbinsel Krim wurden wir noch kurz eingesetzt. Die Russen landeten im Dezember 1943 nördlich von uns. So waren wir eingekesselt. Wer von Anfang an im Krieg eingesetzt worden war, bekam 1944 Heimaturlaub.

Zu Hause angekommen, heiratete ich nach Großlasseln. Die Prudner waren ein freundliches Völkchen. Das konnte man auch an den Sonntagen immer wieder sehen, wenn wir von Lasseln nach Pruden mit der Kutsche in den Gottesdienst gefahren

kamen. Nach dem Gottesdienst begrüßten uns alle Prudner aufs herzlichste.

### **Erinnerungen zum Hanfanbau**

Der Hanf wurde dicht gesät, damit er dünn wachse. Je dünner der Hanf war, desto wertvoller war er. Wenn er reif war, wurde er gepflückt und in Bündel (Reist) gefasst. Dann wurde er getrocknet und durch Klopfen von seinen Blättern befreit. Die Spreu

verwendete man als Futter für die Schweine. Die Hanfbündel wurden ihrerseits zu größeren Einheiten (Buißen) zusammengefaßt, und zum Rösten in die Kokel geführt. Der Hanf wurde an Pfosten, die man in den Boden des Flusses rammte, befestigt, mit Stroh und Kies und Erde beschwert, bis der Hanf ganz im Wasser lag. Immer lauerte die Gefahr, dass Hochwasser die gesamte Hanfernte wegschwemmte. Am 9. Tag wurde der Hanf gewaschen. Dabei stand man den ganzen Tag im Wasser. Wenn es vorkam, dass gerade schlechtes Wetter war und es den ganzen Tag regnete, wusste man, dass man nach dieser schweren Arbeit krank wurde. Der Hanf wurde dann, geröstet und gewaschen, nach Hause gefahren und getrocknet. Anschließend wurde er gebrochen, geschlagen und schließlich durch ein Nagelbrett (Hechel) gezogen, so dass nur die schönen, langen Fasern übrigblieben. Im Winter wurde der Hanf von unseren fleißigen Frauen an den Rocken gebunden und gesponnen. Danach wurde das Garn auf den Webstuhl gespannt. Mit seiner Hilfe entstanden daraus Textilien für Unter- und Bettwäsche, für Hemden, Hosen und Jacken und Säcke.

### **Waschtag in Pruden**

Da es damals noch keine Waschmaschinen gab, wurde die schmutzige Wäsche gesammelt und in einen großen Bottich gelegt, der auf einem Schragen stand. Zu oberst befand sich ein Leintuch mit Asche. Darüber schüttete man heißes Wasser. Unten sickerte die Lauge durch den offenen Spund in einen kleineren Holzbottich. Einen ganzen Tag lang wurde dieser Kreislauf wiederholt. Dann karrte man den großen Bottich mit der von der Lauge durchweichenden Wäsche an den Bach, wo die Wäsche auf einem Waschstuhl geklopft und anschließend im kalten Wasser des Baches reichlich gespült wurde. So sahen damals die Waschtage aus. Immer waren mehrere Frauen am Werk. An solchen Tagen gab es gewöhnlich weiße geriebene Bohnen mit Speck zum Mittagessen. Mit einem Gläschen Wein rundete man die Mahlzeit ab. Und das war ein erstklassiger Wein!

### **Treibjagd**

Immer wieder kamen im Herbst Herrschaften aus Bukarest in unsere Gegend und veranstalteten Treibjagden. So geschah es auch im Herbst des Jahres 1946. Von einer Seite des Waldes mussten Männer des Dorfes das Wild den Jägern vor die Büchsen treiben. Dabei musste man darauf achten, dass man sich nicht in der Schusslinie der Jäger befand. Ein Zigeuner – Rupa Marzi hieß er – war auch als Treiber beschäftigt. Seine Nebenabsicht jedoch war, ein erlegtes Wild selber nach Hause zu tragen. Deshalb verschwand er immer wieder in den Büschen, um auf die günstige Gelegenheit zu warten. Da er sich jedoch in dem Busch nicht ruhig verhielt und von den Treibern ziemlich abgekommen war, vermutete ein Jäger, in dem Busch sei ein Eber versteckt, feuerte mehrere Schüsse und tötete Marzi. Es war ein großes Elend. Er hinterließ vier Kinder und der Jäger wurde freigesprochen.

Dieses sind einige Erinnerungen, die ich gerne weitergeben möchte. Wir wanderten 1987 in die Bundesrepublik aus und sind froh, dass wir unseren Lebensabend hier verbringen dürfen.

Michael Bloos / Drabenderhöhe 2008

Lieber Herr Geddert,

26.01.2009

hier schicke ich Ihnen die versprochenen Filme meines Bruders. Ich meine, die schwarze Kassette müsste die Ihrige sein, weil sie anders aussieht als die übrigen. Ich glaube, in Heidelberg sind noch mehr bespielte Filmrollen, weil ich einige hier vermisste. Was sie zeigen, weiß ich nicht, vermutlich mehr private Dinge. Auf einem Film sind mein vor über 30 Jahren verstorbener Vater und zwei andere Sachsen zu sehen. Im April bin ich in Heidelberg und kann nach den Kassetten sehen. Deshalb möchte ich nach Ostern gern auf Ihr Angebot zurückkommen, mir daraus CD-Roms brennen zu lassen. Ich könnte mir gut vorstellen, dass in Heidelberg noch mehr Filme über Prudener Treffen dabei sind, weil ich Ihnen jetzt nur drei verschiedene Jahre schicken kann. Mein Bruder hat sicherlich viel mehr gefilmt. Sie erzählten mir, dass im Prudener Buch etwas von meiner Tante Ziri drinstehen wird. Ob es wahre Begebenheiten sind oder eine Erzählgeschichte, weiß ich nicht. Eine ganz kleine wahre Geschichte von und über meinen Vater Karl Plachta, geb. 1909, kann ich Ihnen hier erzählen. Vielleicht ist sie für Sie und das Buch interessant:

Eines Tages hatte mein Vater keine Lust, zur Schule zu gehen. Er schwänzte den Unterricht. Der Lehrer fragte ihn am nächsten Tag, warum er nicht zum Unterricht gekommen sei. Mein Vater sagte ihm ganz selbstbewusst: „Ich hatte keine Zeit; ich musste die Glücke hüten.“ Oder mein Onkel Misch (Michael Plachta) erzählte mir Mitte der siebziger Jahre beim Besichtigen der Prudner Kirche, dass er einmal eine Braut nach der Trauung in den Kirchturm entführt habe. Dass er sie dort auch noch küsste, hatte ihn über vierzig Jahre später noch köstlich amüsiert.

Vor mir liegt ein Kochbuch aus dem Jahr 1900 meiner Großmutter Katharina Plachta, geb. Geddert. Es heißt: „Die Siebenbürgische Küche“. In jener Zeit lebten die Menschen viel einfacher als in unserer heutigen modernen „Überflussgesellschaft“. Und doch stehen in dem Kochbuch viele außergewöhnliche Gerichte, die heute niemand mehr kocht und die man zum großen Teil in normalen Büchern nicht findet. In sehr guten Restaurants kann man sich das eine oder andere Gericht gelegentlich bestellen. Unter der Überschrift „Geflügel und Wildbret, Abstechen und Herrichten“ steht zum Beispiel: Gefüllte Hühner, Gespickte Gansleber, gefüllter Indian (Truthahn), Auerhahn, Birkhuhn, Fasan, Rebhühner, Gebratene Schnepfen, gefüllte Tauben, Wachteln, Bärenfleisch. Das letzte mit dem Bärenfleisch finde ich am lustigsten; denn wer hat so was schon mal bei uns gegessen!

„Das Bärenfleisch ist grobfaserig und hat einen süßlichen Geschmack. Ein gut abgehäutetes Stück wird wiederholt gründlich gewaschen und mit heißer Beize übergossen. Die Beize besteht aus blättrig geschnittenem Gemüse, Pfeffer, Wacholderbeeren, Koriander und Thymiansamen, 1/4 Liter rotem Wein, 12 Liter Essig und einem Liter Wasser. Das wird alles eine halbe Stunde gekocht und ausgekühlt über das Fleisch gegossen, worin es unter täglichem Umwenden mehrere Tage liegen bleiben muss.

Bei der Zubereitung wird das Fleisch gesalzen und gepfeffert, in heißes Schmalz gelegt und unter Zuguss von Beize weich gedünstet. Man serviert Hagebutten- (Hetschempetsch) oder Berberitzen-Sauce dazu und garniert den Braten mit Kartoffelbögen.“

Sicherlich möchte einer Ihrer Leser dieses köstliche Bären-Gericht nachkochen, falls sich ein Jäger findet, der ihm einen Bären schießt.

Mit freundlichen Grüßen

Heidrun Schmidt-Plachta / Wedemark

## Das erste Brot

Einmal soll Pruden ganz abgebrannt sein. Das Feuer war in der Mitte der Gemeinde ausgebrochen und breitete sich mit Windeseile nach allen Richtungen aus. Bei der Einfahrt in den Ort stand rechts ein kleines Haus, in dem wohnte ein altes Ehepaar. Als die lodernnden Flammen von Dach zu Dach liefen und bereits nach dem Häuschen der alten Leute griffen, stieg der alte Mann mit einem Brot auf den Dachfirst und gebot damit dem Feuer einzuhalten. Er hob das Brot in die Höhe, machte damit ein besonderes Zeichen, worauf die Flammen plötzlich kleiner und immer kleiner wurden, bis überall jedwelcher Funke erlosch. Das Brot, das der Mann aufs Dach mitgenommen hatte, war jenes, das seine Frau beim Backen als erstes in den Backofen geschoben hatte. Es war bezeichnet, so dass er es gleich erkannt hatte.



*Bäuerin beim Brot backen aus der Bistritzer Gegend*

Auch meine Grossmutter kennzeichnete das erste Brot, das sie in den Ofen hineintat. Mit einem Messer stach sie in das aus Teig geformte Brot, das Zeichen, mit dem das erste Brot gezeichnet wurde, war ein einfaches Kreuz, ehe dies mit der Ofenschüssel in den Backofen geschoben wurde. Dies Brot wurde als letztes angeschnitten und gegessen.

Jedes frische Brot das angeschnitten wurde, wurde mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet. Es sollte ein gesegnetes Brot sein und bleiben.

Meine Mutter, die mir diese Begebenheit erzählte, meinte, dass die Alten dies Brot deshalb aufbewahrten, um sich damit bei Feuergefahr zu schützen.

(Erzählt im Jahre 1985 von Sara Plachta, 72, aus Elisabethstadt)

(gezeichnet von Friedrich Schuster)

Aus: „Neuer Weg“, vom 4. Juli 1987

## Kurze Chronik der denglischen Verwandtschaft Michael Dengel

Unsere Verwandtschaft hat drei Wurzeln: eine prudnerische (Keul, Zakel, Geddert, Leutner, Botschner, Weprich, Tatter usw.), die lasslerische (Dengel) und die dunnesdorferische (Binder).



*Thomas Keul*

Der gemeinsame Stammvater der Familien Binder und Weprich (of dem Plotz) ist Thomas Keul, der während der Revolutionsjahre von 1848/49 Bürgermeister in Pruden war und als solcher mit den Vertretern des durch Pruden ziehenden russischen Heeres verhandelte. Dieses war gerufen worden, um die ungarische Revolution niederzuschlagen. Es kam wie bekannt bei Weißkirch / Schäßburg zur Schlacht, in der die Freiheitskämpfer besiegt wurden und der große ungarische Dichter Sandor Petöfi (1823-1849) sein junges Leben ließ.

Aus Furcht vor dem fremden Heer hielten sich Frauen und Kinder von Pruden in den Wäldern versteckt, auch die Frau und die beiden Töchter von Thomas Keul. Aus dem Versteck hatte die Mutter meiner Großmutter, damals ein kleines Mädchen, beobachtet, dass die Pferde der Soldaten mit schönen bunten Maschen geschmückt waren. Ohne ihrer Mutter etwas zu sagen, lief sie zurück ins Dorf zu ihrem Vater,

der „auf dem Plotz“ mit den Offizieren verhandelte. Sie ergriff seine Hand und begann zu flehen, sie müsse unbedingt so eine Masche für ihren Rocken haben. Ihr Vater soll vor Schreck fast umgefallen sein, als er merkte, dass seine Tochter neben ihm stand. Der Soldat habe jedoch schnell verstanden, was das Mädchen wollte, und habe ihr die begehrte Masche geschenkt.

Thomas Keul war ein weitgereister und wohlhabender Mann. Er besaß mehrere Höfe und ließ auch das Haus Nr. 6 bauen, das später Hans Keul, der Müller („Mellner Hans“) kaufte. Aus seiner Ehe mit Sofia Keul, geb. Tatter, gingen zwei Töchter hervor: die ältere heiratete einen Weprich („of dem Plotz“), die andere, Sara Keul (1841-1923), heiratete Martin Binder (1837-1889), der aus Dunnesdorf stammte und sich der Dezimierung der männlichen Bevölkerung von Dunnesdorf auf dem Ufer der Kokel durch die Ungarn (es war ein Attentat auf diese verübt worden) entzogen hatte, indem er sich vom Ufer in die Kokel hatte fallen lassen. Diese hatte er schwimmend überquert, war im Dickicht in Deckung gegangen und hatte sich nach Pruden abgesetzt. Seiner Ehe mit Sara Keul, Tochter des Thomas Keul, entstammt unsere Großmutter, Katharina Dengel, geb. Binder (1879-1962). Sie erblickte das Licht der Welt auf dem binderischen Hof Nr. 2.

Der Stammvater der Familie Dengel kommt aus Großlasseln. Er hieß Michael Dengel



*Michael Dengel*

(1830-1906) und kam als Kantor nach Pruden, unterrichtete an der Unterstufe und half dem Pfarrer. Er heiratete eine Prudnerin namens Sara Leutner/Leitner (1839-1889).

Dieser Ehe entsprangen drei Kinder: Sara Dengel (geb. 1857). (Diese heiratete einen Alischer namens Michael Paul. Deren Kinder hießen Sara, Katharina und Franz, der Pfarrer wurde. Die ältere Tochter heiratete einen Lukas Keul („Orjenist“). Sie hatten folgende Kinder: Sara, Karl, Albert und Lukas. Die zweite Tochter heiratete einen Alischer namens Franz. Ihrer Ehe entstammt Michael Franz, genannt „Durlerer“), Katharina Dengel (1860-1945), verheiratete Schuller („die Schiller-Gued“) und Michael Dengel (1870-1946), unser Großvater. Er war ein Spätkind. Da seine Mutter früh erkrankte und auch bald starb, verbrachte er seine Kindheit in der Familie seiner Tante mütterlicherseits, die auch eine geborene Leutner war, „die Orjeniste-

Gued“. Hier wuchs er wohlbehütet auf. Der „Orjeniste-Pot“ empfahl meinem Großvater, in Kleinlasseln das Orgelspielen zu erlernen. Nach der Lehre war Michael Dengel viele Jahre in Zendersch als Organist tätig. Auch betreute er die Adjuvanten und legte so den Grundstein zu der so fruchtbaren musikalischen Tradition in Zendersch, die bis in unsere Tage gereicht hat.

Nach seiner so erfolgreichen Zeit im Nachbardorf kehrte er schließlich wieder nach Pruden zurück und heiratete Katharina Binder, unsere Großmutter (1879-1962). Sie hatten neun Kinder: Katharina (1896-1987), Michael (1898-1985), Ida (1900-1976), Elisabeth (1902-1991), Sara (1905-1972), Rosina (1906-1975), Albert (1909-2000), Martin (1911-1985) und Sofia (1914-2001).

Unser Großvater war der erste Organist der Orgel in unserer neuen Kirche und hat diesen Dienst viele Jahre hindurch versehen. Leider habe ich persönlich nie das Vergnügen gehabt, sein Orgelspiel zu hören. Als wir viele Jahre später auf der Ferm „äm Sächler“ arbeiteten, erzählte mir der „Lange-Pot“ voller Bewunderung, wie virtuos unser Großvater – mit Händen und Füßen – die Orgel spielte. Sein Anspiel zu den Chorälen und die Musik zum Ausklang des Gottesdienstes seien erhebend und auch für ihn selber – er war ja Adjuvant - unvergeßlich geblieben. Michael Dengel hat in seinem Leben viele Organisten ausgebildet. An den letzten kann ich mich auch noch erinnern: es war Georg Bell, ein Zenderscher. Außerdem bekleidete mein Großvater viele Jahre das Amt des Bürgermeisters von Pruden.

Unsere Großmutter war in vielen Hinsichten eine bemerkenswerte Frau. Sie schreckte auch vor Männerarbeit nicht zurück. So hat sie sogar die Sense geschwungen, wenn ihr Mann krank oder verhindert war. Bei großen Kirchenfesten stand sie der Küche vor und sorgte dafür, dass alles wohlschmeckte und jeder satt wurde. Nach den vielen Hochzeiten, die sie für ihre Kinder ausrichten musste, hatte sie Erfahrung und Augenmaß. Wie alle unsere Frauen kannte sie die Arbeiten jeder Jahreszeit: die Weinbergsar-



*Lukas Keul und Sara Keul, geb. Paul*

beit, das Spinnen und Weben. Wie beschämend ist unsere heutige Einseitigkeit und Unbeholfenheit.

Die Nachkommen unserer Großeltern, Enkelkinder, Urenkel und Ururenkel nahmen am Dengel-Treffen teil. Es gibt heute den deutschen und den amerikanisch/kanadisch/mexikanischen Zweig der Dengel-Nachkommen.

Im Jahre 1923 entschlossen sich Michael und seine Frau Sara, geb. Keul, (1904-1999), nach Amerika auszuwandern, weil unser Onkel aus dem Ersten Weltkrieg mit der Überzeugung nach Hause gekommen war, dass in Europa immer wieder Kriege ausbrechen würden.

Obwohl ihre Eltern von ihren Plänen

gar nicht begeistert waren, verließen sie die alte Heimat mit der Hoffnung, in Amerika ein neues und besseres Leben aufbauen zu können. Da sie für die Vereinigten Staaten jedoch kein Visum erhielten, mussten sie mit Mexiko vorlieb nehmen. Die ersten Jahre waren hart und voller Entbehrungen. Wie wir wissen, haben sie es später doch zu etwas gebracht. Ihrer Ehe entsprangen drei Kinder: Michael (1929-1999), Frida (geb. 1933) und Hilda (geb. 1935). Da in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Mexiko linke Regierungen herrschten und die Sicherheit nicht mehr gewährleistet war, übersiedelten Onkel und Tante nach Kalifornien, wo schon die beiden Töchter, mit Amerikanern verheiratet, lebten. In Mexiko blieb Sohn Misch und seine Familie zurück. Da Betty, seine Frau, Mexikanerin ist, durfte er einige seiner Farmen behalten. Misch wurde wiederholt bedroht und schließlich entführt. Sicherlich haben auch die Folgen dieser Entführung



*Michael Dengel und Sara Dengel, geb. Keul*

zu seinem frühen Tod beigetragen. Misch und Betty haben drei Söhne: Miguel (er hat seinerseits vier Kinder: einen Sohn und drei Töchter), Carlos (er hat sechs Söhne) und Eric (er hat vier Kinder). Frida und Hilda, unsere beiden Kusinen, haben je vier Kinder und inzwischen, wie man auf dem Foto sehen kann, viele Enkelkinder.



*Goldene Hochzeit von Michael Dengel und Sara Dengel mit Kindern, Enkel- und Urenkelkinder*



*Vordere Reihe v.l.n.r.: Katharina Dengel mit Sofia, Rosina, Albert, Martin, Sara und Michael Dengel  
Hintere Reihe v.l.n.r.: Elisabeth, Katharina, Ida und Michael Dengel*



*Vordere Reihe v.l.n.r.: Christine Dengel, Rosina Zikeli, Elisabeth Keul, Katharina Weprich,  
Katharina Dengel, Robert Dengel, Ida Dengel, Sara Zakel und Elfriede Dengel  
Hintere Reihe v.l.n.r.: Georg Zikeli, Hans Keul, Friedrich Weprich, Michael Dengel,  
Martin Dengel, Katharina Zakel, Sofia Dengel und Sofia Franz*



*v.l.: Betty Keul, Michael Dengel, Frida Keul, Sara Dengel, Betty Keul und Michael Keul*



*v.l.: Michael Keul, Georg Geddert, Hans Keul, Frida Dengel, Martha Geddert und Betty Keul*

Vom kanadischen Zweig unserer Verwandtschaft nahmen am Treffen nur Betty Keul, Tochter unseres Veters Michael Keul, und ihre beiden Kinder Mike und Jennifer teil. Obwohl Betty in Kanada aufgewachsen ist, hat sie Hans Keul, Sohn einer anderen alten Prudner Familie, die der Krieg nach München verschlagen hat, geheiratet. Sie lebt immer noch in München.

Michael Dengel

## Das Dengel-Treffen und unsere anschließende Reise nach Pruden Michael Dengel

Anlässlich des 70. Geburtstags meines Bruders Martin bekundeten mehrere Teilnehmer das Interesse an einem erweiterten Verwandtschaftstreffen, an dem möglichst alle



*Treffen 2007*

Nachkommen unserer Großeltern, Michael und Katharina Dengel, teilnehmen sollten. Da auch unsere Verwandten aus Mexiko und Kalifornien schon lange an ein solches Treffen gedacht hatten, wurde bald ein Termin gefunden: 20., 21., 22. Juli 2007. Ort des Treffens: „Zum Goldenen Ritter“ in Vorderbüchelberg, ein beschauliches Dorf in den Löwensteiner Bergen. In diesem Lokal finden viele Siebenbürger Treffen statt. Aus Amerika reisten meine zwei Kusinen Frida und Hilda mit ihren Familien an. Aus Mexiko kam der älteste Sohn meines leider schon verstorbenen Veters Misch mit seiner Siebenköpfigen Familie. Die „Deutschen“ waren natürlich in der Überzahl. Bei der großen Anzahl der Teilnehmer (beinahe hundert) fiel es einem nicht leicht, alle Leute einzuordnen. Die polyglotte Gesellschaft (man sprach deutsch, englisch, spanisch, sächsisch und rumänisch) kam sich schön langsam näher. Die Freude des Wiedersehens und des Kennenlernens war groß. Die „Amerikaner“ erfreuten sich der idyllischen Dorflandschaft und alle Teilnehmer sprachen dem köstlichen Baumstriezel zu, den Ralph Dengel mit seiner Frau Maria und mit seinen Eltern vor aller Augen herstellte. Am Montag, dem 23.07., traten die „Amerikaner“ zusammen mit mir, unserem Vetter Fritz Weprich, meinem Bruder Martin samt seiner Familie die Reise nach Pruden an.

Wir wohnten im „Dracula Hotel“ in Dunnesdorf und wir verbrachten leider nur einen Tag in unserem geliebten Pruden. Wen wundert es, dass wir uns längere Zeit in der schön renovierten Kirche aufhielten! Kareen, Fridas Tochter, spielte mehrere wohlbe-



v. l.: Emilie, Michael, Uwe, Karin, Robert, Elisabeth, Robert, Maria & Ralph Dengel

kannte Choräle ( u.a. „Nun danket alle Gott“) auf der Orgel, die unser Großvater so lange Jahre als Organist gespielt hatte. Anschließend erfolgte der Gang zum Friedhof, wo wir auch das Grab unserer Großeltern aufsuchten. Für das leibliche Wohl sorgte das freundliche Hausmeisterehepaar der Kirche und des Pfarrhauses mit wohlschmeckenden Krapfen, Kaffee und gekochtem Mais. Wir durchstreiften das Dorf und blieben immer wieder vor Häusern oder Hofstellen stehen, um von der alten Zeit zu erzählen. Am nächsten Tag fuhren wir nach Schässburg, Groß-Lasseln (von dort stammt unser Urgroßvater) und BIRTHÄLM, wo wir die wunderschöne Kirchenburg aufsuchten. Am Freitag, dem 27.2007, traten wir schon die Heimreise an und am Nachmittag sahen wir Hermannstadt, die Europäische Kulturhauptstadt 2007. Auf unserem Reiseplan stand noch die Besichtigung dreier Hauptstädte: Budapest, Wien und Prag. Nach den Stadttouren mit kundigen Reiseführern blieb genügend Zeit für individuelle Unternehmungen. Dabei kam weder Kultur noch Unterhaltung zu kurz. Als wir nach der Besichtigung der Prager Burg unseren Bus bestiegen, um nach München zu fahren, hörte ich, wie meine Kusine sagte: „Es war alles wunderbar, doch am schönsten war es in Pruden.“ Wenn das kein Bekenntnis ist!

Michael Dengel

## **Die andern werden älter**

Die Menschen meiner Altersgruppe haben sich verändert. Sie sehen alle viel älter aus als ich. Kürzlich traf ich einen Schulkameraden, der so gealtert ist, dass er mich nicht erkannt hat. Als ich heute morgen meine Haare kämmt, dachte ich an den Ärmsten, und als ich mich im Spiegel sah, stellte ich fest, dass Spiegel nicht mehr das sind, was sie einmal waren.

Vieles ist anders als früher. Es ist zwei Mal so weit bis zum Park und nun auch noch ein Berg dazwischen. Es kommt mir so vor, als würden sie die Treppen heute steiler machen. Und ich habe längst aufgegeben, zum Bus zu rennen – der fährt jetzt schneller weg als früher.

Zeitungen zu lesen fällt jetzt schwerer, weil sie die Schrift verkleinert haben. Es hat auch keinen Sinn, jemanden zu bitten, etwas vorzulesen, denn jeder spricht so leise, dass man ihn kaum hört.

Die Klamotten sind neuerdings so eng geschneidert, besonders um die Hüften. Es fällt mir immer schwerer, mich zu bücken, um meine Schuhe zu binden.

Auch glaube ich, dass das Jahr nicht mehr, wie früher, 365 Tage hat. Hat der Tag noch 24 Stunden? Ein Freund hat seinen Rentneralltag einmal so beschrieben: Morgens um 7 Uhr läutet der Wecker, kurz darauf beginnt die Tagesschau. Wartezimmer beim Arzt sind mir fast so vertraut wie mein Wohnzimmer. Unlängst wollte ich meinen Fernseher anmachen, aber wo der steht, da saß ein anderer Patient. Vor wenigen Wochen hat ein Arzt meinem Nachbarn, der nur zwei Jahre älter ist als ich, gesagt, in seinem Alter lohne sich diese Operation nicht mehr.

Ich könnte noch viele Dinge aufzählen, wenn sie mir nur einfallen würden.

Aber eines freut mich und zeigt mir, dass ich doch noch nicht so alt bin. Ich bin unverändert kontaktfreudig und lerne jeden Tag neue Menschen kennen. Einige von denen sagen mir allerdings, sie würden mich schon lange kennen?!

Im Laufe der letzten Jahre habe ich festgestellt, dass Karl Valentin recht hat mit seiner Aussage: „Die Zukunft war früher auch besser.“

*Aus: Nürnberger Nachrichten, 2008*

## **Ein gutes Stück Heimat** **Rehner Nora**

Wenn ich meine Vergangenheit genießen möchte, dann erinnere ich mich an die Zeiten, die ich in Pruden verlebte. Ich bin 1943 in einer Großfamilie in Elisabethstadt geboren, als das sechste Kind von Heinrich Rehner und Regina Rehner, geborene Keul. Damit ich das letzte Kind in der Familie bleibe, wollte mein Vater unbedingt, ich solle auch Regina heißen, wie die Mutter. Meine Mutter ist eine geborene Prudnerin. Ihr Opa, mit Namen Keul, wohnte gegenüber der Kirche, wo er die Orgel spielte. Die Mutter hat meinen Vater in Bukarest kennengelernt, wo sie Guvernante für deutsche Sprache war. In Pruden kaufte sie mit Ihrem Geld ein Elternhausteil, wo sie zusammen mit meinem Vater und vier Geschwister wohnte.

Mein Vater, ein gelernter Schmiedemeister, hatte seine Werkstatt nicht weit von unserem Haus. Aus wirtschaftlichen Gründen sind meine Eltern mit den Geschwistern von Pruden nach Elisabethstadt umgezogen und haben in einer Wohnung als Mieter der Evangelischen Kirche gelebt.

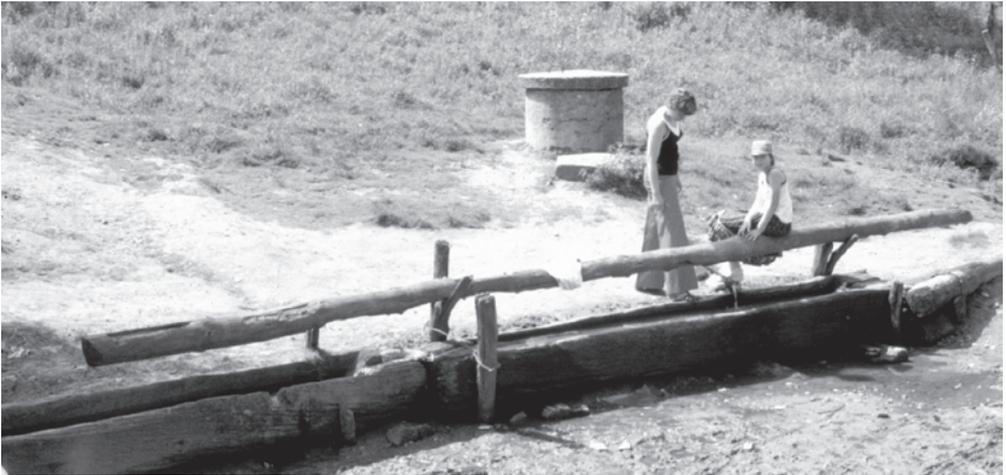


*Familie Rehner 1943*

Die Deportation unseres Vaters nach Rußland im Jahre 1945 erschütterte uns alle. Die große Familie existierte nun nicht mehr. Ich bin ohne Vater, ohne Brüder (die überall verstreut waren) und ohne einen lebenden Opa großgewachsen. Ich hatte aber großes Glück mit meiner „guten Motter“- meiner Gruiß - , Fikagued und Ziri und das es überhaupt ein Pruden gab (Mutter, Oma, Tante und Cousine).

Hier in Pruden trank ich das beste Wasser und aß das beste Brot, was es auf dieser Welt überhaupt gegeben hat. Und dann die Taufen und Hochzeiten mit Tradition und Tracht, mit Geschnittendeichsupp (Suppe mit Teigwaren) und Hanklich (Sächsisch Kuchen). Ich fragte mich immer als Kind, wie die Suppe so gut schmecken könne? Jetzt weiß ich es: Weil man von den vielen freilaufenden Hühnern alles mitkochte, inklusiv der Füße. Ich aß in Pruden öfters weisse Bohnen mit Palukes (Maisbrei) und milchsauer vergorenes Sauerkraut - ein hochwertiges Essen, wie ich später in Deutschland als Gesundheitsberaterin erfahren habe.

Dann erlebte ich in Pruden so etwas wie eine Erleuchtung. Das kann man nicht so genau beschreiben, kann es auch nicht mit dem Willen steuern. Man erlebt sich als Ganzheit und fühlt sich verbunden mit der Natur und dem Universum. Man erlebt ein



*Der Tschorlbronnen*

unbeschreibliches Glück und fühlt sich als könnte man die ganze Welt umarmen ...

Ich war ein Kind und es war ein stiller sommerlicher Abend. Ich saß in der Dämmerung allein am Tschorlbronnen (Fließendes Quellwasser) und trank mit den Händen das kalte herrliche Wasser, mit dem ich so vertraut war. Die Kühe kamen auch durstig von der Weide zurück, satt von dem guten ungiftigen Gras. Sie tranken aus ihren Holztrögen wie gewohnt mit viel Begeisterung. Es war genug Wasser für alle da. Wir brauchten nichts mehr um glücklich zu sein. Der Tschorlbronnen fließt auch heute noch ohne Unterbrechung. Das herrliche Wasser kümmert sich um nichts. Es fließt bloß und wir fließen auch mit in dieser Welt. Alles fließt und alles ist Eins.

Ausklang:

Nütz den Augenblick                      Es gibt nichts Gutes  
Dann hast Du immer Glück!            Als man tut es!  
Mit großem RESPEKT

Nora - Regina Rehner

## **Erinnern und nicht Vergessen** **Helmut Höhr**

In der Adventzeit sieht man die Stadtmitte weihnachtlich geschmückt, die Kaufläden mit ihren bunten Weihnachtswerbungen und viele Menschen machen ihre Weihnachtseinkäufe. Jeder ist bestrebt seine Vorfreude auf Weihnachten in seiner Art und Weise zu gestalten. Reichlich werden Weihnachtsgeschenke gekauft, Christbäume werden aufgestellt. Erwartungsvoll wartet man auf den Heiligen Abend, auf das Weihnachtsfest. Wie freut man sich, wenn zu Weihnachten die Angehörigen der Familie zusam-

men kommen. Wie heißt es im Lied, das wir bei Weihnachtsfeiern gesungen haben? „Weihnachten, Weihnachten, bin ich bei Mutter zu Haus, wenn auch nur im Traum!“ Bei uns Siebenbürger Sachsen nimmt Weihnachten zur Jahreswende, als Fest der Freude, immer einen besondern Platz ein. Weihnachten ist auch ein Fest, das uns den Anlass bietet, sich an vergangene Zeiten zu erinnern. Unser Mitgefühl gilt vor allem den vielen Menschen die durch die Naturkatastrophen der letzten Jahre obdachlos geworden sind und in einer erbärmlichen Not leben. Die vielen gesammelten Spenden werden bloß helfen, ihre Not ein wenig zu lindern. Erinnern wir uns, aber auch an die Tage vom 14. - 16. Januar 1945, in denen eine große Not über unser Sachsenvolk hereinbrach, die auch als Katastrophe bezeichnet werden kann. Es war nicht eine Naturkatastrophe, sondern von Menschen durch den 2. Weltkrieg und seine Folgen verursacht. Friedliche Menschen, Jugendliche, Mütter und Männer wurden aus ihren Häusern herausgeholt und zur Zwangsarbeit nach Russland verschleppt. Wer von uns war nicht betroffen?

Kleine Kinder blieben bei weinenden Großmüttern, Tanten und Nachbarn zurück. Die Januar - Tage 1945 hinterließen unvergessliche Begebenheiten und Spuren, die man nicht so leicht vergisst. In Maldorf bei Elisabethstadt, vor dem Abtransport der Betroffenen, brachte eine Oma den kleinen Fredy zu seiner Mutter die ihn noch einmal stillte. Dieser Fredy war später mein Schüler. Seine Eltern sah er erst mit 15 Jahren wieder. Es war in der Ortschaft Stolzenburg, berichtet ein Heimkehrer. Als sie zum Abtransport nach Russland auf russische Lastwägen verladen wurden (getrieben wurden), hielt eine junge Mutter von Reußen, ihr einjähriges Kind fest an ihrer Brust. Ein rumänischer Soldat entriss ihr das Kind und warf es in die Menge der herumstehenden weinenden alten Frauen.

Es gab aber auch Fälle, die reine Menschlichkeit zeigten. Als die Betroffenen aus Johannisdorf sich zu Fuß in die Richtung Elisabethstadt, zum Sammellager aufmachten, liefen neben der Kolonne 6 weinende Kinder, das älteste 12 und das jüngste nicht 2 Jahre alt und riefen: „Mutter, Mutter!“ Dieser Ruf der Kinder, erweichte das Herz eines russischen Soldaten, der neben der Kolonne ging. Er rief die Mutter dieser Kinder heraus aus der Kolonne und sagte: „Geh zu deinen Kindern und Sorge auf sie!“ Am Vortag des Abtransports unserer Leute aus Elisabethstadt durften die zuhause Gebliebenen von ihren Angehörigen sich verabschieden. In den Lagerhof, der in einem Gymnasium war, ließ man für 15 Minuten immer eine Gruppe hinein. Darunter war mein Bruder (9 Jahre alt) und ich (14 Jahre alt). Ein russischer Offizier holte unsern Vater aus dem Schulgebäude und gab uns immer wieder zu verstehen, länger als die 15 Minuten zusammen zu bleiben. Beim Abschied, als Dank, bot unser Vater dem russischen Offizier Geld an, was er aber ablehnte. Er gab uns zu verstehen, zu Hause auch zwei Jungen in unserm Alter zu haben.

In Russland angekommen, wohnten und arbeiteten unsere Leute unter unmöglichen Bedingungen. Von den 30.000 Verschleppten aus Siebenbürgen, starben über 3.000. Heimweh und Sehnsucht nach ihren Lieben in der Heimat empfanden sie besonders in der Weihnachtszeit 1945, also vor 60 Jahren und haben ihre Gedanken in Versform festgehalten.

Pfarrer Andreas Türk (von Großkopisch) sammelte seine in Russland verfassten Gedichte in einem Büchlein: „Ein Schrei nach Freiheit“. Hören wir eine Strophe aus dem Gedicht:

„Weihnachten 1945“  
Daheim in jenem alt vertrauten Raum  
erstrahlt vielleicht wie einst der Weihnachtsbaum.  
Doch bei der Weihnachtskerzen hellem Licht,  
nur eine Frage aus der Kinder Augen spricht:  
„Er ist nun da der lang ersehnte Tag,  
wo Mutter, Vater nur so lange bleiben mag?“

Hören wir nun weiter wie die Stimmung bei den daheim Gebliebenen war:

„Weihnachten 1945 in Botsch“ (Ortschaft bei Sächsisch-Regen in Siebenbürgen)  
Gedicht von Susanne Kräuter, geb. Hartig.  
„Gott sieh gnädig unsere Not,  
es fehlt uns unser tägliches Brot.  
Das Kriegsjahr hat uns alles zerstört,  
wo seid ihr doch alle, die ihr zu uns gehört ?  
Verzweifelt fragt man Tag und Nacht,  
doch keine Antwort folgt danach.  
Ein Leitstern hilft uns weiter tragen,  
die Hoffnung war es, sonst mussten wir verzagen.  
Bedroht, voller Angst denkt man der Lieder,  
so kehrest du frohe Weihnacht wieder.  
Wie soll man sich freuen, wie wartet man dein?  
Wir sind arm wie der Heiland im Krippelein.  
Es gab kaum ein Kerzlein anzuzünden,  
wo werden wir einen Tannenbaum finden?“

Die Lebensberichte der Heimkehrer lassen uns besonders nachfühlen, unter welchen Bedingungen sie Weihnachten in Russland erlebten. Willi Krempels von Scharosch bei Fogarasch berichtet :

Weihnachten in Russland war für mich immer die schwerste Zeit. Die Ursache dafür waren nicht nur Kälte und Hunger, sondern jetzt erwachten die alten Erinnerungen und das Heimweh. So entfernte ich mich einmal von der Baustelle und ging in einen Wald. Wie ich so in Gedanken versunken den Wald durchquerte, hörte ich eine Stimme rufen. Es war Petro, ein gläubiger Russe von der Baustelle. Er lud mich ein, mit ihm nach Hause zu gehen. Vor seinem Haus ließ er mich warten, ging hinein und brachte mir eine Zuckerrübe. „Ich habe auch nicht viel“ sagte er. Dann wünschte er mir frohe Weihnachten. Inzwischen war es Abend geworden. Ich kehrte ins Lager zurück und kochte mir die Rübe. Es wurde ein schöner Weihnachtsabend.

Frau Katharina Prediger - Depner aus Galt berichtet:

Am Heiligen Abend kam ich aus der Frühschicht, aus dem Schacht. Draußen war es eisig kalt. Trotzdem dachte ich an Weihnachten, an die Heimat, an die Lieben alle. Ich stand und schaute über die verschneiten Felder, ob ich nicht etwas zu essen fände.

Mit einer Freundin entdeckten wir eine Gärtnerei. Hier fanden wir gefrorene Krautblätter, die das Vieh übrig gelassen hatten. Wir erfuhren auf dem Weg zum Lager von einem Gottesdienst, aber ganz geheim. Vor Freude verging uns der Hunger, denn der Hunger der Seele nach dem Wort Gottes war größer und wichtiger. Danach kochten wir die Krautblätter und hatten unser Festessen zu Weihnachten.

Mein Vater hat als Verschleppter im Uralgebiet in Kungur, so lange er bei Kräften war, Lehrer von Beruf, Gottesdienste gehalten. Am 6. Dezember 1947 starb er den Hungertod. Er hatte keinen Zutritt zur Außenwelt. Von seinem Schlafraum ging er direkt in die Fabrik. Viele unserer Landsleute hatten in Russland ein ähnliches Schicksal.

Wenn man diese Lebenserinnerungen heute hört, stellt man sich die Frage: Soll man diese Zeiten stillschweigend übersehen und vergessen oder mit der jungen Generation darüber sprechen und hinweisen, wie der Glaube an Gott, unsere Landsleute in schweren Zeiten gestärkt hat und ihnen Mut machte um zu überleben?

Allen ist das Kirchenlied: „Von guten Mächten treu und still umgeben“ bekannt. Der Text wurde von Dietrich Bonhoeffer auch in in einer schweren Zeit als Gedicht verfasst, in der er auch bösen Mächten ausgesetzt war. Zum Jahreswechsel 1944/45 schrieb er im Gefängnis dieses Gedicht, das inzwischen weltberühmt geworden ist. Dietrich Bonhoeffer war einer der bedeutendsten evangelischen Theologen des 20. Jahrhunderts. Berühmt wurde er vor allem wegen seines entschlossenen kirchlichen und politischen Widerstands gegen die Nazidiktatur.

Im April 1943 wurde er in Berlin verhaftet und am 9. April 1945, im Alter von 39 Jahren in Flossenburg hingerichtet.

Dieses Lied ist ein ganz eindrucksvolles Glaubenszeugnis. Mitten im Triumph der bösen Mächten verkündet es deren klägliches Scheitern. Letztlich sind Gottes Mächte stärker, sonst wäre dieses Gedicht im Kellergefängnis der Gestapo (Geheimpolizei) nicht entstanden. Dietrich Bonhoeffer stand fest im Glauben an Gott, so war ihm das Leben im Gefängnis erträglicher, obwohl er sein Ende erahnen konnte. Der feste Glauben an Gott hat auch unseren Leuten in Russland geholfen, Unrecht, Leid und Hunger zu überwinden. Dieser Glaube wird auch viele aus den Katastrophengebieten stärken, um in ihrer Not zu überleben.

Mit der letzten Strophe dieses Liedes von Dietrich Bonhoeffer möchte ich schließen:

„Von guten Mächten wunderbar geborgen,  
erwarten wir getrost, was kommen mag.  
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen  
und gewiss an jedem neuen Tag.“

13. Dezember 2005/ Rastatt Helmut Höhr

Anmerkung: Dieser Vortrag wurde bei der Weihnachtsfeier des Chores der Kreisgruppe Rastatt von mir gehalten.

## **Daniel und Sara Wolff** **Trotz Entbehrungen - 60 gemeinsame Jahr**

Morgen, am ersten Weihnachtsfeiertag, begeht das Ehepaar Daniel Wolff und Frau Sara, geborene Zakel, in der Bruchsaler Hardtfeldstraße 17, das Fest der diamantenen

Hochzeit. Pfarrer Dr. Helmut Ulshöfer wird beim Weihnachtsgottesdienst in der Paul-Gerhardt-Kirche dem Jubelpaar den Segen geben; bedingt durch eine plötzliche Operation aber muss Sara Wolff nicht nur Weihnachten, sondern auch das Familienfest im Krankenhaus verbringen.

Das Jubelpaar hat ein schweres Schicksal hinter sich. Doch ihr Glaube an Gott gab ihnen immer wieder die Kraft, alles zu tragen, was ihnen auferlegt wurde. Sie sind nach der gut überstandenen Operation glücklich, überhaupt an diesem besonderen Hochzeitstag zusammen sein zu können auch wenn es am Krankenbett sein muss.



*Familie Wolff 1940*

Daniel und Sara Wolff sind Flüchtlinge aus Rumänien „Siebenbürger Sachsen“, deren Vorfahren 1246 auswanderten, als in Deutschland Notzeit herrschte. „Unsere Familie hat in Rumänien trotz allem immer nur deutsch empfunden...“, sagen beide. „Die deutsche Sprache war unsere Familiensprache und unser stark ausgeprägtes Deutschempfinden brachte unserer Familie in Krisenzeiten oft Schwierigkeiten.“ Daniel Wolff lernte seine Frau durch einen Freund beim „Martinsball“ in seiner Heimat kennen. Mit einem versonnenen Lächeln im Gesicht sagt er: „Es war Liebe auf den ersten Blick und schon einige Wochen später haben wir geheiratet.“ Beide sind in der Landwirtschaft aufgewachsen und besaßen einige Bauernhöfe. Daniel Wolff überließ seinen Hof seinen Geschwistern, zog zu seiner Frau, die Waise war und bewirtschaftete mit ihr den von ihren Eltern ererbten Bauernhof bis zur Enteignung, als durch den Zweiten Weltkrieg ihr Schicksal eine harte Wende nahm.

Beim Einmarsch der Russen 1945 wurden in Siebenbürgen alle deutschstämmigen Arbeiter zur Zwangsarbeit nach Russland verschleppt auch Daniel Wolff. Sara Wolff wurde zur gleichen Zeit nach Russland verschleppt, aus ihrem Zuhause abgeholt, ohne Rücksicht auf ihre drei kleinen Kinder, die plötzlich ohne die Mutter dastanden. Beide waren an verschiedenen Orten in Russland zur Zwangsarbeit gefangen: Daniel Wolff in einem Kohlebergwerk und Sara Wolff musste in einem Steinbruch harte Arbeit verrichten. Einer der glücklichsten Momente in ihrem Leben brachte ihnen jener Tag, als sie wieder nach Hause durften und sich plötzlich nach Jahren im Heimkehrerlager wiedersahen. Auf dem eigenen Hof durften sie nun nur noch eine kleine Kammer bewohnen und mussten für den Staat in der Landwirtschaft arbeiten.



*Sara und Daniel Wolff 1988*

Als die Zustände für sie immer unerträglicher wurden, flüchteten sie nach Österreich. Ihre Geschwister, die bereits hier ein neues Zuhause gefunden hatten, veranlassten, dass sie im Zuge der Familienzusammenführung nach Deutschland kamen.

*Seit 1973 lebt das Ehepaar Wolff in Bruchsal  
Artikel aus „Badische Neueste Nachrichten“, 1988*

## Franz Paul - ein Prudner Kind

### Elke Krempels

Als drittes Kind und einziger Sohn von Michael Paul und Sara , geborene Dengel, kam Franz Paul im Jahr 1886 in Pruden zur Welt.

Sein Vater starb sehr früh durch die Folgen eines Unfalls mit dem Wagen. Zu der Zeit sorgte manch eine Witwe für den Unterhalt der Familie mit dem Verkauf von eigenen Produkten. Seine Mutter ging zum Markt in Elisabethstadt und verkaufte dort den guten Büffelrahm.



Ihr Sohn Franz war ein strebsamer Junge und durfte das ungarische Gymnasium in der nächstgelegenen Stadt Elisabethstadt besuchen. Der Erzählung nach wurde er unterstützt von einer kinderlosen, lieben Kantor-Frau. Danach war er Stipendiat am Theologischen Seminar und konnte zudem einige Semester in Jena und Weimar studieren.

Dieses Bild zeigt Franz Paul als Seminarist in Hermannstadt. Als junger Prediger-Lehrer in der Nachbargemeinde Groß-Alisch gründete er mit Katharina Alischer seine Familie, aus der fünf Kinder hervorgingen. Sein beruflicher Weg führte ihn auch in andere sächsische Gemeinden.

Den Lebensabend verbrachte Franz Paul in seinem Haus in Schäßburg und verstarb dort 81-jährig. Als eine von den dreizehn Enkeln, die heute allesamt Bundesbürger sind, halte ich fest zu den Wurzeln im siebenbürgischen Pruden, aus dem beachtenswerte Menschen hervorgegangen sind.

Von Elke Krempels, geb. Paul,  
Sindelfingen, Juni 2008

## Zur Geschichte der Familie Menning Elfi Hartmann, geb. Menning

Was ich hier berichten möchte, weiß ich aus den Erzählungen meines Vaters Franz Menning. Sein Vater, also mein Großvater, hieß Peter Menning, geb. 28.06.1856, und stammte aus Zendersch. Seine Frau hieß Sophia Menning, geb. 25.03.1858, geborene Keul, verwitwete Tatter, stammte aus Halvelagen.

Mein Großvater hat einen Getränk Laden (Letchef) betrieben, und zwar auf dem späteren Hof von Franz Menning. Er soll auch die Getränke für das Einweihungsfest der Kirche gespendet haben. Meine Großeltern hatten folgende Kinder: Franz, Fritz, Andreas, Philipp und Peter.

Franz, mein Vater, behielt das Elternhaus, Fritz und Peter bewirtschafteten die anderen beiden benachbarten Höfe. Auf seinem Hof betrieb Fritz zeitweilig einen Gemischtwarenladen, lebte auch in Ploiesti, Kronstadt und Hermannstadt, wo er bei der Schwedischen Wegebaugesellschaft beschäftigt war. Peter, Vater von Rudolf Menning, starb kurz nach dem Ersten Weltkrieg an den Folgen einer Lungenentzündung, die er sich zugezogen hatte auf einer Fahrt in einem offenen Waggon, weil der Zug zu überfüllt war.



*Großeltern: -Peter Menning, geb. 28.06.1856 in Zendersch  
-Sophia Menning, geb. Keul, 25.03.1858 in Halvelagen  
(Witwe Sophia Tatter)  
Söhne von links: Franz, Fritz, Andreas, Philipp und Peter*

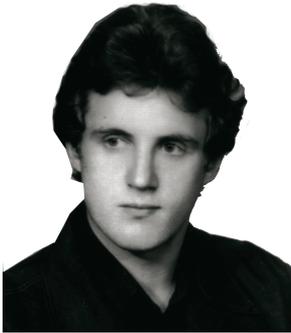
Philipp machte eine Lehre in Wien, leitete dort eine Eisenhandlung, sammelte dort Spenden für den Bau unserer Kirche. Er kam immer wieder gerne nach Hause, auch zur Einweihung der Prudner Kirche und von ihm stammt auch das wohl erste berühmte Foto der Prudner Kirche, das er sogar als Postkarte drucken und vervielfältigen ließ. Onkel Philipp hat auch später im Zweiten Weltkrieg für Prudner eine wichtige Rolle gespielt, weil an ihn alle Frontsoldaten schrieben und er diese Nachrichten prompt weiterleitete, sei es nach Pruden oder an Soldaten, die an anderen Fronten standen.

Elfi Hartmann, geb. Menning

## Mein steiniger Weg in die Freiheit

### Helmut Tatter

Ich, Helmut Tatter, bin als Siebenbürger Sachse am 18.10.1958 in der Stadt Eisenmarkt in Rumänien geboren und aufgewachsen. Meine Eltern stammen beide aus Siebenbürgen. Meine Mutter Katharina aus dem Dorf Blutroth bei Karlsburg, mein Vater Georg aus dem Dorf Pruden bei Schäßburg. Meine Gruis hieß Sofia und sie war eine geborene Keul. Mein Gruisvouter hieß Johann (Hans) mit Nachnamen Tatter. Meine Greis hieß Katharina und sie war eine geborene Kast. Mein Gris hieß Stefan mit Nachnamen Leister. Jedes Dorf hatte seinen eigenen, deutschen Siebenbürger Dialekt. Mit meinen Eltern sprachen wir eine Mischung der beiden Dialekte, wobei der Prudner Dialekt dominierte. Der Prudner Dialekt, ist, wie seine Leute, etwas härter (hart aber herzlich); der Blutrother ist weicher, melodischer.



*Helmut Tatter 1980*



*Familie Hans Tatter (Gruisvouter)*

Die Prudner zeigten selten ihre Gefühle (es sei denn, Mut, Stolz und Zorn ist ein Gefühl?). In Blutroth hatte man kein Problem seine Gefühle zu zeigen. Die Blutrother haben ihre Gefühle quasi schon auf der Zunge und sie sparten nie mit Kosenamen wie: „mä Ruckesken, mänj Hasken, mänj Lawer, mänj Harzken, mä Galdan“ (mä und mänj beides Aussprachen für mein) (mein Täubchen, mein Häschen, mein Lieber, mein Herzchen, mein Goldenes). Ich fand das immer sehr lieb, wenn ich so herzlich angesprochen wurde und sogar heute noch durchströmt mich ein warmes, zärtliches Gefühl beim Klang dieser Kosenamen. Weil man in Blutroth mit dem Vorzeigen seiner Gefühle nicht sparte aber in Pruden damit geizte, dachte ich als Kind, die Prudner können mich nicht leiden. Andererseits übertrieben es die Blutrother, für meinen Geschmack, und gerne hätte ich so manchem Blutrother mal den Mund zugehalten (vor allem den Verwandten, die uns immer abknutschen wollten). In Eisenmarkt lernte ich draußen beim Spielen, von den Nachbarskindern, Rumänisch und auch ein paar Brocken Ungarisch und Griechisch. Ungarisch und Griechisch erkenne ich, auch wenn ich fast nichts verstehe, einfach am Klang, der Melodie dieser Sprachen. Hochdeutsch habe ich erst im Kindergarten und später in der Schule richtig gelernt. Mein Bruder Hans, der nur ein Jahr und zwei Monate älter ist als ich, ist am 11.08.1957 geboren. Eigentlich hätte er der Tradition nach, als erster Sohn, Georg wie unser Vater heißen sollen. Er heißt aber Johann (Hans) wie mein Gruisvouter. Ich hätte, nach der Regel die

bei meinem Bruder angewandt wurde, als zweiter Sohn eigentlich Stefan, wie mein Gris, heißen sollen aber meine Mutter fand Helmut Georg schöner (man höre und staune - damals war Helmut modern). Na ja, immerhin habe ich noch das „Georg“ von meinem Vater mitbekommen (das eigentlich meinem Bruder zustand). Ich hätte (aber mich hat ja keiner gefragt) lieber Stefan geheißen. Ich habe mich zwar nie geschämt Deutscher zu sein aber vor allem als Kind möchte man auch zum inneren Ring gehören und nicht immer „neamțule“ genannt werden. Mit Stefan hätten die Rumänen nicht immer gleich gehört und gemerkt, dass ich Deutscher bin (es gibt auch blonde Rumänen und den Vornamen Stefan gab's auch im Rumänischen). Der rumänische Sprecher in einem Hallenbad hatte, bei einem Schwimmwettbewerb, aus meinem Tatter, Helmut „Toader Mechmed“ gemacht (wahrscheinlich hatte er noch nie den Vornamen Helmut gehört oder noch wahrscheinlicher er war Legastheniker). Dafür wurde ich mindestens eine Woche von den anderen Jungs ausgelacht und Mechmed genannt. Aber immerhin habe ich heute die Vornamen von meinem Schwiegervater Helmut und meinem Vater Georg, eben Helmut Georg.

Bei den Großeltern in Pruden und Blutroth habe ich meistens meine Ferien und den schönsten Teil meiner Kindheit verbracht. Wenn ich Rumänien als meine Heimat betrachten würde (was ich aber nicht mache), dann wären es diese wunderschönen, idyllischen Dörfer meiner Großeltern, die in mir so etwas wie Heimatgefühle hervorrufen. Ich war ein eher ängstliches Kind. Mein Bruder, der nie Angst hatte (oder es nie zeigte) hat mich oft damit aufgezogen. Mein Vater (klar ein Prudner) hatte auch nie vor etwas Angst. Ich war ein Angsthase, wie meine Mutter und ihr Bruder, mein Onkel Stefan (schöner Name). Ich musste mich oft meinen Ängsten stellen und lernen meine Angst zu überwinden. Da ich eine extrem blühende Phantasie hatte, musste ich lernen diese zu zügeln um die Mücke als Mücke zu erkennen, nicht als Elefant, was meine Phantasie meistens daraus machte. Ich hatte, je älter ich wurde, gelernt Phantasiewelt und Realität besser zu trennen. Ich lernte mich dem Elefanten zu stellen, um zu erkennen, dass es nur eine Mücke ist.

An drei Schlüsselerlebnissen lernte ich, dass man seine Angst vor Etwas verlieren kann, wenn man sich diesem Etwas stellt. Ich hatte immer panische Angst, alleine irgendwo im Dunkeln zu sein. Als ich etwa 12 Jahre alt war plauderten wir, mein Bruder meine Cousine Hanne und noch andere Teenies vor dem Tor bei meinen Großeltern in Pruden. Mein Bruder und ich sollten diesmal in der Scheune im Heu schlafen. Es war schon dunkel und ich hatte eine wahnsinnige Angst alleine in die stockfinstere Scheune zu gehen. Ich hatte leider keine Taschenlampe, wobei ich glaube, das hätte meine Angst auch nicht gelindert. Ich wurde immer müder und müder ... aber mein Bruder wollte und wollte ... noch nicht schlafen gehen. Als ich ihn bat mitzugehen, lachte er mich nur aus. Blamiert und da ich mich vor den anderen schämte, nahm ich all meinen Mut zusammen und ging alleine in die Scheune. Ich kletterte die Leiter zum Heuboden hoch, legte mich hin, zog mir die Decke bis unters Kinn und starrte, voller Angst, in die Dunkelheit. Ich hörte Mäuschen im Heu rascheln, wahrscheinlich hörte ich sogar Flöhe husten aber irgendwann (nach 20 Minuten?) merkte ich - da ist keiner, der mir was Böses tun will und dann schlief ich halt ein. Seit damals habe ich, wenn ich alleine im Dunkeln bin, keine Angst mehr. Übrigens es gibt

Studien die besagen, dass unser Körper so konzipiert ist, dass wir Angst als Dauerstress nur ca. 20 Minuten durchhalten. Danach schaltet unser Körper auf Entspannung (keine Angst) um. Mein Vater hatte mir mal erzählt wie er mit Gruisvouter bis zur Hütte eines Schafhirten, der sehr scharfe Hunde hatte, gegangen war. Als die Hunde auf sie zukamen, stellten sie sich Rücken an Rücken, bewegten die ganze Zeit die Arme, gingen langsam weiter und Gruisvouter redete beruhigend zu den Hunden. Als sie dann bei der Hütte waren, meinte der Schafhirte, an diesen Hunden vorbei, bis zur Hütte zu kommen, das hätte noch nie jemand geschafft. Ich hatte immer panische Angst vor bösen, großen Hunden. Einmal war ich, mit noch fünf Jungs, in den Karpaten wandern. Wir kamen an einer Schafherde vorbei und plötzlich stürmten - oh Schreck- fünf oder sechs Hunde, mit Riesengebell, auf uns los. Was heißt Hunde, diese Hunde waren so groß wie Kälber (und das wirklich nicht nur in meiner Phantasie). Mir viel sofort Vaters Geschichte ein. Auf mein Kommando stellten wir uns Rücken an Rücken und fuchtelten mit unseren Armen (ich glaube für beruhigende Worte an die Hunde hatte ich zuviel Angst). Und ... tatsächlich die Hunde griffen uns nicht an. Sie umkreisten uns, knurrten und bellten aber sie bissens uns nicht. Der Schäfer kam, schreiend wie eine Furie, seinen Hirtenstab schwingend, angerannt. Er wollte uns offensichtlich vor seinen Hunden retten und er staunte nicht schlecht, dass uns die Hunde nicht angegriffen hatten. Nach diesem Erlebnis schienen mir alle anderen Hunde nur noch Welpen zu sein und seit damals habe ich zwar noch Respekt, aber keine panische Angst mehr vor Hunden.

Ich hatte zwar im Eisenmarkter Freibad von meinem Vater Schwimmen gelernt, aber ich traute mich immer nur höchstens zwei Meter ohne Bodenkontakt zu schwimmen. Ich trieb mich im Schwimmerbecken immer nur an den Ecken herum, damit ich mich am Rand schnell festhalten konnte. Ein Schwimmheld war ich nur da, wo ich mich mit einem Bein am Boden noch abstoßen konnte und so tat, als könnte ich schwimmen. In Pruden gingen wir immer zur Großen Kokel baden. Ein beliebter Platz war der gegenüber vom Dorf Lasseln. Auf beiden Seiten standen schöne, große Bäume. Auf Prudner Seite war das Ufer ziemlich steil und das Wasser der Großen Kokel an dieser Stelle tief und auch die Strömung war beachtlich. Auf Lasselner Seite konnte man schön flach reingehen (war auch für Nichtschwimmer geeignet). Und außerdem war da ein kleiner schöner Sandstrand. Man zog sich auf der Prudner Seite aus, schwamm rüber (wenn man es konnte) und sonnte sich oder planschte, je nach dem wie man Lust hatte, im relativ seichten Wasser. Die meisten Prudner sprangen einfach ins Wasser und schwammen rüber. Die Mutigsten kletterten erst auf einen Baum, köpften und schwammen dann rüber. Die Nichtschwimmer saßen auf Prudner Seite und schauten stundenlang zu oder sie gingen 200 Meter weiter flussabwärts und gingen dann zu Fuß rüber (hier war die Kokel breit und das Wasser nicht so tief). Dann lief man zum Lasselner Strand, um sich dort zu sonnen oder im seichten Wasser zu plantschen um dann nachher wenn alle gingen, wieder den demütigenden Weg des Nichtschwimmers zum flachen Wasser zurückzugehen. Was macht ein Zwölfjähriger der sich nicht in das tiefe Wasser traut und dessen Bruder auf die Bäume klettert, köpft und locker lässig über den Fluss rüber schwimmt? Er sitzt stundenlang da, schaut zu und ärgert sich, dass er so feige ist, bis ihm irgendwann der Kragen platzt! Theoretisch konnte ich schwimmen; praktisch war das Wasser aber dunkel und tief und die Strömung war

beachtlich. Da war sie wieder die Angst, die mich lähmte, die mir alles was begehrenswert war wegnahm. Meine Freunde saßen oder lagen alle drüben am Strand in der Sonne oder sie planschten lachend und hüpfend vor sich hin. Ich saß da ... und sehnte mich schrecklich danach auch da drüben bei den Anderen zu sein. Aber irgendwann stellte ich mich wieder meiner Angst. Ich ging zum Ufer, suchte lange einen geeigneten Platz, hielt mich an einer Baumwurzel fest, stieg ins Wasser, ließ die Wurzel los und ruderte wie wild mit meinen Armen und Beinen und war innerhalb von ein paar Sekunden auf dem anderen Ufer. Da war ich nun, lag glücklich im Sand und planschte und hüpfte nachher im seichten Wasser herum. Hätte ich bloß nicht irgendwann wieder zurück gemusst... Zwar hatte ich immer noch Angst aber einmal hatte ich es ja schon geschafft. Zurück zu schwimmen war eigentlich viel schwieriger, man musste vom flachen, ruhigen Wasser in das tiefe, strömungsstarke Wasser schwimmen. Auch dieses Mal suchte ich lange eine geeignete Stelle, dann gab ich mir einen Ruck und schwamm mit kräftigen aber viel ruhigeren Schlägen rüber. Dort klammerte ich mich an eine Baumwurzel, zog mich hoch ans Ufer und ... ich hatte es geschafft. Seit damals habe ich keine Angst mehr vor dem Schwimmen im tiefen Wasser. Später mit 16 war ich mehrere Jahre im Eisenmarkter Kajak und Kanadier Verein und lernte den Stausee, auf dem wir immer paddelten, ganz gut kennen. Habe diesen Stausee an seiner breitesten Stelle unzählige Male, ohne ein Fünkchen Angst, durchschwommen. Ich bin nicht im christlichen Glauben aufgewachsen oder erzogen worden. Ich wurde zwar getauft und auch konfirmiert (evangelisch lutherisch) aber wir (ich und mein Bruder) gingen, mit unseren Eltern, selten in die Kirche. Die Gottesdienste wurden übrigens immer in deutscher Sprache abgehalten. Gottesdienste besuchte ich eigentlich fast ausnahmslos in den Ferien, wenn ich bei meinen Großeltern war. Dort lernte ich auch Gebete wie das „Vater unser“ oder „Ich bin klein, mein Herz ist rein ...“ und „Müde bin ich geh zur Ruh ...“

Als Kleinkind war es für mich selbstverständlich, dass es Gott gibt und dass er mein Leben lenkt. Einmal, in den Ferien in Blutroth, hatte ich an einem Regentag bei einem Freund im Hof gespielt und hatte meine Kleider und Schuhe total verschmutzt. Als meine Greis deswegen mit mir schimpfte, sagte ich, voller Überzeugung: „Aber Greis, wenn es der liebe Gott so will“. Sie fing an zu lachen und damit war die Sache, für mich überstanden. Ich ging eigentlich sehr gerne zu den Gottesdiensten. Ich langweilte mich zwar manchmal, weil mir der Gottesdienst zu lange dauerte, aber es machte auch Spaß die Menschen zu beobachten. Die Männer und Frauen hatten fast alle immer die Sonntags- Kirchentracht an. Sie saßen ernst, feierlich und nach irgendeinem System (Verheiratet, Unverheiratet, Männer, Frauen) getrennt, an den für sie vorgesehenen festen Plätzen. Viele Frauen und auch meine Greis hatten im Gesangbuch immer einen Zweig frischen Basilikum, das roch gut und ich fand das total schick. Ich saß gerne oben auf der Empore. Mir gefiel es, wenn die Gemeinde sang und ich bemühte mich auch mitzusingen. Manchmal durfte ich die Luftpedale seitlich der Orgel treten, was ich mit großem Eifer machte (wobei ich aber auch Angst hatte, etwas falsch zu machen). Die Liturgie, die der Pfarrer sang, (wie in Bayern / Franken) gefiel mir und übte einen eigentümlichen Zauber auf mich aus. Stolz war ich auf meinen Gris, wenn er mit lautem Tenor seine Stimme von der Empore runterschmetterte. So ähnlich wollte ich auch irgendwann singen (er sang mir etwas zu laut, ich singe lieber etwas dezenter).

Ich war immer froh, wenn endlich das Vater unser gebetet wurde, weil wir Kinder danach raus durften und noch neben der Kirche spielen konnten, bis der Gottesdienst zu Ende war und die Erwachsenen raus kamen. Außerdem machte die Greis in Blutroth sonntags immer ein besonderes leckeres Mittagessen und Kroppen (so etwas wie Krapfen, Kreppel, Berliner). Da in der Schule der Glaube an Gott systematisch lächerlich gemacht wurde, glaubte ich irgendwann nicht mehr, dass es einen Gott gibt. Die Menschen die an Gott glaubten schienen mir äußerst naiv und dumm zu sein. Wir hatten ja die Evolutionstheorie durchgenommen. Von wegen Gott der Schöpfer. Schließlich hatte ich vieles über Astronomie, viele Science - Fiction und alle Erich von Däniken Romane gelesen. Däniken hatte mich überzeugt, dass das Leben auf unserem Planeten von Außerirdischen abstammte. Ich war stolz darauf Atheist und ein so aufgeklärter, cleverer Bursche zu sein, bis ich das einmal in Pruden meiner Gruis und in Blutroth meinem Gris sagte. Da beide sehr gottesfürchtig waren, waren sie entsetzt, dass ich nicht mehr an Gott glaube, sagten aber beide sinngemäß: „Natürlich gibt es Gott und irgendwann wirst du es schon erleben, dass es ihn gibt!“ (Sie sollten Recht behalten).

Da ich beide sehr liebte, respektierte und von ihrem Glauben beeindruckt war, dachte ich: „Was ist, wenn sie Recht haben?“ Ich war nicht einmal 12 Jahre alt als ich am liebsten mit meiner Familie aus Rumänien nach Österreich oder die BRD ausgewandert wäre. Meine Eltern hatten zwar schon einen Ausreiseantrag gestellt, erhielten aber eine Absage. Im Nachhinein weiß ich, dass eine Ausreise nur durch Bestechung, an der richtigen Stelle, genehmigt wurde. Ausreiseanträge wurden auch immer prompt mit Schikanen am Arbeitsplatz und Schule geahndet. Ich kann mich noch erinnern, wie bitter enttäuscht und frustriert ich war, als wir keine Ausreisegenehmigung erhielten. Durch diese Absage wuchs bei mir aber schon der Keim der Rebellion und der Flucht. Nach vielen „Gottlosen“ Jahren, schloss ich einen Bund mit Gott. Ich betete: „Gott, ich lese deine Bibel und wenn es dich gibt, dann hilfst du mir im Gegenzug, dass meine Flucht aus Rumänien gelingt“. Nun ich habe die Bibel dann gelesen, habe mich sogar durch die Chroniken durchgekämpft. Das Lesen der Bibel verwandelte meinen Unglauben in Glauben und nachdem ich alles gelesen hatte, wusste ich ... es gibt ihn doch diesen Gott, der mein Schöpfer, Herr und Vater ist! Ja meine Großeltern hatten doch Recht. Da ich meinen Teil der Abmachung eingehalten hatte, war ich gespannt ob und wie Gott seinen Teil einhalten wird. Das Deutschland (BRD) in meiner Vorstellung war eine heile Welt mit viel Wohlstand und Freude am Leben. Meine Verwandten und Bekannte die uns besuchten, lebten uns das ja vor. Wenn man ehrlich und tüchtig arbeitete, dann hatte man auch einen anständigen Lohn. Jeder konnte sich ein paar Jeans, Cordhosen, einen Kassettenrecorder, ein Auto leisten. Als ich 22 Jahre alt war, verdiente ich als Walzwerker ca. 2.500 Lei im Monat. Eine Jeans kostete 2.000 Lei. Ein Kassettenrecorder (wie ich ihn wollte) 10.- bis 15.000 Lei. Ein Auto ca. 90.000 Lei. Obwohl ich noch bei meinen Eltern wohnte, hätte ich mir von meinem Lohn nicht einmal ein Fahrrad leisten können, wenn meine Mutter mir nicht ab und zu noch zusätzlich Geld gegeben hätte. Ich hatte ehrlich gesagt, einfach keine Lust, jahrelang zu arbeiten, ohne etwas Freude am Leben zu haben.

Nach meinem Militärdienst und nachdem ich ein Jahr im Walzwerk Eisenmarkt

gearbeitet hatte, hielt ich es in Rumänien nicht mehr aus. Ich hatte es wirklich satt dort zu leben. Alles langweilte mich, die Stadt Eisenmarkt, meine Arbeit, die Menschen (vor allem die Vorgesetzten)... Natürlich gab es auch Menschen die ich mochte, aber ich sah in diesem Land keine vernünftige Zukunft für mich. Es war höchste Eisenbahn die Zukunft selber in die Hand zu nehmen. Ich hatte es satt immer nur das zu tun was andere mir vorschrieben; ich hatte es satt in einem Land mit Stacheldraht umzingelt zu leben. Die sozialistische Politik, die Vetternwirtschaft, der Personenkult um den Diktator Ceaușescu und seine Frau widerte mich an. Was hielt mich eigentlich noch dort? Meine Eltern, mein Bruder, meine Verwandten, mein bester Freund Petre? Ich dachte damals: „Nein, wenn alles gut geht, sehe ich sie irgendwann ja wieder.“ Meine damalige Freundin Vica (Viorica)? Ich glaube, sie konnte sich nicht zwischen mir und ihrem Exfreund entscheiden, darum hatte sie mit mir Schluss gemacht.

Meine Gris schrieb mir, als ich noch beim Militär war: „Junge sei tapfer du hast ein deutsches Herz“. Ich fühlte mich in Rumänien nicht wie zuhause, sondern wie ein Fremder (Deutscher). Das mag für einige etwas befremdend klingen, denn immerhin war ich ja dort geboren und aufgewachsen und meine deutschen Vorfahren waren schon vor 850 Jahren in dieses Gebiet eingewandert... aber für mich war das so. Ich hatte immer das Gefühl, das ist nicht mein Land. Ich würde sogar so weit gehen zu sagen, es war nicht meine Heimat. Die Erziehung meiner Eltern, Großeltern, die Volksschule, die Gottesdienste in deutscher Sprache hatten das in meinem Herzen (Anlehnung an Großvaters Spruch) gefestigt. Ich hatte und habe ein deutsches Herz und ich bin stolz darauf. Nicht etwa weil ich meinte, wir Deutsche seien etwas Besseres. Zweiundzwanzig Jahre in Rumänien zusammen mit Rumänen, Ungarn, Griechen und Serben hatten mich gelehrt, dass wir zwar anders aber nicht etwas Besseres sind. Nein, schlicht und einfach: ich bin als Deutscher geboren. Das war auch einer der ausschlaggebendsten Gründe warum ich nach Deutschland (BRD), in das Land meiner Vorfahren wollte. Auch Österreich oder die deutschsprachige Schweiz wären für mich in Frage gekommen. Warum nicht die DDR? Weil mir 22 Jahre hinter Stacheldraht und einer verlogenen, verblödeten kommunistischen Diktatur schon reichten. Obwohl der Wunsch unter Deutschen zu leben so stark war, dass das auch eine zugegebenermaßen schwächere Alternative für mich gewesen wäre. Ich hörte mit Ehrfurcht Fluchtgeschichten. Viele hatten es versucht, wurden dabei erwischt und haben mit Folter, Schläge und Gefängnis dafür bezahlt. Manche wurden zum Krüppel geschlagen, manche wurden erschossen... aber manche hatten es geschafft. Ein ehemaliger Nachbar (guter Freund meines Bruders) hatte die Flucht über Jugoslawien gewagt und geschafft. Er lebt heute in Kanada.

Die Geschichten von gescheiterten Fluchtversuchen verdrängte ich lieber. Natürlich hatte ich eine Heidenangst bei einem Fluchtversuch erwischt zu werden aber es gab die, Geschichten von Leuten die es geschafft hatten und ich wollte auch zu denen gehören die es wagen und es schaffen. Es war wieder mal soweit. Ich musste mich wieder mal meiner großen Angst stellen. Dieses Mal hatte ich aber ein starkes Rezept gegen diese Angst gefunden. Ich war eigentlich so überzeugt, dass Gott mir helfen würde, dass das eigentlich meine große Angst vor der Flucht aufwiegte. Mein Glaube wurde so zu meinem starken Rezept gegen die Angst. Ich wusste, dieses Mal muss ich

mich meiner Angst nicht alleine stellen, sondern ich habe immer und überall einen sehr starken Helfer dabei. Ich schöpfte sehr viel Mut und Kraft aus dem Gebet. Für mich stand nach meiner Gymnasialzeit fest: nach meinem Militärdienst werde ich aus Rumänien fliehen. Ich hatte in meiner Militärzeit im Herbst im Banat bei der Maisernte, ganz in der Nähe der jugoslawischen Grenze, gearbeitet. Wenn wir im Laster parallel zur Grenze vorbeifuhren, konnte ich den Stacheldraht und die Wachtürme der Grenze sehen. Wenn ich die Augen schloss konnte ich die Freiheit regelrecht riechen.

Aus dem Dorf Grosskomlosch, wo wir in dieser Zeit übernachtet hatten, konnte ich abends die Lichter der jugoslawischen Dörfer sehen und ich träumte davon ein Reh, ein Hase, eine Maus oder ein Vogel zu sein. Ich wünschte mir einfach unbeobachtet die Grenze zu überwinden, zu überfliegen. Manchmal traf ich bei der Arbeit meinen Freund Hami (Helmut) Dadrich, der seine Herbstarbeit auch als Soldat im gleichen Gebiet, nur ein paar Dörfer weiter leistete. Er erzählte mir, dass er oder seine Kameraden vor ein paar Tagen, bei der Weinlese, ganz in der Nähe, der Grenze ja fast am Stacheldraht arbeiten mussten. Auch er spielte mit dem Fluchtgedanken aber die Angst, als Deserteur erwischt zu werden, war zu groß.

Ich habe vor meiner Flucht und auch noch Jahre danach geträumt wie ich Grenz-Stacheldrahtzäune ganz in der Nähe von Weinstöcken oder Maisfeldern überwinde. Manchmal war es nur ein Graben oder ein Bach den ich überwinden musste. Manchmal schwamm ich über die riesige Donau. Meistens kamen in diesen Träumen ganz böse Soldaten vor, die mich verfolgten und nach mir schossen. Mein Fluchtplan war eigentlich einfach. Ich suche Jemanden der das Militär an der jugoslawischen Grenze gemacht hat, spreche ihn an und mit seiner Hilfe überwinde ich die Grenze und fliehe dann über Jugoslawien und Österreich in die BRD.

Nach dem Militär arbeitete ich im Walzwerk Eisenmarkt. Dort lernte ich einen Zigeuner - Vasile - kennen und erfuhr, dass er das Militär an der Grenze gemacht hatte. Ich beobachtete ihn über mehrere Monate und fragte mich ob das mein Mann sei? Er war auch ungefähr so alt wie ich, klein, dünn, schwächig, unспортlich und ziemlich clever. Er log manchmal ein bisschen (was die Mädels anging), um mir zu imponieren aber ich glaube das tun viele Jungs in dem Alter. Eines Tages als er, im wahrsten Sinne des Wortes, im Schweiß seines Angesichts arbeiten musste und ich ihm zuschaute, sagte ich zu ihm: „Vasile ich glaube eines Tages kann ich dich gebrauchen“ und ich war wie von Blitz getroffen, als er antwortete: „Ja Helmi (in Siebenbürgen übliche Kurzform von Helmut), ich will auch fliehen“. Wir verabredeten uns nach der Arbeit. Er erfuhr, dass ich ihn jetzt schon fast ein Jahr beobachtete, um ihn zu fragen, ob er mir bei der Flucht helfen wolle. Er erzählte mir, dass er mich auch schon die ganze Zeit beobachtet hatte. Er hatte sich sogar in meine Schicht versetzen lassen, um Kontakt mit mir aufzunehmen. Er war auf der Suche nach Personen, die zur Flucht entschlossenen waren. Ich sollte ihm nach der Flucht, in der BRD, durch meine Sprachkenntnisse helfen. Wir trafen uns in einem Park (Corvinu) mit noch zwei Jungs, die auch fliehen wollten. Ich kannte beide von der Volksschule. Der eine, auch ein Siebenbürger, Reini (Kurzform von Reinhold) der andere ein Rumäne, hieß Paul. Zusammen wollten wir

die Flucht planen. So begannen wir, jeder mit seiner Erfahrung, Fluchtpläne zu schmieden. Meine Idee, dass wir irgendwo über die Donau schwimmen, verwarfen wir leider schnell, weil die Anderen Angst vor der breiten, strömungsstarken Donau hatten. Tja, nicht jeder hat eine - Kokel Mutprobe - bestanden. Meine zweite Idee für den Fluchtplan war, dass ich uns in die Nähe des mir aus dem Militär bekannten Grenzdorfes „Großkomlosch“ bringe und Vasile sollte uns dann, bei Nacht, sicher über die Grenze lotsen. Den Teil mit dem Grenzdorf fanden alle gut, aber Vasile hatte größere Pläne. Er wollte eine ganz große Gruppe, als Saisonarbeiter verkleidet, über die Grenze bringen.

Grenzregion war damals ziemlich gut abgeschottet. Alle Fahrzeuge und Züge wurden schon Kilometer vor der Grenze kontrolliert. Wenn man jemanden in einer Grenzstadt oder -dorf besuchte, musste man eine Einladung von demjenigen vorzeigen. Es war üblich das Saisonarbeiter zu Hunderten in diesem Gebiet bei der Ernte aushalfen. Darum meinte Vasile, das sei die beste Tarnung auf dem Weg zur Grenze. Wir sollten, jeder von uns, erst eine große Anzahl von Fluchtwilligen rekrutieren. Dieser Teil des Planes barg ein sehr großes Risiko. Je mehr Mitwisser wir hatten, umso größer war das Risiko, dass uns jemand verraten kann. Wenn wir die Leute beisammen hatten, dann sollten wir uns Bauernkleider anschaffen, unsere Ausweise fälschen, in die Grenzregion fahren und dann alle von Vasile gelotst, über die Grenze fliehen. Ich hatte noch meinen Jahresurlaub vor mir. In dieser Zeit wollte ich alle Vorbereitungen treffen, um unsere Pläne umzusetzen. Ich besuchte noch meine Verwandten und verabschiedete mich in Gedanken von jedem. Von unserem Fluchtplan erzählte ich meiner Cousine Hanne und ihrem Freund Reini (ich war ja auf der Suche nach Leuten für eine große Gruppe). Eigentlich wollte ich es auch ihrer Schwester Karin erzählen aber Hanne wollte es nicht. Sie wollte ihre jüngere Schwester nicht in Gefahr bringen. Ich erzählte es meinem Freund Petre (rumänische Form von Peter) aber er meinte nur: „Helmi, ich bin Rumäne, ich will mein Land nicht verlassen, aber ich wünsche dir viel Glück“. Obwohl ich ein sehr großes Risiko verraten zu werden einging, erzählte ich auch Vica, was ich vorhatte. Ich glaube ich war verliebt und wollte einfach ehrlich sein. Sie wirkte damals auf mich, als sei sie sehr durcheinander, verwirrt, verletzt (sie hatte gerade ein Gespräch mit ihrem Exfreund, der sie als Hure titulierte und beschimpft hatte). Sie meinte sie will zurzeit nichts mehr von Männern hören und bat mich ihre Wohnung zu verlassen. Ihre Abweisung hat mir sehr wehgetan. Hätte sie gesagt: „Lass es und bleibe bei mir“ ich hätte alles für sie aufgegeben, aber so konnte ich wenigstens einen Schlußstrich unter diese Beziehung ziehen und meinen Plänen nachgehen. Meinen Bruder habe ich nicht in meine Pläne eingeweiht, weil er eine rumänische Freundin hatte und ich die Befürchtung hatte, sie könnte aus Angst um ihn alles verraten. Ich trainierte viel in diesem Urlaub Joggen, Hochsprung. Ich übte mit dem Nunchaku (Asiatische Kampfmaschine zwei Holzstäbe verbunden mit einer starken Schnur oder Kette). Den Nunchaku wollte ich gegen die Wachhunde einsetzen. Auf alle Fälle war ich damals topfit. Hatte auch die letzten zwei Jahre Taekwondo trainiert. Ich meldete meinen Personalausweis als verloren, damit ich ihn fälschen konnte. Ich wollte als Wohnsitz einen Ort aus dem meistens die Saisonarbeiter kamen, eintragen. Ich ließ mir die Haare ganz kurz (so zu sagen pflegeleicht) schneiden. Ich klaute (mit sehr schlechtem Gewissen) meinem Onkel Wolff aus Österreich (der

gerade im Urlaub bei uns war) eine Europakarte. Darauf konnte ich sehr gut die geografische Lage meines geplanten Fluchtweges anschauen und mir die rumänischen und jugoslawischen Grenzorte einprägen. Als wir (Vasile, Reini, Paul und ich) uns nach meinem Urlaub wieder trafen, hatten wir alle unsere Meinung, was die Massenflucht betraf, geändert. Wir hatten festgestellt, dass die Leute die wir ansprachen, zwar anfangs von der Fluchtidee begeistert waren, aber dann alle, doch Angst hatten erwischt zu werden und nicht mitmachen wollten. Vielleicht muss so eine Idee in den Köpfen der Leute erst einmal reifen, ehe sie umgesetzt werden kann. Also entschlossen wir, die Flucht nur zu viert durchzuführen. Dann tauchte aber das nächste Problem auf. Vasile wollte, dass wir die Flucht am 23. August (dem rumänischen Nationalfeiertag) durchführen. Er meinte an diesem Tag seien die meisten Grenzsoldaten besoffen und so wäre die Flucht für uns leichter durchführbar. Ich hatte aber nur bis zum 10.08.1981 Urlaub und absolut keine Lust wieder in das Stinkwalzwerk arbeiten zu gehen. Nach ein paar Tagen trafen wir uns wieder und ich fieberte dieser Flucht dermaßen entgegen, dass ich jede Nacht nur noch von Fluchtversuchen träumte. So war in mir der Entschluss, noch vor dem 10.08.1981 zu fliehen, herangereift. Ich stellte den anderen ein Ultimatum: „Entweder jetzt mit mir oder ich gehe alleine“. Jetzt merkte ich das Vasile ein Großmaul war und seine Selbstsicherheit nur vorgetäuscht war. Zumindest so wirkte es damals auf mich. Er wollte, zumindest zu dem Zeitpunkt, nicht mehr mit. Die anderen beide waren noch unentschlossen. Als ich darauf bestand, dass ich spätestens am 09.08.1981 (Samstagabend) in Richtung Grenze wegfahren will, entschlossen sie sich mit mir mitzukommen. Vasile meinte er hätte noch Termine beim Zahnarzt und er wolle sich die Zähne noch vor der Flucht richten lassen, darum käme er jetzt nicht mit und er wünschte uns noch viel Glück. Noch an dem Abend 08.08.1981 kaufte ich, zusammen mit Paul, in Eisenmarkt am Bahnhof die Tickets für Temeschburg. Zuhause (ich und mein Bruder wohnten noch bei unseren Eltern) hatte ich keinem etwas von meinen Fluchtplänen gesagt. Offiziell sollte ich mit ein paar Freunden am Strei (ein Fluss) noch für ein paar Tage Urlaub machen. Meine Eltern hätten durchgedreht vor Angst, wenn sie etwas gewusst hätten. Da die Flucht ja nachts stattfinden sollte, brauchte ich die geeignete Tarnkleidung.

Ich hatte noch eine alte Hose meines Vaters (als für meine Flucht geeignet) aufgestöbert und ich präparierte diese noch, indem ich ein paar Metallschnallen und den Gürtel wegmachte. Die Hose war schwarz, am Oberschenkel weit und unten an der Wade eng, gut geeignet zum Laufen und Springen. Ein kakifarbenes Hemd meines Bruders musste auch herhalten. An dem Hemd trennte ich das rumänische Wappen vom Ärmel. Darüber zog ich noch einen dunkelblauen Pullover. Ich steckte noch die Europakarte, mein Nunchaku, etwas Bargeld und mein Ticket ein. Ich habe mich nie wieder so ballastfrei gefühlt. Am nächsten Morgen stand ich schon um sechs Uhr auf. Mein Vater und mein Bruder machten sich für die Arbeit fertig. Ich verabschiedete mich flüchtig, in der Hoffnung, keiner merkt was ich an habe. Meine Seele weinte, als ich mich lautlos von allen verabschiedete. Mein letzter Blick viel auf meine schlafende Mutter. Ich sah sie an, mein Herz drohte meine Brust zu durchschlagen... mit Tränen in den Augen dachte ich; „Leb wohl, liebe Mama, hoffentlich sehen wir uns wieder“! Dann ging ich entschlossen, fluchtartig zur Tür raus. Ich traf mich mit Paul und wir

gingen sprachlos zum Bahnhof, jeder mit seinen Gedanken, Hoffnungen und Sorgen. Reini wollte erst um 15 Uhr in Temeschburg am Hauptbahnhof zu uns stoßen. Man hat ein komisches Gefühl, wenn man etwas Verbotenes im Schilde führt. Wir sahen uns alles wie zum Abschied an - den Bahnhof, die Gebäude, die Leute in unserem Abteil. Ich fühlte aber keine Trauer, sondern nur eine große Hoffnung auf etwas Prickelndes, Neues. Als der Zug abfuhr, waren wir auf einmal heiter und unbekümmert. Wir lachten, schmiedeten Pläne und träumten mit offenen Augen. Ab und zu schickte ich, in Gedanken, ein Gebet zum Himmel und bat Gott, meinen himmlischen Vater, um Hilfe. In Temeschburg angekommen, gingen wir zum Busbahnhof und wir mussten leider feststellen, dass unser Plan nicht so einfach umzusetzen war, wie wir dachten. Eigentlich wollten wir mit dem Bus oder Taxi nach Grabatz fahren, von dort zu Fuß bis zum Grenzgebiet zwischen Großkomlosch und Ostern gehen und dann wollten wir uns Nachts vorsichtig über die Grenze schleichen. Als wir uns nach dem Bus erkundigten, erfuhren wir, dass es schon vor Grabatz Ausweiskontrollen gab. Auch ein befragter Taxifahrer machte uns auf diesen Zustand aufmerksam. Wir meinten, das wäre für uns überhaupt kein Problem, da wir ja auf die Hochzeit eines Freundes eingeladen seien und wir taten dann so, als wäre uns der Fahrpreis viel zu teuer. Ja was nun? Umkehren? Auf Reini warten, auch wenn er sich verspätete? Zu Fuß in Richtung Grenze losziehen? Reini kam um 15:05 am Busbahnhof an. Er hatte den Zug verpasst und war per Anhalter doch noch zu uns gestoßen. Da es fast unerträglich heiß war (es war ein heißer August), kühlten wir uns erstmal mit einem leckeren Eis ab und besprachen, was wir jetzt weitermachen sollten. Wir waren sehr froh, dass Reini (so richtig mit Mut und Schwung) gekommen war, weil wir ja sonst nur zu zweit gewesen wären. Ehrlich gesagt war mir und Paul der Mut etwas in die Hose gerutscht und ich war froh, dass Reini uns wieder Mut machte und auf alle Fälle mit der Flucht weiter machen wollte. Wir entschlossen uns zu Fuß in Richtung Grenze loszugehen und gingen auch entschlossen los.

Im ersten Dorf tranken wir, da es immer noch so heiß war und wir Durst hatten, an einer Wasserpumpe Wasser und gingen dann zum nächsten Dorf weiter. Im zweiten Dorf sahen wir den Dorfpolizisten auf der Hauptstraße herumschlendern. Wir wichen ihm auf einem Feldweg aus und wollten über einen Umweg nachher wieder auf die Hauptstraße. Wir kamen an einem Fluss vorbei. Über enge Stege und Gestrüpp gingen wir an ein paar stinkenden Tümpeln vorbei. Dann kamen wir an einer Schweinefarm vorbei (ich glaube in dem Ort Beregsäul-Mare gab es diese Farm). Hier passten wir auf, dass uns keiner sieht und dann kamen wir wieder an die Hauptstraße. Daneben verliefen jetzt die Eisenbahnschienen und da gerade ein Zug angefahren kam, hechteten wir in ein Gebüsch und versteckten uns, damit uns keiner aus dem Zug sieht (denn wir vermuteten ja, dass Grenzsoldaten in dem Zug waren und Ausweiskontrollen machten). Als wir weitergingen und uns dem nächsten Dorf näherten, wichen wir in das mannshohe Maisfeld aus. Es wurde Abend und erschöpft legten wir uns neben ein Hanffeld, zogen Strümpfe, Schuhe und Hosen aus, um uns ein bisschen auszuruhen. Wir waren schon fast eingedöst, als ein Motorgeräusch auf uns zukam. Wir sammelten unsere Sachen, hechteten alle fast gleichzeitig in den Hanf und es fuhr ein Traktor an uns vorbei. Wir machten uns auf, wollten jetzt das Dorf irgendwie umgehen und über einen Feldweg landeten wir in einem anderen Dorf. Da es

mittlerweile dunkel geworden war und im ganzen Dorf kein Licht brannte, wussten wir nicht wo wir sind. Meine Freunde plagte jetzt Hunger und Durst. Mein Magen war über die ganze Aufregung wie zugeschnürt, daher hatte ich nur Durst. Auf einem Kollektivhof (LPG) tranken wir aus einem Brunnen Wasser. Wir trafen ein paar Jugendliche, die von einer Party kamen und Reini fragte sie wo wir denn seien, wir hätten uns verirrt und wollten nach Grabatz. Wir tischten immer eine Geschichte auf: von einem Freund der dort wohnt und wir seien auf dessen Hochzeit eingeladen. Anscheinend nahmen sie uns die Geschichte nicht ab, denn sie gaben uns den netten Hinweis, dass in der Dorfmitte ein Wachposten der Grenzsoldaten sei. Aber sie erklärten uns, wo wir seien und wie wir weitergehen müssen. Wir gingen durch das stockfinstere Dorf, ohne eine Menschenseele zu treffen. Da wo der Wachposten sein sollte, gingen wir ganz vorsichtig, aber da war auch keine Menschenseele. Am Dorfrand kam uns ein Mann (man sah, er hatte etwas in der Hand) mit seinem Hund entgegen. - Wir waren wie gelähmt. In meiner Phantasie wurde der Mann gleich zum Soldaten und das Etwas in seiner Hand wurde zum Gewehr. Zu unserer Erleichterung war es nur ein alter Mann mit seinem Hund und einem Stock in der Hand. Als wir ihn aber nach dem Weg fragten, reagierte er ganz komisch und wusste angeblich nicht, wo es langging. Wir verließen dann das Dorf (von dem ich bis heute keine Ahnung habe wie es hieß) und wir legten uns im Maisfeld unter ein paar Pflaumenbäume zum Schlafen hin. Das war der erste Fluchttag, der eigentlich gar nicht so abgelaufen war, wie wir uns das vorgestellt hatten. Als wir am Morgen aufstanden, aßen wir ein paar Kekse, ein paar Pflaumen und dann machten wir uns in die Richtung auf, in der wir das gesuchte Dorf erhofften.

Wir behielten unsere Taktik, gingen immer nur über Feldwege und wenn wir glaubten jemand kann uns sehen, versteckten wir uns und gingen durch das neben uns wachsende Mais-, Sonnenblumen- oder Rappsfeld. Reini war ein sehr guter Handballspieler. Ich glaube er spielte sogar in der rumänischen Nationalmannschaft. Er musste sich oft bücken, um nicht gesehen zu werden. Mit seinen fast zwei Metern ragte er oft aus dem Feld heraus. Ich mit meinen 1,68 und Paul mit seinen höchstens 1,80 hatten da kein Problem. Reini und ich waren topfit. Er durch sein Handballtraining, ich dadurch, dass ich die letzten zwei Jahre Taekwondo trainiert hatte. Paul hatte, was wir bald feststellen sollten, da etwas Konditionsprobleme. Es wurde wieder ein sehr heißer Tag. Nach stundenlangem Marsch quälte uns wieder der Durst. Ich träumte vor mich hin von zuhause, von einem Wasserhahn aus dem ich jederzeit Wasser trinken kann, von einem vollen Kühlschranks, von Ruhe und Sicherheit. Ging es mir wie den Israeliten in der Wüste, als sie sich nach Ägypten zurücksehnten?

Wir stießen auf einen breiten Wasserkanal mit schlammigem (zum Trinken leider ungenießbarem) Wasser. Da wir hinüber wollten, suchten und fanden wir eine seichtere Stelle. Ich zog Schuhe und Strümpfe aus, warf sie rüber und sprang ans andere Ufer. Die anderen folgten meinem Beispiel. Wir kamen an einem Brombeerstrauch vorbei und aßen ein paar Brombeeren. Wir sahen ein paar Leute im Mais arbeiten und hockten uns nieder und warteten. Hier hatten wir einen kleinen Streit. Reini hatte so furchtbaren Hunger, dass er ein verschimmeltes Wurststück aus

seiner Tüte essen wollte. Ich riss es ihm aus der Hand und warf es weg, aber er holte sich's wieder und aß es. Er aß sogar ein Stück von seiner Plastiktüte, um seinen Hunger etwas zu stillen. Paul litt auch sehr an Hunger. Ich hatte keinen Hunger, mein Magen war, in ängstlicher Erwartung, immer noch wie zugeschnürt. Als die Leute weg waren, gingen wir weiter. Es war unerträglich heiß, kein Lüftchen ging um uns wenigstens ein bisschen zu erfrischen. Die trockenen Maisblätter schnitten uns in die Hände... Dann sahen wir endlich ein Dorf und hofften es sei Grabatz. Meine Kumpanen waren ziemlich am Ende mit ihren Kräften und ich trieb sie voran. Ich glaube es war die erste Fata Morgana in ihrem Leben, ihnen schien das Dorf einfach nicht näher kommen zu wollen. Vor allem Paul setzte sich hin und wollte irgendwann einfach nicht mehr weiter. Wir mussten ihm gut zureden und Mut machen, bis er aufstand und weiterging. Dann erreichten wir endlich das Dorf. In einem Hof baten wir eine Frau uns von Ihrer Pumpe Wasser trinken zu lassen und wir durften trinken. Das Wasser war kühl und erfrischend. Ich merkte aber, dass mir langsam übel wurde und hörte mit dem Trinken auf. Paul trank aber zu viel und zu gierig und musste sich gleich übergeben. Paul fragte die Frau ob das Dorf immer noch so wie vor dem Krieg heißt und die Frau sagte: „Ja, es heißt immer noch Grabatz“. So wussten wir, dass wir endlich auf dem richtigen Weg seien. Die Frau sagte uns in der Dorfmitte sei eine Pumpe mit besserem Wasser (vielleicht weil Paul gebrochen hatte?). Wir gingen dahin und tranken wieder Wasser. Wir kauften uns ein paar leere Flaschen und füllten diese mit Wasser. Reini und Paul hatten je eine Tüte mit und taten die Flaschen in ihre Tüten. Als wir da saßen, kamen verschiedene Leute vorbei und fragten uns wer wir seien. Wir logen tapfer, wir seien Saisonarbeiter aus Maramureş die einen Freund besuchen. Einer wollte es genauer wissen und fragte Paul aus welchem Dorf wir sind. Da Paul keine Ahnung hatte, wie die Dörfer in Maramureş hießen, drehte er dem Mann einfach den Rücken zu, als hätte er die Frage nicht gehört und flüsterte uns die Frage zu. Ich und Reini versuchten die Situation zu retten und erzählten dem Mann etwas von einem Dorf am See Firisa in Maramureş, aber ich glaube der Mann merkte das wir logen.

Da die Angst, der Mann könnte uns verraten, groß war, machten wir uns dann schleunigst auf den Weg um das Dorf zu verlassen. Zu unserem großen Glück trafen wir einen Mann, mit einer Kutsche, der verkaufte uns drei Melonen. Zwei aßen wir sofort, die Dritte hoben wir uns für später auf. Wir trafen dann noch einen Mann mit kleinen Kindern, der uns die Melone abkaufen wollte, aber wir behielten sie, obwohl uns die Kinder sehr Leid taten. Dann gingen wir, wie ich glaubte, in Richtung Großkomlosch, aber es war ein Irrtum der uns noch einen Tag kostete. Statt westlich, liefen wir nördlich. Eigentlich hätten wir es an dem Sonnenstand merken müssen, aber ich verließ mich auf mein Gefühl und das war diesmal falsch. Wir hatten uns ca. 15 km verlaufen und waren fast bis zum Ort Lovrin gelaufen. Es wurde wieder Dunkel und wir trafen einen Schäfer mit seiner Schafherde. Wir fragten ihn, wo wir denn seien, aber er ignorierte uns einfach und gab uns keine Antwort. Wollte er kein Verräter werden, wenn er uns half? War es etwa ein Ungar, der kein rumänisch verstand? Keine Ahnung, was in seinem Kopf vor sich ging. Da es dunkel war und in der Ferne ein Gewitter aufzog, legten wir uns in einem Hanffeld, neben ein paar landwirtschaftliche Geräte, die dort abgestellt waren, schlafen. Zum Glück regnete es nicht und wir schliefen bis zum Morgengrauen. Dieses Mal achteten wir auf die Sonne und liefen erst

Richtung Süden und stießen auf das Dorf Gottlob (lauter Banater Schwaben - Dörfer in dieser Region). Hier tranken wir wieder Wasser, liefen dann weiter südwärts, wieder fast bis nach Grabatz. Dann sahen wir endlich im Westen das Dorf Großkomlosch (ich erkannte es an der Kirche, die man von weitem sah) und wir marschierten diesmal auf das richtige Dorf zu. Wir sahen sicher wie ein Häufchen Elend aus: zerrissene Schuhe, verschwitzt, verdreckt. Immer noch brannte die Sonne unerbärmlich runter aber wir marschierten einfach weiter und weiter. Wir versteckten uns immer wieder, wenn jemand vorbeikam, mal ein Mofa, mal ein Fahrrad. Wir waren erschöpft aber auch eine freudige Erwartung machte sich breit. Das Dorf kam immer näher und näher. Wir konnten schon die Wachtürme an der Grenze sehen und wir wussten - in dieser Nacht wird es sehr ernst. In dem Dorf tranken wir wieder Wasser. Wir wollten uns auch etwas zu essen kaufen aber jeder den wir fragten, hatte nichts zu verkaufen. Der Dorfladen, meinten sie, öffnet erst am Abend und selbst dort könnte man nur mit Lebensmittelbons etwas kriegen. Reini und Paul wollten auf alle Fälle warten, bis der Laden öffnet, um etwas Essbares zu kaufen. Während wir da saßen und warteten, kam ein kleiner Junge vorbei. Auch ihm erzählten wir unser Märchen mit Saisonarbeiter aus Maramuresch. Er erzählte uns, was er so den ganzen Tag macht und dass seine Freunde die Grenzsoldaten immer abends vorbei kämen und ihn jedes Mal fragen, ob er Fremde gesehen hätte. Er dürfte dann immer auf ihrem Pferd reiten... Mag sein, dass wir den Jungen mit unserer Geschichte hinters Licht führen konnten aber die Soldaten hätten sich sicher die Sache näher angeschaut, wenn sie am Abend mit dem Jungen geplaudert hätten. Ich überzeugte die Anderen, dass wir das Dorf schon jetzt unbedingt verlassen müssen.

Wir gingen erst südlich entlang der Landstraße die parallel zur Grenze führte und als wir meinten jetzt sieht uns keiner, schlüpfen wir ins Maisfeld in Richtung Grenze. Nach etwa zweihundert Meter war das Feld zu Ende und uns bot sich folgendes Bild: unmittelbar und parallel zum Maisfeld und zur Grenze verlief ein ca. ein Meter tiefer Graben. Nach links verlief der Graben ca. 300 Meter parallel zum Maisfeld. Nach rechts machte er nach etwa 100 Meter einen ca. 100 Grad Knick und verlief weiter in Richtung Grenze. Zwischen uns und der Grenze sah man nur noch Acker und dann in ca. zwei km Entfernung sah man die Wachtürme und dort in der Nähe erst wieder irgendwelche Mais- oder Sonnenblumenfelder. Wir konnten auf alle Fälle nicht mehr unbeobachtet weiterlaufen und wollten jetzt erstmal die Dunkelheit abwarten. Ich wollte noch in den Graben runtergehen und dann durch den Graben ein Stück nach rechts laufen. Zum Glück überredeten mich die Anderen, das zu lassen. Wir legten uns am Rande des Maisfeldes hin und warteten, dass es dunkel werde. Meine Kumpels waren erschöpft eingeschlafen. Ich lag auf dem Bauch, schaute angestrengt zur Grenze, in der Hoffnung irgendeine Bewegung zu registrieren, aber es tat sich nichts. Dann betete ich sehr intensiv und bat Gott noch mal unsere Abmachung einzuhalten. Ich wandte meinen Blick nach rechts und - mein Herz blieb mir fast stehen. Da kam ein Offizier mit seinem Hund durch den Graben genau auf uns zu. Ich weckte meine Kumpels und wir krochen, so wie wir lagen, rückwärts, ohne uns zu drehen, bemüht den Mais nicht zu berühren, ca. 10 Meter vom Graben weg und blieben dann ganz still liegen. Ich konnte den Hund schnüffeln hören und für mehrere Sekunden dachte ich, das war's, jetzt haben sie uns. Ich dachte auch gleich: „Mein Gott erhörst du nicht mein

Gebet?“. Nach fünfzehn Minuten (in denen sich nichts tat und die mir wie eine Ewigkeit vorkamen) kroch ich wieder zum Feldrand und sah den Offizier jetzt links in ca. 80 Metern Entfernung weitergehen. Er und vor allem sein Hund hatten uns nicht entdeckt. Ich sah ihre Spuren in dem Graben und war froh, dass ich vorhin nicht in den Graben gegangen war. Wir trafen die letzten Vorbereitungen. Wir tranken unser Wasser aus und ließen alles zurück was wir nicht brauchten. Paul und Reini gaben mir beide Ihr Geld, ich versteckte es in einem Loch an meinem Gürtel, dort hatte ich auch die Europakarte. Die eine Flasche schlug ich an Reinis Gürtelschnalle kaputt. Paul, der eine panische Angst vor Hunden hatte, sollte sich mit dem abgebrochenen Flaschenhals vor den Hunden wehren. Jetzt stellte ich auch fest, dass ich meinen Nunchaku schon längst irgendwo verloren hatte. Wir trafen auch die Vereinbarung, dass jeder auf sich selbst gestellt sei, wenn wir an der eigentlichen Grenze sind und jeder selber zusehen muss, wie er seine Haut rettet. Ich hatte jetzt ein Gottvertrauen wie noch nie in meinem Leben. Ich hatte das Gefühl als ob ich fast mit ihm reden könnte. Es wurde dunkel und es fing plötzlich an zu regnen. Ich dankte Gott für den Regen, weil dieser jedes andere Geräusch verschluckte. Leider hörte der Regen so schnell wieder auf, wie er gekommen war. Wir gingen in dem Graben nach rechts und dann als er in Richtung Grenze knickte, folgten wir ca. 200 m seinem Verlauf. Dann gingen wir raus und robbten schön einer nach dem anderen auf dem Acker. Wir wechselten uns an der Spitze ab. Der Erste sollte sich immer genau vortasten und darauf achten, dass er keine Signalanlage oder etwas Ähnliches berührt. Wir kamen ganz schön ins Schwitzen und es war sehr anstrengend, da uns mittlerweile tausende Stechmücken umschwirrten. Nach ca. einem km standen wir vor einem dichten Stacheldrahtzaun. 1,5 m hoch verlief dieser parallel zur Grenze. Erst wollten wir drüber springen aber dann machte es sich bezahlt, dass wir den Flaschenhals dabei hatten. Wir gruben ein Loch unter dem Zaun und krochen dann durch. Nach dem Zaun war ein schmaler Weg, entlang des Zaunes ging und dann kam wieder Stacheldraht. Dieses Mal war er zylinderförmig aufgezo- gen und in kleinen Abständen hingen Dosen mit Steinchen dran. Das hätte ein Klappergeräusch geben sollen, wenn man dran geschüttelt hätte. Es war aber alles von Unkraut so überwuchert, das die Dosen total fest im Unkraut steckten. Wir hielten uns, wegen dem Gleichgewicht, an den Händen und schritten auch über dieses Stacheldrahthindernis. Dann standen wir (zu meiner Überraschung) in einem Kleefeld. Ich dachte „wieso kommt jetzt ein Kleefeld eigentlich hätte ich jetzt die Grenze erwartet“. Mittlerweile, etwas übermütig geworden, gingen wir nur etwas geduckt weiter. In Richtung Grenze sahen wir jetzt deutlich zwei große Lichtansammlungen; es waren Dörfer auf jugoslawischer Seite. Wir fingen an leise zu streiten. Reini wollte, dass wir zu dem linken Licht gehen, ich wollte zum rechten Licht. Ein plötzliches Klingeln beendete unseren Streit. Paul hatte mit seinem Bein eine Signalanlage ausgelöst. Ein über dem Boden gespannter Draht, der eine, in einer großen (Panzergeschoss) Patronenhülse, gespannte Feder löst. An dieser Feder befindet sich eine Kette. Wenn die Feder sich entspannt dreht sie diese Kette, die schlägt gegen die Patronenhülse und das ergibt das Klingeln (kannte ich von meinem Wacheschieben im Militärdienst). Da sich aber nichts rührte, gingen wir weiter. Wir kamen zu einem Kohlfeld. Wieder dachte ich: „Was soll dass, ich denke wir sind bald an der Grenze“. Dann sahen wir in etwa 50 m links vor uns, einen Soldaten mit seiner Laterne gehen. Wir wichen ein paar Meter nach rechts aus und da standen uns

plötzlich zwei Soldaten, die von rechts kamen, gegenüber. Mir viel das Herz buchstäblich wieder in die Hose. Ich dachte wieder: „Tja, das war's“. Ich sah mich nach einem Hund um, sah aber keinen. Ich hatte einen Stein gefunden und wollte ihn gegen die Hunde einsetzen, aber dazu kam es ja nicht. Die Soldaten meinten wir seien ihre Kameraden (wahrscheinlich waren wir gerade in die Wachablösung geplatzt). Mir kam das komisch vor, ich konnte ganz genau ihre Kleidung, die Gewehre, ja fast ihren Gesichtsausdruck erkennen. Der eine fragte: „Hei wer seid ihr?“ Reini sagte: „Wer ist das mit dem Licht?“ Der Soldat wieder: „Hei wer seid ihr?“. Reini wieder: „Wer ist das mit dem Licht?“ Dann merkten die Soldaten, dass wir nicht ihre Ablösung waren. Sie sprangen, voller Panik, von uns weg. Ich hätte es nie geglaubt, dass jemand aus dem Stand so einen Riesensatz nach hinten machen kann. Reini, der immer einen kühlen Kopf behalten hatte, meinte wir hätten viel Geld und er bot es ihnen an, wenn sie uns laufen ließen. Was dann passierte, lief für mich wie in Zeitlupe ab. Ich bin überzeugt das Gott in allem was dann geschah eingegriffen hat. Mein Sehen, Denken und Handeln funktionierte wie ein Blitz. Der eine Soldat schrie: „Stehen bleiben oder ich schieße.“ Er entsicherte sein, an einem Gurt auf der Schulter hängendes Maschinengewehr und schoss eine Salve in den Boden. Ich dachte und schrie es auch laut: „Das sind doch Platzpatronen“. Ich sah noch das hass - oder angstverzerrte Gesicht eines Soldaten und rannte in Richtung Grenze los. Erst waren sie ganz verblüfft, aber dann schoss ein Soldat nach mir. Ich spürte den Luftsog von vier, fünf Kugeln und dachte: „Doch keine Platzpatronen“. Unwillkürlich duckte ich mich, drehte den Kopf im Laufen nach hinten, es blitzte und ich sah im Blitzlicht, wie meine Kumpels wie Salzsäulen da standen. Ich sah die Wachtürme und dachte: „Aha, die Grenze ist nicht mehr weit.“ Ich lief im Zickzack weiter. Obwohl ich durch ein Feld voller Kohlköpfe Slalom lief, berührte ich keinen und stürzte auch nicht. Ich sah wie der Soldat (100 m vorne links) erst total zusammensuckte. Dann wollte er mir nachrennen, überlegte es sich aber anders und zielte auf mich. Ich rannte um mein Leben. Es zischten noch mal ein paar Kugeln über mich hinweg. Dann lief ich über ein Stück ganz feinen Acker, im Grenzjargon „der Streifen“ genannt. Das ist ein, zwei bis drei Meter breiter Streifen, direkt an der Grenze. Darin können die Soldaten täglich Spuren überprüfen. Mir schoss der Gedanke durch den Kopf: „Der Streifen“. Dann stürzte ich fast kopfüber in einen tiefen Graben, fing den Sturz mit den Armen auf, rannte sofort aus dem Graben raus, hinein in das vor mir stehende Maisfeld. Ich dachte noch: „Was ist das für eine Riesenzüchtung?“ Der war mindestens zwei Meter hoch. Ich war natürlich froh, dass mich das Maisfeld regelrecht verschluckte. Ich rannte durch dieses Maisfeld, dann durch ein Sonnenblumenfeld, dann wieder ein Maisfeld und wieder ein... Ich hörte immer noch, ganz in der Ferne Schüsse und „stehen bleiben oder ich schieße“. Mir war klar, dass das schon nicht mehr mir galt, ich war schon zu weit weg. Ich weiß nicht mehr wie viele Felder ich durchlief... Irgendwann blieb ich stehen und lauschte... es war nichts mehr zu hören. Jetzt musste ich mich orientieren und musste aufpassen, dass ich nicht aus Versehen wieder nach Rumänien zurücklaufe. Ich brach mir einen Maiskolben, er war noch weich und milchig, ich saugte dran, das stillte etwas meinen Durst. Dann entdeckte ich einen Plastiksack und las im Mondschein irgendetwas jugoslawisches: „Панчево/Pančevo“. Mein Herz tat einen freudigen Sprung. Ich fiel auf die Knie und begriff, dass ich es geschafft hatte. Mich durchströmten ein Glück und eine Kraft, wie ich sie noch nie in meinem Leben erlebt hatte. Ich dachte, ich platze

gleich vor Glück. Ich dankte Gott mit Glückstränen in den Augen. Nie habe ich mich so nahe an meinem Gott gefühlt. Ich dachte: „Wenn jetzt der Teufel käme, ich würde ihn auslachen.“ Auf jugoslawischer Seite war kein Stacheldraht, kein Soldat, nichts. Ich ging weiter und kam erst an eine Landstraße. Mittlerweile nieselte es. Als ein Auto vorbeifuhr, versteckte ich mich wieder, sah aber das jugoslawische Nummernschild und wieder durchströmte mich ein totales Glücksgefühl. Ich wollte etwas Wasser aus einer Pfütze trinken. Das Wasser schmeckte aber nach Asphalt, also spuckte ich's wieder aus. Dann ging ich auf das Licht (Dorf) vor mir zu. Erst kam ich an einer LPG vorbei, ging aber weiter und kam in ein Dorf. Es war ein sehr komisches Gefühl alleine, nachts in einem fremden Land, einem serbischen Dorf herumzulaufen. Ein Gefühl von Freiheit aber auch etwas Unsicherheit. Erst traf ich zwei Mädels (schätzte sie auf 16 bis 18 Jahre alt). Ich fragte erst auf Deutsch, dann auf Rumänisch und dann auf Englisch wo ich denn sei und wie ich nach Kikinda käme. Sie konnten nur schlecht Englisch, aber ich verstand, dass das Dorf Banatsko Veliko Selo hieß (gehört zum Bezirk Kikinda). Sie erklärten mir auch das Kikinda in der Richtung lag, aus der ich gekommen war. Ich fragte sie noch ob ich mich irgendwo waschen könnte, etwas essen und trinken könnte. Sie hatten aber Angst mir zu helfen. Sie gaben mir zu verstehen, dass sie mich nicht verraten würden, aber der Bruder von einer sei... ich kombinierte... entweder Soldat oder Polizist. Ich verabschiedete mich und kehrte um. Ich kam an einem Hof der verlassen aussah vorbei, ging rein, wusch mich an der Wasserpumpe und trank mich satt. Ich sah dort ein Fahrrad stehen und spielte kurz mit dem Gedanken meinen Weg damit fortzusetzen, verwarf aber den Gedanken. Ich dachte: „Wenn Gott dir bis her geholfen hat, musst du nicht stehlen, um weiterzukommen.“ Dann kam ich an einem Haus vorbei und traf auf eine Gruppe plaudernder Jugendliche. Ein Mädchen und zwei Jungs standen im Fenstersims des Hauses und zwei Jungs standen davor. Ich sprach auch diese Gruppe erst auf Englisch dann auf Rumänisch und zuletzt auf Deutsch an. Zu meiner Verblüffung konnte das Mädchen sehr gut deutsch. Sie erklärte mir, dass sie in der BRD mit ihren Eltern lebt und jetzt gerade in Serbien Ferien mache. Sie waren alle sehr nett und stellten mir jede Menge Fragen. Ich musste erzählen wer ich sei, von wo ich komme, wieso ich kein Soldat sei, obwohl ich so aussehe (mit meinem kakifarbenen Hemd und den kurzen Haaren). Ich antwortete auf alles fröhlich und entspannt und das Mädchen übersetzte. Ich bat auch hier um etwas zu essen und zu trinken (anscheinend war ich völlig dehydriert). Sie holten mich in den Hof und brachten mir jede Menge Brötchen, Butter, Tomaten und Leberpastete. Ich konnte gar nicht so viel essen. Sie packten mir noch eine Tüte voll Essen. Ich wusch mich wieder und trank Wasser. Sie gaben mir auch eine alte Hose zum anziehen, weil meine völlig nass war. Ich bat sie noch eine Postkarte an meine Eltern zu schicken und schrieb ihnen den Text und die Adresse auf. Der Text lautete „Bin glücklich in Jugoslawien angekommen, Helmut“. Das war ihnen unangenehm. Ich spürte ihre Angst, bei dieser Bitte. Im Nachhinein weiß ich, eine Postkarte wurde nie verschickt. Als wir uns noch auf dem Hof unterhielten, ging ein Mann über den Hof. Er sah mich irgendwie komisch (sehr feindselig) an, ging aber wortlos weiter. Ich bedankte mich und verabschiedete mich mit Handschlag, von den Jugendlichen. Ich verließ den Hof und ging in Richtung Kikinda. Ich dachte, ich gehe dort durch die Stadt und wenn ich ein Auto mit deutschem Kennzeichen sehe, spreche ich denjenigen an, ob er mich bis zur österreichischen Grenze bringen könne. Ich war zwar müde und hätte mich am liebsten

in ein Maisfeld zum Schlafen hingelegt, aber da es mittlerweile regnete, ging ich weiter. Da man mir anscheinend nicht so richtig abnahm, dass ich kein rumänischer Soldat sei, warf ich das Hemd das ich anhatte, ins Maisfeld. Ich hatte die Stadt schon fast erreicht und sah die ersten Häuser, da holte mich ein Auto ein. Am Steuer saß der Mann der mich auf dem Hof so komisch angeschaut hatte. Er hielt an, kurbelte sein Fenster runter und bot mir an, mich für 500 Lei nach Belgrad zu bringen. Obwohl ich ein komisches Gefühl dabei hatte, stieg ich ein und dachte: „Prima, was Besseres kann mir gar nicht passieren. Dort ist die Wahrscheinlichkeit noch größer, ein Auto mit deutschen Kennzeichen anzutreffen.“ Ich versuchte mich auf rumänisch, englisch, deutsch verständlich zu machen, aber er schien nichts zu verstehen. Ich versuchte ihm klarzumachen, mein Vater sei in Frankfurt und ich wolle zu ihm. (Eigentlich war es mein Onkel aber wie sagt man Onkel auf Serbisch?) Ich sagte so etwas wie: „Moi tata Frankfurt“ und zeigte ich wolle zu meinem `tata`. Er nickte, als würde er verstehen, aber dann merkte ich wie er die Hauptstraße verließ und über kleine Seitenstraßen fuhr. Das machte mich schon etwas skeptisch und ich dachte noch: „Na... der wird doch nicht zur Polizei fahren?“ Aber schon hielt er vor einer Polizeistation, wo ich offensichtlich schon erwartet wurde, da schon zwei Mann draußen warteten. Wir stiegen aus und der Fahrer hielt mich gleich am Arm fest und wollte mich den Polizisten übergeben. Ich riss meinen Arm frei und sagte auf deutsch: „Was soll das, ich bin doch kein Dieb“ machte das Zeichen für Nein und Stehlen mit der Hand und ging friedlich zu den Polizisten. Die führten mich rein, durchsuchten meine Sachen und nahmen mir alles bis auf die Kleidung ab. Die Schnürsenkel musste ich auch abmachen und abgeben. Als sie mich zur Zelle führten fiel mir noch auf; „Mann, ist das hier aber alles total sauber“. Sie sperrten mich in eine Zelle, mit nur einem Holzbett und einer Decke. Da Kikinda quasi gegenüber von Hatzfeld ganz in der Nähe der rumänischen Grenze liegt, kam die Angst in mir wieder hoch. Ich dachte: „Was ist, wenn die mich jetzt einfach wieder abschieben?“ Ich betete wieder intensiv und schilderte Gott meine Angst. Nachher schaute ich mich im Raum um und fand hinter dem Heizkörper Spuren von rumänischen Gefangenen. Eine rumänische Münze und ein paar Kritzeleien in rumänischer Sprache, Schweinerein und obszöne Sachen über das rumänische Ceauşescu Paar. Dann zog ich meinen Pulli und die Schuhe aus, legte mich aufs Bett und schlief ein. Nach ein paar Stunden wachte ich auf als das Schloss zur Zelle aufgeschlossen wurde. Ich zog meinen Pulli und die Schuhe an. Herein kam ein sympathischer junger Mann, gab mir eine Tüte mit etwas Essbarem und ging wieder. In der Tüte waren zwei riesige, belegte Brötchen (das dreifache eines Hamburgers). Die Brötchen waren mit Käse, Wurst und Gurken belegt. Ich aß eines davon, mehr konnte ich nicht. Nach einigen Minuten kam der Mann wieder und nahm mich mit in sein Büro im ersten Stock des Gebäudes. Auch hier fiel mir auf wie sauber alles war. Im Büro wartete eine junge, schlanke, dunkelhaarige Schönheit, die sich als Dolmetscherin für rumänisch serbisch entpuppte, auf uns. Ich wurde über alle Einzelheiten und Motive meiner Flucht ausgefragt und gab bereitwillig über alles Auskunft. Ich weiß noch wie der Mann sich wunderte, als ich erzählte, dass die rumänischen Soldaten auf mich schossen, obwohl ich schon fast auf jugoslawischer Seite war. Wunderte er sich, dass die rumänischen Soldaten in Richtung Jugoslawien geschossen hatten? Sie hätten ja, wären jugoslawische Soldaten da gewesen, diese verletzen, ja sogar töten können. Oder hatte er sich nur gewundert, dass ich obwohl auf

mich geschossen wurde, einfach weitergelaufen war? Nach dem Verhör wurde ich in die Zelle zurückgebracht und nach ein paar Minuten wurde ich in eine viel kleinere Zelle gebracht. Dann holten sie mich wieder in den zweiten Stock. Sie machten Fotos von mir (so richtig mit einem Nummernblock) von vorne, von der Seite. Dann nahmen sie meine Fingerabdrücke. Da ich mich eigentlich unschuldig fühlte, war das ein komisches Gefühl, wie ein Verbrecher behandelt zu werden. Anschließend brachten sie mich in ein Gebäude gegenüber. Dort wurde ich von einem Richter (die hübsche Dolmetscherin war auch da und übersetzte wieder alles) zu zwanzig Tagen Haft verurteilt. Der Richter meinte, das sei die Mindeststrafe für jemanden der Jugoslawien illegal betreten hätte. Danach wurde ich von zwei Riesen so an die 1,90 (na ja ich bin nur 1,68 groß) abgeholt. Der eine schwang seinen Schlagstock und sagte lachend: „Ceașescu, Ceașescu“. Was ich aber nicht sehr amüsant fand. Ein kleiner, gemütlicher, etwas rundlicher Polizist, der ihnen meine Sachen übergab, musste wohl meine Angst bemerkt haben, er sagte väterlich, beruhigend: „Nema Ceașescu, nema Ceașescu“ was soviel wie: „Nein Ceașescu, nein Ceașescu“ bedeutete. Ich wurde zu einem Auto gebracht und weiß noch wie der eine mich von oben bis unten taxierte und die Handschellen, die er mir anlegen wollte, wieder wegsteckte. Als wir losfuhren betrachtete ich ängstlich die Gegend. Gedanken wie: „Fahren wir jetzt in Richtung Rumänien? Werde ich doch abgeschoben?“ schossen mir durch den Kopf. Als ich anhand von Schildern sah, dass wir in Richtung Belgrad fahren, durchschoss mich wieder ein Glücksgefühl. In Richtung Belgrad zu fahren, bedeutete doch, dass wir von der rumänischen Grenze weg führen. Sie brachten mich in das Gefängnis von Zrenjanin. Dort wurde ich anderen Polizisten (Wärtern) übergeben und ein anderer, verängstigter, älterer Mann, wurde abgeführt. Man nahm mir wieder alles ab (Uhr, Geld, Schnürsenkel) und ich wurde zum Duschen aufgefordert. Dann wurde ich, über eiserne Treppenstufen, zu einem älteren Arzt gebracht, der mich untersuchte. Danach wurde ich in den zweiten Stock zu einer Zelle geführt. Im vorbeigehen sah ich noch, wie die einzelnen Etagen, in der Mitte mit Fangnetzen getrennt waren. Dann wurde eine Zellentür aufgeschlossen und ich trat in die Zelle. Da standen an die zwanzig Mann, lauter finstere Gestalten, schön in zwei Reihen aufgestellt und sahen mich an. Ich hatte echt Angst, dass man mich jetzt zusammenschlägt und vergewaltigt. Ich grüßte auf rumänisch: „Bună“ (was soviel wie guten heißt). Zu meiner Verblüffung und Erleichterung (ich hatte eigentlich lauter Jugoslawen erwartet) grüßten fast alle rumänisch: „Bună ziua“ (guten Tag) zurück. Einer hatte deutsch zurückgegrüßt. Als der Wärter ging, stürzten alle auf mich zu und überhäufte mich mit Fragen. Wer ich sei, ob ich Zigaretten hätte, von wo ich käme usw. Ich beantwortete in der Hektik, soweit es ging, alles und dann stellte ich auch meine Fragen. Als erstes fragte ich ob ein Deutscher dabei sei, ich hätte doch einen deutschen Gruß gehört. Und tatsächlich es waren zwei dabei. Ein Banater Schwabe und ein Mann aus Ost-Berlin. Der Mann aus Ost-Berlin hieß Wolfgang, das habe ich mir gemerkt weil die Rumänen immer Wolfram zu ihm sagten. Kurz danach hörte man wieder den Schlüssel an der Zellentür und alle stellten sich schnell wieder in Reihen auf. Ein Wärter kam rein und brachte mir etwas zu essen. Als ich nicht essen wollte, stopfte er mir, seinen Schlagstock schwingend, ein Stück Fleisch in den Mund. Ich lachte, aß und alle anderen lachten mit. Als er ging, verteilte ich das Essen an die Anderen, die es gierig aufaßen. Jetzt konnte ich in Ruhe nachzählen, es waren 21 Mann in der Zelle. Die meisten 25 bis 35

Jahre alt. Zwei waren über 60. Am gleichen Tag wurde noch ein junger Mann in unsere Zelle gebracht. Die Zelle war sehr spartanisch eingerichtet. Auf dem Boden lagen für jeden je zwei Matratzen übereinander und Decken. Für die Notdurft gab es ein mit einem Holzdeckel zugedecktes Fass. Zum Waschen gab es auf einer Bank eine Schüssel. Dann gab es noch zwei Eimer mit Wasser und eine Tasse zum Trinken. Pinkeln konnte man jederzeit aber das große Geschäft sollte man, aus Rücksicht auf die Anderen, bitte erst nachts erledigen. Morgens wurde die Zellentür aufgemacht und zwei von uns mussten sich melden und durften dann, im Eiltempo, im Bad nebenan das Wasser in den Eimern frisch nachfüllen, das Fass leer machen und sauber spülen. Dieser Dienst war sehr begehrt und mich wunderte, warum alle anderen so scharf darauf waren, die Exkremente der anderen wegzuspülen? Erst als mir einer erklärte man könnte sich im Bad schnell mit frischem Wasser den Oberkörper abwaschen, was bei der Hitze sehr angenehm war, wurde dieser Dienst auch für mich sehr erstrebenswert.

Wir mussten uns immer absprechen, wer ihn als nächster machen darf. Später als genug Zeit und Ruhe dafür da war, erfuhr ich jede einzelne Fluchtgeschichte meiner Zellinsassen. Wolfgang war zusammen mit seiner Frau Martina über Ungarn erst nach Rumänien geflohen und hatte eine Nacht in einem Hotel geschlafen. Am nächsten Tag wurden sie von einem deutschen Urlauber, den sie einfach angesprochen hatten, mit dem Auto in Richtung Grenze mitgenommen und wurden dann bei einem Maisfeld raus gelassen. Von dort sind sie dann einfach nach Jugoslawien geflohen. Er meinte im Vergleich zur innerdeutschen Grenze seien diese Grenzen fast lächerlich einfach zu überwinden. Seine Frau war im selben Gefängnis, in einer Frauenzelle untergebracht. Dabei wollten sie eigentlich nur von Ost-Berlin nach West-Berlin (was für ein Umweg). Wolfgang hatte auch ein schönes Veilchen an einem Auge. Er wurde beim serbischen Verhör zusammengeschlagen, weil er immer wieder behauptet hatte, er sei ein westdeutscher Tourist. Erst als sie ihm drohten auch seine Frau zusammenzuschlagen, gab er zu, ein Ostberliner zu sein.

Der junge Mann der am gleichen Tag wie ich eingeliefert wurde hatte seinen Militärdienst an der Grenze gemacht. Nach dem Militärdienst wollte er mit zwei Kumpels genau an der Stelle über die Grenze an der er seinen Dienst geleistet hatte. Zu seiner Verblüffung hatte man mittlerweile vieles geändert und die Zäune versetzt. Als sie dann plötzlich und unerwartet Soldaten gegenüberstanden, war er einfach geflohen und wusste, wie ich bei meiner Flucht, nicht was mit seinen Kumpels geschehen ist. Zwei Sechzehnjährige hatten bei einer Fete mit ihren Kumpels gewettet, dass sie den Mut haben über die Grenze zu gehen. Nachdem sie sich noch etwas Mut angesoffen hatten, waren sie einfach über die Grenze marschiert. Als sie dann realisierten was sie gerade gemacht hatten, wären sie am liebsten wieder zurück. Aber da sie nun mal da waren, wollten sie jetzt nach Australien oder Kanada. Zwei Vierundzwanzigjährige hatten auch zu viel gesoffen, waren dann grölend und singend über die Grenze marschiert. Sie hatten sogar noch am Stacheldrahtzaun gerüttelt und hatten ausgelassen herumgebrüllt, aber es war kein Soldat da und so waren sie einfach weitergegangen. Bei einer anderen Gruppe waren die Männer mit ihren Taschen auf dem Kopf und dem Wasser bis zum Hals durch einen Kanal gegangen und hatten auch

noch einen Stacheldrahtzaun mit Selbstschussanlagen überwunden. Es waren etliche dabei die schon mehrere Fluchtversuche und Gefängnisaufenthalte hinter sich hatten. Da sie aber als Vorbestrafte keine Zukunftsperspektive in Rumänien hatten, versuchten sie immer wieder zu fliehen. Zwei davon waren sogar schon über sechzig. Ich hatte immer gedacht sie seien achtzig, aber ich glaube mit meinen zweiundzwanzig schienen mir sechzigjährige einfach schon sehr, sehr alt zu sein.

Es waren auch einige Baptisten dabei, die wegen ihrem zu offen gelebten Glauben in Rumänien verspottet und inhaftiert wurden. Sie waren dann aus lauter Frust geflohen und wollten ihren Glauben im Westen frei ausüben. Sie erzählten nur sehr verhalten von ihrem Glauben und es tut mir Leid, dass ich mich damals gescheut habe sie mehr über ihren Glauben auszufragen. Einer von ihnen spielte fantastisch Schach. Keiner konnte ihn schlagen und er hatte mir ein paar Tricks beigebracht. Meine Zellinsassen waren fast ausnahmslos sehr nette Burschen. Wir spielten Schach, gingen in der Zelle auf und ab und erzählten uns alles Mögliche aus unserem Leben. Man träumte mit offenen Augen und schmiedete Zukunftspläne. Die mit Familien machten sich Sorgen um Frau und Kinder. Zweimal am Tag wurden wir in den bewachten Gefängnishof gebracht und durften dort unsere Runden drehen. Ich nutzte diese Zeit indem ich sehr intensiv betete. Ich war sehr gespannt, wie Gott weiter in meinem Leben wirken wird. Was hatte er mit mir vor? Wie ging es weiter? Die Raucher unter uns sammelten die Zigarettenstumpfen auf, um sie später auf der Zelle zu rauchen. Es waren ein paar Jungs dabei, die schon in Rumänien, Gefängniserfahrung gemacht hatten. Ich schätze mal, die wussten wie man Sachen beschafft und in die Zelle schmuggelt. Auf alle Fälle gab es Nadel und Faden, Streichhölzer, ein Schachspiel, Seife zum Waschen der Kleidung. Am Wochenende durften wir alle duschen und uns rasieren. Die Wärter waren ziemlich nett, wenn auch sehr streng. Man musste sich immer schnell in Reihen aufstellen, wenn einer die Tür aufschloss oder auch nur durch die Türklappe schaute.

Morgens mussten wir die Matratzen auf denen wir geschlafen hatten aufeinander legen und die Decke gefaltet drauflegen. Liegen durften wir tagsüber nicht mehr und wehe man wurde dabei erwischt. Wenn man nicht schnell spurtete gab es Schläge mit dem Schlagstock. Ein Wärter konnte rumänisch (war anscheinend ein serbischer Rumäne), aber ausgerechnet dieser war meistens total unfreundlich. Ich glaube seine Kollegen zogen ihn wegen seinen rumänischen Landsleuten auf und da er sich schämte, ließ er seinen Frust an uns aus. Das Essen kriegten wir portionsweise durch eine Klappe in der Zellentür. Es war nicht schlecht aber sehr kalorienarm. Nach ein paar Tagen hatte ich bereits einen Riesen Hunger und sehnte jede Mahlzeit herbei. Jetzt hätte ich das Essen von meinem Ankunftstag auch so gierig, wie die Anderen damals, verschlungen. Nachmittags gab es immer Kino. Es lief immer der gleiche Film: „Die Bäckerei“ oder „Das Hörnchen“. Die Sonne schien ab einer gewissen Uhrzeit durch das Zellenfenster. Der Schatten des Zellfenstergitters auf der Wand, sah wie ein sich veränderndes Hörnchen oder Baguette aus. Jeden Nachmittag sah das Hörnchen ein bisschen anders als am Vortag aus und wir stierten auf die Wand und hatten wirklich unseren Spaß daran. So vergingen die Tage. Wer seine zwanzig Tage abgesehen hatte kam raus und neu erwischte Flüchtlinge kamen rein. Wenn man „ein alter Hase“ war, merkte man wie eingeschüchtert die „Neuen“ erst waren. Genau so hatte ich mich sicher am Anfang

auch verhalten. Ich war immer sehr bemüht den „Neuen“ die Angst zu nehmen und erklärte ihnen freundlich wie der Hase läuft. Ich sah genau wie sie am Anfang ihre Mühe beim Pinkeln hatten. Genau so war es auch mir ergangen. Man hatte das Gefühl alle schauen einem zu und konnte trotz Riesendruck auf der Blase, einfach nicht pinkeln. Erst nachts im Dunkeln als die meisten schliefen, klappte es. Nach zwei, drei Tagen war das kein Thema mehr. Was mich verblüffte, war wie gut informiert alle Rumänen waren. Die wussten genau wie es mit uns weitergeht. Und zwar kamen wir nach diesem Gefängnis in ein anderes „Warte-Gefängnis“. Dort warteten die Rumänen, dass sie nach Triest oder ein Lager in Österreich überführt wurden, wo sie dann Sprachen ihrer Wahl lernen konnten und darauf warteten, dass das Land, wo sie hinwollten (Kanada, Australien), sie annimmt. Wir Deutsche konnten, mit Hilfe der deutschen Botschaft, in die BRD einreisen.

Als der 23. August nahte hatten wir dann doch Angst, die Serben könnten den Rumänen zu ihrem Nationalfeiertag ein Geschenk machen, indem sie uns abschieben. Wir waren sehr erleichtert als der Tag rum war und sich nichts derartiges getan hatte. In Rumänien wurden oft an diesem Feiertag sehr viele Häftlinge begnadigt. Ich hätte nie geglaubt das zwanzig Tage so lang sein können. Manchmal hatte ich das Gefühl ich zähle jede Sekunde und die Zeit bleibt einfach stehen. Dann waren meine zwanzig Tage endlich auch rum. Ich und der Andere, der am gleichen Tag eingesperrt wurde, wurden abgeholt. Wir erhielten all unsere Sachen und die gleichen Wärter, die mich aus Kikinda eingeliefert hatten, brachten uns mit einem Pkw in ein anderes Gefängnis neben Belgrad. Hier brachte man uns in eine große Zelle in welcher mindestens 250 Personen, Männer und Frauen, waren. Hier traf ich alle wieder, die vor uns aus Zrenjanin entlassen wurden. Hier war alles, was in der letzten Zeit nach Jugoslawien geflohen war, inhaftiert. Ich machte mir etwas Sorgen um die handvoll Frauen die dabei waren, war aber entschlossen ihnen zu helfen, falls ihnen jemand was antun wollte. Es waren ca. 100 Etagenbetten in dem Raum (ich fragte mich schon, wie wir denn alle schlafen sollten). An den Wänden hatten viele ihren Frust mit total obszönen Sprüchen und Karikaturen hinterlassen. Die Familie Ceaușescu spielte dabei meistens die Hauptrolle. Ich erfuhr, dass die Zelle vor einigen Tagen noch offen gewesen war und man freien Zugang zum Hof hatte. Aber nach einer Schlägerei mit den jugoslawischen Gefängnisinsassen bei einem Fußballspiel hatte man die Rumänen, um Eskalationen zu vermeiden, in der Zelle eingesperrt.

Die jugoslawischen Häftlinge konnte man jetzt durchs Fenster im Hof beim Fußballspiel beobachten. Auch hier wurden mir viele Fluchterlebnisse geschildert. Eine Gruppe Banater Schwaben hatte alles minutiös geplant. Mit Kompass und einer Militärkarte, in der jeder Strauch, jeder Graben und Hügel eingezeichnet war, waren sie beladen mit Koffer und Rucksäcken, von ihrem Anführer sicher gelotst rübermarschiert. Hier erfuhr ich auch, dass die Banater Schwaben in Kikinda in der Zelle nebenan gesessen hatten und dass sie eine Zelle mit fließendem Wasser und Klo hatten. Warum war ich und Wolfgang in die: „rumänische Zelle“ gekommen? War die: „deutsche Zelle“ überfüllt oder wurden wir als besonders gefährlich eingestuft? Ein junges Mädels erzählte mir vom spannendsten Moment ihrer Flucht. Sie und ein paar Jungs waren schon bis zum Knie in die Donau gegangen, als ein Grenzsoldat

auftauchte. Er leuchtete mit seiner Taschenlampe jedem ins Gesicht, schaltete die Lampe aus und ging ohne ein Wort zu sagen weiter. Sie waren dann einfach rüber geschwommen. Wobei einfach untertrieben ist, daß die Donau fast im ganzen Grenzverlauf eine sehr starke Strömung hat. Ein älterer Bulgare (damals erschien mir alles was über vierzig war älter zu sein) erzählte mir auf Englisch von seiner Flucht. Er hatte, wenn man die Donauströmung bedenkt, eine spitzen Schwimmleistung vollbracht. Er war an einem Stück, wo die Donau Bulgarien und Rumänien trennt, nach Rumänien geschwommen, war ein Stück bis dahin gelaufen wo die Donau Rumänien und Jugoslawien trennt, um nachher wieder über die Donau nach Jugoslawien zu schwimmen. Ihm folgte, als er entdeckt wurde, von rumänischer Seite ein Patrouillenboot. Er wurde aber auch von einem gerade vorbeifahrenden Schlepper entdeckt. Dieser schob sich zwischen ihn und das Patrouillenboot, so dass er genug Zeit zum rüber schwimmen hatte. Er wollte zu seinem Sohn nach Australien. Ein Zigeuner hatte auf einer rumänischen Hochzeit mit seinem Saxophon Musik gemacht und hatte sich anschließend samt Saxophon auf einen Lkw-Schlauch hingelegt und sich von der Donau treiben lassen. Die Strömung trug ihn, ehe er sich versah, auf die jugoslawische Seite. Eigentlich hatte er nie eine Flucht geplant, aber als er dann plötzlich in Jugoslawien stand, spielte er vor Freude auf seinem Saxophon, bis er von Jugoslawen abgeführt wurde. Ein Banater Schwaben Lehrerehepaar aus Gottlob (oder Grabatz?) wunderte sich, dass ich zwischen Ostern und Großkomlosch geflohen war. Sie meinten sie kennen die Offiziere die dort Dienst hatten; die seien extrem brutal und gehässig, darum hätten sie eine Flucht dort nie gewagt.

Na ja, je länger ich über meine und manch andere Fluchtgeschichte nachdenke, umso mehr erhärtet sich mein Eindruck, dass bei vielen Fluchtgeschichten Gebete und das Eingreifen Gottes eine große Rolle gespielt haben. Im Laufe des Tages wurden zwei Männer aus Erfurt in die Zelle gebracht. Ich sah schon wieder diese Angst die Ungewissheit (was geschieht jetzt mit mir) in ihren Gesichtern. Als sie deutsch grüßten, grüßten wir (alle Deutschen hatten sich mittlerweile zu einer Gruppe zusammengefunden) deutsch zurück. Sie stürzten sofort mit leuchtenden Augen auf uns zu und überhäuften uns mit Fragen. Als wir ihnen erklärten wie es weitergeht, konnte man richtig sehen, wie sich ihre Gesichter entspannten. Da sie bis jetzt immer nur mit Rumänen inhaftiert waren und kaum Englisch konnten, hatten sie nie erfahren wie es weitergeht. Den einen, verstand ich mit seinem thüringischen Dialekt nur sehr mühsam. Der andere, ein Taxifahrer, sprach ein schönes, verständliches Hochdeutsch. Sie waren mir sofort sehr sympathisch aber leider kann ich mich an ihre Namen nicht mehr erinnern. Die Zwei hatten Urlaub in Ungarn gemacht. Hatten Auto und fast alles was sie dabei hatten zurückgelassen und waren von Ungarn über die Grenze nach Jugoslawien geflohen. Der Eine hatte nur noch eine Lederjacke über seinem nackten Oberkörper an. Alles andere hatte er auf der Flucht verloren. Irgendwann im Laufe des Tages wurde ein Riesenbottich mit etwas Essbarem und Brot rein gebracht, aber keiner interessierte sich so recht dafür. Obwohl es mittlerweile sehr spät geworden war, legte sich keiner hin. Wie denn auch? Für ca. 250 Menschen waren nur ca. 100 Betten vorhanden. Es hatten sich lauter Gruppen gebildet und es wurde rege erzählt, geplaudert und gelacht. In der ersten Nacht wurden alle Nichtdeutschen aufgerufen und aus der Zelle weggeführt. Einer, der nicht aufgerufen wurde, weinte und wollte

unbedingt mit seinen Freunden mit. Des Rätsels Lösung war, dass er einen deutschen Großvater hatte und darum nicht mit den Rumänen aufgerufen wurde. Er durfte aber am nächsten Tag nach langen Aufklärungsgesprächen zu seinen rumänischen Freunden. Am nächsten Tag kam ein UNO-Angestellter aus Belgrad, um die schon registrierten Deutschen nach Belgrad mitzunehmen. Er registrierte dann auch die noch übrig gebliebenen Deutschen. Da er kein Deutsch aber gut Englisch sprach, machte ich für alle den Dolmetscher. Am nächsten Tag holte uns der UNO-Angestellte mit einem Kleinbus ab. Er brachte uns nach Belgrad zu einem UNO-Büro. Ich war etwas irritiert, weil auch die schöne Dolmetscherin aus Kikinda plötzlich in dem Büro auftauchte und ich ihr Auftauchen nicht so recht zuordnen konnte. Anscheinend arbeitete sie auch für das UNO-Büro. Dann machte man mit einer Polaroidkamera Passfotos von uns und der Mann rief die deutsche Botschaft an, um unseren Besuch anzumelden. Er zeigte uns auf einem Stadtplan unseren Standort und erklärte uns den Weg zur Botschaft. Wir wurden darauf hingewiesen, dass wir nachher wieder beim UNO-Büro vorbei müssten, weil alle weiteren Formalitäten vom UNO-Büro erledigt werden mussten (Ausreisevisa Jugoslawien, Einreisevisa Österreich, Hotelbuchung für eine Nacht und Ticketkauf für die Bahnreise).

Als wir das Büro verließen, wäre ich vor Freude am liebsten nur noch herumgehüpft. Ich konnte es kaum fassen, dass wir uns endlich frei bewegen konnten. Wir liefen zur deutschen Botschaft und waren froh, dass man uns dort schon erwartete und ein freundlicher Uniformierter uns reinwinkte. Wir wurden zu einem Büro gebracht, wo ein Angestellter und seine Sekretärin uns erst freundlich begrüßten. Danach rümpfte er aber die Nase und meinte, ohne beleidigend zu wirken, wir sähen furchtbar aus und würden auch erbärmlich stinken. Wir erklärten ihm, dass wir durch unseren Gefängnisaufenthalt leider nichts dafür könnten. Er bat die Sekretärin (in einem sehr tontigen Ton) etwas Lavendel zu bringen und als diese eine Sprühflasche brachte, versprühte er von dem Inhalt in dem Raum. Wenn wir nachher von ihm sprachen, nannten wir ihn nur noch „Lavendel“. Er ließ dann auch für unseren „Lederjackett“-Erfurter ein T-Shirt bringen, weil er ja nur mit Lederjacke auf nacktem Oberkörper skandalös aussähe. Es herrschte eine lustige, ausgelassene Stimmung.

Er nahm alle unsere Daten auf und mir fiel auf, dass dem Großvater väterlicherseits eine besondere Rolle bei dieser Datenerfassung zukam. Danach erhielten die Erfurter den grünen Bundesdeutschen Pass. Das Banater Ehepaar und ich bekamen einen grauen Fremden-Reisepass. Jeder von uns erhielt einen Geldbetrag (150 DM?) mit dem Hinweis, dass wir ihn eventuell in der BRD zurückzahlen müssten. Wir bedankten uns, verabschiedeten uns und liefen zum UNO-Büro. Dort wurden uns die Pässe für das Erledigen der Visa -Formalitäten abgenommen. Der Uno-Angestellte brachte uns zu einem Hotel in Bahnhofnähe. Dort bekamen wir zwei Zimmer. Eins für das Banater Ehepaar und eins für die Erfurter und mich. Nachdem wir alle gebadet hatten, gingen wir in Belgrad spazieren. Das Freiheitsgefühl verlieh uns regelrecht Flügel, wir schwebten mehr als wir gingen und blieben staunend an so manchem Schaufenster stehen. Am Bahnhof schauten wir uns die Züge an und freuten uns, dass wir am nächsten Tag von dort losfahren würden. Später im Hotel, es war schon dunkel geworden und wir konnten nicht einschlafen, ging ich mit dem Erfurter Taxifahrer

wieder zum Bahnhof. Er sagte immer wieder zu mir: „Helmut, schau dir das an, - Deutsche Bundesbahn - schau dir diese schönen Züge an“. Wir schauten uns glücklich die Züge mit der Aufschrift „Deutsche Bundesbahn“ an und wir fieberten der Abfahrt entgegen. Am nächsten Tag erhielten wir unsere Pässe und die Fahrkarten und marschierten zum gegebenen Zeitpunkt zum Bahnhof und stiegen in unseren Zug ein. Wir hatten ein Abteil für uns. Ab dem Zeitpunkt wo der Zug losfuhr, klebte ich fast nur noch am Fenster und konnte mich gar nicht an allem satt sehen. Mir fiel auf, dass es irgendwie immer schöner wurde. In Kroatien war schon alles sauberer, gepflegter und es brannten auch mehr Lichter als in Serbien. Wobei Serbien schon eine riesige Steigerung zu Rumänien gewesen war. Ich sah auch Reklame und Kinoanzeigen mit eindeutig erotischer Botschaft. Ich kam aus dem Staunen nicht raus, so viel Freizügigkeit hatte ich noch nie gesehen. Irgendwann, vor der österreichischen Grenze, wurden unsere Pässe von zwei Beamten kontrolliert. Bei den grünen BRD Pässen sagten sie nichts aber als sie unsere grauen Pässe durchschauten schimpfte ein Beamter wie ein Rohrspatz auf Jugoslawisch und er drohte uns mit der Faust. Wir verstanden kein Wort und er ignorierte unsere deutschen und englischen Klärungsbemühungen. Er warf unsere Pässe auf den Boden, drohte uns wieder mit der Faust und sie gingen weg. Anscheinend passte es ihm nicht, dass wir kein Einreisevisum für Jugoslawien hatten (woher denn auch, wir waren ja illegal eingereist). Bei uns kam die Angst hoch, man könnte uns doch noch so kurz vor der Grenze aus dem Zug rausholen. Danach kamen die österreichischen Beamten und die hatten bei der Passkontrolle gar nichts zu beanstanden. Als der Zug dann die Grenze passierte, jubelten wir alle glücklich. Endlich waren wir wirklich frei.

Der beklemmende Eiserner Vorhang hinter uns zum Osten schloss sich und der strahlende Vorhang vor uns zum Westen ging auf. Mir war als könnte ich die Freiheit endlich betasten und schmecken. Es war mittlerweile dunkel geworden aber ich klebte immer noch am Fenster und fand alles was ich sehen konnte einfach toll. Wir fuhren an wunderschönen Tannen vorbei. Dann die beleuchteten Dörfer und Städte, die Bahnhöfe, die tollen Autos die vorbeifuhren. Ich kam mir wie in einem Märchen, in einem Traum vor. Die Anderen waren mittlerweile eingeschlafen aber ich fand immer noch alles so aufregend, dass ich weiterhin die ganze Nacht staunend am Fenster klebte. Als wir dann die Grenze zur BRD überschritten, waren wir wieder freudig überrascht wie locker die Grenzbeamten mit uns umgingen und lachten herzlich bei der Frage ob wir was zum verzollen hätten. Wir hatten nur unsere Kleider am Leibe, waren aber glücklich und frei. Am Münchener Hauptbahnhof mussten unsere zwei Erfurter umsteigen. Nach einer herzlichen Verabschiedung, bei der auch ein paar Tränen flossen, fuhren sie mit einem anderen Zug in Richtung Göttingen. Ihr Ziel war das Flüchtlingslager Friedland. Ich habe sie leider nie mehr gesehen und da ich mir ihre Namen nicht aufgeschrieben und auch nicht gemerkt habe kann ich sie auch nicht suchen. Das Banater Ehepaar und ich fuhren weiter nach Nürnberg. Unser Ziel war das Flüchtlingslager Nürnberg. Auch hier wurden wir erst registriert, dann erhielten wir neue Kleidung und eine Sammelunterkunft. Wir wurden in einem Zimmer mit sechs Betten untergebracht, Männer und Frauen zusammen. Mein sehr nettes Banater Ehepaar bekam gleich Besuch und dieser nahm sie gleich mit. Auch sie hab ich nie wieder gesehen und ihre Namen weiß ich leider auch nicht mehr. Da auch die Anderen,

die in diesem Zimmer untergebracht waren, jemanden besuchten, blieb ich in der ersten Nacht alleine mit einer Ärztin im Zimmer. Wir hatten die ganze Zeit deutsch gesprochen. Als es dunkel wurde und wir in unseren Betten lagen, merkte ich, dass sie Angst bekam weil sie mit mir alleine im Zimmer war. Sie redete plötzlich Siebenbürger Sächsisch mit mir und ihre Stimme zitterte leicht. Bei dem Klang meiner Muttersprache wurde mir ganz warm ums Herz und ich dachte: „Mein Gott, warum hast du vor mir Angst, nie, nie würde ich dir was antun, im Gegenteil, ich würde dich wie ein Löwe beschützen“. Nach ein paar Tagen, als alle Formalitäten erledigt waren, fuhr ich weiter nach Offenbach. In Offenbach wurde ich in einem Flüchtlingslager im Stadtteil Bürgel untergebracht. Hier teilte ich mir ein Zimmer mit drei Polendeutschen von denen aber nur einer Deutsch sprach. Die Küche und das Bad wurden noch von zwei anderen Zimmern mitbenutzt. Da ich kaum mit jemandem reden konnte und ausgerechnet der Mann der Deutsch konnte fast immer besoffen war, unter mir schlief und sich zu allem Überdross oft in die Hose machte, hielt es mich nicht lange in Offenbach. Ich ging ab und zu vorbei und holte meine Post ab aber eigentlich war ich die meiste Zeit in Frankfurt bei meiner Patentante Agnetha und meiner Cousine Erika und ihrem Mann Dorin (er hat auch am 11. August Geburtstag). Oft war ich auch bei meinem Onkel Stefan. Ich machte erst meinen Führerschein, dann begann ich mit meiner Ausbildung zum Straßenbahnfahrer bei den Stadtwerken Frankfurt und fand eine Wohnung in Frankfurt Seckbach.

Endlich war ich am Ziel meiner Träume angekommen. Erst in der BRD erfuhr ich, dass Reini die Flucht auch gelungen war. Er war an der Grenze erst zum Stacheldrahtzaun zurück gerannt. Hatte sich dort auf den Bauch hingelegt und ruhig gewartet bis alle Soldaten weg waren. Danach ist er in Richtung Jugoslawien weiter gerannt. Er kam zu einem anderen Ort als ich. Wie die Motten zum Licht war er zum linken Licht (Ort) gerannt, ich zum rechten Licht (Ort). Er traf aber auf Leute die ihn davor warnten, dass man in der Grenzregion gerne verpfeifen wird, wenn man als Flüchtling erkannt wird. Er schlief eine Nacht bei den Leuten. Die kauften ihm eine Busfahrkarte nach Belgrad. Er stieg, ohne ein Wort zu jemandem zu sagen, in den Bus, fuhr nach Belgrad, schlief eine Nacht auf einer Bank in einem Park in der Nähe der deutschen Botschaft, ging dann zur Botschaft, bekam seinen Pass und fuhr mit der Bahn anschließend in die BRD. Als ich quasi noch im Gefängnis schmorte, war er schon in der BRD angekommen. Er ist verheiratet, hat zwei Söhne und lebt bei München. Von Paul weiß ich nur, dass sie ihn an der Grenze geschnappt hatten. Es gibt zwei Versionen seiner Gefangennahme: ein Wachhund hätte ihn damals an der Grenze am Bein gepackt und man hätte ihn dann gefangen genommen. Die zweite Version ist: er sei einfach vor den Soldaten zusammengebrochen und habe nur noch: „Mutter, Mutter“ gerufen bis sie ihn abgeführt hätten. Ich glaube die zweite Version stimmt. Erstens hatte ich und Reini keinen Hund gesehen und zweitens weiß ich, dass Paul fix und fertig von dem ganzen Fluchtstress und den -strapazen war. Auf alle Fälle wurde er gefangen genommen und brutal zusammengeschlagen. Ihm wurden mehrere Zähne ausgeschlagen und er kam ins Gefängnis. Ein paar Tage später am 23. August wurde er schon begnadigt. Ich habe ihn nie mehr gesehen. Meine Eltern und mein Bruder durften, vier Jahre nach meiner Flucht, problemlos ausreisen. Sie wohnen seit damals auch, wie ich, in Frankfurt. In Rumänien gibt es fast keine deutschstämmigen Leute mehr. Nach der Revolution

1989, Sturz des kommunistischen Regimes, sind fast alle Deutschen ausgereist. Der 11. August ist seit meiner Flucht nicht nur der Geburtstag meines Bruders sondern auch der Tag meines Starts in ein neues Leben.

Ich danke den Banater Schwaben, dass sie ihren Dörfern so schöne Namen wie Blumenthal, Gottlob und Ostern gegeben haben. Ich danke meinem Herrn Jesus, dass mir am 11. August bei dem Dorf Ostern die Flucht in ein neues Leben gelungen ist.



*Simon, Helmut, Sophia, Gabi und Laura Tatter 2007*

Ich danke meinem Herrn Jesus, dass er an Ostern von den Toten auferstanden ist und den Tod besiegt hat. Habe ich jetzt Angst vor dem Tod? Eigentlich nicht, eher vor dem Schmerz und dem Sterben. Einmal werde ich mich auch dieser Angst stellen müssen aber ich bin vorbereitet. Ich weiß auch diesen Weg muss ich nicht alleine gehen. Mein Herr (mein starker Begleiter) ist diesen Weg schon an Karfreitag und Ostern gegangen. Er kennt den Weg. Es ist schon alles vorbereitet.

Ich freue mich auf mein nächstes Ostern.

Werde ich in einem Blumenthal aufwachen und Gott loben?

Helmut Tatter

***Anmerkung der Redaktion:***

*Helmut Tatter arbeitete von 1982 bis 1986 als Straßenbahn- und U-Bahnfahrer bei den Stadtwerken Frankfurt. Im November 1986 hatte er einen sehr schweren Autounfall (beim ersten Rumänienurlaub). Lag bis Februar 1987 in der Uniklinik Frankfurt, wo er seine Frau Gabriele (Gabi) von Beruf Physiotherapeutin), kennen lernte. Umschulung zum Datenverarbeitungskaufmann (zwei Jahre) in Regensburg bei Regensburg. 12. Mai 1989 - Heirat. Er war zwei Jahre in einer Software Firma beschäftigt, dann Rückkehr zu den Stadtwerken Frankfurt als kaufmännischer Angestellter mittlerweile Mainova AG berufs begleitendes Studium BWL.*

## Friedrich Menning – Ein Leben für die Gemeinschaft Dagmar-Herta Geddert

Geboren wurde Herr Menning am 30. April 1920 in Pruden bei Schäßburg. Zunächst besuchte er das Bischof-Teutsch-Gymnasium in Schäßburg und beendete im Alter von 20 Jahren das Lehrerseminar in Hermannstadt. 1941 unterrichtete er an der deutschen Schule in Keisd, von wo er zum Militärdienst einberufen wurde. 1944 heiratete er die Lehrerin Marianne, geborene Bodendorfer, aus Keisd. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor.



*Rektor der Bergschule Schäßburg*

Von 1954 bis 1974 war Friedrich Menning als Lehrer in Marienburg bei Kronstadt, Schulleiter in Peschendorf, Lehrer an der Bergschule in Schäßburg, Schulrat im Kreis Schäßburg, Schulleiter und Lehrer an der Deutschen Pädagogischen Lehreran-stalt ebenfalls in Schäßburg, Schulleiter der dortigen Allgemeinschule Nr. 1, Studienrat für das Unterrichtsfach Deutsch am Lyzeum Nr. 2 und in der Allgemeinschule Nr. 3 ebendort tätig. Nach einem siebenjäh-rigen Fernstudium erwarb er 1960 den Rang eines Professors für das Unterrichts-fach Deutsch.

An dieser Stelle möchte ich mich bei Herrn Menning ganz herzlich bedanken für die schönen und spannenden Deutschstunden am Gymnasium in Schäßburg. Herr Menning hat es verstanden den Schülern bleibende Werte zu vermitteln, die wiederum an die nachfolgenden Generationen weitergegeben wurden.

1974 siedelte die Familie nach Deutsch-land aus, wo Herr Menning bis 1983 als Lehrer an der Schönbein-Realschule in Metz-ingen die Fächer Deutsch, Musik und Religion unterrichtete.

1983 gründete die Kreisgruppe Metzingen einen gemischten Siebenbürger Chor und bot Herrn Menning die Mitarbeit als Chorleiter an, die er sofort zusagte. Das Wissen – einen Chor zu leiten – sammelte er zum Teil noch in Siebenbürgen, als Mitglied des Symphonischen Orchesters zu Schäßburg. Mit viel Können und Geduld hat er Volks- und auch anspruchsvolle Lieder in sächsischer Mundart und in der Hochsprache ein-studiert und bei vielen Auftritten dirigiert.

Mit dem Keisder Heimatbuch „Keisd – eine Marktgemeinde in Siebenbürgen – im



*Ehemalige Lehrkräfte, v.l.n.r.: Dagmar Geddert, Friedrich Menning, Marianne Menning, Michael und Emilie Dengel*



*Trachtenpuppen gefertigt von Marianne Menning*

Wandel der Zeit“ das Friedrich Menning mit beispielhaftem Fleiß in oft mühevoller Arbeit, mit viel Ausdauer zusammengestellt und herausgegeben hat, entstand eine der besten siebenbürgischen Ortsmonographien – für jeden Siebenbürger ein Geschenk von unschätzbarem Wert.

Die Gemeinschaft wird auch von Mennings Frau Marianne voll unterstützt. Sie befürwortet nicht nur das Auftreten in sächsischen Trachten, sondern fördert es auch mit Rat und Tat als Leiterin des Handarbeitskreises, der Trachten für die Chormitglieder herstellt. In Würdigung seiner Verdienste um die Pflege und Bewahrung siebenbürgisch-sächsischer Tradition in der Kreisgruppe Metzingen wurde Herrn Menning 1993 das Silberne Ehrenwappen der Landsmannschaft verliehen.

2006 wurde Herrn Friedrich Menning sogar das Goldene Ehrenwappen der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen verliehen für seine ehrenamtliche, über 20-jährige Tätigkeit als Chorleiter in Metzingen. In seiner Laudatio würdigte Ernst Michael Herberth den langjährigen Chorleiter „ als Vorbild an Disziplin, Pünktlichkeit, Geduld, Beharrlichkeit und Einfühlungsvermögen. Mit Können und Liebe zum deutschen Liedgut hat er den Chor geformt, gestärkt und zu dem gemacht, was er heute ist, eine gern gesehene und gehörte Singgemeinschaft. Auch mit Hilfe seiner Gattin Marianne Menning, unter deren fachlicher Anleitung Trachten genäht wurden, ist der Chor zu einer gefestigten siebenbürgisch-sächsischen Kultur- und Trachtengruppe zusammengewachsen. Unter Mennings Leitung bestritt der Chor erfolgreiche Auftritte bei der Landesgartenschau in Reutlingen, in Luxemburg, in Leuthenberg/Thüringen, zu Ehren des Raumfahrtforschers Hermann Oberth in Feucht, in Dinkelsbühl, bei den Heimmattagen Baden-Württemberg in Bad Urach und Nürtingen, bei Festen in Sachsenheim, Ludwigsburg, Tübingen, um nur einige zu nennen“ (Zitat aus:“Siebenbürgische Zeitung“ vom 20. Juni 2006).

Friedrich Menning erinnerte an die drei großen Ziele, die er ins Auge gefasst hatte, als er die Chorleitung in Metzingen übernahm:

„1. Er wollte, dass wir Siebenbürger Sachsen uns in der neuen Heimat in glücklicher Gemeinschaft wieder finden, so wie wir es in der alten Heimat gewohnt waren. Denn unserem Gemeinschaftsleben sei es zu verdanken, dass wir unsere deutsche Identität jahrhundertlang weit weg vom Mutterland bewahren konnten.

2. Die Pflege siebenbürgischen und einheimischen Liedgutes, das man in froher Runde miteinander singt.

3. Menning wollte, dass wir uns durch unsere Auftritte in der Öffentlichkeit, bei Feiern, beim Singen, bei Unterhaltungen usw. unserer hiesigen einheimischen Bevölkerung als deutsche Kulturgruppe darstellen“ (Zitat: ebenda).

Seiner Nachfolgerin Ilse Abraham wünschen wir alles Gute, damit sie diese drei Ziele auch weiterhin verfolgen möge.

Dagmar-Herta Geddert  
Nürnberg, 2009

## Direktor der Bergschule i.R. Hermann Baier wurde 75

Als Persönlichkeit, die sich jahrzehntelang um die Belange von Schäßburg und seiner Menschen und darüber hinaus im weiteren Umkreis eingesetzt hat, wird Hermann Baier allgemein geschätzt und geehrt. 1997 wurde ihm als einem Schäßburger "Urgestein" die Ehrenbürgerschaft der Stadt verliehen.



*Hermann Baier*

Hermann Andreas Baier wurde am 7. Mai 1930 in Dunnesdorf bei Schäßburg geboren, wo er auch die Volksschule besuchte. Seine Eltern waren Bauern mit einer mittelgroßen Wirtschaft, die es ermöglichte, daß eines der fünf Kinder studieren konnte. Diese knappen materiellen Möglichkeiten wurden noch bedeutend eingeschränkt, nachdem die Familie nach politischen Veränderungen vom 23. August 1944 enteignet wurde und der Vater bei einem Eisenbahnunfall ums Leben kam. Ab 1940 lebte H. Baier in Schäßburg, vorerst als Internatsschüler des Bischof-Teutsch-Gymnasiums, dann nach Auflösung durch die Schulreform 1948 dieser Anstalt als Schüler der neu gegründeten Pädagogischen Schule der Stadt. 1949-1950 war er als Lehrer an der Übungsschule tätig und konnte dort wertvolle praktische Erfahrungen sammeln. Es folgte ein dreijähriges Mathematikstudium in Temeschwar. Sein nachfolgender Werdegang ist bei seiner äußersten Vielseitigkeit nur schwer kurz zu schildern und wäre vielleicht am besten tabellarisch darzustellen. Hier bloß eine flüchtige, auch nicht genau chronologische Übersicht: Mathematiklehrer an verschiedenen Tages- und Abendschulen, Schuldirektor, Kreisschulinspektor, Leiter der Unterrichtsabteilung des Schäßburger Kreisvolksrats, Abgeordneter im Stadt-, später auch im Kreisvolksrat und Mitglied im Exekutivkomitee, Vorsitzender des Kreisrats der Werktätigen Deutscher Nationalität, Direktor an der Bergschule (1978 - 1987 und 1990 - 1997), mit 18 Dienstjahren nach Daniel Höhr (27 Jahre) und Johann Wolff (22 Jahre) einer der langzeitdienenden Direktoren dieser ehrwürdigen Schule.

Auch nach seiner Pensionierung war H. Baier bis 1997 Direktor des „Josef-Haltrich-Lyzeums“ und unterrichtete auch weiter Mathematik. Außer der breit gefächerten beruflichen und politischen Arbeit, die wir hier nur lückenhaft geschildert haben, entfaltete Baier auch eine reiche Kulturtätigkeit: im Symphonieorchester des Kulturhauses, als langjähriger Leiter des Kammerchors, Nachbarvater und Kurator des Schäßburger Kirchenbezirks und Presbyter der Evangelischen Kirchengemeinde.

Hermann Baier schreibt in seiner biografischen Skizze, er habe den Eindruck, er sei bei all diesen Tätigkeiten auf der Sonnenseite des Lebens gestanden. Seit 1954 mit Wiltrud Wagner, Kindergärtnerin, verheiratet, führt er mit ihr und den drei Töchtern und Enkeln ein harmonisches Familienleben. Baier sagt, er habe nie das Bedürfnis gespürt auszuwandern und immer das Bewusstsein gehabt, in Schäßburg gebraucht zu werden - was ja durchaus richtig ist.

Herausgeber, Mitarbeiter und Leser der „Schäßburger Nachrichten“ wünschen dem 75-Jährigen auch für die kommenden Jahre Gesundheit und Kraft für die Arbeit im Dienst der Gemeinschaft.



*Bergschule in Schäßburg 2008 Foto: Lukas Geddert*



*Der Stundturm (67 m) / Foto: Lukas Geddert*

Walter Roth (Dortmund)

Aus: „Schäßburger Nachrichten“ Nr. 24, 12. Jahrgang vom 30.12. 2005

## Lehrer Michael Dengel

Michael Dengel, als zweiter Sohn von Martin und Elisabeth Dengel, geb. Botschner, wurde ich am 15.1.38 in Pruden geboren.

Ich verbrachte eine heitere, unbeschwerte Kindheit, obwohl mein Vater auch schon vor dem Krieg ständig zum Heer einberufen wurde. Als meine Mutter wie viele andere Prudnerinnen und Prudner nach Russland verschleppt wurde, blieben wir drei Brüder bei unseren Großeltern, die schon neun eigene Kinder großgezogen hatten. Mein Vater machte den Russlandfeldzug als rumänischer Soldat mit und wurde, weil er Deutscher war, auch nach Russland zur Zwangsarbeit geschickt. Er hat 10 Jahre seines jungen Lebens unter Waffen gestanden und in russischen Bergwerken gearbeitet.

Meine Dengel-Großmutter war wie auch ihren eigenen Kindern gegenüber streng mit uns. Wir mussten früh den Ernst des Lebens kennen lernen. In der Großfamilie, wo Tanten, Vettern und Kusinen mehr oder weniger zusammenlebten, waren auch wir Waisen gut aufgehoben. In dieser Gemeinschaft lernten wir Solidarität, Fleiß, Freude am Gesang und an der Vergangenheit von Pruden und der Welt. Was ich später in meinem Englischstudium in Shakespears Dramen an Konflikten in tragischem und komischem Sinne kennen lernte, hatte ich in unendlichen Erzählungen schon in der Prudner Gemeinschaft erfahren. Diesen Wurzeln verdanke ich meine Wissensfreude, die mich auch in meiner Pensionszeit nicht verlässt.

### Mein Bildungsweg

September 1944 bis Juni 1953: Schüler in Pruden und Grossalisch. Schon in Pruden wurden meine Begabungen für gewisse Fächer geweckt und gefördert (Geschichte, Erdkunde); in Alisch kam das Interesse für Literatur und Sprache hinzu. Die Leistungen unserer Lehrer in Alisch - in Schule und Internat - bewundere ich heute noch.



*Michael Dengel 1982*

September 1953 bis Juni 1957 Schüler des deutschen Lyzeums in Schäßburg.

Diese Schule war zunächst die Pädagogische Schule. Dort wollte ich Grundschullehrer werden.

Da diese Schule nach dem ersten Schuljahr jedoch aufgelöst wurde und wir dieselbe Klasse nun im Lyzeum wiederholen mussten und sie für mich zu teuer war, weil mein Vater als „Großbauer“ für die Schule bezahlen musste, konnte ich nicht weiter in die Schule gehen. Das war für mich schrecklich, weil meine Zukunft ganz und gar unsicher war. In dem Jahr ging ich den bäuerlichen Arbeiten nach; meine Gedanken weilten jedoch immer in Schäßburg. Im Mai des nächsten Jahres entschloss ich mich, mit meinem ehemaligen Klassenlehrer zu

sprechen, was ich machen könnte, um wieder in meine Klasse zurückkehren zu können. Wir richteten ein Gesuch an das Unterrichtsministerium. Man war mit meiner Rückkehr in die Klasse einverstanden, wenn ich mich in allen Hauptfächern einer Prüfung zu unterziehen bereit wäre. Der Lernstoff war mir bekannt, weil ich in meiner

arbeitsfreien Zeit immer über meinen Büchern gesessen hatte. Französisch hatte ich nie gelernt; trotzdem durfte ich in meine alte Klasse zurückkehren. Die Schulgebühren waren nach wie vor hoch. Da jedoch Martin, mein älterer Bruder, nun als Zimmermann arbeitete, stellt er das nötige Geld für mich bereit. So schloss ich das Lyzeum ab. Die Aufnahmeprüfung in Temeswar bestand ich im Herbst nicht, weil mein Vater sich weigerte, Mitglied der LPG zu werden. Im Januar 1958 bis Ende Mai vertrat ich die Lehrerin Rose Lingner an der Grundschule in Pruden. Im Herbst gelang mir die Aufnahmeprüfung an der Hochschule in Klausenburg. Ich studierte nun Germanistik und Romanistik (Deutsch und Rumänisch).

Hochschulstudium an der Universität „Babes-Bolyai“ in Klausenburg von Herbst 1958 bis Juli 1963. In diesen Jahren bezog ich ein Stipendium und durch Privatstudium in Deutsch sicherte ich mir das Taschengeld. In allen Ferien arbeitete ich sowohl auf der Farm als auch in der LPG in Pruden, um mir Geld für den Kauf der nötigen Kleider und Bücher zu verdienen. Ich freute mich jedes Mal, wenn der Herbst kam und ich wieder zur Uni zurückfahren konnte.

### Berufliche Tätigkeit

Von 1963 bis 1966 Lehrer an der Allgemeinschule in Großlasseln.

Von 1966 bis 1967 Lehrer an der Allgemeinschule in Elisabethstadt.

Von 1967 bis zu meiner Ausreise nach Deutschland am 9.11.1969 Lehrer an der Allgemeinschule Nr. 7 von Eisenmarkt (Hunedoara).

Zu meiner unterrichtlichen Tätigkeit in Rumänien:

Ich war von Anfang an ein begeisterter Lehrer und hatte viel Erfolg in meiner Arbeit. Ich unterrichtete auch in rumänischen Klassen mit vielen Zigeunerkindern. Sie standen zu mir, auch nachdem ich den Antrag auf Ausreise gestellt hatte und die Kommunisten oft meine Stunden unterbrachen, um mich zu schikanieren. Man wollte mich auch daran hindern, das Definitivat zu machen. Durch ein Versehen, konnte ich es dann doch ablegen. Da der Druck aus Schäßburg immer größer wurde, verließ ich Elisabethstadt und begann in Eisenmarkt. Dort – so schien es – hatte ich meine Feinde abgeschüttelt: die Arbeitszeit als Hilfslehrer in Pruden wurde mir zusammen mit den 5 Studienjahren als Dienstzeit anerkannt, was mir in Schäßburg hartnäckig verweigert wurde, obwohl es gesetzlich klar war. Auch sonst ging es mir in Hunedoara sehr gut, da ich mit Privatstunden ausgezeichnet verdiente. Ich erhielt dort den Besuchspass zu meiner Mutter weil die nationalistischen Kommunisten unsere deutsche Abteilung, die hervorragend lief, schwächen oder möglichst vernichten wollten. Dieses Muster hat sich später viele Male wiederholt. Dass ich, damals noch unverheiratet, den Pass erhielt, bereitete mir große Angst und Sorgen. Der Grenzübergang erfolgte jedoch reibungslos. In Deutschland entschloss ich mich auf Anraten eines guten Freundes zum Studium des Englischen an der Universität München.

Im Herbst 1970 heiratete ich Emilie Rausch aus Rosenau/Burzenland. Sie hatte auch in Klausenburg Mathematik und Physik studiert, war aus Jugoslawien schwarz über die Grenze nach Deutschland geflohen.

Als ich mein Englischstudium begann, war ich 32 Jahre alt. Es war eine rechte Herausforderung für mich, in diesem Alter eine Fremdsprache zu studieren. Mein Entschluss stand jedoch fest: wer im Westen lebt, muss Englisch können. Es war nicht leicht für mich, da in Deutschland das Niveau sehr hoch ist. Im Jahre 1973 legte ich das Staats-

examen ab und begann im Herbst das Referendariat in Stuttgart, denn meine Frau unterrichtete in Leonberg an einer Realschule. Von 1973 bis 1981 unterrichtete ich am Gymnasium Gerlingen bei Stuttgart. Inzwischen war ich - wie meine Frau - Beamter geworden. Unsere beiden Söhne, Michael Karsten und Ralph, gingen in Leonberg zur Schule.

Vom Dezember 1981 bis Dezember 1986 unterrichtete ich das Fach Deutsch an der



*Ralph, Emilie, Michael und Karsten Dengel  
Kapstadt 1982*

Deutschen Schule Hermannsburg in Südafrika. Ich bewarb mich dazu beim Bundesverwaltungsamt in Köln und ging für 5 Jahre in den Auslandsschuldienst. Wir wollten schon immer ins Ausland gehen, weil wir von der Welt noch viel zu wenig kannten. Vor allem träumten wir von Südamerika. Die Wahl war jedoch auf Südafrika gefallen. Es handelte sich in Hermannsburg um eine südafrikanische kirchliche Privatschule für Kinder deutscher Siedler, deren es in diesem Teil Südafrikas seit etwa 1850 gibt. Singen, Religion und Deutsch wurden

in deutscher Sprache unterrichtet; Englisch war die Unterrichtssprache. Als offizielle Sprache wurde auch Afrikaans, die Sprache der Buren, gelehrt. Südafrika ist ein Tier- und Pflanzenparadies. In den Ferien konnten wir viel reisen und sahen die großen Städte Johannesburg, Pretoria, Kapstadt und Durban; wir bereisten Namibia, Sambia, Simbabwe, Botswana und Lesotho, Nachbarländer von Südafrika. Politisch gesehen, spitzte sich in unserer Zeit die Krise zu, die bald darauf zum Zusammenbruch der Apartheidpolitik führte.

Von 1987 bis zu meiner Pensionierung im Jahre 2002 unterrichtete ich am Johannes-Kepler-Gymnasium Leonberg, inzwischen unsere Heimatstadt. Zuständig war ich für die Fächer Deutsch und Englisch. Ich lehrte diese von der Klasse 5 bis 13. Da meine Schule eine Partnerschaft mit einer russischen Schule in St. Petersburg pflegte, bereitete ich unsere Schüler für diesen Austausch sprachlich vor und begleitete sie auch mehrere Male in diese wunderschöne Stadt. Unsere Söhne sprechen beide gut Englisch. Karsten ist nach dem Chemiestudium noch Arzt/Neurologe geworden und hat eine Amerikanerin geheiratet, die auch Neurologie studiert. Sie haben zwei Töchter. Ralph lebt in Berlin, ist Psychologe und macht zur Zeit die Ausbildung zum Psychotherapeuten. Seine Frau ist Russin, die mit dem BWL-Studium beschäftigt ist. Ralph betrachtet das Herstellen und Verkaufen von Baumstriezel als sein zweites Standbein. Solange er das macht, bleiben wir „Alten“ im aktiven Ruhestand, da wir ihm immer wieder beim Backen helfen.

Nach meiner Pensionierung studierte ich an der Uni Stuttgart noch Italienisch und habe mit der Zwischenprüfung abgeschlossen. Zur Zeit bin ich Gasthörer und getreu dem Wahlspruch „lebenslanges Lernen“ perfektioniere ich meine Sprachkenntnisse in Italienisch, Spanisch und Portugiesisch weiter.

## Die Schulen im Fokus

DINKELSBÜHL - Lukas Geddert, Siebenbürger Sachse, gebürtiger Schäßburger und somit Dinkelsbühl eng verbunden, lebt heute in Fürth und ist dort nicht nur beruflich erfolgreich, sondern stets auch dem Gemeinwohl verpflichtet und sozial engagiert. Sein Metier ist die Fotografie. Nach dem Heimattag der Siebenbürger Sachsen an Pfingsten 2008 kam Geddert aus freien Stücken auf Oberbürgermeister Dr. Christoph Hammer mit der Frage zu, was er Gutes für die Stadt tun könne, die ihrerseits so eng mit Siebenbürgen verbunden sei. Geddert unterstützt bereits das Deutsche Forum in Schäßburg und mehrere Schulen mit Kameras, PCs und Scannern, Kopiergeräten und

Druckern. So lag es nahe, dass er nun auch für Dinkelsbühler Schulen digitale Fotogeräte zur Verfügung stellte.



*Das Foto zeigt Geddert und seine Frau Dagmar mit OB Dr. Hammer bei der Übergabe von zehn Kameras. Der Rathauschef wertete die Spende als Zeugnis siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaftsbewusstseins, das Lukas Geddert nun auch auf die Partnerstadt Dinkelsbühl ausweitete.*

▲Foto: Pressestelle Dinkelsbühl ▼

Der 1940 in Pruden geborene, heute in Nürnberg lebende Unternehmer hat bereits verschiedene soziale und kulturelle Einrichtungen in Schäßburg mit Kameras, PCs und Scannern, Kopiergeräten und Druckern ausgestattet. Das siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaftsbewusstsein bewegt Geddert immer wieder, als Sponsor zu wirken. So auch beim diesjährigen Heimattag. Für den Siebenbürgisch-Sächsischen Jugendpreis 2008 und die drei Sportturniere in Dinkelsbühl stiftete er jeweils eine Digitalkamera.

*CS Fränkische Landeszeitung,  
16. Juni 2008*



*Spendenübergabe für Dinkelsbühler Kindergärten, von links nach rechts: Bezirks- und Kreisrat Alexander Kießwetter; Lukas und Dagmar Geddert, Oberbürgermeister Dr. Christoph Hammer und Gerhard Wägemann, MdL.*

## Lukas Geddert: dem Gemeinwohl verpflichtet

Horst Göbbel, Siegbert Bruss

*Erlauben Sie einem Begleiter von Lukas Geddert aus den letzten etwa eineinhalb Jahren, erlauben Sie mir, Horst Göbbel, Lehrer in Nürnberg und langjähriger aktiver Förderer des Siebenbürgisch-Sächsischen, einige einführende Sätze zu Lukas Geddert. Diese Überschrift „Lukas Geddert: Dem Gemeinwohl verpflichtet“ in der Ausgabe vom 15. Mai 2008 der „Siebenbürgischen Zeitung“ ließ seinerzeit aufhorchen. Der ihr folgende Text, der hier abgedruckt ist, beschreibt die Verdienste eines aufrechten Sie-*



*benbürger Sachsen, der sich weit über sein privates, weit über sein persönliches Interesse hinaus unserer siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaft und innerhalb dieser besonders der Heimatortsgemeinschaft Pruden mit Hand und Herz, mit Geist und Gefühl segensreich widmet. Klar, Arbeit ist für ihn, da wäre er kein echter Siebenbürger Sachse, im wahrsten Sinne des Wortes auch Lebenselixier. Diesbezüglich kann man, wenn man mit Köpfchen dabei ist, auch einiges an Geld verdienen. Und es danach anlegen, sich dafür Besonderes leisten usw. usf. Lukas Geddert leistet sich ein wirklich kostspieliges Hobby: Er schenkt nicht nur besonders begehrte technische Artikel - und denkt dabei nicht nur an den rein siebenbürgisch-sächsischen Kreis - nein, er schenkt seit Jahren mehreren Menschen Arbeit für deren Lebensunterhalt, er schenkt seinen Prudner Landsleuten und deren*

*Freunden Zeit, Engagement und hier nun auch ein einmaliges Buch. Natürlich nicht umsonst: Die Herstellung des Buches kostet Geld, nicht wenig, das Lukas Geddert mal hinlegt, dieses Buch kostet von dem Gedanken, es zu erstellen, bis zu seiner Umsetzung in dieser prächtigen Form jedoch viel mehr als Geld, viel mehr als Zeit, Können, Ausdauer. Das Buch kostet auch Zuwendung durch die Leser. Lukas Geddert freut sich über jeden, der dieses Buch erwirbt, es an seine Kinder und Kindeskiner weitergibt, er freut sich über jeden, der sich mit seinem Inhalt, mit seinem großartigen Bilderreichtum auseinandersetzt, seine siebenbürgisch-sächsische Identität in diesem Buch erkennt. Lukas Geddert hat sich mit diesem Buch möglicherweise auch einen Traum erfüllt, er hat es jedoch in besonderem Maße gewagt, mit einem außergewöhnlichen Buch seine Prudner Landsleute zu erfreuen. Dies alles ganz im Sinne dessen, was er ist: ein bescheidener, ein zuverlässiger, ein lobenswerter Siebenbürger Sachse mit nobler Persönlichkeitsstruktur: Ich mag - könnte er sagen - ich mag als ein Mensch eingeschätzt werden, der es im Leben zu etwas gebracht hat, aber ich bin der, der ich bin, in*

*bedeutenden Maße, weil ich solche Vorfahren, solche Eltern, solche Lehrer, solche Pfarrer, solche Landsleute, eine solche Ehegattin, eine solche Tochter, solche Mitstreiter, solche Sinnverwandte, solche Freunde habe. Lukas Geddert jammert nicht, Lukas Geddert schreckt vor der Arbeit nicht zurück, Lukas Geddert wendet sich nicht ab, Lukas Geddert packt an, Lukas Geddert macht keine halben Sachen, Lukas Geddert ist ein Mann des Wortes und der Tat. Was er verspricht, das hält er. Diesmal ist es dieses keineswegs alltägliche Buch. Danke, Herr Geddert!*

*Nürnberg, im März 2009*

*Horst Göbbel, Studiendirektor*

Er steht in der Tradition siebenbürgisch-sächsischer Unternehmer, die nicht nur beruflich außerordentlich erfolgreich sind, sondern sich auch dem Gemeinwohl verpflichtet fühlen und sozial engagieren. Lukas Geddert ist in Fachkreisen als Geschäftsführender Gesellschafter der Zentralen Reparaturservice-Geddert (ZRS) in Fürth bestens bekannt, ebenso als ehrenamtlich Aktiver: als Mitglied der Heimatortsgemeinschaften Schäßburg und Groß-Alisch sowie als Vorsitzender der HOG Pruden und der HOG-Regionalgruppe Schäßburger Raum.

Im Mai 2007 übernahm Geddert den Vorsitz der HOG Pruden und bringt seither ein 20 Jahre altes Vorhaben in großen Schritten voran: das Heimatbuch Pruden. In der Siebenbürgischen Zeitung rief er im letzten Herbst nochmals alle Landsleute auf, ihm dazu passendes Material wie Bilder, Erzählungen und anderes mehr zu senden. Der ehrgeizige Unternehmer wird auch dieses Vorhaben, das er anpackt, zu einem guten Ende führen. Eine große Hilfe ist die Tochter Wenke, die, obwohl im englischen York lebend, am Heimatbuch mitwirkt. Beim 25. Treffen der Prudener, einer Jubiläumsveranstaltung, am 2. Mai 2009 in Nürnberg, wird das umfangreiche Werk fertig sein. Das Heimatbuch sei besonders wichtig für die jüngere Generation, betont Geddert: „Sie muss Bescheid wissen, wo die Wiege ihrer Vorfahren war.“ Pruden sei zwar ein kleines Dorf gewesen, „aber im Grunde genommen eine große Familie“.

Der Unternehmer Lukas Geddert engagiert sich auch als Sponsor der Jugendarbeit. Am 15. Juli 1940 in Pruden geboren, besuchte er die dortige Grundschule, in Groß-Alisch dann die Oberstufe und in Schäßburg die dreijährige Berufsschule, die er als Betriebsschlosser beendete. Später absolvierte er das Abend-Gymnasium in Schäßburg und die Technikerschule für Fernmeldetechnik in Temeswar. In diesem Beruf arbeitete er als Abteilungsleiter für Fernmeldewesen bei der Oberpostdirektion in Kronstadt und dann in Mediasch. Zwei berufliche Etappen hatte Geddert in Rumänien also durchlaufen, bevor er 1977 in die Bundesrepublik aussiedelte. In Nürnberg begann er als Servicetechniker bei Foto Quelle und wurde nach dreijähriger Abend-Meisterschule Elektromechanikermeister. Seit 1979 baute er einen Kundendienst im Rahmen der Ringfoto-Zentrale, dem größten Fotoverbund Europas, auf. 1984 erwarb er den zum eigenständigen Betrieb ausgebauten Kundendienst und ist seither Unternehmer.

Wie wichtig Bildung und gute technische Ausstattung sind, weiß Geddert schon seit langem. 1968 heiratete er Dagmar Weisskopf aus Schäßburg, die Deutsch- und

Englischlehrerin in Großprobstdorf bei Mediasch war. Anfang der siebziger Jahre gelang dem Ehepaar eine technische Sensation für die damaligen Verhältnisse. Die beiden entwickelten und bauten mit Unterstützung engagierter Eltern und Kollegen das erste Sprachlabor für audiovisuellen Unterricht im Kreis Hermannstadt und eines der ersten überhaupt in Rumänien auf. Der begabte Fernmeldetechniker leistete dabei ehrenamtlich über tausend Arbeitsstunden – die rumänischen Medien berichteten ausführlich.

Das siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaftsbewusstsein bewegt Lukas Geddert immer wieder, sich mildtätig zu engagieren. Er wird zum großzügigen Sponsor für siebenbürgische Vereine sowie für soziale und kulturelle Einrichtungen in Schäßburg. Wertvolle Sachspenden stiftet er für Tombolas bei landmannschaftlichen Veranstaltungen und Heimatortsgemeinschaften. In Fürth stehen zurzeit wieder teure Geräte abholbereit für das deutsche Forum in Schäßburg: eine größere Menge von digitalen und analogen Fotoapparaten, 14 PCs, Scanner, Kopiergeräte und Drucker. Ende April wird er selbst 50 weitere digitale Kameras für die Bergschule und das rumänische Lyzeum nach Schäßburg überbringen.

### **Sponsor des Jugendpreises und der Sportturniere in Dinkelsbühl**

Auch die Jugendarbeit in Deutschland fördert Geddert: Für den Siebenbürgisch-Sächsischen Jugendpreis 2008 und die drei Sportturniere in Dinkelsbühl stiftet er je eine Digitalkamera. Inzwischen im gesetzlichen Rentenalter, will der Unternehmer noch keinen Schlussstrich ziehen. „Ich mache noch weiter, solange es mir Spaß macht. Manche arbeiten, um zu leben. Ich aber lebe, um zu arbeiten.“ Er will seine Firma weiterentwickeln, folgt den Marktentwicklungen und denkt sogar darübereine, neue Produkte und Dienstleistungen anzubieten. Sein Reparaturbetrieb in Fürth ist bei in- und ausländischen Kunden geschätzt für die ausgezeichneten Serviceleistungen im Bereich Fotoausrüstungen, Multimediageräte und Computer. Der Schwerpunkt liegt bei den Marken Voigtländer und Samsung.

Dreizehn Angestellte beschäftigt Geddert, darunter zwei Siebenbürger Sachsen, die immer wieder bei den Herstellern geschult werden und auf dem letzten Wissensstand sind. Bei allem beruflichen und ehrenamtlichen Einsatz vergisst Lukas Geddert jedoch nicht zu leben. Unter Landsleuten gilt er als „gesellig und hilfsbereit“, schreibt Hermann Theil in den „Schäßburger Nachrichten“. Seine Hobbys wie Reisen, Fotografieren und Motorradfahren kommen nicht zu kurz.

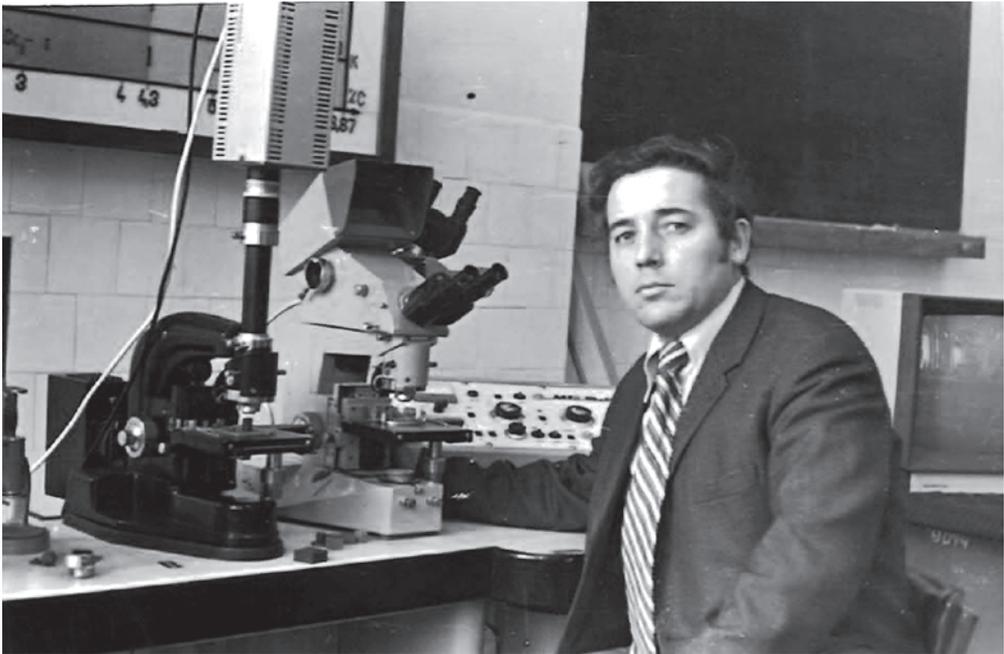
Siebenbürgische Zeitung, vom 30. April 2008

Siegbert Bruss

## Georg Gutt Wissenschaftlicher Werdegang

Mein Name ist Georg Gutt, geboren am 21.09.1950 in Pruden - Siebenbürgen - Rumänien. Ab 1969 besuchte ich 5 Jahre die Chemie Fakultät, Abteilung Anorganische Chemie, Fachbereich Elektrochemie, des Politechnischen Institutes Jassy. Nach dem Studienabschluss arbeitete ich in zwei Werken. Seit 1980 bin ich Inhaber des Lehrstuhls für Werkstoffkunde an der Universität Suceava tätig. Ab 1998 betreue ich als Doktorvater Doktoranden im Bereich Werkstoffwissenschaft. Von 1991 bis 2000 war ich wissenschaftlicher Sekretär der Universität Suceava.

Schon als Student nahm ich an Forschungsarbeiten im Bereich der angewandten



*Georg Gutt / Universität 1984*

Elektrochemie teil. Die Diplomarbeit war aus dem Zweig – Galvanotechnik. Aus derselben Zeit stammen auch meine ersten Beschäftigungen bezüglich der Entwicklung und des Baus von Geräten und Maschinen zur Materialprüfung, insbesondere für Oberflächenbeschichtung. Im Jahre 1986 promovierte ich mit meiner Doktorarbeit „Einfluss des Ultraschalles auf galvanische Nickelniederschläge“. Andere Beschäftigungen im Bereich der Elektrochemie sind Forschungen bezüglich der kontrollierten elektrochemischen Abtragung (elektrochemisches Senken und elektrochemisches Schleifen). Hier wurde auf unserer Universität viel geforscht; das Resultat waren neue Maschinen und Vorrichtungen für die Industrie, die meisten durch Patente geschützt. Die neue Orientierung der Mechanikfakultät nach dem Jahr 1989 führte mich zu einer intensiven Forschung im Bereich neuer Materialprüfverfahren und Materialprüfmaschinen. In diesem Sinne hatte ich schon eine gewisse Grundlage; dazu kam auch noch

meine praktische Erfahrung, die ich als Leiter der Zweigstelle Suceava des Unternehmens für Forschungsapparaturbau Bukarest (1987-1991) bekam. Seit mehreren Jahren bin ich beedigter technischer Gutachter für Problematik der Werkstoffe. Meine wissenschaftliche Aktivität ist durch 210 veröffentlichte Arbeiten, 64 Patente, 32 Patentvorschläge und 8 Bücher dokumentiert.

In Rumänien gehöre ich folgenden Gremien an:



*Georg Gutt, zweite Reihe, dritter von links / Pruden 1964*



*Georg Gutt*

- Verein Rumänischer Ingenieure
- Mitglied der Nationalen Standardisierungskommission
- Mitglied der Nationalen Universitären Akkreditierungskommission
- Vorsitzender der Zweigstelle Suceava der rumänischen Akademie für unkonventionelle Technologien

Im Ausland vervollständigte ich mein technisches Wissen in folgenden Zeiträumen:

- 1991 - 3 Monate Wolpert-Werke, Ludwigshafen, Entwicklung
- 1994 - 2 Monate Gastprofessor FH Aalen, Fachbereich Oberflächentechnik und Werkstoffkunde
- 1995 - 2 Monate Gastprofessor TU München
- 1997 - 3 Monate FH Aalen, Fachbereich Oberflächentechnik,
- 2003, 2004, 2006, 2007 – Vorlesungen „Zerstörungsfreie Werkstückprüfung“ Fachbereich Oberflächentechnik und Werkstoffkunde, Fachhochschule Aalen

Ich bin verheiratet und habe zwei Söhne. Meine Frau Sonia Gutt ist Universitätsprofessor, Dekan der Fakultät für Lebensmittelwesen der Universität Suceava. Einer meiner beiden Söhne, Alexander, 31 Jahre, ist Beamter des Bezirkstages Suceava und der andere Sohn, Andreas, 22 Jahre, ist Student.

## Lehrer Helmut Höhr

Ich Helmut Höhr, bin am 23. 10. 1930 in Kleipropbstdorf geboren, mein Vater war dort Lehrer.

- Im Jahre 1936 kamen meine Eltern nach Pruden wieder zurück, so verbrachte ich dort meine Kindheit und Jugend.

- Nach 5 Gymnasialklassen von 1942 bis 1948 in Mediasch und Elisabethstadt, kam ich an die Pädagogische Schule nach Schäßburg, die ich im Juni 1951 mit einem Lehrerdiplom absolvierte.

- Gleich nach der Abgangsprüfung, kam ich am 1. Juli 1951 zum Militär auf Arbeit und blieb bis 28. Februar 1954.

- Vom März 1954 bis Februar 1956 hatte ich die Lehrerstelle in Irmesch und unterrichtete Mathematik und andere Fächer bei den Klassen 5-7.

- Bei den Wahlen für die Volksräte im Februar 1956, wurde ich zum Sekretär für den



*Lehrer und Schüler, Absolventen der 8. Klasse, Schuljahr 1976/1977 Mediasch  
Helmut Höhr erste Reihe, vierter von links*

Volksrat von Waldhütten gewählt. In der gleichen Situation waren auch andere deutsche Lehrer. Die Wahlen standen in Verbindung mit einem Gesetz, dass der deutschen Bevölkerung ihre Bürgerrechte nach 12 Jahren wieder gab.

- Schon im September 1957; konnte ich wieder in den Schuldienst zurückgehen und blieb als Lehrer in Waldhütten bis August 1961. In dieser Zeit, 1958 heiratete ich meine Frau Ida Ungar, die Tochter vom Pfarrer Karl Ungar aus Waldhütten, sie war Lehrerin.

- Vom September 1961 bis August 1969 waren wir beide mit meiner Frau an der Allgemeinschule in Kleinschelken tätig, meine Frau in der Grundschule und ich bei

den Klassen 5-8 mit Mathematik und Physik. Während der Dienstzeit in Kleinschelken, über Fernkurs besuchte ich das „3-jährige Institut für Mathematik und Physik“ in Tg. Muresch, erwarb mir das Diplom „Professor II Mathematik und Physik“; mit der Lehrbefähigung für die Klassen 5- 10 an Allgemeinschulen und Gymnasien. Von 1966 bis 1969 war ich in Kleinschelken auch Schulleiter.

- Im September 1969 kamen wir beide mit meiner Frau an die Allgemeinschule nach Durles. Hier war ich auch zweiter Schulleiter.

- Im Oktober 1975 zogen wir um nach Mediasch. Meine Frau kam in den „Kindergarten Nr.1“ als Kindergärtnerin, da keine Lehrerstellen frei waren und ich an die „Allgemeinschule Nr. 4“ für Mathematik und als zweiter Schulleiter.



*Die „Friedrich Voith - Schule“ in Heidenheim an der Brenz mit Lehrerkollegium 1986,  
Helmut Höhr rechts*

Als Schulleiter blieb ich nur kurze Zeit, da wir den Antrag für Ausreise nach Deutschland gestellt hatten. Im November 1981 wurden wir wegen des Antrags aus dem Schuldienst entlassen. Danach arbeitete ich in der „Relais- Fabrik“ in Mediasch bis zur Ausreise am 14. Juli 1982.

- In Deutschland wurde ich auf mein Verlangen, als Lehrer mit den Fächern Mathematik-Physik und Chemie an einer Hauptschule in Heidenheim angestellt. Im August 1995 ging ich nach 40 Dienstjahren im Schuldienst, in den wohlverdienten Ruhestand. Seither genießen wir mit meiner Frau die Rentenzeit und wohnen zusammen mit der Familie unserer Tochter, Ingrid Loeb die auch Lehrerin ist, mit ihren zwei Kindern, in Rastatt, im eigenen Haus. In Mathematik wetteifere ich noch mit meinen Enkelkindern (8.Kl. u.12.Kl. Gymnasium).

-Wir haben auch einen Sohn, Helmut Christian Höhr ; verheiratet und ohne Kinder; von Beruf Elektroingenieur-Experte fürs Internet.

In der ganzen Zeit in Deutschland, war ich im Vorstand der Siebenbürger Kreisgruppen Crailsheim, Heidenheim an der Brenz und Rastatt tätig.

Rastatt, den 12. April 2008

## **Anneliese Kudlimay (geb. Roth)**

Ich wurde im Jahre 1938 in Großlasseln geboren. Da meine Mutter sehr früh verstarb (mit 27 Jahren), kam ich nach Pruden zu meiner Großmutter. In Pruden hatte ich eine glückliche Kindheit. Die Grundlage für meine sportliche Karriere wurde da gelegt. Alles wurde zu Fuß zurückgelegt. Es war eine gute Gemeinschaft. Man hat Völkerball gespielt und ist in die Kokel zum Schwimmen gegangen. Im Winter ist man Schlitten gefahren und auf dem Eis gerutscht. Die Ferien verbrachte ich immer in Pruden und freute mich immer sehr darauf.

Mit elf Jahren kam ich nach Agnetheln zur Tante Zira in die 5. Klasse. Sie brachte mich dann aufs Sportgymnasium nach Kronstadt und nachher nach Bukarest zur Sporthochschule. Ich spielte acht Jahre Handball in der Landesliga.

1960 heiratete ich und zog ins Banat. Dort habe ich 17 Jahre an einem rumänischen Gymnasium unterrichtet.

Mit meinen zwei Söhnen fuhr ich jeden Sommer zur „Groß“ nach Pruden. Es war mein Zuhause. 1977 kamen wir endlich nach Deutschland nach einem siebenjährigen Kampf.

In Marktoberdorf habe ich 20 Jahre am Gymnasium Sport unterrichtet, und habe die Ausbildung meiner Söhne gefördert. Einer ist Arzt geworden, der andere Elektrotechniker. Sie haben Familien gegründet und mir fünf liebe Enkeln geschenkt. Ziratante war vier Jahre in Marktoberdorf im Altersheim und ich habe mich täglich um sie gekümmert.

### **Zur sportlichen Laufbahn von Anneliese Kudlimay, geb. Roth**

Nachdem ich die Aufnahmeprüfung am Sportgymnasium in Kronstadt geschafft hatte (1952), wurde dort nach meiner „origine sanatoasa“ (= gesunden Herkunft) gefragt. Aus Lasseln kam dann der Bescheid, dass mein Vater „chiabur“ (= Großgrundbesitzer und damit Ausbeuter) gewesen sei.



*Junge Sportlehrerin*

Da ich unter diesen Umständen nicht am Gymnasium aufgenommen worden wäre, wandte sich meine Tante an den Bürgermeister Gheorghe von Großlasseln, der früher bei meinem Vater gearbeitet hatte. Er sagte zu ihr: „Ziri nina, ich habe Annelieses Vater sehr geschätzt, schreib, was du willst, ich werde es unterschreiben!“

Daraufhin holte sie sich Rat beim Herrn Pfarrer und sie schrieben, dass der Vater in den Krieg gezogen und nicht mehr zurückgekehrt, also verschollen, sei. Dann wurde auch noch mein Bruder zum Direktor des Sportgymnasiums gerufen und befragt. Er sagte aus, dass er „einfacher Arbeiter“ sei. So erhielt ich die Erlaubnis zum Eintritt in das Sportgymnasium. Die Angst aber hat mich nie verlassen.

Später wurde ich dank des beständigen Völkerballspiels in Pruden für die Handballmannschaft ausgesucht. Wir trainierten zusammen mit den Nationalspielerinnen Mora Windt-Martini, Anna Stark, Maria Scheip-Constantinescu und A. Balint unter dem Nationaltrainer Colibas.

Nach zwei Jahren kam ich in die Jugendnationalmannschaft. Im Juli 1956 holte die Frauenmannschaft in Deutschland den Weltmeistertitel im Feldhandball unter dem Trainer Colibas.

Nach vier Jahren am Sportgymnasium fuhr ich 1956 nach Bukarest zur Aufnahmeprüfung an die Sporthochschule. Meine Tante schickte mich mit einem Brief zu mir unbekanntem Verwandten mit der Bitte, mir für die Prüfungszeit Quartier und Verpflegung zu geben. Ich spielte dann Handball in der I.C.F-Mannschaft und auch in der Oberliga. Nach weiteren zwei Jahren wurde ich sogar in die rumänische Nationalmannschaft berufen und sollte in ein Trainingslager mitfahren. Da wurde ich zum Direktor gerufen, der sagte: „Mädchen, wenn du das Studium erfolgreich abschließen willst, fahr lieber erst noch zur „munca patriotica“ (= Vaterlandsdienst).“ Und so war mein Traum, meinen Vater irgendwo im Ausland zu treffen, dahin.

Mein Vater schickte mir manchmal Geschenke, zum Beispiel einmal eine Skiausrüstung. Aber anstatt sie zu benutzen, musste ich sie bei der Großmutter verstecken, aus Angst, entdeckt zu werden.

### **Erläuterungen für die Nachkommen**

In Rumänien durften in der kommunistischen Zeit nur Kinder von Arbeitern, Bauern und Angestellten auf höhere Schulen gehen. Man war sehr arm und hatte nicht das Geld für die Aufnahmeprüfung in Bukarest. Im Studium bekam man „bursa“ (= Stipendium) und ein kleines Taschengeld vom Staat, wenn die Noten stimmten.



Privat durfte man nicht in den Westen reisen, außer z.B. mit der Nationalmannschaft. Aus diesem Grund war meine ständige Bemühung, in die rumänische Handballnationalmannschaft zu kommen, um bei einem Auslandsspiel meinen Vater treffen zu können.

*Anneliese Kudlimay mit ihren Enkelkindern*

## Lehrerin Rosemarie Lingner

Rosemarie Lingner wurde 1928 als drittes der fünf Kinder des Rechtsanwalts Dr. Alfred Leonhardt in Schäßburg und seiner Frau Wilhelmine (geb. Teutsch) geboren. Dort besuchte sie die deutsche Schule bis zur Quarta. Nach einem weiteren Schul-



*Lehrerin Rosemarie Lingner*

jahr in Bukarest begann sie 1944 ihre Ausbildung zur Lehrerin an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Schäßburg, die sie 1947 abschloss.

Kurz danach trat sie ihre erste Stelle an der damals noch kirchlichen Schule in Bekokten an. Im Sommer 1948 nach der Verstaatlichung der Schulen kam sie nach Pruden, wo sie 13 Jahre lang nicht nur unterrichtete, sondern auch die deutsche Schule - die zeitweise 'kleinste Schule der Welt' - leitete. Zu ihren weiteren Aufgaben gehörte neben der Jugendarbeit, dem Einstudieren von Theaterstücken, Chören und der Leitung der Blasmusik auch noch die 'Erwachsenenbildung'. Dies bedeutete damals in erster Linie die Alphabetisierung der neu zugezogenen Dorfbevölkerung, die Unterweisung dieser Neubauern in landwirtschaftlichen Fragen, aber auch die Überprüfung der Wirksamkeit dieser erzieherischen Maßnahmen.

1955 heiratete sie Andreas Lingner, den Sohn des Prudner Pfarrers, und übersiedelte 1961 wieder nach Schäßburg. Nach einigen Jahren, in denen sie hauptberuflich Mutter ihrer vier Kinder war, nahm sie die Tätigkeit als Lehrerin wieder auf. 1978 wanderte sie in die Bundesrepublik Deutschland aus, wo sie - nach erfolgreich abgelegter Lehrbefähigungsprüfung - weitere elf Jahre bis zur Rente unterrichtete. Seit 1981 lebt sie in Ratingen bei Düsseldorf.

## Lehrerin Sara Zenn

„De Zenne Fra Liehreran vum Plotz“ (16.12.1912 - 25.01.2008)

So nannte man Sara Zenn – unsere Tante – die Schwester unserer Mutter Elisabeth. Geboren wurde sie zwar in Großlasseln, kam aber bereits als Kleinkind mit der Familie nach Pruden auf den keulischen Hof „vum Plotz“.



Elisabeth, Zira und Sara Zenn v. li.

Nachdem ihre Mutter, die „Zennegued“, später alleinerziehend war, sollte es die kleine Tochter besser haben und so wurde sie nach Schäßburg in die Lehrerinnenbildungsanstalt - „das Seminar“ – geschickt. Ihre Mutter hat alles auf sich genommen, um ihrer Tochter dieses Studium zu ermöglichen. Damals musste man die Unterkunft in Naturalien bezahlen. Einmal fuhr unsere „Gruis“ mit vollbe-  
packtem Pferdewagen nach Schäßburg. Um rechtzeitig anzukommen, fuhr sie bereits in der Nacht los, was nicht ungefährlich war. Bereits unter den Weingärten angekommen, überfiel ein Wolf das Pferd. Sie rettete sich, indem sie auf das Pferd kräftig eindrosch, und entkam so der Gefahr.

In Schäßburg angekommen, fragten die Verwandten (Familie Tierarzt Dr. Karl Keul), bei denen Zira wohnte, warum sie das Kopftuch so hoch trage. Sie hatte nicht bemerkt, daß ihr vor Angst die Haare zu Berge standen.

Um 1934 kam Zira als junge Lehrerin nach Pruden. In Pruden war sie eine beliebte, aber etwas strenge Lehrerin. Sofort nach ihrer Anstellung kümmerte sie sich um die Dorfjugend (z.B. Handarbeiten, Theaterspielen und vieles mehr).

Bereits 1938 wechselte sie an die fortschrittliche und moderne Schule nach Agnetheln. Bei ihrem Abschied von der Prudner Jugend und der ganzen Gemeinde feierte man ein großes Fest. Es waren anwesend der Bürgermeister, der Pfarrer und alles, was Rang und Namen hatte. Es wurden Reden gehalten, Adjuvanten spielten, die Schüler aus ihrer letzten Klasse sollen Tränen in den Augen gehabt haben, laut Bericht von Lisi Löw.

Hier eine kleine Anmerkung: Bevor sie mit der geschmückten Kutsche abfuhr, hielt sie noch eine Rede. Dafür übte sie in der hinteren Scheune, das Publikum war der 5-6-jährige „Gang“, genannt Sucki.

Von Agnetheln aus machte sie auch schöne Studienreisen nach Österreich und Deutschland, was in den 30er und 40er Jahren eine Besonderheit war.

Der verlorene Krieg und die Entrechtung der Sachsen taten ein Übriges, sie musste Agnetheln verlassen. Von da aus kam sie zuerst an die Schule nach Großalisch,



Berlin 1938 Zira rechts

dann Elisabethstadt, Großlasein und zuletzt nach Schäßburg. Von hier aus kam sie 1972 zu ihrem Neffen Richard Roth nach Karlsfeld / Deutschland. Sie erhielt in Taufkirchen bei München eine Wohnung, wo sie viele Jahre glücklich lebte. Von hier aus pendelte sie jahrelang nach Marktobendorf zu ihrer Nichte Anneliese, die am dortigen Gymnasium Sportlehrerin war, um ihre Söhne Dieter und Uwe zu betreuen.



*Berlin 1938 Zira dritte von rechts*

Gerne besuchte sie in München am Gasteig symphonische Konzerte. Auch weite Reisen, wie z.B. nach Finnland, Russland, Marokko, waren ihre Ziele und gestalteten ihr Leben abwechslungsreich.

2004 entschloss sie sich nach Marktobendorf in ein sehr schönes Altersheim zu übersiedeln.



*Zira am 90. Geburtstag mit Anneliese und Rik Roth*

Die letzten Jahre hatte sie das große Glück noch mit 5 Urenkeln gesegnet zu werden. Sie freute sich sehr, sie heranwachsen zu sehen. Außerdem besuchte sie ihre Nichte Anneliese täglich, ging sogar noch schwimmen mit ihr.

Nach kurzer Krankheit verstarb sie am 25.01.2008.

Wir haben sie sehr geschätzt, hat sie uns doch den Weg ins Leben gezeigt.

Richard Roth, Anneliese Kudlimay, geb. Roth

08.09.07 Heilbronn

Liebe Frau Lira Ziemer!

Wir sitzen gemütlich beisammen und feiern das 5. Klassen-Treffen des Jahrgangs 1932/33  
Es sind inzwischen 60 Jahre vergangen, seit wir die Aqueleler Schule verlassen hatten.

Unsere Erinnerung geht aber weiter zurück zu den Anfang unserer Schulzeit. Damit sind Sie eng verbunden. Sie waren es, die uns 51 ABC Lehren das Lesen, Schreiben u. Rechnen, d. h. die Grundlagen für unseren weiteren Verdienstag beigebracht haben.  
Dafür danken wir.

Anwesend sind heute nur 13  
Schulfründe - davon 3 Schulfreundinnen  
die meisten mit Partner.

Wir hoffen, es geht Ihnen gut und  
wünschen Ihnen nur weiterhin  
nur das Beste.

Liebe Grüße von Ihren ehemaligen  
Schülern

Walter Reim - J. Fabricius

Horst Ley Gerner

Fr. Hst. Anst. Hermann Ewald  
Bl. Böttchermann Mann  
Fr. G. Ullrich Fr.

Ter. Bröckel Melitta Zickel  
Hans Meurer

# Michael Bloss

## Corpul Vânătorilor de Munte

Comandantul

C. G. Alexanderwohl  
14 Octombrie, 1941

### Ordin de zi Nr. 177

Nr. 185.

Și tu, camarade,

Bloss Mihail, Ctg. 1090 din Escadronul 4. V. Calari,  
ai luat parte la marea bătălie dintre Nipru și Marea de Azov.  
Prin vitejia ta și eroismul tău, dușmanul a fost înfrânt,  
urmărit și distrus.

Izbânda Corpului Vânătorilor de Munte a fost măreată. Ea  
na rămâne ca o lumină pururea strălucitoare peste văcuri.

cele fapte de arme săvârșite de  
funte.

ă Vânătorii Corpului de Munte  
front de 50 Km., cu 5 Divizii  
estrăte cu artileria multă, cu  
roasă care a spărit zi și noapte

ul de albine zi și noapte, fără  
ne în spate, fără a te îngrozi;  
numărate ori, dar că ai stat

sete și de frig, dar n'ai desperat

cu toți Vânătorii de Munte, zid  
ca stâncile bătute de talazuri.  
nu suferit ca martirii în tăcere.  
mortii au fost răzbunați; că la  
e, Vânătorii de Munte au  
glorioase în istoria războiului

că îți-ai ținut jurământul făcut  
Țării.

Răspłata cea mai mare pentru tine, camarade, este conștiința  
datoriei împlinite și mândria de a fi luat parte la cea mai însemnată  
bătălie a Corpului Vânătorilor de Munte.

Să te închini, camarade, pentru frații tăi de arme, căzuți pe  
câmpul de bătăie!

Să-ți aduci aminte de șefii care te-au condus și îți-au asigurat  
izbânda!

Comandantul Corpului de Munte,  
General de Divizie,

I. Avănescu

1) Numele, prenumele, gradul și coadgeriul.



# **Die Mundart von Pruden in phonetischen und dialektgeographischen Bezügen**

## **Dagmar - Herta Geddert**

Polytechnisches Institut Klausenburg  
Abteilung Philologie und Geschichte Hermannstadt  
Fachgebiet Deutsch-Rumänisch

Wissenschaftlicher Leiter: Mundartforscher Anneliese Thudt  
Lektor Dr. Gerhard Konnerth

Kandidat: **Brigitte Anneliese Schneider / Juni 1987**

Die Diplomarbeit von Brigitte Anneliese Schneider umfasst 109 Seiten und ist in drei Abschnitte gegliedert.

### **I. Einleitung**

In diesem Abschnitt begründet Brigitte Anneliese Schneider ihre Absicht dieser wissenschaftlichen Arbeit. Weiterhin beschreibt sie den Forschungsstand; die Ortschaft – Pruden -; Bemerkungen zur Methode und Arbeitsweise ihrer Diplomarbeit.

### **II. Systematische Materialsammlung und ihre sprachliche Verarbeitung**

Hier bearbeitet die Autorin den Vokalismus und Konsonantismus der Mundart von Pruden. Sie vergleicht die Direktaufnahmen mit denen der Siebenbürgisch-Deutschen Sprachatlanten (SDSA, SDWA).

### **III. Zusammenfassende Schlussfolgerungen**

Im letzten Teil der Diplomarbeit fasst sie noch einmal alles zusammen und notiert die Fußnoten.

Nun möchte ich einen Auszug der Diplomarbeit wiedergeben:

#### **Einleitung**

#### **Absicht und Begründung der Arbeit**

Die vorliegende Arbeit versucht, einen kleinen Beitrag zur siebenbürgisch-sächsischen Mundartforschung zu bringen, indem sie das Lautsystem der siebenbürgisch-sächsischen Dorfmundart, Pruden (Prod), darstellt.

Bisher wurde in der Fachliteratur eine einzige Dorfmundart, die von Burgberg, als Dissertation publiziert. Doch um die Gesetzmässigkeit des siebenbürgisch-sächsischen Dialekts als Struktur zu erkennen, sind Lautdarstellungen von möglichst vielen Ortsmundarten notwendig, umso mehr als sie im Vergleich zu den Stadtmundarten oft ursprünglichere, ältere Mundartverhältnisse aufweist. Es gibt eine Reihe von Diplomarbeiten über Dorfmundarten, die im Rahmen der Sektion für Gesellschaftswissenschaften der Akademie unter der Anleitung siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuchs erarbeitet wurden, deren Auswertung aber noch aussteht, da die Belegdichte der Orte noch zu klein ist.

Wir versuchen sodann, die untersuchte Mundart dialekt-geographisch in den größeren Zusammenhang der südsiebenbürgischen Mundart einzugliedern, indem wir die von A. Maurer und dem Siebenbürgisch-Deutschen Sprachatlas (SDSA) bzw. Siebenbürgisch-Deutsche Wortatlas (SDWA) gewonnenen Erkenntnisse zum Vergleich heranziehen.

Wir wählten gerade diese Dorfmundart, da sie vom Aussterben bedroht ist und ihre phonetischen Eigentümlichkeiten in ihrer Gesamtheit bis zur Zeit noch nicht festgehalten worden sind. Zudem ist uns die Mundart nicht unbekannt, da ein Elternteil, die Mutter, aus der Ortschaft stammt.

### **Stand der Forschung**

Die siebenbürgisch-sächsische Sprachlandschaft ist von einheimischen Sprachforschern unter verschiedenen Aspekten untersucht worden. Die ersten Forschungen standen im Zeichen der Herkunft der Kolonisten. Die sprachvergleichenden Arbeiten setzten sich zum Ziel, die Verwandtschaft des siebenbürgisch-sächsischen Dialekts mit binnendeutschen, meist rheinischen Dialekten zu beweisen. Der Hauptvertreter dieser Richtung, Gustav Kirsch, sah das Moselfränkisch-Luxemburgische als Urheimat der siebenbürgischen Kolonisten an. F. Marienburg entdeckte diese Verwandtschaft des Südsiebenbürgischen mit den niederfränkischen Mundarten.

Erst A. Scheiner brach mit dieser Forschungsrichtung und führte die Mundartforschung auf eine „beachtliche Höhe“. Die Forschungen legten die Eigenheiten unserer Mundarten auch unter lautlichem und morphologischem Gesichtspunkt fest. Am häufigsten sind die Analysen des Lautstandes. A. Scheiner schrieb die erste grundlegende Arbeit darüber: „Die Mundart der Siebenbürger Sachsen“. Arbeiten, die Morphologie betreffend, sind seltener, die Syntax wurde nicht untersucht.

Vernachlässigt wurde von der Forschung desgleichen die dialektgeographische Seite der Mundart, die Gliederung der Mundartlandschaft in Untermundarten, nachdem A. Scheiner in der „Mundart der Burzenländer Sachsen“ zum Schluss gekommen war, dass sich im Siebenbürgischen keine wesentliche mundarttrennenden Eigentümlichkeiten, und zwar Burzenländischen gegenüber „altländischen Mundarten“, finden liessen. Der SDSA hat inzwischen in einigen Fällen das Gegenteil bewiesen.

Als Mangel empfindet die Forschung das Fehlen von Behandlungen lokal gebundener Lautsysteme. Bis heute sind hauptsächlich siebenbürgisch-sächsische Stadtmundarten und eine Dorfmundart systematisch bearbeitet und publiziert worden. A. Scheiner „Die Mundart der Sachsen von Hermannstadt“ sowie „Die Mediascher Mundart“, eine Untersuchung von Scheiners eigener Mundart.

Robert Bruch wählte sich „Die Mundart von Schässburg aus Siebenbürgen“ als Seminararbeit. Georg Keintzel: „Lautlehre der Mundart von Bistritz und Sächsisch-

Regen“.

Die einzige uns zugängliche Ortsmonographie, auf der wir unsere Lautuntersuchungen für die Erarbeitung des phonetischen Systems aufbauen ist Artur Maurer: „Mundart von Burgberg“.

#### Zur Ortschaft

Die Ortschaft Pruden gehörte verwaltungsmäßig dem einstigen Bogeschdorfer Kapitel an, das ursprünglich 24 Gemeinden umfasste (nach 1788 aber bloß 23, da Ehrgang bald unterging), und zwar der oberen Abteilung des Bogeschdorfer Kapitels.

Die zwischenkokler Ansiedlungen sind jüngere mittelalterliche Siedlungen, die durch Innenkolonisation entstanden sind und wohl schon im 14. Jahrhundert bestanden haben.

Zum Bogeschdorfer Kapitel gehörten nicht nur grundherrliche Gemeinden des Kokelburger Comitatus, sondern auch freie Gemeinden des späteren Schäßburger Stuhls. Dazu zählte außer Großalisch und Halwelagen auch Pruden. Anfang des 14. Jahrhunderts musste Pruden schon als Ortschaft bestanden haben, doch erst im Jahre 1393 erscheint es sicher als freie Gemeinde des Schäßburger Stuhls.

Pruden ist eine kleine Gemeinde. Die Siedlung liegt in einem Tal und ist ringsum von Bergen und Wäldern umgeben. Die Lage ermöglichte den Einwohnern, Weinbau und Viehzucht zu treiben. Außerdem bauten sie auch Hanf und Flachs an.

Die Einwohnerzahl betrug bei der letzten Volkszählung: 500 Rumänen und 60 Sachsen.

Die Mitglieder der dort ansässigen sächsischen Familien sind vorwiegend in fortgeschrittenem Alter, die jüngere und junge Generation, dort wenig vertreten, pendeln als Arbeiter in die nahe liegenden Städte (Mediasch, Elisabethstadt und Schäßburg). Der Großteil der sächsischen Mundartsprecher lebt heute in der Stadt.

#### Bemerkungen zur Methode und Arbeitsweise

Da die Erforschung der Mundart für uns ein völlig neues Arbeitsgebiet ist, stützen wir uns bei der Aufnahme des Lautmaterials für die Erarbeitung des phonetischen Systems der Ortsmundart auf die Arbeit von Artur Maurer: „Die Mundart von Burgberg“. Seiner Arbeit liegt das Westgermanische als Lautsystem zugrunde.

Das Lautmaterial wurde synchron untersucht, d.h. bloß der jetzige Lautstand. Dabei benutzten wir die deskriptive und historisch-komparative Methode. Ergaben sich Unterschiede in Wortschatz und in der Wortbedeutung, so wurden diese herausgearbeitet und erläutert.

Das Sammeln des Lautmaterials geschah durch Befragung mehrerer Mundartsprecher verschiedener Altersgruppen. Die Gewährsleute waren:

Anneliese Schneider (54)  
Katharina Zakel (68)  
Ekaterina Keul (65)  
Elisabeth Löw (83)  
Johann Lang (86).

Als Ausgangspunkt der historisch-vergleichenden Untersuchungen nehmen wir nicht das Mittelhochdeutsche, sondern das Westgermanische, bzw. in einzelnen Fällen das Althochdeutsche als Bezugssystem, weil das Mittelhochdeutsche ein schon fortgeschrittenes Stadium der sprachlichen Entwicklung zeigt und verschiedene Lautveränderungen, besonders im Konsonantismus, des Siebenbürgisch-Sächsischen daraus nicht mehr erklärt werden können. Zu dem sind alle älteren und neueren siebenbürgisch-sächsischen Lautuntersuchungen auf dieses Bezugssystem ausgerichtet, was eine Vergleichsmöglichkeit erleichtert.

Der deskriptive, analytische Teil der Arbeit wird ergänzt durch die Schlussfolgerungen, in denen die gewonnenen Erkenntnisse zusammengefasst werden.

### **Zur Lautschrift**

Die Lautschrift richtet sich in der Anwendung von besonderen Lautzeichen (Diakritika) im allgemeinen nach dem „Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuch“. Weil unser Text mit der Schreibmaschine geschrieben werden wird, verzichten wir weitgehend auf Diakritika und geben unsere Lautungen mit Hilfe der deutschen Schriftzeichen wieder.

Für Konsonanten verwenden wir folgende Schreibung:

ch - stimmloser Ich-Laut  
j - stimmhafter Ich-Laut  
x - stimmloser Ach-Laut  
g - stimmhafter Ach-Laut  
sz - stimmloser s-Laut  
s - stimmhafter s-Laut  
sch - stimmloser sch-Laut  
sch - stimmhafter sch-Laut  
tch - Dentalaffrikata, inlautend dj, mit leichtem  
Expirationsausstoß  
ng - steht für Velarnasal  
nj - steht für palatalisiertes n

Für Vokale:

a - dunkles a (wie madjarisch a)  
e - Murrel-e

ei - e+i  
 ie - i+e  
 î - leicht nasaler Mittelgaumenlaut ohne  
 Lippenrundung (wie rumänisch î)  
 : - Länge der Vokale  
 Kürze wird nicht bezeichnet.

Wir haben versucht, eine möglichst gute Wiedergabe der Mundart zu geben, sind uns aber dessen bewusst, dass sie viel genauer sein könnte.

### Vokalismus der Mundart

Kurze Vokale

Westgermanisch: a

Wg. a > a vor p, d

fadem (Faden, Zwirn); fladen (Fladen); gefater (Gevatter); gefader (Gevatterin); gader (Gatter); lat (Lade, Sarg); laden (laden); mat (Made, Wurm); kader (Kater); schaden (Schaden); sarel (Sattel); sat (satt).

Ausnahme: cha (Bejahungspartikel : ja).

Wg. a > eu vor l, r, s, b, d.h. vor mundartlich stimmhaftem Dauerlaut

bezeulen (bezahlen); zeul (Zahl); scheu(e)l (Schale); schmeu(e)l (schmal); meulen (mahlen); keu(e)l (kahl); weu(e)l (Wahl); neusz (Nase); heusen (Hase); gleusz (Glas, Fensterscheibe); greuwen (graben, Graben); heuwer (Hafer); a:chdeux (acht Tage, mundartliche Bezeichnung für Woche); îideux (vor Tagesanbruch); meugen (Magen); meuger (mager); kneugen (nagen), jeugen (jagen); jeuxt (Jagd); feusnicht (Fastnacht); und die Partizipien der Verba der 6. Ablautreihe: gefeuren (gefahren); gegreuwen (gegraben); geheuwen (gehoben); gemeulen (gemahlen); geweuszen (gewachsen).

Wg. a > u vor m und n

Humer (Hammer); kumer (Kammer); lum (lahm); muntchener (mancher); numen (Name); rum (Rahmen); schumen (schämen); zesumen (zusammen); sumeln (sammeln); sumet (Samt); fun (von); grunen (Schnurrbart); hunen (Hahn, Abziehvorrichtung am Gewehr); munen (Mähne); munen (mahnen); hun (haben); un (an); untrich (Enterich); wun (wenn); wunen (wohnen).

Wg. a > eu vor r + Konsonant

beu(e)rt (Bart); eu(e)rsch (Arsch); eu(e)rt (Art); feu(e)rt (Fahrt, Reise); geuren (Garn, Hanf); eurem (arm); geu(e)rten (Garten); meu(e)rk (Mark); schweu(e)rt (Schwarte); weurem (warm); weu(e)rz (Warze); weu(e)rden (warten).

Ausnahme: harz (Harz)

Wg. a > a: vor ursprünglich doppeltem Verschlusslaut

a:k (Ecke); ba:k (Bäcker); a:ker (Buch-, Eich- usw. Ecker); da:k (Decke), ra:ken

(recken); schtra:ken (strecken); schna:kerhûren (Schnecke, Schneckenhorn).

Wg. u > a

gang (Junge, jung); lang (Lunge); hanger (Hunger); hangrich (hungrig); zang (Zunge); fanjdjen (gefunden); schtanjtch (Stunde), gebanjden (gebunden); wanjdjer (Wunder); anjdjen (unten); ferhangern (verhungern); gesangen (gesungen); geklangen (geklungen); geschprangen (gesprungen); gezwangen (gezwungen).

Wg. u > o

Bromen (brummen); gebrom (Gebrumm); brom (Brummpfeife, aus Weiden hergestellt).

Wg. u > Umlaut ä vor l + Konsonant

gälden (golden); gälden (Gulden); fälen (füllen); gedäldich (geduldig); schäldig (schuldig).

Wg. u > Umlaut i vor l, r, b mit folgendem i

dir (Türe) (ahd. turi); iwel (Übel, übel) (ahd. ubil), iwrich (übrig) (mhd. überic); mil (Mühle) (ahd. muli); pil (Polster) (ahd. pfuliwi); schnirch (Schwiegertochter) (ahd. snurihha);

Dazu kommen:

bisz (Büchse, Gewehr) (ahd. buhsa); kim (Kümmel) (ahd. chumil); bit (Bottich).

### **Konsonantismus der Mundart**

Westgermanisch: b

Wg. b ist im Anlaut als stimmhafte bilabiale Laute erhalten:

baken (backen); balen (fem. Eingeweide); bäter (bitter); bibel (Bibel); bisz (Gewehr, Büchse); blänjtch (blind); blaiwen (bleiben); bla(e)n (blühen); blä(o)m (Blume); be(i)sz (böse); biiden (beten); beicher (Becher); brä(o)der (Bruder); brutch (Brot); bretch (breit); breichen (brechen); beuden (baden) usw. usw.

### **Zusammenfassende Schlussfolgerungen**

Die konsonantische Palatalisierung ist eine Spezialität des Siebenbürgisch-Sächsischen. Der Begriff wurde von Schirmunsk eingeführt, jedoch nur für vokalische Erscheinungen; nicht auch für konsonantische. Da die Palatalisierungserscheinungen eine Scheidewand zwischen dem Südsiebenbürgischen und dem Nordsiebenbürgischen bilden: kommen ihnen umso größere Bedeutung zu.

Pruden liegt im östlichen Teil des Mundartgebietes, dessen Mundarten durch Palatalisierung der Konsonanten t, d, n, l gekennzeichnet ist, während im Westen die Gutturalisierungen vorherrschen. Mit dieser für den siebenbürgischen Konsonantismus so bedeutenden Erscheinung hat sich in seiner Dissertation besonders eingehend B. Capesius beschäftigt. Sie führt den Titel „Die Vertreter des

alten î, û, ü, îi im Siebenbürgisch-Sächsischen“. Capesius geht den genannten Engelaunten nach, die bei den benachbarten Konsonanten eine Veränderung bewirken. Die Veränderungen treten nach Wörtern im Mundartgebiet in verschiedener Kombination auf: z.B. lekt - brokt (Hermannstadt), lietch – briekt (Alzen), lotch – brotch (Pruden). Damit zeichnet sich der Umgang vom Gutturalisierungs- zum Palatalisierungsgebiet ab. Pruden kennt – außer geringen Ausnahmen – die gutturalisierte Aussprache nur in der Verbindung ng, nk. Sie ist während unserer Untersuchung in den Wörtern: mängksz, me(u)ngkel (Milz, Mantel), me(o)kt (Maut, Abgabe) zu Tage getreten.

Unsere Aufstellung über die palatalisierten Konsonanten zeigt außer den bekannten und verbreiteten Palatalisierungen nach altem i, u, ü auch solche, die verhältnismäßig selten auftreten, und zwar nach altem Diphthong ai in e(i)djem (Eidam), kle(i)tch (Kleid) usw. sowie nach au, Umlaut von au wie dutch (tot, Tod), ne(i)djich (nötig).

Palatalisierte Dental erscheint in manchen Fällen in Pruden gemeinsam mit zu i vokalisiertem l, und zwar in Verbindungen -ilt (wild) wa(i)tch, -elt (selten) sa(i)djen und Umlaut von wg. a in: a(i)djer (älter, Eltern). A. Scheiner verzeichnet die „lautlichen Verstärkungen“ der Dentale und ergänzt dabei die Angaben F. Marienburgs.

Der Nasal n wird in bestimmten alten Verbindungen außer im Anlaut, in- und auslautend palatalisiert. Die vokalisch-konsonantischen Verbindungen sind im Wesentlichen die gleichen, unter denen sich die Palatalisierung der Dentale vollzieht, außer denen mit altem au (ahd. o:) in schunj (schon), krunj (Krone), lunj (Lohn). A. Scheiner hat einzelne Palatalisierungen des n im binnendeutschen Sprachraum nachgewiesen. Es sind känjtch (Kind); änj (immer); onjtch (Ende). Auch dieser Lautwandel scheint sich bis heute nur im Siebenbürgisch-Sächsischen geschlossen erhalten zu haben. Es fehlen uns binnendeutsche Angaben dazu.

Über die i-Vokalisation in den südsiebenbürgischen Ortsmundarten sagt er hingegen folgendes: „... l erscheint entweder mouilliert als l',... (nie als i!) oder stark vokalisch anschwellend (gedehnt?). Ersteres außerhalb des stark mouillierten Burzenlandes wohl häufiger im Osten ...“

Trotzdem ist sie in vielen östlichen Mundarten vorhanden, so auch in Pruden als Übergang des palatalisierten l = lj zu i. Die Lautentwicklung tritt generationsgebunden als lj bei älteren und bei jüngeren Sprechern auf.

Die Labialisierung des n > m, ebenfalls ein Kennzeichen der meisten östlichen Ortsmundarten, hat auch Pruden erfasst; es gilt für die Verbindungen Land, Sand usw. als lemt, semt, auch (Mann) mem sowie in: (tanzen) demzen, (ganz) gemz; nach wg. u: in (Alaun) alom. Auch dieser Lautwandel in unserer Stellung wird von Schirmunski nicht vermerkt.

„n“ erscheint sowohl nach e als auch nach o als m - burzenländisch n in vielen

Mundarten des (östlichen?) Altlandes -, in Honigberg als ngm; als ögm erscheint es nur nach o oder dessen Spaltung oe o, in brûn, zûn – bronj, zonj“. Während sonst Gleichheit herrscht, findet man nach wg. u: alom (Alaun).

Im Vergleich zur Burgberger, besonders aber zu der Hermannstädter Mundart zeigt Pruden in Verbindung mit wg. ai, au, Umlaut au erhebliche vokalische Quantitätsunterschiede, und zwar Kürzer. Bei der Verbindung mit Dental sowie Nasal n sie sich zu konsonantischen, Verstärkungen, wie tch, inlautend dj. Wg. ai Pruden e(i); bre(i)tch (breit); e(i)niz (eins); e(i)chel (Eichel); ge(i)szel (Geissel, Peitsche). Vor Frikativen f, w wird der schwach artikulierte Gleitlaut (i) wie er für wg. ai steht (bre(i)tch ‚breit‘) ausgestoßen und es heißt def (taub), glewen (Glauben), vor Ach-Laut jedoch re(u)x (Rauch) mit kurzem u-Nachschlag, während in ‚Traum‘, ‚Baum‘ kurzes u gesprochen wird, das eine größere Verbreitung hat.

Diese Kürzung der alten Diphthonge steht lautlich einer Verstärkung von Konsonanten in engstem Zusammenhang und ist im westsiebenbürgischen Velarisierungsgebiet als Erscheinung häufiger zu beobachten, wo sie zum Unterschied von Pruden als „velare Verstärkung“ bruik (Brot), eling (allein) in Petersdorf (Mühlbach) erscheint. Dort und vor allem in Urwegen werden jedoch weit mehr Lautverbindungen von der Kürzung erfasst, z. B. der Nexus – aid, fliksch (Fleisch), gikszel (Geissel, Peitsche) in Urwegen, in Pruden jedoch fle(i)sch (Fleisch), ge(i)szel (Geissel, Peitsche), sowie in Umlaut wg. au mit Reibelaut: gligwen (glauben) aber gle(i)wen (glauben) für Pruden.

In den südsiebenbürgischen Stadtmundarten werden anstatt Kürzen Längen gesprochen wie ni:dich (nötig); schi:in (dünn); eli:n (allein); bri:t (Brot) oder gli:wen (glauben), kni:fel (Knopf); di:t (tot) sowie dru:m (Traum); bu:m (Baum). Vokalkürzungen fehlen auch in briut (Brot), liun (Lohn) (Mediasch); bru:t (Brot), lu:n (Lohn) (Kronstadt).

Dialektgeographisch gehört die Ortsmundart von Pruden den östlichen Mundarttypen an. Als Mundart des Kokelgebietes ist sie gleichzeitig durch Merkmale gekennzeichnet, die sich im Südsiebenbürgischen nur in diesem Gebiet finden, also letzten Endes als eine östliche Kokelmundart zu klassifizieren.

Die Eigentümlichkeiten, die sich als östliche Palatalisierungsmundart ausweist, gehen aus dem dargebotenen Lautmaterial und seiner Verarbeitung reichlich hervor. Sie können ebenso an den im SDSA angeführten Lautkarten nachgewiesen werden, und zwar in konsonantischer Hinsicht Palatalisierung der Dentale t, d – und des Nasals n in Hund (I. 23), Pfund (I. 38), hinter (I. 18), braun (II. 73) neun (II. 122) heute (II. 103), Winter (II. 145) usw. sowie Labialisierung des n > m in ganz (II. 89), anders (II. 64 a), Mann (II. 144).

Im Vokalismus treten als hauptsächlichsten Kennzeichen hervor:

a) der Vokal o in Verbindung mit palatalisiertem Ach-Laut wie ‚gedrocht‘ (getrocknet),

och (euch), im Unterwald gedrokt (II. 135).

b) o (wg. eu) in ‚och‘ (euch), ‚lotch‘ (Leute), ‚hotch‘ (heute) aber auch vor palatalisierten n > nj in nonj (neun); bronj (braun) (II. 73 bzw. II. 122) im Gegensatz zu westlichem ‚ech‘ (ich), ‚lekt‘ (Leute), ‚hekt‘ (heute) bzw. neng, brong.

c) Das vor allem für die östlichen Mundarten charakteristische oi, das dort für mehrere alte Vokale und Diphthonge steht, reich geographisch allerdings mit Stolzenburg ‚loirer‘, ‚hoisch‘ (Lehrer, schön) bis an Hermannstadt heran; im Atlas ist es durch ‚Scheuer‘ (II. 125) ‚Feuer‘ (II. 83) vertreten.

Ein weiterer Vokal, der Pruden dem Osten des Mundartgebietes zuweist, ist e als haupttoniger Vokal. (wg. au) in ‚def‘ (taub), ‚kef‘ (Kauf), ‚lef‘ (Laub), ‚schtef‘ (Staub), der im Repser Gebiet vorkommt, im Westen hingegen fehlt; e in ‚emdersch‘ (anders); ‚gemz‘ (ganz) hat ebenfalls unter den östlichen Ortsmundarten seine Parallelen. Die zu e geschwächte Entsprechung des wg. ai steht sodann in der Verbindung mit verstärkten Konsonanten: gemenj (Gemeinde), klenj (klein) oder kletch (Kleid), ledjen (leiten); vor s, sch, m führt es einen kaum feststellbaren Gleitlaut i mit sich, der diphthongische Vokal ist von äusserster Kürze; z.B. fle(i)sch (Fleisch); he(i)met (Heimat) usw.

Der Reduktionsvokal e in Zusammensetzung mit –tag, mundartlich –dex bildet im Unterschied zu den anderen südsiebenbürgischen Mundarten mit –tich, das Merkmal der Kokelmundarten sowie des Nordsiebenbürgischen, z. B. me:endex (Montag).

Eine Prudener Besonderheit stellt die diphthongische i-Verbindung îi in hîiwen (heben) îisel (Esel); gîi(e)l (gelb); îi(e)rt (Erde) (Uml. wg. a, wg. e) oder Umlaut wg. o mîirtert (Mörtel); mîi(e)rschel (Mörser) dar; desgleichen der seltene Diphthong iu, der nur für wg. u: in bediuren (bedauern), gebiu(e)r (Bauer); hiusz (Haus) gesprochen wird.

An die Mediascher Ortsmundart klingt bloß îu (Mediasch iu) für wg. o in: bîugen (Bogen), îuwen (oben, Ofen) an, sonst steht die Prudener Mundart dem Schäßburger Gebiet auch im Vokalismus näher.

Im Vergleich zu anderen Dorfmundarten zeichnet sich die von Pruden durch einen reichen Vokalismus und, durch die palatalen Verstärkungen, zahlreiche konsonantische Varianten aus. In der Mundart von Pruden treten 43 Laute im Vokalismus auf, von denen 9 einfache Vokale, 25 Diphthonge und 9 unechte Triphthonge wobei die Burgberger Mundart nur 27 Laute aufweist, davon 10 einfache Vokale, 13 Diphthonge und 4 Triphthonge. Der Vokalreichtum unserer Ortsmundart wird noch deutlicher, wenn wir sie mit der Mediascher Mundart vergleichen, die von 20 Lauten im Vokalismus 12 einfache Vokale, 6 Diphthonge und nur 2 Triphthonge hat.

Nürnberg / 2009

Dagmar-Herta Geddert

## Pruden aus der Sicht eines Auswärtigen Julius Henning

Der bekannte Orgelvirtuose, gebürtig aus dem Sudetenland, Franz Xaver Dressler (1898-1981), war neben seinen Tätigkeiten auf dem Gebiete des Hermannstädter Musiklebens, vertraut auch mit dem Orgelbau, auch tätig im Rahmen der Evangelischen Kirche Siebenbürgens, beauftragt mit der periodischen Überprüfung der Funktionstüchtigkeit der Orgeln im Gebiet der Landeskirche. So führte ihn der Weg eines Tages, über Elisabethstadt und Halvelagen kommend, auch nach Pruden. Als er die Anhöhe, die sogenannte „Hill“ überschritten, und sich alsbald der erste Anblick der Gemeinde eröffnete, soll er in diesem Moment, beim Anblick der Gemeinde, gelagert in einem lieblichen Seitental der Großen Kokel, von Wäldern umrahmten Wiesen und Feldern, den Ausspruch getan haben: „So schön wie im Schwarzwald“. Dieser Ausspruch fand sich u.a. auch vermerkt in den „Kirchlichen Blättern“ dem offiziellen Organ der Evangelischen Landeskirche Rumäniens, bei seinem Bericht über die Ergebnisse der Visitation in Pruden.

Diese landschaftliche Bewunderung hat sich bis in unsere Tage fortgesetzt, wenn wir erleben, dass nach der politischen Wende, nach dem Verlassen der siebenbürgisch-sächsischen Bevölkerung, mehrere Familien deutscher Staatsbürger, aus dem Lande Sachsen, die mit den Siebenbürger Sachsen nichts gemeinsam haben, hier in Pruden das ehemalige evangelische Pfarrhaus saniert und wieder bewohnbar gemacht haben, dies als Freizeiteinrichtung abwechselnd, im Laufe des Jahres nutzen, dazu auch das Kirchengebäude in bestem Zustand erhalten.

Was verbindet mich nun aber als ehemaliger Schässburger mit der Gemeinde Pruden? Als Chronist meiner Großfamilie Henning, deren Wiege seit Beginn des 18-ten Jahrhunderts in Schässburg belegt ist, habe ich bei meinem Urgroßvater Johannes Henning erfasst, dass dieser, nach dem frühen Tode der Eltern, als Waise, herangewachsen in der Familie einer Schwester, eine Katharina Nussbaumer heiratete, die wiederum einen Bruder Johannes hatte, Pfarrer in Pruden. Die Nussbaumer waren in Schässburg eine angesehene Handwerkerfamilie, auch mit Würdenträgern der Stadt. Als die Tochter Katharina meinen Urgroßvater heiratete, schrieb der seinerzeitige Chronist: „Er (Johannes Henning), muss ein stattlicher Bursche gewesen sein, wenn er die Zuneigung der reichen Katharina Nussbaumer fand“. Weiter steht da: „Die junge Frau war geweckten Geistes, las viel in nützlichen Büchern, welche ihr der Bruder Johannes, Pfarrer in der Gemeinde Pruden, verschaffte“.



*Die alte idyllische Kirche*

te“. Einer der Söhne dieses Johannes Henning und der Katharina geb. Nussbaumer, der Theologie studieren wollte, genoss die Gunst seines Onkels Nussbaumer, dem Pfarrer von Pruden, welcher ihm erlaubte und ihn dadurch förderte, dass er ihn einige Male im letzten Gymnasialjahr im Gottesdienst in Pruden die Predigt halten ließ.

Im Zeitraum der Amtstätigkeit von Johannes Nussbaumer als Pfarrer in Pruden, vom Jahre 1831 bis 1857, bis zu seinem Tode, kamen aus Schässburg immer wieder junge Paare, Verwandte und Bekannte der Familie, um sich in dem lieblichen Pruden, in der idyllischen Kirche, von dem beliebten Pfarrer trauen zu lassen.

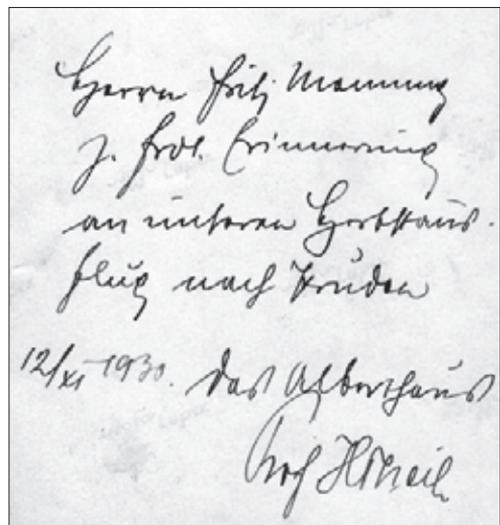


*Die Schässburger Bläsergruppe und die Prudner Adjuvanten, im Februar 1938  
 Georg Geddert (Bass), vor ihm Heinrich Weisskopf, Schässburg  
 v. r. Mitte: Georg Zikeli, Schässburger, Rudolf Höhr, Michael Türk, Georg Keul und Elise Geddert  
 v.r.unten: Johann Löw, Schässburger, Johann Lang, Schässburger und Johann Leutner*

Wenn Pruden auch zu den kleineren Gemeinden des Kreises zählte, die Landschaft erlaubte keine größere Ausdehnung, so hatte sie doch gute Wirtschaftler in den Bauern des Dorfes. Außer den landwirtschaftlichen Haupterzeugnissen, hatte die Gemeinde eine gute Milchwirtschaft, auf dem Marke von Schässburg war der Prudner Sauer-rahm der Gesuchtteste; ebenso wurde dieser Markt mit viel Geflügel und bestgefütter-



*Ausflug nach Pruden*



ten Gänsen beschickt. Selbst die wenigen Zigeunerfamilien die sich am Ortsrande im Laufe der Jahre, als Arbeiter bei den Sachsen, angesiedelt hatten, brachten es weiter als in anderen Orten, sprachen alle die siebenbürgisch-sächsische Mundart, arbeiteten auch außerhalb des Ortes. So konnte ich einige dieser Männer persönlich erleben, als sie am Grundstück meiner Eltern, in der Rohrau bei Schässburg, das Gras mähen kamen, und schon beim ersten Morgenrauen bei der Arbeit waren, sich das noch taunasse Gras leichter mähen ließ.

Mit der Stadt Schässburg gab es Austausch auch kultureller Art. So zum Beispiel zeugt das hier auch beiliegende Foto des Jahres 1938 von dem Besuch einer Gruppe der Blaskapelle der Freiwilligen Feuerwehr von Schässburg, die mit dem Zug bis Dunnesdorf angefahren war und von dort mit Pferdewägen nach Pruden weitergeleitet wurde. Veranlasst hatte diesen Erfahrungsaustausch mit den Prudner Adjuvanten, der damalige Schullektor und Dirigent der Prudner Adjuvanten, Rudolf Höhr, der gute Beziehungen zu den Schässburger Musikern hatte. Beide Formationen spielten zunächst einige Vortragsstücke und am Nachmittag zum Tanze im Saal auf. Deutlich zu erkennen auf dem Bild von den Schässburger Gästen, der Schwiegervater von Lukas Geddert, Heinrich Weisskopf, Schneidermeister in Schässburg, Klarinettenbläser in der Blaskapelle und im Orchester des Musikvereins. Im Jahre 1951 besuchte die IV-te Seminarklasse von Schässburg Pruden, eine Instrumentalgruppe der Seminaristenkapelle spielte, unter der Leitung von Hans Jakobi, zum Tanze auf. Erwähnt werden kann, belegt auch mit dem beiliegenden Foto, der Besuch der im Internat des Bischof-Teutsch-Gymnasiums Schässburg wohnenden Schüler, die im Jahre 1930 ihren Herbstausflug nach Pruden unternahmen. Man sieht die Schüler auf dem Bild in größerer Anzahl, vor der Prudner Kirche.



*Julius Henning 2008*

Darunter auch der in der I-ten Gymnasialklasse, der Prima, sich befindliche Prudner Fritz Menning (späterer Direktor der Bergschule von Schässburg), dessen Vater, auch Fritz Menning, den angereisten Schülern einen großen Korb (Fälpes) reifer Trauben aus dem Weinberg brachte, wofür ihm der Ausflugsleiter, der Leiter des Internats (Alberthauses) mit dem hier beiliegenden Foto mit in altdeutscher Schrift abgefaßten Widmung vom 12.XI.1930: „Herrn Fritz Menning, zur frdl. Erinnerung an unsern Herbstausflug nach Pruden - 12.XI.1930 - Das Alberthaus. gez. Prof. H. Theil“ dankte.

Als abschließende Würdigung kann ich nur sagen, auch eine kleinere Gemeinde kann ihre Bedeutung, ihre Geschichte haben, wie dies sich auch aus allen Beiträgen zur Prudner Gemeindechronik ergeben wird. Ich wünsche dem Redaktionsteam viel Erfolg, diese Arbeit zu einem guten Abschluss zu bringen.

Pforzheim im Januar 2009

Julius Henning

## **Der Kampf mit dem Wildschwein**

### **Alfred Tatter**

Es war im Winter 1940/41. Mein Bruder Franz und ich waren beim Holzmachen im Bunjdel (ich schreibe den Namen in unserer sächsischen Mundart). Wir waren fast ganz hinten im Winkel, dort wo die Jugend immer das Immergrün holte. Wir waren dort ganz allein, aber weiter vorne, etwa 200 m von uns, waren noch mehrere am Holzmachen, die wir nur hören, jedoch nicht sehen konnten, weil dort der Wald einen Bogen macht.



### **Das Wildschwein erscheint**

Plötzlich brach bei denen ein großes Geschrei aus. Wir ahnten etwas Ungewöhnliches. Nachdem das Getöse etwa eine Minute gedauert hatte, sahen wir auch schon ein Wildschwein, welches das Tal in Richtung „Breite“ durchqueren wollte, hinterher etwa 6-7 Mann und ein Hund. Der Hund gehörte Hans Botschner, der neben der Kirche wohnte. Er selber war auch dabei und außer ihm noch mein Cousin Franz Menning und der Paul Michael. Die anderen habe ich vergessen. Wir greifen ein sobald wir das Wildschwein sahen, liefen wir auch hin. Mein Bruder hatte seine Axt fallen lassen, aber ich nahm meine mit. Wir kamen in die Nähe, etwa 50 m von Michael Keuls Hütte. Einen Stecken brach sich mein Bruder ab und ging das Schwein von der

Seite an. Als er ihm zu nahe kam, gab das Schwein einen Laut von sich und ging mit offenem Maul auf ihn zu. Doch als mein Bruder zwei Schritte zurückwich, ließ es wieder von ihm ab und lief seinen Weg weiter.

### **Die Erlegung des Schweins**

Es hatte ihm noch keiner einen Schlag gegeben. Am wenigsten traute sich der Hund ran. Der machte den größten Bogen um das Schwein, das inzwischen nur noch 5 m vom Waldrand entfernt war. Dort war Gestrüpp, es durfte uns also nicht dorthin entweichen. Deshalb setzte ich zu einem Spurt an und dann verlief alles genau so wie ich es mir vorgestellt hatte: Den ersten Schlag mit der Axt versetzte ich ihm aufs Kreuz. Das Schwein gab einen gräßlichen Laut von sich und drehte sich um, so traf ich es mit dem zweiten Schlag auf die Stirn und es brach zusammen. Damit es ausblutete hieb ich ihm die Kehle durch. Nun muß ich unseren Freund, den Michael Paul, noch einmal extra erwähnen. Als wir nun so um das Schwein herumstanden - wir waren 8 oder 9 Mann - da trat er auf mich zu, griff nach meiner Axt und sagte:

„Lass mich doch die Balmung (Siegfrieds Schwert) einmal ansehen!“

Das Schwein wurde dann auf einen niederen Schlitten geladen und beim Bürgermeister Keul abgeliefert. Dort übernahm es der Jäger Fritz Weprich und verwertete es, ich erhielt ein Stück davon.

### **Erinnerung an Michael Paul**

In der Annahme, daß unser Freund Michael Paul unsere „Prudner Nachrichten“ auch erhält, möchte ich ihn, aber auch alle anderen Landsleute an das Lied erinnern, das sein Bruder Franz Paul aus Heltau nach Pruden gebracht hatte und es auf dem Schifferklavier spielte. Sie sangen dann beide dazu. Die zweite Strophe begann so:

Nach England angelangt  
nahm ich gleich zur Hand  
Bleistift und Papier  
schrieb dies Brieflein Dir usw.

Lieber Michael, damals hat niemand geahnt, daß Du einmal in England landen würdest. Und niemand hat geahnt, daß wir, die wir damals einen so kleinen Kreis um das Wildschwein bildeten, einmal so weit auseinandergeraten würden. Du in England, der Hans Botschner am Chiemsee, der Franz Menning noch in Rumänien, ich in der Frankfurter Gegend. Mein Bruder liegt auf einem Heldenfriedhof in Italien, auf einem Berg über 900 m hoch unter fast 32. 000 Gefallenen, zwischen Bologna und Firenz. Dies zur Information der Landsleute, die noch nicht wußten, wo mein Bruder geblieben ist.

Herzlichen Gruß an alle Prudner von

Alfred Tatter

## **Der Fürstenbrunnen**

Zwischen Pruden und Zendersch liegt unterhalb des Waldes ein entlegener Winkel - „Klesdaul“ (Kiestal) genannt -, wo sich eine fließende Quelle befindet, die von den Prudnern als Fürstenbrunnen bezeichnet wird. Hier hielt sich früher viel Wild auf, und oft kamen hierher Jäger, um zu jagen. Einmal veranstaltete hier ein Fürst eine grosse Jagd, zu der er viele Adlige einlud, darunter auch einen armen Grafen, der seiner schönen Tochter den Hof machte. Das Mädchen hatte sich gleichfalls in den jungen Mann verliebt und wollte unter keinen Umständen von ihm lassen, wiewohl ihr Vater alles in Bewegung gesetzt hatte, um das Liebesglück der beiden zu zerstören. Als sein Bemühen ohne Erfolg blieb, warb er Mörder, die den Grafen während der Jagd meuchlings ums Leben bringen sollten. Als der Graf allein zur Quelle im „Klesdaul“ ritt, vom Pferd stieg und sich bückte, um Wasser zu trinken, trat einer der gedungenen Mordgesellen aus dem Busch hervor und stiess dem Trinkenden einen Dolch in den Rücken: Der Mann blieb tot an der Quelle liegen. Der Mörder bekam nach vollendeter Tat sein Blutgeld vom Fürsten, der überaus froh war, den nicht standesgemässen Liebhaber seiner Tochter aus der Welt geschafft zu haben. Nach der Jagd fragte das Mädchen seinen Vater, wo der junge Graf denn geblieben sei, da er noch immer nicht komme. Der Fürst erklärte ihr, dass er nichts über seinen Verbleib wüsste. Doch das Mädchen erfuhr, was draussen im Wald geschehen war. Sie eilte rasch zum Brunnen und fand dort ihren toten Geliebten. Vom Schmerz überwältigt, legte sie sich neben den Toten, zog den Dolch aus dessen Leib und stiess sich ihn ins Herz.

Als der Fürst das Verschwinden seiner Tochter entdeckte, liess er sie, sofort überall suchen. Endlich brachte man ihm die Nachricht, dass sie tot neben dem ermordeten Grafen liege. Da wurde der Fürst traurig. Nach einigen Tagen liess der vom Schmerz über den Tod seiner Tochter gebrochene Fürst alle Väter von erwachsenen Kindern zu sich rufen und erzählte ihnen die Geschichte seiner Tochter und das von ihm an ihr begangene Verbrechen. „Begriffet, ihr Männer, was aus Liebe und Liebesschmerz entstehen kann“ sprach er abschliessend. „Lasset daher euren Kindern die Wahl, sich ihre Lebenspartner selbst auszusuchen und zwinget sie nicht, unglücklich zu sein!“ Seit dieser traurigen Begebenheit heisst jene Quelle zwischen Pruden und Zendersch Fürstenbrunnen.

*Aus: „Neuer Weg“, vom 4. Juli 1987*

## **Der Zauberbusch in Pruden**

Der Zauberbusch ist ein enger, fast dunkler Winkel, der sich vom Nordwesten gegen Südosten hinzieht und dessen beiderseitige sehr steile Berge vom oberen Kamme bis zur Talsohle mit dichten Büschen bewachsen sind.

Hier hauste in alten Zeiten ein lebendes Wesen; dasselbe hatte nur einen Gänsefuß, trug einen dreieckigen Hut, grauen Bart, ähnlich dem eines Popen und ein großes dickes Buch, woraus es Zauberformeln sprach.

Siebenbürgische Sagen von Friedrich Müller & Misch Orend 1972

# Witze

## Ehe - Witz

Sie sagt: „Mein süßer Liebling, mein kleines Schatzilein, mein Schnuckiputzi!“

Er: „Ja, was ist denn, Liebes?“

Sie: „Halt den Mund, ich rede mit dem Hund!“

Der Ehemann ist vor Sorge ganz grün im Gesicht. Fragt ihn ein Freund: „Was ist denn los mit dir?“ „Ich mache mir Sorgen um meine Frau.“ „Was hat sie denn?“ „Das Auto.“

Ein Mann kommt betrunken um vier Uhr morgens heim. Im Flur steht seine Frau, wütend, mit einem Besen in der Hand. Fragt er: „Bist du am Putzen oder fliegst du weg?“

## Bauern - Witz

Ein Bauer zum anderen im Lokal: „Sag mal, Hubert, rauchen deine Kühe?“

„Blödsinn, natürlich nicht.“ - „Dann brennt dein Stall!“

## Auto - Witz

Ein Polizist stoppt einen Wagen. Der Fahrer ist völlig blau. Polizist: „Mein Herr, in Ihrem Zustand sollten Sie die Hände weg vom Steuer lassen!“ Autofahrer: „Was? Wenn ich besoffen bin, soll ich auch noch freihändig fahren?“

## Patienten - Witz

„Stell dir vor, bei der Operation hat der Arzt einen Schwamm in meinem Magen vergessen.“ „Wie schrecklich, hast du sicher furchtbare Schmerzen?“ „Nein, aber dieser ständige Durst...“

Der Arzt stellt ein Rezept aus und sagt: „Sie müssen das Medikament in einem Zug nehmen!“ „Das trifft sich ja gut, ich arbeite bei der Deutschen Bahn!“

„Und von diesen Tropfen,“ sagt der Augenarzt zum Patienten, „träufeln Sie dreimal täglich vier in jedes Auge.“ - „Vor oder nach dem Essen, Herr Doktor?“

## Psychiater - Witz

Kommt eine Frau zum Psychiater: „Herr Doktor, ich glaube, mein Mann ist verrückt! Jeden Morgen beim Frühstück isst er die Kaffeetasse auf und lässt nur den Henkel übrig.“ Sagt der Arzt: „So ein Irrer, wo der Henkel doch das Beste ist.“

## Angler - Witz

Ein Angler geht Eisfischen. Als er ein Loch in die Eisfläche geschlagen hat, ertönt eine Stimme: „Hier gibt es keine Fische!“ Der Mann geht weiter, klopft ein neues Loch. Wieder die Stimme: „Hier gibt es keine Fische!“ Beim dritten Mal hebt der Mann die Angel zum Himmel, fragt: „Bist du es o Herr?“ Darauf die Stimme: „Nein, ich bin der Platzwart vom Eisstadion.“

## Abschlussarbeiten am Heimatbuch Pruden

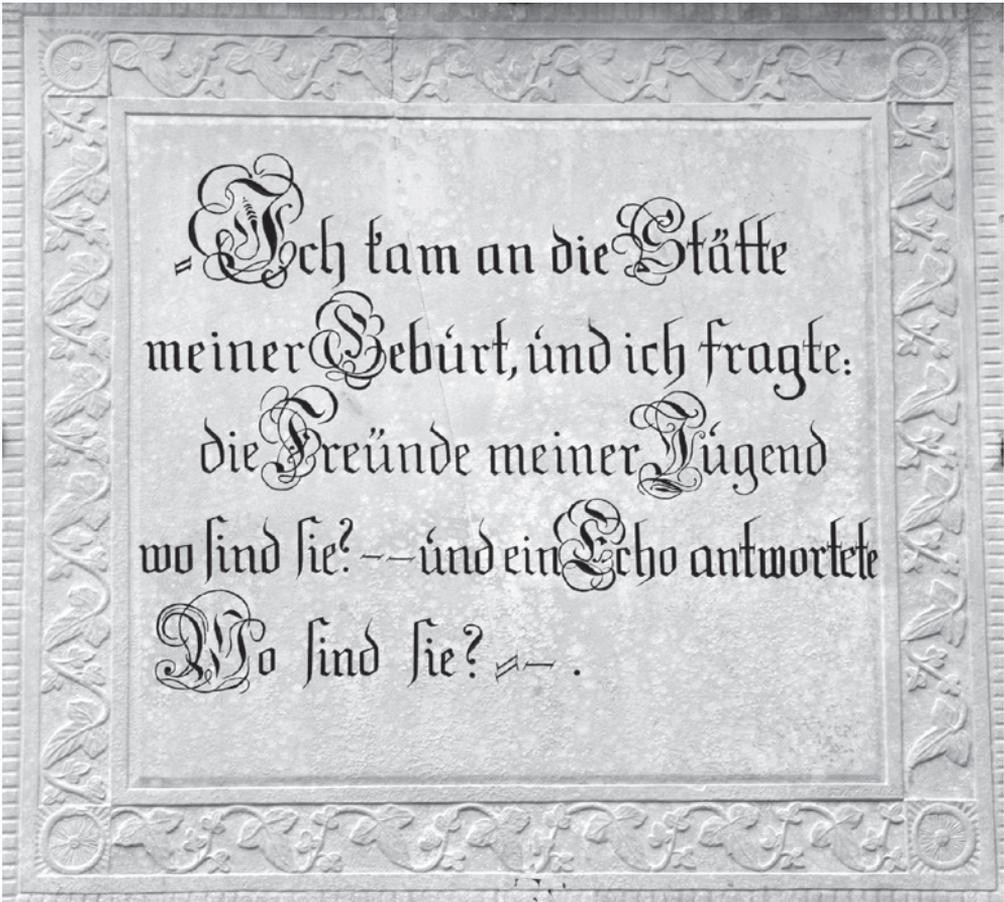


*Horst Göbbel und Lukas Geddert / März 2009 Foto: Dagmar - Herta Geddert*



*Dieter Wolff und Lukas Geddert / März 2009*

## Vermächtnis und Ausblick



*Eine jahrhundertealte Inschrift an der Stadtmauer von Dinkelsbühl*

„Pax intrantibus, salus exeuntibus“  
„Friede den Einkehrenden, Wohlergehen den Fortgehenden“

*Eine jahrhundertealte Inschrift am Spitaltor in Rothenburg*

## **Gemeinschaft der Prudner Siebenbürger Sachsen - wie lange noch ?**

Nach gegenwärtigem Stand der Dinge und unter Berücksichtigung der radikalen Entwicklungen der letzten rund 60 Jahre muss offen bekannt werden: die siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaft der Prudner wird wohl in absehbarer Zeit der Geschichte angehören. Jedoch: so lange es noch gebürtige Siebenbürger Sachsen bzw. von gebürtigen Siebenbürger Sachsen Abstammende aus Pruden gibt, die einerseits das durch ihre siebenbürgisch-sächsische Identität geprägte Bedürfnis und Bewußtsein haben, ihr Gefühl der Zusammengehörig-



*„Stadtbaustein“ am Münsterplatz in Dinkelsbühl*

keit zu äußern und so lange es Siebenbürger Sachsen oder von diesen Abstammende gibt, die sich engagiert dafür einsetzen, diese Gemeinschaft, solange es sie gibt, organisatorisch zu betreuen, diese Menschen zu verschiedenen Anlässen und Veranstaltungen zusammenzuführen, wird es diese Gemeinschaft noch geben.

Eines bleibt klar: Diese Gemeinschaft ist es wert, erhalten zu bleiben.

Möge auch diese Prudner Veröffentlichung dazu beitragen.

Nürnberg, im Februar 2009

Lukas Geddert

# Quellen- und Literaturverzeichnis

## Quellen – Bibliografie

### Auswahl

Zur Erstellung des Heimatbuches Pruden wurden verschiedene Quellen benützt. Meistens haben die einzelnen Verfasser ihre Quellen im Text selbst genannt. Hier soll auch deswegen nur eine minimale Auswahl von benutzten Quellen aufgelistet werden.

Baier, Hannelore: Deportarea etnicilor germani din România în Uniunea Sovietică. 1945, Sibiu, 1994.

Bergel, Hans/Myß: Walter (Hrsg.): Wir Siebenbürger. Wort und Welt Verlag Innsbruck 1986.

Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Informationen zur politischen Bildung 225 Ostmitteleuropa und Südosteuropa, Bonn, 1989.

Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa Band 3: Das Schicksal der Deutschen in Rumänien, Herausgeber: Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, dtv München 1984 (unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957).

Fabini, Hermann: Atlas der siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen und Dorfkirchen Band I, Monumenta Verlag Hermannstadt Band I, 1998, Band II, 1999.

Frühm, Thomas: Wetterleuchten über Siebenbürgen. Erinnerungen eines siebenbürgisch-sächsischen Schulmannes, Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks, München 1958.

Gerster, Georg/Rill, Martin: Siebenbürgen im Flug. Das deutsche Siedlungsgebiet: seine Kirchenburgen, Dörfer, Städte und Landschaften, Edition Wort und Welt, München, 1997.

Göbbel, Horst (Hrsg.): Abschied aus der Geschichte – Jaad in Siebenbürgen – Werden und Niedergang einer deutschen Gemeinde, Nürnberg 1990.

Kroner, Michael/Göbbel, Horst: Vor 50 Jahren: Flucht – Deportation – Enteignung – Entrechtung – Die Siebenbürger Sachsen – 23. August 1944 bis 1947, Nürnberg 1994.

Kroner, Michael: Von der Ansiedlung bis zur Aussiedlung – 850 Jahre Siebenbürger Sachsen, Nürnberg 1992.

Kroner, Michael: Schriftenreihe Geschichte der Siebenbürger Sachsen und ihrer wirtschaftlich-kulturellen Leistungen (in 12 Heften: 1. Völkervielfalt und staatliche Zugehörigkeit Siebenbürgens. 2. Die Siebenbürger Sachsen vor der Ansiedlung bis zur Auflösung des Königsbodens 1876. Ihre Rechtslage auf Sachsen- und Komitatsboden, Mongoleneinfälle, Türkenabwehr, Bürgerkriege, Revolution von 1848/49. 3. Im ungarischen und rumänischen Staatsverband von 1876 bis 1940. Die Siebenbürger Sachsen im Ringen um nationale Selbstbehauptung. 4. Niedergang und Auflösung eines 850jährigen Gemeinwesens (1940 bis 1999). Die Siebenbürger Sachsen in der Zeit des Nationalsozialismus, Kommunismus und Postkommunismus. 5. Wirtschaftliche Leistungen der Siebenbürger Sachsen. Städtewesen, Zünfte, Handel, Industrie, Banken, Landwirtschaft. 6. Kirche und Schule bei den Siebenbürger Sachsen. Stützen eines

850jährigen deutschen Gemeinwesens. 7. Kultur- und Kunstdenkmäler der Siebenbürger Sachsen. Architekturhistorische und kunstgeschichtliche Entwicklung der Dörfer und Städte, der Kirchen und Kirchenburgen sowie anderer Wehranlagen und weltlicher Bauwerke. Kunstgewerbe und bildende Kunst. 8. Siebenbürgisch-sächsische Kulturleistungen. Literatur, Wissenschaft, Theater, Musik, Buchdruck, Museen, Pressewesen. 9. Gemeinschaftliche Einrichtungen, Brauchtum und Sprache. Vereinsleben, Nachbarschaften, Bruder- und Schwesternschaften, Brauchtum, Feste, Volkskunst, Trachten, Mundart. 10. Die Siebenbürger Sachsen in Deutschland, Österreich, den USA und Kanada. 11. Geschichte der Siebenbürger Sachsen in Daten. 12. Urkunden, Dokumente, Berichte zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen) Nürnberg 1997-2002.

Diese Texte veröffentlichte Dr. Michael Kroner 2007 und 2008 zusammengefasst in zwei stattlichen Bänden unter dem Titel „Geschichte der Siebenbürger Sachsen“. Im Verlag Haus der Heimat in Nürnberg.

Längin, Bernd G.: Unvergessene Heimat Siebenbürgen – Städte, Landschaften und Menschen auf alten Fotos, Weltbild Verlag, Augsburg 1995.

Myß, Walter (Hrsg.): Lexikon der Siebenbürger Sachsen – Geschichte – Kultur – Zivilisation – Wissenschaften – Wirtschaft – Lebensraum Siebenbürgen (Transsilvanien), Wort und Welt Verlag, Innsbruck 1993.

Nägler, Thomas: Die Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen, Bukarest, Kriterion Verlag, 1992.

Roth, Harald: Kleine Geschichte Siebenbürgens. Köln u.a. 1996.

Wagner, Ernst: Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Ein Überblick, Wort und Welt Verlag, Innsbruck 1981.

Wagner, Ernst: Die Pfarrer und Lehrer der Evangelischen Kirche A.B. in Siebenbürgen. Bd. 1: Von der Reformation bis zum Jahre 1700. Köln u.a. 1998.

Wagner, Ernst: (wie oben): Historisch-statistisches Ortsnamenbuch für Siebenbürgen. Studia Transylvanica, Bd. 4. Köln u.a. 1997.

Wagner, Ernst: (wie oben), Hg., Quellen zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen 1191-1975 mit Ergänzungen 1186, 1654, 1748, 1923, 1938 und 1978. Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens, Bd. 1. Köln u.a. 1981.

Weber, Renate und Georg: Zendersch – eine siebenbürgische Gemeinde im Wandel, München, 1985.

URKUNDENBUCH zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Bd. 3. Hg. Friedrich Zimmermann, Carl Werner und Georg Müller. Hermannstadt 1902.

URKUNDENBUCH (wie oben), Bd. 5. Hg. Gustav Gündisch. Köln u.a. 1975.

URKUNDENBUCH (wie oben), Bd. 7. Hg. Gustav Gündisch, Herta Gündisch, Konrad G. Gündisch und Gernot Nussbächer. Bukarest 1991.

Zimmermann, Harald: Siebenbürgen und seine Hospites Theutonici. Vorträge und Forschungen zur südostdeutschen Geschichte. Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens, Bd. 20. Köln u.a. 1996.



Pruden 1977

Ich möchte Ihnen einen Ausschnitt aus einem Brief von unserer Lehrerin Zira Zenn an Michael Dengel, im Dezember 1991, zukommen lassen, der mich sehr beeindruckt hat und viel über unser Pruden aussagt: „... Wenn ich an Pruden denke, beschleicht mich eine tiefe Traurigkeit. Ich sehe „den Plotz“ mit den drei Straßen, die für uns der Weg in die Welt waren. Mein Neffe Sucki sagt oft, weil wir von Dunnesdorf und Epesch so oft zu Fuß gegangen sind, sind wir gesund geblieben. – Ich sehe weiter, das Dorf von Wald- und Feldgürtel umgeben, und ich höre „bam Bronnen“ das Wasser singen („Vom Tage, vom heute gewesenem Tage“). Nirgends auf der Welt habe ich je einen so reichen Sternenhimmel gesehen als eben in Pruden! Menschen aller Art stehen vor mir. Die meisten waren gut. Nun ist alles gewesen! ...“



Pruden 2008

Foto Lukas Geddert



## **Af deser Ierd**

**Af deser Ierd do äs en Land  
Si hisch es nichen andert,  
ech sint mech äng no äm zeräck,  
wä ech de Wält durchwandert.**

**Än desem Land äs en Gemin,  
si inich wä en Guerten  
en hescher hun ech net gesähn,  
af allen menjen Fuerten.**

**Än dier Gemin do stiht en Hous,  
huet nichen prächtich Hallen  
und doch huet uch det Kenengsschloß  
mir net esi gefallen.**

**Dänn en diem Hous do wunt men Schatz,  
di mir de Traou gehalden  
und all men Froud und all men Gläck  
äs en diem Hous enthalden.**



**Af deser Ierd**

**Af deser Ierd do äs en Land  
Si hisch es nichen andert,  
ech sint mech äng no äm zeräck,  
wä ech de Wält durchwandert.**

**Än desem Land äs en Gemin,  
si inich wä en Guerten  
en hescher hun ech net gesähn,  
af allen menjen Fuerten.**

**Än dier Gemin do stiht en Hous,  
huet nichen prächtich Hallen  
und doch huet uch det Kenengsschloß  
mir net esi gefallen.**

**Dänn en diem Hous do wunt men Schatz,  
di mir de Trao gehalden  
und all men Froad und all men Gläck  
äs en diem Hous enthalden.**



**Lukas Geddert Pruden mitten in der Welt**



**Lukas Geddert**



**Pruden mitten in der Welt**

**Ein Dorf im Schäßburger Stuhl  
in Siebenbürgen**